Princeton University Library
32101 065278895

Digitized by Google

1902
154
ANNEX

Library of
Princeton University.

Germanic
Seminary.

Presented by
The Class of 1891.

Digitized by Google

Digitized by Google

Hermes

oder

kritisches Jahrbuch der Literatur.

Zweites Stück

für

das Jahr 1819.

Preis des Jahrgangs von 4 Stücken 8 Thlr. (14 fl. 24 kr.) und eines einzelnen Stücks 2 Thlr. 6 gr. (4 fl. 5 kr.).

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1819.

Printed in Germany

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

I. Koloczaer Codex altdeutscher Gedichte, herausgegeben von Mailáth und Köffinger. 1

II. Jean Paul's neuliche Vorschläge, die Zusammensetzung der deutschen Substantive betreffend. 27

III. Parallel drawn between the two intended chinese Dictionaries by Morrison and Montucci. 53

IV. Geschichte Andreas Hofer's, durchgehends aus Originalquellen. 36

V. Das Heer von Innerösterreich unter den Befehlen des Erzh. Johann, durchgehends aus offiziellen Quellen. . . 48

VI. Krug's System der praktischen Philosophie. Erster Theil. Rechtslehre. 56

VII. Das Theater zu Athen, hinsichtlich auf Architektur, Scenerei und Darstellungskunst, erläutert von Genelli. . . 90

VIII. Darstellung eines Schauspielhauses, nebst einer Abhandlung über Grundzüge der Theaterbaukunst, von Catel. . . . 95

IX. Handbuch der praktischen Krankheitslehre, von Kreysig. 100

X. Gemmen — und Sinnbilder der Christen — erläutert von Arthur vom Nordstern. 157

XI. Krug's politische Kreuz- und Queerzüge. 167

XII. Ueber Deutschlands Nazionalbildung, von Hillebrand. 174

XIII. Essai sur l'instruction des aveugles, par Guillié. . 185

XIV. Karikaturen des Heiligsten — und die gute Sache — von Steffens. 192

XV. Schriften über das Turnwesen — von Guts Muths, Kayßler, Steffens und Passow. 224

XVI. Ueber die gegenwärtigen Verhältnisse des christlich-evangelischen Kirchenwesens in Deutschland, von v. Bülow. . 239

XVII. Systematischer Grundriß des praktischen europäischen Völkerrechts, von Schmelzing. 247

XVIII. Dibdin's bibliographical Decameron (2ter Art.) . 274

XIX. Zeit- und Flugschriften.

1. Mémoire sur l'Allemagne, par M. de S. (Stourdza) 288

2. Aktenstücke zur Beleuchtung der badenschen Territorialfrage. 307

(RECAP) 491175

Digitized by Google

Seite

3. Ueber förmliche Wahrheit und kirchliche Freiheit. . 310
4. Friedrich, König von Würtemberg. . . . 312
5. Leben und Schicksale des Grafen Las Casas. . . 314
6. Projet de pétition, par le Comte de Las Cases. 317
7. Winkelmann's letzte Lebenswoche, von Rosetti. 318
8. Seltsame Leiden eines Theaterdirektors. . . . 319
9. La Campagne de 1815, par Gourgaud. . . 321

Anhang.

(Ausländische Literatur.)

I. Considérations sur les principaux événemens de la Révolution Françoise. Ouvrage Posthume de Mad. la Baronne de Stael. Publié par M. le Duc de Broglie et M. le Baron A. de Stael. 5 Tomes. 1818. I

II. Des pouvoirs et des obligations des Jurys, par Sir Richard Philipps, ouvrage traduit de l'anglais par M. Comte. — De l'institution du Jury en France et en Angleterre; par M. Ricard d'Allauch. — De la justice criminelle en France; par M. Berenger. — Reflexions sur l'état actuel du Jury, de la Liberté individuelle et des Prisons; par M. C.... (Cottu), Conseiller à la Cour royale de Paris. — Principes de Politique; par M. Benjamin Constant. — De la Legislation Anglaise sur le Libelle, la Presse et le Journaux; par M. de Montvéran. — Essai sur l'Organisation du Jury de Jugement et sur l'Instruction criminelle; par M. Oudart, Ancien Conseiller à la Cour de Cassation. — On the law of Libels; by F. L. Holt. . XXIX

Zugabe.

Sendschreiben von Heinrich Voß d. j. an den Rezensenten der Vossischen Shakspeare-Uebersetzung im ersten Stücke des Hermes. . XXXIX

Digitized by Google

Hermes.

Zweites Stück von 1819.

No. II.

I.

Koloczaer Codex (Handschrift) altdeutscher Gedichte. Herausgegeben von Johann Nep. Grafen Mailáth und Johann Paul Köffinger. Pesth, 1817. Bey Konrad Adolph Hartleben. XX und 464 S. (Preis 2 Thlr. 12 Gr.)

Die neu aufblühende Forschung deutscher Vorzeit hat der erfreulichsten Ereignisse schon manche erfahren, wozu wir besonders die rechnen, daß selbst das Ausland billigend oder selbst unterstützend hinzugetreten ist. Eine solche sehr erfreuliche Erscheinung ist denn nun auch besonders der vorliegende Band altdeutscher Erzählungen, welche ein treflicher ungarischer Graf, ergriffen von der Gediegenheit und dem Werthe deutscher Vorzeit, mit Ueberwindung gewiß vieler Hindernisse, der deutschen Gelehrten-Welt schenkt. Es ist hier besonders zu wünschen, daß wir Deutsche dem Fremden unsere Erbärmlichkeit zu verbergen suchen und daß ein jeder, dem die Ehre des deutschen Vaterlandes nur einigermaßen am Herzen liegt, durch Ankauf dieses Werk unterstützt, nicht aber, daß dieses Unternehmen wieder so lauwarm aufgenommen wird, wie alles Vaterländische bis jetzt empfangen worden ist, daß Herausgeber und Verleger den Muth verlieren müssen, irgend etwas aus deutscher Vorzeit der Vergessenheit zu entreißen, indem meisthin das dürftigste Verlangen gedeckter Kosten nicht einmal befriedigt werden kann. Der größte Theil des Deutschthums besteht bei den Meisten noch im Deutsch-thun, nicht im Handeln.

Nachdem durch den wackern Kovachich, der nicht bloß für das Schriftenthum seines Vaterlandes, sondern auch für das des deutschen Landes, insofern sich davon Bruchstücke in Ungarn befinden, ein unermüdlicher Sammler ist, die erste Nachricht von dieser Handschrift in Schlegel's deutschem Museum (IV. 404) mitgetheilt ward, wurde auch die Auf-

Digitized by Google

merksamkeit deutscher Arbeiter in dem Felde altdeutscher Gelahrtheit darauf gerichtet und so wohl die Gebrüder Grimm als auch der Schreiber dieses, vielleicht noch mehr, machten den Versuch, einige Stücke daraus zu erhalten. Dieser Wunsch wird jetzt auf die erfreulichste Art und Weise erfüllt.

Die koloczaer Handschrift gehörte wahrscheinlich in die Büchersammlung des ungarischen Königs Mathias Corvinus, welcher, Künste und Wissenschaften liebend und mit fürstlichem Aufwande unterstützend, das königliche Beispiel gab, auf die Abschriften alter Handschriften allein jährlich 33,000 Goldgülden zu verwenden. Diesem fürstlichen Sinne verdankt, zweifels ohne, diese Handschrift ebenfalls ihre Entstehung.

Die Vermuthung, daß sie mit der heidelberger-vatikanischen Handschrift der Erzählungen übereinstimmt, können wir zur Gewißheit erhärten, indem die heidelberger Handschrift vor uns liegt und wir daher diesem Werke keinen bessern Dienst erzeigen zu können glauben, als wenn wir die wichtigsten Abweichungen beider Handschriften hier in dieser Beurtheilung niederlegen. Es würde eine buchstäbliche Vergleichung nicht unwichtig seyn, aber sie würde die Gränzen dieses Blattes überschreiten, vielleicht können wir sie als Anhang zu dem vorliegenden Werke liefern. Nur was sinnändernde oder wichtig sprachliche Verschiedenheit ist, kann hier eine Anführung finden.

Bei großer Gleichförmigkeit, sind doch der Abweichungen manche, wir geben sie hier nach der Reihe, wie von S. VIII an die Handschrift zu Kolocza beschrieben ist. Die erste Seite ist leer, darauf steht, vielleicht im 16. Jahrhundert geschrieben: Allerley Gedicht und Fabel. Mit der zweiten Seite des ersten Blattes fängt gleich die Handschrift an. Eine Inhaltsanzeige ist nicht vorgesetzt, wir werden aber die Ueberschriften mit den hier im Drucke mitgetheilten vergleichen, um auch so gleich eine Uebersicht der ganzen Handschrift zu bewirken. Die erste Blätter-Lage besteht aus einem Bogen, die zweite und dritte jede aus 3 Bogen, also sechs Blättern, und mit der vierten fangen vier Bogen an, also acht Blätter, welches wahrscheinlich durchgeht. Wir werden indessen bald sehen, daß die ersten Blätter ganz verbunden sind. Der Blätter sind 374, also bedeutend mehr, als in der koloczaer Handschrift; die Angaben von der Thierhaut, worauf sie geschrieben und von der Schreibweise passen auch auf die heidelberger Handschrift. Die Seiten sind auch in zwei Spalten beschrieben. Jede Spalte enthält wie dort 40 Zeilen, welche Uebereinstimmung Blatt für Blatt, wenigstens gewiß Anfangs, durch die im ersten Gedichte vorkommende Lücken bewiesen wird. Die Schrift

Digitized by Google

hat Aehnlichkeit mit der Schrift in der schönen königsberger Handschrift des Barlaam und Josaphat und setzen wir sie in die zweite Hälfte des 14ten Jahrhunderts. Die Schrift steht zwischen Linien; zwei oben und zwei unten, (zwischen denen immer zwei Zeilen stehen), wurden durchgezogen bis an den Rand des Blattes. Drei senkrechte Linien auf jeder Spalte zeichnen den Anfang und das Ende des Verses aus und vorn stehen zwei dicht zusammen, um den Anfangsbuchstaben des ersten, dritten, fünften u. s. w. Verses zwischen sich aufzunehmen, denn die ungleichzahligen Verse sind aus- und die gleichzahligen eingerückt, doch treten dabei häufige Versehen des Schreibers ein. Die Anfangsbuchstaben der Absätze wechseln zwischen roth und blau, sind aber nur so groß, daß sie zwischen zwei Linien Platz haben, wenige Ausnahmen, z. B. beim ersten Gedichte, wo vier Linien Raum dafür sind, abgerechnet; kleine schmale verzierende Züge sind häufig und gehen über eine halbe Seite tief nieder und noch weiter. Gegen das Ende fehlen sie, da der Schriftmahler ihre Einzeichnung vergessen hat. Abkürzungen gibt es nicht viele; sie werden ihres Ortes bemerkt werden. i hat nur dann einen feinen Strich, wenn es misverstanden oder mit einem andern Buchstaben zusammengezogen werden kann.

Was nun das Inhaltsverzeichniß betrift, so wird es durch die heidelberger Handschrift auf folgende Art geändert, oder bestätigt. Was nicht angemerkt ist, gleicht in beiden Handschriften einander. I. Ditz heizet daz gvldin lop vnſ' vrowen, Got helf daz wir ſi mvzen ſchowen. Bl. 1 bis 16. a. II. Hie hebent ſich vnſer vrowen grvze an. and'halb hvnd't wol getan. Bl. 16. a. bis Bl. 21. b. III. Ditz buch heiſt u. ſ. w. Schön gemalter Anfangsbuchstaben J., oben ein Mann auf Goldgrund, Mitte des Blatts ein kleiner Drache, unten auf dem Blatt ein laufender Hase. Bl. 22. a. bis Bl. 29. a. IV. Bl. 29. a. bis Bl. 34. a. V. Der Kato folgt erſt ſpäter, hier heiſt die Ueberſchrift wie bei X. Bl. 34. a. bis Bl. 34. b. VI. iſt: Hie hebet ſich ein mer an von einer edelen vrowen yſan. Bl. 34. b. bis Bl. 36. a. VII. hat die Ueberſchrift, welche unter XII. in der koloczaer Handſch. Bl. 36. a. bis Bl. 38. a. VIII. iſt gleich mit XIII. in der K. H. lobeber für lobere. Bl. 38. a. bis Bl. 38. b. IX. iſt wohl gleich mit XIV. in der K. H. lautet aber ſo in der Ueberſchrift. Ditz ist ein mere gvt. von einer vrowen vnd ir ſvn wol gemvt. Bl. 38. b. bis Bl. 39. a. X. ſtimmt mit XV. der K. H. Bl. 39. a. bis Bl. 40. a. XI. ſtimmt mit XVI. der K. H. hvbſchez

für schones. Bl. 40. a. bis Bl. 40. b. XII. gleich mit XVII. nur steht tovgenlichez für gut. Bl. 40. b. bis Bl. 41. a. XIII. gleich mit XVIII. nur autend. Hie ist ovch ein schône mer von einem tvmben schvler. Bl. 41. a. bis Bl. 41. b. XIV. gleich mit XIX, lautet aber: hie hebet sich ein mere an von einem mvnche vreizsam. Bl. 41. b. bis Bl. 42. b. XV. gleich mit X. einem suntigen. Bl. 42. b. bis 43. b. XVI. gleich mit XXI., aber so lautend: Ditz ist ein schones mere von einem apte lobebere. Bl. 43. b. bis Bl. 44. a. XVII. gleich XXII. hie ist ein schones wunder von vnser vrowen bilde besvnder. Bl. 44. a. bis Bl. 45. a. XVIII. glich XXIII. hie hebet sich ein mer an von einem Ritter wol getan. Bl. 45. a. bis Bl. 46. b. XIX. gleich XXIV. hie hebt sich ein schones mer an von einem edelen manne san. Bl. 46. b. bis Bl. 47. a. XX. gleich XXV. Ditz mere ist schone vnde gewer von einem stolzen maler. Bl. 47. a. XXI. glich XXVI. Ditz ist ein mere vnd ein wunder daz die tevfel einen brobst furten besunder. Bl. 47. a. bis Bl. 47. b. XXII. wohl gleich XXVII. Ditz ist ein schones mere von einem Ritter lobebere. Bl. 47. b. bis Bl. 48. b. XXIII. gleich XXVIII. Ditz ist ein schones mer von einem offen svnder. Bl. 48. a. bis Bl. 50. a. XXIV. wohl gleich XXIX. Ditz ist ein schones mere von einem Ritter lobewere. Bl. 50. a. bis Bl. 52. a. XXV. gleich XXX. Ditz ist ein schones mere von einem schvlere. Bl. 52. a. bis Bl. 54. b. XXVI. gleich XXXI. Ditz mere hebet sich an also von dem heiligen theophilo. Bl. 54. b. bis Bl. 56. b. XXVII. gleich XXXII. Ditz mere ist von einem edeln man Der wilent Ritter wart ysan. Bl. 56. b. bis Bl. 61. a. XXVIII. gleich XXXIII. Bl. 61. a. bis Bl. 62. a. XXIX. gleich XXXIV. Ditz ist ein bvch ze horen von zwelf schvleren. Bl. 62. a. bis Bl. 64. b. XXX. gleich XXXV., nur das Wort andern fehlt. Bl. 64. b. bis Bl. 66. b. XXXI. glich XXXVI. Ditz mere ist von dem graben mantel vnd vnser vrowen wunder an allen wandel. Bl. 66. b. bis Bl. 716. Diese Erzählungen gehören alle zu der Ueberschrift von den Wundern der Maria, denn das Ganze ist eine Reihe Wunder der heiligen Jungfrau. In der heidelberger Handschrift endet diese letzte Wundergeschichte wie sogleich folgt und geht dann zur XXXII über, die mit XXXVII der kol. Handschr. stimmt:

hie endet sich vnser vrowen wnder
So zeiget got ein anders dar vnder

Digitized by Google

wie eines kvnges mvnster volquam
von einer armen ſpinnerin helbelinc (halben Heller) ſan.
Mit dem ſi alle ir not vber quam.

Bl. 70. b. bis 71. b.

XXXIII. gleich V. der koloczaer Hd. Ditz bvchel heizet katho vnde liſet mán ez in der ſchvle do. Bl. 71. b. bis Bl. 75. a. XXXIV. gleich VI. Ditz bvchel iſt geheizen ein ſpigel aller tvgent. vnde ein maitzoge aller Jugent. Bl. 75. a. bis Bl. 78. b. XXXV gleich VII. Ditz bvchel heizet der tvgent krantz Daz mach vnſ an der ſele glantz. Bl. 78. bis Bl. 80. b. XXXVI. gleich XXXVIII. Bl. 80. b. bis Bl. 85. a. XXXVII. gleich XXXIX. Ditz heizet der vrowen u. ſ. w. ouch fehlt. Bl. 85. a. bis Bl. 87. b. XXXVIII gleich XL. buch für buchel. — bringet manchen in ſorgen bant. Bl. 87. b. bis Bl. 88. b. Von Bl. 88. b. bis Bl. 93. a. ſind alle Seiten ausgekratzt und auf das Ausgekratzte ſind folgende Gedichte geſchrieben: XXXIX gleich VIII. Ditz mere hie betzeiget war vmb got ſin haubt neiget. Bl. 88. b. bis Bl. 90. b. XL gleich IX der kol. Hdſchr. Ditz iſt der mvnch felix genant Der tut vnſ ditz mere bekant. (Gleicht dem Liede von dem Töchterlein des Groswardein. S. Büſching's Volksſagen Bd. I. S. 163.) Bl. 90. b. bis Bl. 92. b. Auf 93. a. iſt die erſte Spalte leer und man ſieht die ausgekratzten Reime, die wir vielleicht bei genauer Beſichtigung noch werden in der Folge leſen können; auch auf der zweiten Spalte ſind noch 6 Zeilen ausgekratzt.

XLI ſtimmt nun wieder mit der gleichen Zahl in der kol. Hdſchr. Bei der Ueberſchrift heißt die zweite Zeile: Got herre vnſ ſelben bie iſt. Bl. 93. a. bis Bl. 97. a. XLII. — wan er was nach hvngerſ tot. Bl. 97. a. bis Bl. 99. a. XLIII. Ditz iſt von einem Reiger ein mer Got vber hebe vnſ aller ſwer. Bl. 99. a. bis Bl. 101. b. XLIV. Ditz heizet des kotzen mere Got beneme vnſ u. ſ. w. Bl. 101. b. bis Bl. 103. b. XLV. Ditz mere iſt der Slegel genant vnd ſchvf im manic ere bekant. Bl. 103. b. bis III. a. XLVI. hie hebet ſich an die heidinne Got geb vns die ware minne. Bl. III. a. bis Bl. 123. a. XLVII. — heizet der —. Bl. 123. a. bis Bl. 128. b. Nun kommen wieder vielleicht Abweichungen.

In der heidelberger Handſchr. folgt. Ditz iſt ein mer von einem lvgener. Bl. 128. b. bis Bl. 129. a. dann folgt: So iſt ditz von einem ſchalke vnd iſt ein mere kranke. Bl. 129. a. bis Bl. 131. a. CLXIV.

Digitized by Google

Beide Erzählungen gehören zum Jüngling und obgleich ſie beſonders roth überſchrieben ſind, haben wir ſie doch hier nicht beſonders mit Zahlen bemerkt. XLVIII. — Die was ein vrowe beſa. Bl. 131. a. bis Bl. 137. b. XLIX. — der vrowen — mit gantzer —. Bl. 137. b. bis Bl. 140. a. L. Bl. 140. a. bis 141. a. LI. Bl. 141. a. bis Bl. 144. b. LII. — heiſt adams klag Die er leid mangen tag. Bl. 144. b. bis Bl. 147. a. LIII. — buch heizet — ameys Der gewan mancher hande preis. Bl. 147. a. bis Bl. 161. b. Hierbei iſt, doch nicht um die Zeit der Anfertigung der Handſchrift, ſondern jünger, eine Hand gezeichnet. LIV. Ditz iſt ein ſchones mere von einem velt bowere. Iſt LV in der Kol. H. Bl. 161. b. bis Bl. 164. b. LV. Ditz heizet des tevfels echte. Der pflag ein mait mit einem knehte. Bl. 164. b. bis Bl. 166. b. Iſt in der K. H. LVI. hie iſt des ſtickers (?) mere Got bvz vnſ vnſer ſwere. Bl. 166. b. Iſt LVII in d. K. H. LVII. Ditz iſt von dem richen man. vnd von Lazaro alſam. Bl. 167. a. bis Bl. 167. b. LVIII. Ditz bvch heizet vuchs Reinhart Got gebezzer vnſer vart. Iſt LIV in der K. H. Bl. 167. b. bis Bl. 181. b. LIX. Ditz iſt von der meſſe Der ſvlle wir niht ver geſſe. Trift nun wieder mit K. H. überein. Bl. 181. a. bis Bl. 183. b. LX. Ditz iſt von vnſers herren marter ſo Der vnſ helfe zv dem himel ho. Bl. 183. b. bis Bl. 184. a. LXI. Ditz iſt von den pfaffen Got hat vnſ geſchaffen. Bl. 184. a. bis Bl. 186. a. LXII. Ditz iſt von den di da der predige ſpottent vnd ſchinpfent. Bl. 185. a. bis Bl. 186. a. LXIII. hie ſait der ſtrickere Eines loters mere. Bl. 186. a. bis Bl. 186. b. LXIV. Ditz ſait der ſtricker von Salomon Got der gebe vnſ richen lon. Bl. 186. b. bis Bl. 187. b. LXV. hie ſait der ſtricker von drin vrunden die da raten kvnnen. Bl. 187. b. bis Bl. 188. b. LXVI. Bl. 188. b. LXVII. evh für uch. Bl. 188. b. bis Bl. 190. a. LXVIII. Ditz bvch heiſt der ieger —. Bl. 190. a. LXIX. — Got vns zv im geliebe. Bl. 190. a. bis b. LXX. Ditz iſt wie ein man von ſchvlden vz ſines herren hvlden quam. Bl. 190. b. bis Bl. 191. b. LXXI. Bl. 191. b. bis Bl. 192. a. LXXII. Bl. 192. a. bis b. Hier hat die Heid. H. eine Erzählung noch zwiſchen: Ditz iſt ein wirt herwergte geſte vnd tet in ovch daz beſte. Bl. 192. b. bis Bl. 193. a. LXXIII. Bl. 193. a. bis b. LXXIV. Ditz iſt wie ein kvnic zv hove wolde varn Got der mȳze vnſ bewarn. Bl. 193.

Digitized by Google

b. bis Bl. 194. b. LXXV. — nie niht — Bl. 194. b. bis Bl. 196. a. LXXVI. Ditz mere hebet ſich alſo an von vnſers herren lichnam. Bl. 196. a. bis Bl. 197. b. LXXVII. Ditz iſt von einer eyche —. Bl. 197. b. LXXVIII. Ditz iſt ein mer von einem vbelen ſpotter. Bl. 197. b. bis Bl. 199. a. LXXIX. — Gebvnden vf einen hamel wart. Bl. 199. a. LXXX. Ditz iſt ein mere gote weis wie ein wolf ein viſh erbeis. Bl. 199. a. bis Bl. 199. b. LXXXI. Ditz iſt ein mere von einem wildenere. Bl. 199. b. bis Bl. 200. a. LXXXII. Ditz mere iſt vnſ gegeben von den valſchen litgeben. Bl. 200. a. bis 201. a. LXXXIII. Ditz iſt ein mere zv dem leben von gelten vnd von wider geben. Bl. 201. a. bis 202. a. LXXXIV. ander fehlt. Bl. 202. a. bis b. LXXXV. wertlichen man. Bl. 202. b. bis 203. b. LXXXVI. Ditz iſt ein ſelzen mere von vier ſcharen lobebere. Bl. 203. a. bis Bl. 205. b. LXXXVII. Bl. 205. b. bis Bl. 206. a. LXXXVIII. Bl. 206. a. bis b. LXXXIX. — von den —. Bl. 206. b. XC. Bl. 206. b. bis Bl. 207. a. XCI. Welt ir mit vride beliben So hvt evh vor vbelen wiben. Bl. 207. a. XCII. Bl. 207. a. bis Bl. 208. a. XCIII. Ditz iſt ein mere beſvnder von einem hvnde grozev wunder. Bl. 208. a. bis Bl. 209. a. XCIV. Ditz mere iſt wie ein kvnic waz Der macht erdeinev vaz. Bl. 209. a. bis Bl. 210. a. XCV. hie ſtet ein vnd ander vnd von einem tier heizet Salemander. Bl. 210. a. bis Bl. 210. b. XCVI. Ditz iſt wie ein menſche mvge ſich verwurken vnd niht entvge. Bl. 210. b. bis Bl. 211. b. XCVII. Ditz iſt ein mere von einem ſvndere. Bl. 211. b. bis Bl. 212. b. XCVIII. Bl. 212. b. bis Bl. 214. a. XCIX. Ditz iſt von got ein mere vnd zv ſagen heilbere. Bl. 214. a. bis Bl. 215. b. C. Bl. 215. b. bis Bl. 217. a. CI. — die alle vnreht — ſtraffen. Bl. 217. a. bis Bl. 217. b. CII. — vnd die affen. Bl. 217. b. CIII. Ditz iſt wie ein man Einen wolf iagen began. Bl. 217. b. bis Bl. 218. a. CIV. Ditz iſt ein mere von einem wucherere. Bl. 218. a. bis Bl. 219. a. CV. Ditz iſt wie die wip ir man —. han für dan. Bl. 219. a. CVI. Ditz iſt wie ein man geniezen kan Siner frvmkeit wider ſin wip niht. Bl. 219. a. bis Bl. 220. b. CVII. Ditz iſt ein mere von den bvren ſeltzene. Bl. 220. b. bis Bl. 221. a. CVIII. — kneht cleidet ſan. Bl. 221. b. bis Bl. 222. a. CIX. Ditz iſt wie man in einer ſtat zwene market waren geſat. Bl. 222. a. bis Bl. 222. b. CX. —

Digitized by Google

den vliegen Die manger hande betrigen. Bl. 222. b. bis Bl. 223. a. CXI. Ditz iſt ein gebere vnd iſt von einef herren ſvn ein mere. Bl. 223. a. bis 224. b. CXII. Ditz iſt ein mere vil gvte wie ein herre ſinen man verſvchte. Bl. 224. b. bis Bl. 225. a. CXIII. Diſe dinch claget zv mere Des bvches tichtere. Bl. 225. a. bis Bl. 228. b. CXIV. — kvnge here Der heizet —. Bl. 228. b. bis Bl. 230. b. CXV. Ditz iſt von dem tevfel geſeit Der fvnf geiſte in die werlt bereit. Bl. 230. b. bis Bl. 232. b. CXVI. Ditz bvchel heizet der port Got Gebe vnſ des himels hort. Bl. 232. b. bis Bl. 238. a. CXVII. Ditz bvchel heizet die maze Got helf vnſ an die himel — Bl. 238. a. bis Bl. 239. b. CXVIII. Ditz bvchel heizet der werlt lon vnd ſtet mir fvr ein bon. Bl. 239. b. bis Bl. 241. a. CXIX. Ditz bvchel iſt keyſer otte genant Got der helf vnſ in ſin lant. Bl. 241. a. bis Bl. 246. a. CXX. Ditz mere vnſ hie ſait von der barmeherzikait. Bl. 246. a. bis Bl. 249. a. Iſt auf einem früher ausgekratzten Gedicht geſchrieben. CXXI. Ditz iſt der arme heinrich Got mach vnſ im gelich. Bl. 249. a. bis Bl. 258. b. Iſt CXXVI in der K. H. CXXII. Ditz mer iſt wie ein bloch wart begraben von der kvndigen gevatern rat. Bl. 258. b. bis Bl. 262. b. Iſt CXXVII in d. K. H. CXXIII. Ditz iſt ein ſeltzenes mere wie ein man ſin wip bat daz ſi nach ſinem tode ane man were. Bl. 262. b. bis Bl. 264. a. Iſt CXXVIII. in d. H. zu K. CXXIV. Ditz mere iſt von man vnd von wibe Die bie ein ander wolden niht beliben. Bl. 264. a. bis Bl. 265. a. Iſt CXXIX in d. K. H. CXXV. Ditz iſt ein mere ze halten von drin wunſch gewalten. Bl. 265. a. a. bis Bl. 266. b. Iſt in d. K. H. CXXX. CXXVI. Ditz mere wie ein wip iren man Lebendich begrub yſan. Bl. 266. b. bis Bl. 268. a. Iſt CXXXI in der K. H. CXXVII. Ditz iſt ein mere gvt genuc wie ein wip daz heize yſen trvc. Bl. 268. a. bis Bl. 269. b. Iſt CXXXII. der K. H. CXXVIII. — goltvarn kéver ſan — gelichet einer vrowen ſan. Bl. 269. b. bis Bl. 270. a. Iſt CXXXIII. d. K. H. CXXIX. Ditz iſt ein hvbſch mere von einem garthenere. Bl. 270. a. bis Bl. 271. a. Iſt CXXXIV. der K. H. CXXX. Ditz mere von einer kvnigin (?) iſt vnd von einer kvnigin vz —. Bl. 271. a. bis Bl. 272. a. Iſt CXXXV. d. K. H. CXXXI. Ditz mere iſt ſtete von dem wiltprete. Bl. 272. a. bis Bl. 273. a. Iſt CXXXVI. d. K. H. CXXXII. Ditz iſt der

Digitized by Google

kathern mere Got bvz vnſ vnſer ſwere. Bl. 273. a. bis Bl. 274. a. Iſt CXXXVII. der K. H. CXXXIII. — bizen —. Bl. 274. a. bis Bl. 274. b. Iſt CXXXVIII. d. K. H. CXXXIV. Ditz iſt wie ein kvnich yſan Einer katzen ouge gewan. Bl. 274. b. bis 275. a. die Reihe geht in d. K. H. nach den ſchon angegebenen Zahlen fort. CXXXV. kurtzer fehlt. Bl. 275. a. Nur 8 Verſe. CXXXVI. Bl. 275. a. bis Bl. 275. b. CXXXVII. — ein hvbſchez mere — Gevhvneren lobevere. Bl. 275. b. bis Bl. 276. b. CXXXVIII. Ditz iſt ein hvbſchez mere von einem toren der redet ſeltzene. Bl. 276. b. CXXXIX. — iſt ein — von den —. Bl. 276. b. bis Bl. 277. a. CXL. Ditz iſt ein mere von — — vnd iſt von — Bl. 277. a. bis Bl. 278. a. CXLI. Ditz ſchone mere ſol man gerne leſen wie ein riſe zwelfe man gezſe. Bl. 278. a. bis Bl. 278. b. CXLII. — ein ſchones mere — Bl. 278. b. CXLIII. Ditz iſt ein hvbſche ler von zwein kvnigen her. Bl. 278. b. bis Bl. 280. a. CXLIII. Bl. 280. a. bis Bl. 281. a. CXLIV. Ditz iſt daz ander mere von einem Jungen Ratgebere. Bl. 281. a. bis Bl. 283. a. CXLIV. Bl. 283. a. bis Bl. 293. a. CXLV. Ditz iſt ein ſchone lere von einem ackermanne here. Bl. 293. a. Bl. 295. a. CXLVI. — Die pflag ſeltzener ſinne. Bl. 295. a. CXLVI. — von dem wolfe — mer — ſtricker. Bl. 295. a. bis 296. a. CXLVII. Ditz iſt ein ſchone mere genuck wie ein Ritter entnomne cleider truck. Bl. 296. a. bis 297. a. CXLVIII. Ditz iſt von zwein herren ein mere Die warn gantzer triwen gewere. Bl. 297. a. bis Bl. 297. b. CXLIX. Ditz iſt ein gvt mere gehort wie ein man vant grozzen hort. Bl. 297. b. bis Bl. 298. a. CL. — rait vf einen kirchtack wol gemait. Bl. 298. a. bis b. CLI. — kramere nicht kamerere. Bl. 298. b. bis 299. b. CLII. Ditz iſt der Eulen mere Got büzze vnſ vnſer ſwere. Bl. 299. a. bis Bl. 301. a. CLIII. Ditz iſt wie ſich ein valke vf dem ſe vervlock Daz iſt ein ſeltzen mere noch. Bl. 301. a. bis 302. a. CLIV. — Got bvzze vnſ vnſer ſwere. Bl. 302. a. CLV. Ditz iſt von einem hane ein mere Got helfe vnſ vil gewere. Bl. 302. a. bis b. fällt, um doch wieder einen Nachweis zu geben, auf CLXIII der K. H. CLVI. Ditz iſt von einem ſchalke gvt der was hvbſch vnd wol gemvt. Bl. 302. b. bis Bl. 303. a. CLVII. — Den baiz ein mavſ harte ſer. Bl. 303. a. bis b. CLVIII. wiben für liben. Bl. 303. b. bis Bl. 304. b. CLIX. — von einer milten kvniginne

Digitized by Google

Got gebe — waren —. Bl. 304. b. bis Bl. 306. a. CLX. Ditz ist von vrowen eren vnd von der schanden strite zv leren. Bl. 306. a. bis Bl. 309. b. CLXI. Ditz sait der — wuchete. Bl. 309. b. bis Bl. 310. b. In der K. H. ist dies CLXIX. Nun kommen noch größere Abweichungen. CLXII. Ditz ist von zweier hande knehte phliht Der eine wolde Ritter werden der ander niht. Davon weiß die Kol. H. nichts. Bl. 310. b. bis Bl. 315. a. CLXIII. Ditz ist von den edelen steinen von den grözzen vnd von den cleinen. Bl. 315. a. bis Bl. 316. b. CLXIV. hie ist wie ein kneht ane vie vnd nacket vur vrowen in ein stvben gie. Stimmt mit K. H. CLXX. Bl. 316. b. bis Bl. 318. a. CLXV. Ditz ist ein selzen vart wie ein Ritter entnacket wart. Bl. 318. a. bis Bl. 318. b. Ist CLXXI. der K. H. CLXVI. Mähre ohne Ueberschrift, welche da gestanden, aber ausgekratzt ist. Der Anfang ist: HOret was einem manne geschach An dem sin elich wip zebrach Beide ir trewe vnd ir recht u. s. w. Bl. 318. b. bis Bl. 320. b. CLXVII. Hie ist wie an sente Mertines naht Ein gebovwer so vaste trank vber maht. Bl. 320. b. bis Bl. 322. a. Ist CLXXII. Der K. H. CLXVIII. Ditz ist von einem win flunt Der ver trank manich pfvnt. Bl. 322. a. bis Bl. 322. b. Fehlt in der K. H. CLXIX. Ditz ist von einem Lvderere Ein vil hvbschez mere. Bl. 322. b. bis Bl. 325. a. Fehlt in der K. H. CLXX. Ditz ist wie ein riche arger man hat Einen rostevscher vmb veile ros bat. Bl. 325. a. bis Bl. 327. b. Fehlt in d. K. H. CLXXI. Ditz ist des mvsez lere Got vns zv himel mere. Bl. 327. b. bis Bl. 328. a. Ist in der K. H. CLXXIII. CLXXII. Ditz ist von dem wolfe vnd von den gensen ein mer. Daz leret der stricker. Ist CLXXIV. der K. H. Bl. 328. a. bis Bl. 329. a. CLXXIII. hie ist wie ein wolf waz Der einen esel vur einen krebz az. Ist CLXXV. der K. H. Bl. 329. a. bis Bl. 330. a. CLXXIV. — mere — strickere. Ist CLXXVI. der K. H. Bl. 330. a. bis Bl. 331. a. CLXXV. — mere ist — Daz leret —. Ist CLXXVII. der K. H. Bl. 331. a. bis Bl. 332. a. CLXXVI. Ditz ist ein hvbsch mere von einem wolfe zv lere. Ist CLXXVII. der K. H. Bl. 332. a. bis b. CLXXVII. Ditz ist ein mer rich von den herren zv osterich. Fehlt in der K. H. Bl. 332. b. bis 334. a. CLXXVIII. Ditz mere ist hvbsch vnd gvt von einem Ritter hoch gemvt. Fehlt in der K. H. Bl. 334. a. bis Bl. 336. a. CLXXIX. Ditz ist von dem Richter hie Mit dem der tevfel gie. Bl. 336. a. bis Bl. 337. b. Fehlt in der K. H. CLXXX. Ditz ist ein hvbsch mere von einem waltschreteln zv lere. Ist

Digitized by Google

CLXXIX der K. H. Bl. 337. b. CLXXXI. Ditz iſt ein ſchones mere von zwein zimbermannen gewere. Iſt CLXXX. der K. H. Bl. 337. b. bis Bl. 338. b. CLXXXII. Ditz iſt ein hvbſchez mere von einem trigere. Fehlt in der K. H. Bl. 338. b. bis Bl. 339. a. CLXXXIII. Ditz iſt von den menneleren Daz ſagt der ſtrickere ze leren. Fehlt in der K. H. Bl. 339. a. bis b. CLXXXIV. Ditz bvch iſt daz vbel weip Der tevfel kvm noch in ir aller lip. Iſt CLXXXI. d. K. H. Bl. 339. b. bis Bl. 343. b. CLXXXV. Ditz iſt ein ſchonez mere von einem ſperwere. Iſt in der K. H. unter CXXV. zu ſuchen. Bl. 343. b. bis Bl. 346. a. CLXXXVI. Ditz mer iſt daz herze genant vnt tut triwe vnſ bekant. Iſt CLXXXIII. der K. H. Bl. 346. a. bis Bl. 349. a. CLXXXVII. Ditz mere heizzet daz genſelin vnd ſagt von einem munche vnd von einem magtein. CLXXXII. der K. H. Bl. 349. a. bis Bl. 351. CLXXXVIII. Ditz mere vns hie ſeit von reiner vrowen ſtetikeit. Fehlt in der K. H. Bl. 351. a. bis Bl. 354. a. CLXXXIX. Ditz bvchel heizzet daz Redelin vnd iſt von einem maidelin. Bl. 354. a. bis 357. a. CXC. Ditz iſt ein ſeltſen mere gnvc von dem warmen almvſen klvc. Iſt CXXI. der K. H. Bl. 357. a. bis Bl. 360. a. CXCI. Ditz iſt von einem pfaffen der wart dar nach zeinem affen. Bl. 360. a. bis 362. a. Fehlt in der K. H. CXCII. Ditz iſt von einem alweren man den ſin wip effen began. Iſt CXXII. der K. H. Bl. 362. a. bis Bl. 363. a. CXCIII. Ditz iſt von den haſen die man iaget vf den raſen. Bl. 363. a. bis Bl. 364. a. Iſt CXXIII. der K. H. CXCIV. Ditz iſt von einem Ritter zart der in einem miſte begraben wart. Bl. 364. a. bis 369. b. Fehlt in der K. H. CXCV. hie enpfalch keiſer fridrich einem vremdem Ritter eines andern ritters mvter. Verworren in der Handſchrift; fehlt in d. K. H. CXCVI. Ditz iſt von einem Schretel vnd von einem wazzer bern. Bl. 371. a. bis 374. b. Demnach fehlen in der heidelberger Hdſchr. CXXIV und CLXXXIV, welche ſich in der kol. Handſch. finden, dagegen hat die heid. H. vieles mehr.

Eine der Beachtung ſehr wichtige Frage iſt: ob die koloczaer Handſchrift wirklich eine Abſchrift der heidelberger iſt. Ungeachtet der großen Uebereinſtimmung im Anfange, wo ſogar Seite auf Seite zu paſſen ſcheint, (wir würden es noch beſſer beurteilen können, wenn bei dem vorliegenden Drucke die Seiten der Handſchrift mit bemerkt wären) finden doch in den

Digitized by Google

Ueberschriften so große Verschiedenheiten statt, daß beide vielleicht nur auf eine gemeinsame Urschrift hinweisen, deren Abschrift sie sind. Vielleicht läßt sich diese Frage indessen genauer entscheiden, wenn wir erst ein paar Bände der Erzählungen sorgfältig verglichen haben.

Die Herren Herausgeber folgten nicht der Reihe der Dichtungen, wie sie in der Handschrift stehen, sondern wählten diejenigen aus, welche schon früher mehr oder minder bekannt waren und lieferten daher das, was für den Augenblick am meisten von Wichtigkeit war. Indessen können wir versichern, daß eine Menge reitzender und wichtiger Erzählungen noch zurück steht und die folgenden Bände diesem ersten nichts nachgeben werden. Daß beim Abschreiben hier und da Lesefehler statt gefunden, ist nicht zu verkennen, doch sind sie nicht zu häufig, und es gehört ein sehr gewiegter Leser alter Handschriften dazu, wenn nicht hier und da einmal ein Lesefehler einschlüpfen sollte.

Die hier gegebnen Gedichte sind nun folgende:

1. Die goldene Schmiede.

Die Ueberschrift fehlt in der kol. Handsch., ich habe sie oben bei I angegeben, um so mehr, da, was I in der kol. H. ist, keine Ueberschrift in der heidelb. H. hat. Ueber den Werth des Gedichts ward die Lesewelt schon früher durch den Abdruck in den altdeutschen Wäldern der Gebrüder Grimm belehrt. Die hauptsächlichsten Abweichungen sind diese: V. 2. herzen smitten. 6. Dir hohe. 25. zv sinem werden. 28. niden. 51. gezelt. 54. keines. 65. sprvchen. 72. kvnne. 76. Da von dir. Hinter V. 80. scheinen ganzer 7 Blätter zu fehlen, sie treten aber später ein, indem wir sie hinter Vers 1040 anfangend finden und dort dann auch ihre Vergleichung geben wollen. Es ist klar, daß die heidelberger Handschrift anfangs ganz verbunden ist. Wir fahren nun der K. H. nach fort: V. 90. tovgen. 91. bechelin. 96. werdiclichen. 99. worhte. 100. vorhte. 102. reinez. 113. Daz ich die lese in minen munt. 114. schöne. 117. gern. 118. kern. 124. nu für eu. 125. lihe. 126. Stewer zu. 132. kvcket. 136. din für die. 162. bezeichent. 164. var für war. 164. erbeiz. 165 sweiz. 172. vnf an der. 176. beiz für berz. 178. in vbervaht. 202. einem beiagde. 203. ein gehvrne. 219. gevar. 225 fehlt, was auffallend ist, das den Vers anfangende Lip in der heidelberger Handschr. 236. brvte für brote. Nach 240 tritt ein großer Uebelstand in der Handschrift ein, die hier wieder ganz verbunden ist,

Digitized by Google

indem zwei Blätter dazwiſchen ſind, Bl. 10 und 11. ehe Vers 241 kommt, der hier folgen mus. Es iſt wieder zu bemerken, daß die kol. Handſchr. gegen die heidelberger richtigergebunden iſt. Es finden ſich zwar zurecht weiſende Zeichen in der heid. Handſchr., die aber nicht paſſen. V. 254. mûle für milwe. 301, keinem 314. lv̊ze für lauze 317. ſelden prov. 318. rov. 325. vrevden. 331. Vnſ den. 347. beider für beſter. 357. Die ſelben. 363. Der nevwe. 370. poye. 373. begedemet. 374. bevedemet. 375. endes. 382. Din. 387. ſnite. 392. fv̊nde in heiles. 396. Die. 398. was. Nach 400 folgt Bl. 11. der heid. Hdſchr. 434. ſchien. 503. Hie. 509. enreichent. 520. Sie — dem. 524. kanſt. 529. ſelde. 531. garwe, über w ſteht noch ein kleines b, ſo auch beim folgenden Wort. 532. varwe. 547. noh für nach. 548. dem für dein. 555. diner. 565. ſteter. 578. ſuchte (?) für ſuchte. 596. gebern. 610. Erwelte. 630. gar fehlt. 665. kreiz für keiz. 669. ſvnder werden (?) ſtrit. 674. ſchat (?) für ſchaft. 680. Din. 690. iglichem. 710. ſinen (?) 724. ſtewer für neuwer. 747. lop für lip. 759. ſalbe. 760. inne für nine. 762. Die für din. 763. naſen für nahen. 821. guten. 835. einfaltigen. 836. einen. 841. Ob für Ab. 844. Dir für din. 867. Er für Her. 874. ſchone. 875. in. 903. kvſchem. 949. knehtes. 984. lvhtic. 989. levten. 1000. Die ein Schreibf. für das in der K. H., richtigern din. 1002. adelarn. 1016. herze (?). 1034. hie für ſie. 1052. ſinen. 1066. des für der. 1075. bvrre (?). 1081. ſchepfer. 1085. be iſt ein Schreibfehler in die kol. H., wahrſcheinlich ſtehen zwei Punkte darunter, die immer das Zeichen ſind, daß die Buchſtaben nicht gelten, da die Alten in der Regel nichts ausſtrichen. 1095. JN. 1099. ſchepfer. 1105. Daz din kvrlichez. 1110. fvhtic. 1133. wollen. 1136. me ſteht deutlich für nie, doch kann der Strich über dem i leicht fehlen, wie mehrmal der Fall. 1139. reinikeit. 1146. ſelben. 1156. ſich für din. 1177. dinen. 1178. din für die. 1179. din ebenſo. 1184. von altem — allem fehlt. 1185. klvmmen für kunnen. 1195. vorhten. Nach 1200 folgt, der kol. H. nach, Bl. XV. der heidelberger Handſchrift. 1203. bodem. 1206. Er für ez. 1214. ein f. einen. 1224. Die f. din. 1230. din f. die. 1241. gedech. 1242. verlech. 2260. Dem für dein. 1261. erbechen. 1271. drehen. 1272. aſte für alte. 1275. von. 1279. vngeſvnt. 1306. ruwe. 1315. vrowe für vro. 1032. ver reret. 1351. geſleiz. 1355. demphen. 1356. gelber für ſelber. 1358. ewarten. 1364. todel. 1369. imfel. 1375. ſichte. 1378. gelobe. 1384. Jvden. 1388. git f. gut. 1416. wir azen Juden kvchen. 1425. Er iſt.

Digitized by Google

1431. manigem. 1488. vmbezvnet. 1498. betrvben. 1501. almehtige. 1502. wir für wirt. 1519. gevangen. 1521. Der für Den. 1527. vlvtic. 1537. ſchriet für ſchniet. 1543. hovbtman. 1555. fvr ſtatt for. 1560. vnd ge wehe. 1567. ſvnder. 1571. wat (?) ſür was. 1580. allez. 1582. im der tot den lip v. 1584. dehein. 1605. ewiklichem. 1608. ſi für ſo. 1610. deheinen. 1618. vri für dri. 1635. zwifelhaft. 1648. darf. 1654. wildez. 1683. begvnde. 1696. des. 1704. becronen. 1706. din für dinen. 1708. der für des. 1730. brvſt. 1737. das Ez iſt wieder untergepunkter Schreibfehler. 1791. fvzen. 1796. ſprichet. 1801, Grvne. 1806. vnkvſcher. 1807. hores. 1808. wandelſ. 1813. magetheit. 1815. bloden. 1816. grvner. 1817. blvmen. 1820. wert. 1822. ſvnden ryf noch ir. 1827. 28. ſteht auch in der heidelb. Hdſ. der Reim ſo. 1833. erzenie. 1834. ſlorie. 1846. wirt ezu ſcheint das Wort zu heißen, iſt aber wohl gewis nur ein verſchriebenes ein. 1854. Die. 1855. vz. 1875. Din. 1884. gvte für got. 1896. nine ſcheint zwar in der heidelb. Hdſchr. zu ſtehen, es ſoll aber gewis inne heißen. 1905. ſvnnen. 1920. oren. 1930. rvf für auf. Am Schluſſe des Gedichtes folgen zwei Zeilen, die nicht ausgefüllt ſind und wahrſcheinlich die rothe Ueberſchrift enthalten ſollten, welche im Verzeichnis der kol. Handſchrift unter I. ſteht. Der Anfang iſt:

MAget vil vnbewollen
Der Gedeones wollen u. ſ. w.

2. Wiener Meerfahrt.

3. etſwenne. 7. 8. konden. begonden. 9. tvgentlich. 10. verkeret ſich. 13. iſt kein Abſatz. 15. iezv. 23. boeſen. 28. hovelicher. 34. dewin. Iſt wohl gewiß von der Wien, alſo ein wiener Burggraf, nicht aber einer von Theben. 49. wienen. 73. wiene. 77. Swelche. 83. wien. 85. ſeltzene. 87. zv einen. 88. den. 89. zv einem. 119. ſinen. 125. hiezen. 133. gebene ſinem. 144. den. 149. prvzzen. 172. vermvgens. 175. Da envil. 178. nakebavr. 185. metalle. 187. kreftigen ſtand auch in der Handſchrift, mit alter kleineren Schrift, (mit der überhaupt viele Aenderungen gemacht ſind, z. B. für das alte bloße c faſt immer ch), iſt ein cli darüber geſchrieben, ſo daß nun krefticligen daſteht. 197. akers. 212. al für als. 214. enwart. 231. neylikin. 243. metalle. 248. mer gekart, (ſtalt iſt Schreibf.) 254. weren. 257. wart. 262. Daz ſi wurden toreht. 270. kom. 298. enwen für enweiz. 299. ſchiht für geſchiht. 314. ſtrovch. 316. wankende. 326. ſie. 337.

nakebvren. 343. begonde. 349. ietflichem. 368. Dv engebeſt. 370. Innes ſach. 387. werfe (?). 395. wurden. 411. nimmer doch geneſen. 414. vnde gebat. 421. daz für die. 448. zether. 473. wienne. 474. Da ſi. 489. was für mag. 505. iht mere bliben. 577. 78. wire. hie (?). 592. Das erſte got fehlt. 599. drungen und fehlt in d. Heid. H. 622. dem. 623. Alreſt. 633. geſahn. 641. geben. 642. manne für name. Nach V. 657. folgt in der heidelb. Handſchr. V. 672 u. 673, welches auch wahrſcheinlich durch Zeichen in der kol. H. angedeutet iſt, die man aber oft leicht überſieht. 662. Was der win geſchaden mack. 674. Lautet in der heidelb. Die ſele-gvt. vnde lip und giebt mit 671 der kol. Handſch. einen guten Sinn. 676. ſvlcher. 685. er des k. 686. der für den.

Wir wollen einige allgemeine Bemerkungen hier anſchließen. Die Leſefehler ſind in dem vorliegenden Abdrucke doppelt, einmal von dem Abſchreiber der kol. Handſchrift gemacht und deren ſind nicht ſehr viele, andern Theils vom Setzer begangen und vom Verbeſſerer auch nicht richtiger bemerkt. Wir wollen beide entſchuldigen. Es geht aus allen Leſefehlern dieſer Art hervor, daß die Abſchrift der kol. Handſch. mit deutſchen Buchſtaben beſorgt worden. Dies iſt ſtets ein Fehler, wir haben immer ſtrenge darauf gehalten, theils bei eigenhändigen Abſchriften, theils bei ſolchen, die wir von andern erbathen, daß die Abſchriften mit lateiniſchen Buchſtaben gemacht werden muſten, der einzige Weg, um viele Leſefehler, als o für v, n für e, ſ für h und dergleichen zu vermeiden. Dies ſind denn auch die hauptſächlichſten Leſefehler und wir wollen alle Abſchreiber altdeutſcher Gedichte dringend auffordern, immer lateiniſche Buchſtaben zu ihren Abſchriften zu gebrauchen.

Was die wiener Meerfahrt betrift, ſo möchte man wohl glauben, daß ſie eine Abſchrift der heidelb. H. ſey, wenigſtens ſcheinen dies einige Eigenthümlichkeiten, z. B. 497. nachtgeburen und 541. umbezalt in beiden Handſchriften an zu deuten. Uebrigens ſcheint die kol. Handſchr. auch das v für u häufig zu haben, wie die Leſefehler, wo dafür o ſteht, andeuten, aber der Abſchreiber hat dieſe Eigenthümlichkeit der Schreibart nicht gehörig beachtet.

3. Der Frauen Turnier.

Ditz heizet der vrowen tvrney
Vnd iſt veſte als ein ey.

14. konden. begene. 16. ſvlchen. 20. ſehet. 37. Swen. 39. Vnd ebentens ze hant. 46. entſlafen. 72. moht. 74. ſteht

vor 73. überhaupt stehen hier vier Verse verkehrt in der heidelb. H. nehmlich so: 74. 75. 73. 76. — 82. wart. 84. plan fehlt. 86. saegen s. pflegen. 95. Konde. svlchen. 102. Wand. 127. zv der — gie. 128. enphie. 138. lieze. 150. Sold. als s. wie. 151. svllen. 152. vrovlich. 164. waphen. 191. vber ir tage. 199. komen. 200. genomen. 209. vragten sere. 211. begonde. 220. iz für ist. 225. Ritter. 231. Jvngevrow. 234. wisen steht auch in der heid. H. 237. Za Za l. z. 238. für da steht slan. 256. bestene. 261. dan. 262. da. 271. enphetten. 276. Jz ensolde. 294. mvze. 295. gelert. 306. gevarn. 311. gewinnen. 314. sei. 317. enwanden. 318. Jz enkond. ergen steht auch in d. heid. H. 321. Jz en w. 326. hete. 329. den s. der. 339. Nv enwil. 340. oder zv s. 342. wie sie sei g. 345. komen. 348. er beiste nicht der b. 349. kom. 358. sten. 369. seit. 370. mait. 371. manchen. 379. gefvgen. 384. ouch fehlt. 399. ley. Hinter 404 fehlen folgende Reime:

Nv noch nimmer mere
Er wirbet grozer ere
So die Jungvrow gewan
Mit irem vil lieben man.

410. so s. sioi. gris für wis.

4. Der Kummer.

8. revwen s. triwen. 14. manic valdige. 19. Jchn han. 27. zv einem. 34. genselin s. zickelin. 35. Man mag. 37. haben. 42. Ob er mich wolde. 50. svllen. 53. einem Jvden waz. 59. wid. 65. nim zv howe daz bet bret. 69. setz din selbes. 74. hin min swert. 85. zv kirchen ge. 106. setz din phant. 107. Din r. 111. sloygir. 115. Se ia. 116. alle schire. 119. gelebet. 138. mag man im g. 142. vas gebe ein gvt ende.

5. Frauenlist.

62. herzen fehlt, bloß selden steht. 64. ist daz mer. 71. herzen. 72. torste. 74. Torst. 93. heben (?) für iehen. 96. Swie mir si sei zv w. 137. sin für sie. 140. Se für Sim. 158. traw für traf. 159. Etsliche. 170. genietet. 176. liplich. 177. grevz. vil fehlt. 179. disem. 181. waz. 188. mest. 189. Tri. 190. kvmen. Die falsche Versbezeichnung von 200 an, der nur V. 199 ist, fällt in der kol. H. von selbst in die Augen. Um indessen keine Verwechslung zu machen, folge ich der Zählung im Druck. 217. in 218. Legen fehlt. 227. vleiz ir sinne. 250. vrowe. 255. bescheidet. 266. sehen. 267. ie fehlt. 271. geboren (?). 276. dvrchdenken. 278. geniesen. 286. wis für is Schreibf. 300. kinde. 306. den fehlt. 315. iren. 329. sj fehlt,

ist Schrbfhl. 330. leide. 331. ver meide. 334. streben. Reim 351 bis 391. fehlt ganz in der heidelberger Handschrift und ist darin ein deutliches Zeichen, daß die kol. Hdsch. nicht aus der heidelb. entlehnt ward, indem hier nicht etwa ein Blatt fehlen kann, da keine Spalte mit 351 in der heidelb. Hd. endet, sondern noch 4 Verse darauf folgen. 392. Er sprach. 448. Eiwern. 473. svlchem. 487. er für her. 490. eiwer — svzzes wip. 491. daz wunnenberndes schön wip. 497. vrovlich. 522. Moht. 526. leib. gvt. ere. 554. Daz ich dem. 575. tarst. 590. nem ein svlche. 597. gadem. san. 607. So was hat. 631. Dir erl. fremden. 637. ze allen andern. 643. gelaube. 648. dar s. da. 650. sich s. sihe. 652. daz für dar. 653. nein iz. 657. sichst.

6. Des Hundes Noth.

7. Ober im. 14. vnd also ho. 15. vroweſt. 26. Mir ist din. 27. danch. 33. schol. 36. in. 37. leit. 42. din. 57. al. 58. Als ab ir. 65. sinem. 76. gesche. 83. lait — wege in einen grvnt. 84. 85. fehlen, da 83 schon den Reim auf 86 hat. 91. Vmbeschelt vnd vmbesniten. 98. daz kint. 143. etslicher. 146. tv kvrtzwile gesehen. 148. kalman. 155. begvnden. 156. schvnen. 160. schvnen. 165. DEr hvnt der was der verte. 166. schvnen. Hinter 169 fehlt der Vers Do qvam er hin gekrochen. 172 mus oben vor 170 stehen. 175. beide. 169. E er. 203 für in steht m und ein kleiner Strich wie ein i darüber, es mus eine Abkürzung für mich sein. 215. ietsliches. 243. si des hvndes. 267. michz. 286. Lazen dort. 300. Got er laz vns.

7. Wie ein Mann mit einem Hahn einen Reiher fing.

16. vrovlichen. 37. vf daz daz er. 38. zeimal. 39. her dar. 41. steht vor 40. 42. wor für war. 46. daz fehlt. 51. habschs var. 55. tivhte. 57. den hanen. 59 steht vor 58. 98. innencliehen. 102. gereiten. 115. gevatern. 122. din für die. 130. sprach. 131. ovch die. 147. Sim mait gench her. 187 fehlt und 186 mit 188 ist ein Vers. 195 fehlt wieder und 194 mit 196 ist wieder ein Vers. 200. vil für wil. 220 bis 23 sind in d. heidl. H. nur zwei lange Reime, so lautend:

ER sprach sit dv iz mit willen hast gegert
So solt tv sin vil wol gewert

241. ich evh zv hvse bat. 242 fängt dagegen an: Jz ist. 248 bis 251 lauten:

DEr wirt sprach vrow als lip ich evh mvge hin
So bringet vns den Reiger her in.

254. ir einen Reiger ze halten habt getan. 264. ſprach ſteht auch in der heid. H. 266 ie iſt recht. 278. gvten. 290. lief für helf. 297 fehlt und 296 mit 298 iſt ein Vers. 299. me für nie. 302. dem. 305 fehlt wieder 304 und 6 ſind ein Vers. 307. halen. 308. liben. 311 fehlt wieder, 310 und 12 ſind ein Vers. 333 fehlt. 332 und 34 ſind wieder eins. 347 fehlt 346 u. 48 ſind eins. 350. vf den ſchos. 351. ſi vf geſloz. 355 fehlt abermals, 354 und 56 ſind eins. 359 ich nv tv. 365 fehlt in der heid. H. und iſt dafür eine Zeile Raum gelaſſen. 368. Er hvb ſich. 369. hovfen. 371. habe für gebe. 379 fehlt. 378 und 80. ſind eins. 385. evch ſvchen immer ſit. 389 fehlt. 388 und 90 ſind eins. 413. Der da vienk den Reiger mit dem han. 418. worzeichen habn. 421. erkeifte. 423. des f. dis. 424. kemenaten. 425. noch trv̄tenſ ſat. 427. evch beide ein groz wolken brvſt. 429 fehlt, 428 und 30 ſind ein Vers. 435. levt. zv. 441. an ir zv. 443. mit hanen Reiger. 452. niht miner ſinne. 465 ſteht vor 64. 476. efte.

8. Vom Koßen.

16. manic fehlt. 18. fleiſch vnd ovch ſin brot. 75. 76. ſwein. klein. 117. rvchen. 151. ernenet (?). 174. dir für dich. 213. ſach für iach. 228. wart. 237. 38. kleihen. peien. 239. Daz von. 278. den. 301. allez für anez.

9. Der Schlegel.

3. Man horet. 16. die triwe. 22. nv leider tivre. 26. chovfman. 31. vnpriſe. 44. gedaht. 51. an für van. 69. Vnd hvſes mak niht. 70. wegen für geben. 71. ich nv mir ein. 88. ſinen. 111. lief ſvn vnde ſnvr. 113. hiezen. 126. mv̄ge (?) 152. ſin liben h. 161. kravch. 164. Die lie in in avch ſa ze hant. 187. Getemper. 197. altem minem b. 198. Min fehlt. 223. in für hin. 229. ſo lange. 254. pvſem. 255. ſin niht vm. 256. niht fehlt. 258. gekrvftiv. 273. mir für mich. 290. gie für gienge. 296. ſint f. ſin. 305. 6. kravt. travt. 321. vingerlin. Dies iſt die zweite Stelle wo das Fingerlein Spielen erwähnt wird, auch ſie giebt nicht mehr Deutlichkeit. 346. gelvnge. 349. himeliſchem. 391. deheinen. 431. kom wider an. 446. got für gut. 449. her her wider. 452. ob ich verhandel. 471. zewar. 472. mangiv. 482. liezen. 511. vberlit. 520. ſin fehlt. 529. Ob einem in der heid. H. ſteht, iſt nicht recht gewis, da an dem letzten Strich gekratzt zu ſein ſcheint, um einen daraus zu machen. 535. HJn. 537. Hin. 563. tenken. 569. mentelin. 570. zv blicke hie. 594. erpvrt. 603. min

Digitized by Google

fehlt. 609. mvſtes iſt in d. heidelb. H. Schreibf. für mutes. 618. ichn weiz. 627. Der ſlvſſel einen han ich hie. 631. ſwer (?) für ſwen. 632. mvzzens. 634. Jtſlichem. 661. niderkleit. 678. teil geſvnt. 695. wiltwerkim. 697. lieht. 704. Sihſtu niht. 736. wizſe. 737. ſin. 738. dinev. 753. zewar. 757. edelem. 772. alſo er zv. 786. ſinev ſibeniv. 788. gegen ein Schbf. für das in der kol. H. richtige gegeben. 809. ernennet. 812. min für mit. 813. den mir nim. 822. der tot kom. 824. ieſlichem. 838. er. 859. in. 862. dackt. 870. banht. 883. wart. 884. einen. 889. heim in min hvs zv ir. 900. letzte. 906. etwenne. 925. geveilt. 926. ge eilt. 930. ab ſ. ob. 939. iſt komen. 940. vernomen. 957. andrem. 968. daz ie man g. 969. niwe. 980. ſtent. 991. fvnden. 992. vil fehlt. 1000. Svl. 1007. in. 1009. enſol. 1014. hochzitlich. 1015. pfebem. 1022. peiten. 1025. lange vriſt. 1030. wice. 1059. vnreinen. 1104. den ſ. der. 1108. iezv. 1119. ſchanden. 1148. zvngen. 1167. hie ich. 1187. den. 1196. Get ot nach.

10. Von der Heidin.

5. Leibes. 28. edelem. 30. alle. 76. vrowelin. 82. Den die. 85. vaz. 105. ſprech. 109. tovgenklich. 113. tovgenlichen. 121. ſi für ſin. 187. vnd din bvrge vnd din lant. 190. vngern ovch ſolt tv dich begeben. 240. alle für ane. 270. ſedel. 272. vrolichem. 316. tvrnei. 324. begonden. 325. vragen. 369. mancher. 416. an ir gert. 423. dar für der. 476. waz vnmeſlichen zorn. 490. an dem zeivſt (?). 533. dem. 536. Auch die heidelb. H. hat Do. 545. tzivſt. 546. nach min gvter. 560. mvſt. 561. evch min herze. 565. iren liben herren. 570. Daz. 587. zagen. 598. wenne für wan. 637. in din g. 651. ſein für weſen. 665. dem. 670. des der g. 682. ie fehlt. 693. wart. 714. pflag. 724. vor für von. 731. vmbe welchez. 747. Der Name Alpharius, Alphart, iſt höchſt wichtig zu bemerken. 756. ſi für ſin. 768. Auch die heid. H. hat, ohne eine Abkürzung zu haben: verſelde. 771. Doch han ich ſi geſehen. Das ch in Doch ſcheint durchſtrichen. 805. gla iſt ausgeſtrichen und dafür vaz geſchrieben. 815. mvg für mvz. 827 und 828 ſtehen umgekehrt. 875. ſi des breht. 882. wol fehlt. 883. verlieſen. 914. ir den ſpot. 941. nem. 964. rvmen ewer prvſt. 973. mvgt. 986. grozer. 991. lebenderk. 994. vrowen. Dieſes Sprichwort, das auch in dem Winsbeck ſteht, kommt in dieſen Erzählungen oftmals vor. 999. leiter ſin vnd weſen. 1018. ſvlt. 1022. hant. 1036. iz ſi. 1045. wen ir hie er. 1050. Wold evch böſem. 1071. manchen. 1087. mit iemer-

Digitized by Google

licher clag. 1088. Jemerlichen fehlt. 1118. dem. 1127. enkennen. 1145. flvg für floz. 1146. rigel schoz si. 1220. steht vor 1219. 1234. tarr. 1237. Si sprach. 1242. aber nein ich. 1256. Ditrichen. 1262. dem welich not. 1268. Der gewert hat lange zit. 1300. wen der. 1318. seiten spil. 1358. niht krvmmez da. 1383. Jz kvmet. 1404. teil se wie sprech ich. 1417. sprech. 1418. dorpfere. 1421. vnderst. 1432. Schowet. 1433. verspeit. 1434. hvtzet vnde schreit. 1439. Wenne den. 1520. reine nim. 1536. dem. 1555. kvndekeit. 1609. vnsvlden. 1626. bedaht. 1683. hatte. 1698. beiten. 1715. Neinez. 1758. vadem. 1780. pozsolt. 1812. gab vil g. 1814. graven. 1828. waz so der lip. 1838. wo ist. Hinter 1838 stehen in der heid. Hd. noch die Verse:

Gedaht er in dem mvte sin
Er sprnch owe kvnegin
Daz ich din enpern mvz
Die handelvnge vnd din gvz.

Man sieht deutlich, daß den Abschreiber der doppelte Reim grvz verwirrte. 1847. Nach dir mvz. 1859. minneklichen. 1866. sol mir vreude. 1870. sin. 1896. wol getan.

11. Crescentia.

36. vant. 47. vngevar. 51. Sie giengen. 62. noch. 97. gewunne. 98. ver schvldet. 141. wandelst. 176. noch. 189. venie. 190. svnden menie. 197. abens. 210. han ich sele. 229. Nv. 238. innen. 246. Gesvnden. 254. svr holn. 260. wie ist evh. 262. hvlde. 270. so dir. 311. ims entriwen. 312. brvwen. 316. sprech. B. 371. fehlt und ist auch unnöthig. 409. Mit sne wiser. 433. Er kvcket si. 455. nern. 464. in. 490. vns daz bvchel. 510. ist vns bekant (?). 511. uns fehlt hier 548. dan. 615. niht mit besemen villen. 632. itewizen. 642. kein min vngemach. 676. dv mich meit. mit stand auch erst da, aber ein kleines e ist darüber geschrieben. 723. verwocht steht durch einen Schreibfehler. 728. Ezn welle. 734. dem herren vngemach. 738. sul. 741. dehein. 749. treit am arme. 760. sie fehlt. 783. den beidemal für dem. 784. Jn. 795. si ans lant. 797. waz. 811. Der (?). 818. sprach fehlt. 820. sei getan. 821. mvge bestan. 828. lebe. 832. wiltu. 846. tovg. 875. licht aus nicht gebessert. 923. genesent. 945. nih (?). 998. einer bete gewerest. 999. gerest. 1014. viel ir nider. 1020. den. 1031. mich gegen dir niht b.

Digitized by Google

12. Frauentreue.

40. Den. 46. finen. 49. im fehlt auch in der heidl. H. 67. daſ zweite die fehlt. 78. trvg vf irem. 79. har. 81. wimpran. 87. dar. 85. war fehlt, 90. vrowlichen. 108. e fehlt. 119. leg. 123. in an den. 125. grevſte. 126. bevſte. 129. arqvam. 139. noch. 150. gewafen. 151. dem. 152. ſidim. 153. erhort. 168. dvrch der wille. 173. mancher. 200. vf die verte. 235. bant. 247. Baz den ein. 251. kvrzer ſtvnt. 252. vnd wol geſvnt. 255. Wer des (?). 275. ſi was biſtu. 277. ich ſprach er vrowe z. 286. ſi an ſlavft. 297. vnmeht. 308. entorſt. 320. nv geſpet (?). 337. in. 351. niht. 361. ſvckneye. 366. ir roſen varber mvnt. 378. vrowe was vor.

13. Pfaff Amys.

11. den ein. 16. wie ſol. 45. ſazzes. 47. hiez zv trameys. 48. ameis. 58. Daz ſin den. 61. ane neit. 62. dem. 65. zv ellichern ziten. 72. gewern. 76. wol her wer. 109. Sein iſt. 137. die für der. 157. Daz dar ſanfte rv̊ſte wol ein m. 179. denne für deme. 198. ver vol. 213. Ezn. 232. wol in für in wol. 236. ſehet. 237. ietſlich. 277. er iſa. 279. So en waz. 284. vnd er ſvcht. 293. Do fehlt. 294. bvchſtab her ſehen. 295. ler. 299. ers dicke vmb. 300. dicke fehlt hier. 328. io ge tete. 346. maler. 355. hiez. 379 fehlt und mit Recht. 381. nih. 384. irem. 395. palten. 400. nemem (?). 410. oppfertens alle. ſi iſt oben mit kleinen Buchſtaben darüber geſchrieben. 418. fehlt wieder. 452. Ne (?) für Me. 467. Von vrowen vnd. 469. ſvlcher. 477. ſvlcher. 482. gahen. 497. er für es. 506. devht. 513. nv für ev. 515. ovch wol vber. 517. mole dar an die. 555. Den — ſcheit. 570. der (?) für des. 573. laſent. 579. lehen für loben. 638. ſei. 640. ein fehlt. 647. ſin für ſie. 650 fehlt. 649 u. 651 ſind ein Vers. 666. aber für uber. 684. allez für harte. 692. lehen hevte ſie. 694. hin für hie. 699. im. 709. Ern ſchrickte. 715. Da für Datz. 720. ietſlicher. 737. Alda her worben. 782. in. 794. zv reden g. 801. im ein ſchal. 825. entſtant. 826. hant. 846. wochen. 849. Nv. 861. er ſchracken. 869. ietſlich. 870. klein für kein. 876. ſprechent — alle. 880. nindert. 888. itſlicher. 909. Ez. 917. ſaiten. 929. 30. ameiſ. weis. 942. albere. 946. was ſi im des. 953. beide gelich ein ander weren. 954. baren für erden, wonach es eigentlich im vorigen Reim waren heißen mus.

963. vor für vone 968. kovm daz er. 974. dieſelben. 976. den. 985. ſiz für ſich. 990. enphahe. 1000. waren.

Digitized by Google

1006. macht ein amt. 1015. heten. 1050. gras ſteht zwar da, aber ein kleines h iſt über dem r zu ſehen, ſo daß dies die Aenderung in has andeutet. 1068. Da für daz. 1107. getrvnket. 1145. getaten. 1153. JM wart. 1163. raimt ſ. roumt. 1175. nemen. 1188. ſteht vor 1187. 1193. kom. 1240. nv zv zv (?) ir. 1254. demvtigem. 1282. ſatzte. 1310. wart. 1371. torſten. 1404. boſte. 1435. keines ſo. 1437. behagen (?). 1441. Des en mag. 1447. Danne — ſin. 1452. Nvn kan. weder fehlt. 1462. bedvrft ſingen. 1516. nach. 1528. nindert. 1529. werder (?). 1588. gewvgen. 1600. wol ſteht doppelt. 1622. wartot. 1634. wirkert. 1642. bereit wol zv priſe. 1653. 54. ſtehen eben ſo in der heidelb. H., aber a u. b an der Seite bezeichnen, daß 1654 vor 1653 ſtehen ſollte. 1699. dar für gar. 1727. Einem. 1762. ſprechet. 1772. Der welt. 1775. den für der. 1783. dan für denne. 1809. daz gelt ir. 1840. achte. 1866. ſi für ſin. 1871. hat. 1877. ſei für ſie. 1879. ir. ich ſtand da, iſt aber ausgeſtrichen. 1881. dar vmben. 1889. 90. ſtan. han. 1911. ſine. 1921. goldes. 1943. Si für Sin. 1975. wart. 1984. Gereit. 1986. wiſem. 1988. vliziclichem. 1994. Mvgt.

2018. er wackete. 2026. vor dem h in harm ſchar iſt noch ein undeutlicher Strich, der beinahe wie ein c ausſieht. 2033. in der ſtat. 2046. mir den ſiechen. 2057. den. 2063. Ze kovfen. 2066. mirs für inz. 2101. ich fehlt. 2116. im 2148. iſt dennoch michels me. 2150. geſagen. 2190. enwek fehlt. 2216. im. 2251. der pfaffe ameis. 2252. zv einem. 2261. eſſe. tvs. 2294. vnſer. 2295 u. 96 fehlen.

14. Reinhart oder Reinecke Fuchs.

22. rvczela. 30. Rvnzela. in dieſer Stelle, wie in der Kol. H. 40. wand er han behvt. 42. Den liet reinhart. 48. erbeiten. 64. dvrft. 66. bezvntem. 72. Daz hovbetloch was beinein. 79. entrigen. 82. erklich. 83. Mir — vurchte wir. 91. Vor ſteht deutlich für ver ohne eine Abkürzung wie 58. 97. 98. mer u. wer ſtehen auch da, aber vor dem r und am r iſt ein Strich, welcher bei beiden andeutet, daß ſie Schreibfehler ſind und me und we die Worte heißen ſollen. 104 lief iſt ganz richtig. 105. hohe für hone. 109. Sengelin. 113. vater. 114. wen der dem. 124. vitichen. 134. gerowe. 136. hovbete. 140. dem. 145. beſchelten. 146. Mvgt — im. 147. Ja ich ſam. 165. 166. richit. geſprichit. 179. er ein meiſelin. 184. gebares. 223. Dizelin. Hinter 224 ſtehen folgende Reime:

Einen newen keſe gewunnen
Des begond er im vbel gvnnen.

Daz er in ſolde pizin an in
Da kart er allen ſinen ſin

234. gerne din ſingen. 235. Dich fehlt. 248. Done. 249. ſan (?) ze ſivnt. 250. dem für den. 252. hovart. 264. Der Vers ſteht wie in der kol. H., aber durch Aenderungen oberhalb iſt ſippe in geſippte gewandelt, doch von einer Hand, die nur wenigſtens ein Jahrhundert ſpäter. 268. kvmmer. 280. fehlt 279 und 281 ſind ein Vers. 304. haben erklichern hagil. 309. tet er einen. 314. ſa (?) für ſie. 319. ſehen. 326. ein drvck lac. 332. nv beſchirme mich. 334. vallen. 345 — 47 ſind nur eine Zeile ſo lautend:

Diprecht ſprach dv endarft noch niht iehen.

350. beide. 352. dem vorderen. 360. ſich ſchire. 365. die drvch dar. 367. di drvch hieng. 368. lief balde vnd. 377. die drvhe brach. 379. wonte. 388. wolf yſengrin vant. 389. Iſengrin fehlt hier. 395. warnen her zv. 396. her fehlt hier. han wol vernvmen. 397. wol fehlt hier. 399. Ich bin (nun kommt das ausgeſtrichene Wort leis, dafür ſteht auf dem Rande, doch ohne Zeichen, wohin das Wort gehört liſt) ſtarc ſit ir, dies gewährt auch einen richtigern Sinn als in der kol. H., wo es umgekehrt lautet. 404. ſich ſprechen. 412. hate aber er. 416. ſine ſvne. 420. Beidemal ſteht ſine. 431. yſengrinis. Die Herausgeber haben dieſen Vers ganz falſch verſtanden, das Komma mus fehlen, der Sinn iſt: Sprach Herr Iſengrines Weib. 433. ſchal für ſol. 438. den für der. 447. Mocht. 471. in. 475. hat. 481. clage niht cleine. niht ſteht ſeitwärts zugebeſſert und mit Strichen an ſeine Stelle verwieſen. 482. Nicht fehlt hier. gebeine. 483. wen. 488. inbizzen. 500. wenne. 512. trvnken, das ge iſt ausgekratzt. 513 — 15 lautet, als ein Vers, ſo: Jn ſines vater wiſe ſanc er ein liet. 516. ſich für ſie. 522. dannen balde. 524. Vor für Fur. 532. entrvnnen. 535. Jm. 538. ein vnzitick liet. 550. ewern für iwern. 555 lautet nun ſo:

DO ſchiet Reinhart vnd yſengrin
vil ſchire bequam in baldewin
Der Eſel Reinharte
Er was geladen harte
Sin meiſter liez in vor gan
Reinhart bat in ſtille ſtan
Er ſprach ſag mir baldewin
Dvrch was wilt dv ein mvdinc ſin
Wie macht dv vor leiſte nimmer geneſen
woldeſt dv mit mir weſen
Jch erlieze dich dirre not
vnd gebe dir gnvc Z C' †

Die eben angegebenen Zeichen enden die Zeile, dann folgen nur zwei Zeilen leeren Raumes und darauf folgt V. 637 nach der im Drucke der kol. H. angenommenen Bezeichnung. Man sieht deutlich, daß beide Handschriften hier sehr fehlerhaft sind und beide auf eine eben so fehlerhafte Urschrift hindeuten. Es ist höchst schlimm, daß dieser leider bis jetzt noch durch keine andere Handschrift zu hebende Uebelstand den Gebrüdern Grimm bei ihrer angekündigten Ausgabe dieses Gedichts nur zu nachtheilig entgegen treten muß.

642. Deſwar vnd hat. 645. rewent. 647. die ein mvter, 656. min libez wip. 664. gat vnd aber. 677. hie für hin. 682. vor für ver. 700. triwen weizgot wol. 701. Vor. 706. lecket. 728. wunder konde. 740. mir für mit. 741. woldes. 743. nemen. 747. 48. 49. ſind ein Vers und heißen: Dv macht mir lichte vergeben ſprach Reinhart, 750 u. 51 ſind wieder ein Vers, alſo: Min leben werde vurbaz niht geſpart. 752 fehlt. 754. mirs. 765. wirdeſt. 766. ſan. 784. zitiaſ. 789. Die fehlt. Rowe. 803. Di brvder. 812. Eimeres — er da vergaz. 814. Sinem im (?). 817. hi für hin. 833. ſweret. 852. alle gefrvmen. 862. vngelat. 867. das eine zv fehlt. 880. Swer er hebet. 884. hatte. 891. den für der. 919. enmochte. 921. dir fehlt. 954. verkarten — ſine. 957. hvlete. 992. Da hat ſi.

In der heid. H. ſteht vor 1016 ein Kreuz von alter Hand, wohl Anzeigen, daß auch dem Schreiber oder einem Leſer alter Zeit der Vers falſch erſchien. 1065. priol wie 1085, wo auch ſo wieder in der heid. H. ſteht. 1070. ſtent — alſvs. 1080. vnſern cheime. 1082. ie für hie. 1099. zagel niht verlorn. 1100 fehlt nun niht. 1113. vor für ver. 1123. Des. 1132. ewern ſchonen lip. 1135. enmag. 1143. vngezewe (?). 1148. lvchs. 1164. trvter. 1168. ane. 1182. Di doychten R. 1195. kvneclin. 1198. dar vzer moze v. 1201. vreſlich. 1218. getvs. 1226. erſehen. 1234. Hier ſteht auch ver herſant deutlich ausgeſchrieben. 1240. amien für annen 1248. ſchande. 1249. ſine mochte. 1254. gebrvtete. 1256. talent. 1259. Vern h. 1268. ſan. 1277. Wenne. 1281. gevatere. 1282. hiez ich ſi. 1287. din vor not fehlt. 1315. rechte hie w. 1334. erbolgen. 1344. ſine. 1363. mvzze. 1364. mage für maze. 1375. mine diet. 1376. trage ſin hinnen niht. 1377. Niht fehlt hier. 1380. iz für in. 1382. ſo fehlt. 1386. vf für ouch. 1400. zeſant (?) für geſant. 1405. Dane. 1426. mvrmendin. 1430. verborn (?) 1431. vr vnd der kvnin. 1435. Der ich. 1444. er fehlt. 1455. ey für er. 1464. fvre. 1465. vernemt ovch mich. 1470. ir er. 1475. Wie fehlt. 1490. vile. 1495. laſters. 1502. dan. 1504.

Digitized by Google

dvrch für ouch 1519. Die vuze leite. 1520. vernemt ovh mich, 1525. hove für hore. 1537. vor für ver. 1548. din für die, 1576. in. 1584. vnferm. 1606. kvnges. 1608. din für die, 1613. vare. 1629. den wecke in zvckte. 1636. wenic we. 1646. er me ſprach. 1657. iagerſchaft. 1667. 68. bloch ſa. er da. 1669. Da fehlt. 1672. ſeltzeme. 1679. hat — vmme win. 1680. laſter were min. 1684. für vintlich ſteht vhellich oder vliellich. ane ſach. 1696. liber der tot. 1697. zorniclich, 1717. Daz in mac. 1719. dan. 1738. vbele. 1741. wille, 1749. Rvmeſt. 1751. vbele. 1770. Dem. Zu 1779 bemerke ich gelegentlich, daß es höchſt auffallend iſt, daß der Dichter dem Pfaffen ein Eheweib giebt. Danach möchte man das Grundgedicht in ſehr früher Zeit ſuchen. 1788. gerow. 1791. den. 1797. zv dem. 1801. Geweſen fehlt. 1803. hat er mir. 1823. nachen. 1824. gepfienc iſt aus enpfienc gebeſſert. 1832. witwen. 1836. Das zweite die fehlt. 1852. ſal im. In der Handſchrift ſteht wieder enbieten, aber ge iſt über der erſten Sylbe als Verbeſſerung, 1864. glichſere, 1867. ſamene. 1870. lat. 1873. bvrk do. 1874. kam fehlt auch. 1879. drewet. 1883. Nicht yur kvmeſt ſo rvme ditz lant, 1909. crvze. 1919. vorn. 1924. im. 1933. Wend, 1944. kvnic was ſal. 1948. Des war. 1963. In dem. 1975. alden wolf. 1983. hiez. 1986. beſchvlde ich wider evh di. 1986. Sol fehlt. 1993. hat. 2005. Das zweite her fehlt. 2011. beſchindet. 2016. vor für ver. 2045. getorſte, 2056. alſo. 2069. 70. vele. ſnelle. 2073. vnd die olbente, 2082. hieze. 2086. dar fehlt.

2116. er dem kvnige heiz. 2128. haſt. 2129. den (?) für din. 2132. wen. 2139. diſeme. 2151. eryullende, 2158. hat. 2166. er inbizen gan. 2172. ebers. 2178. im. 2186. amecht für amt. 2188. hatte. 2197. endovcht. 2214. ſint für ſit, 2225. nvnnen. 2232. nvnnen, 2249. brov. 2252. dem. 2280. in. 2294. grein er vmb ſich. 2295. brvnen. 2310. Daz ich Reinh. 2330. glicheſere. 2338. ſvmelicher. 2339. Danne e dran, 2346. ſteht noch zuletzt ameN.

15. Der arme Heinrich.

9. ieſlichen. 19. rede die er geſchriben. 31. HEr. 53. beſ dorpheit ſteht erklärend zur Seite: i. rusticitaſ. 56. Ueber miſsewende ſteht; in dubio. 87. gachs. 110. vnſerz. 112. honic iſt gern. 113. Jſt fehlt. 146. auch vevre. 210. dem. 216. Dane. 228. hatte. 251. vloch. 253. levten zoch. 266. vber tryt. 277. erbeiten. 300. wetliche. 305. Dan. 322. davchte. 323. ir für im. 335. mvzecheit. 341. irem. 342. herteren. 357. ſvnſz (?) 361. ſchentlichen. 366. minem. 377. wollen.

Digitized by Google

390. leſeſtu. 392. laſt für haſt. 405. mich für mir. 414. ſvlche. 430. hort ir tochter. 444. ſvnfz. 464. herren. 468. Jo. 485. So qvam. 493. alberſten. 525. Jr. 535. Er. 554. dan. 594. abe brach. 597. wir in erſterben. 605. Gedenke. 606. erbeite. 615. Jo. 617. Ere. 637. me für nie. 658. vz für zv. 661. rewe für rede. 665. Swer einen andern ſo gevrewet hat. 709. daz fehlt. 711. en vrvmet. 720. des für der. 722. Jo. 731. hat für habt. 733. wiſer. 739. biu. 762. ſvlcher. 765. travte. 777. Da enmevt ros noch rint. 779. Din für Den. 785. deheiner. 789. Den der ſchvre vnd. 792. Daz iar daz iſt. 797 u. 799 ſind beide ein Vers, die Zeile 798 fehlt ganz. 803. gvte. 804. einer richen kvneginne. 841. iaben. 852. der ſin von (noch fehlt.) 864. ſich fehlt. 884. Sin — im. 894. Trawen für droben. 904. nvtzer denne min. 906. hat für habt. 907. drin für triu. 909. genadet ir der. 914. des wol. 921. vergelde. 958. wir iz evh. 971. Rvweclich. 984. weder im bezzer were gelazen oder getan. 994. tochte.

1040. ſal. 1061. rete. 1065. hin dan. 1075. enhil. 1084. dem. 1113. Tvrret. 1114. tar. 1126. Des lon. 1153. vur für furt, wohl gewis Schreibfehler, verführt durch das vur in 1150. 1171. E er. 1176. harez groz. 1188. vf den tiſch ſpranc. 1210. nimmere. 1236. ſprechet. 1237. in ein. 1256. E ich ditz vngemach, iſt in der Heid. H., wie man ſieht, verſtümmelt. 1275. niman. 1281. richen. 1287. Mime. 1296. drowe. 1382. ſvnes tac. 1383. RJne für Sine iſt ein Schrbf. 1384. kvnſt für kraft. 1387. im. 1388. gelovbeten. 1391. ſchonem. 1393. en wolle. 1409. irer. 1416. iren. 1466. ſchewet für ſcheidet. 1509. einen. 1513. mvz vnſ allen.

So weit die Vergleichung. Wir erinnern noch einmal, daß nur in der Regel die wichtigſten Abweichungen bemerkt worden ſind, hin und wieder wurde indeſſen aus zufälliger Urſache eine Ausnahme gemacht. Aus dem Ganzen ſcheint ſich indeſſen zu ergeben, daß die koloczaer Handſchrift keine unmittelbare Abſchrift der heidelberger iſt, ſondern beide auf eine noch nicht aufgefundene und vielleicht zerſtörte Urſchrift ſich beziehen.

Das Papier iſt etwas dünn, der Druck im Ganzen gut.

Digitized by Google

II.

Jean Paul's neuliche Vorschläge, die Zusammensetzung der deutschen Substantive betreffend.

Jean Paul hat im August des Morgenblatts zwölf Briefe herausgegeben, worin er die Zusammenfügungen der sogenannten Doppelwörter untersucht und hauptsächlich dem so häufig dazwischentretenden s den Krieg macht. Seine gefundene Regel ist aber gänzlich falsch und kann nicht zutreffen, weil er die Sprache wie etwas von heute betrachtet, folglich den Ursprung und Fortgang ihrer mannigfaltigen Aeußerungen zu verstehen nicht im Stande ist. Er sieht bunte Verwirrung und Unzusammenhang da, wo gerade, wenn man sich gewöhnt hat, das nie still Gestandene und nie still Stehende ins Auge zu fassen, eine unendlich einfache, weise und tiefsinnige Austheilung der Lichter und Farben mehr und mehr erkannt werden wird.

Die schwierige und noch vieler Aufklärung bedürftige Lehre von der deutschen Wortzusammensetzung kann nicht auf wenigen Seiten abgehandelt werden; ich hoffe, meine Vorstellung davon einmal umständlich dem Publicum vorzulegen. Vorläufig gilt es mir darum, die Unhaltbarkeit der Jean-Paul'schen Grundsätze durch einige kürzere Bemerkungen darzuthun; ich setze dabei voraus, daß Lesern, welche der Gegenstand anspricht, jene Briefe nicht unbekannt geblieben sind.

Daß der Sprache Gewalt geschehe, sobald man das s aus der Mitte vieler Wortzusammensetzungen wegschneidet, läßt sich vor allen Dingen schon fühlen. Ich will aus der Menge einige Beispiele geben; man vergleiche: Schiff-bruch, Schiffs-hauptmann; Blut-durst Bluts-freund; Vogel-fang, Vogels-berg; Amt-mann, Amts-diener; Land-mann, Lands-mann; Landweg, Lands-gebrauch; glück-selig, Glücks-kind; König-reich, Königs-berg; Kaiser-gulden, Kaisers-lautern. Selbst ein Mensch, der weder lesen noch schreiben kann, wird den nöthigen Unterschied kaum verfehlen, viel weniger die Fälle umdrehen und sagen: Bluts-durst, Blut-freund oder Königsreich und König-berg. Die Verbindung der beiden Substantive in dem ersten Fall ist augenscheinlich allgemeiner, loser, in dem zweiten, durch die Setzung des ersten Worts in den Genitiv, näher, bestimmter oder besonderer. Der Kaisergulden gilt unter allen Kaisern, aber Kaisers-lautern hat von einem gewissen, der daselbst Hof gehalten (ich glaube Friedrich Rothbart), seinen Namen. Feuerstein bedeutet einen Stein, woraus man Feuer schlägt, Wassermann einen Nix; allein

Digitized by Google

Feuersbrunst drückt das Brennen eines Feuers, Wassersnoth die Noth eines steigenden Wassers aus.

Wer die Fähigkeit, einen solchen Unterschied zu bezeichnen, unserer Sprache nehmen will, tödtet in ihr eine köstliche, in fremden Sprachen oft vermißte Eigenschaft. Der Lateiner vermag wohl au-cupium (avi-cupium) nau-fragium (navi-fragium) zu sagen, im bestimmteren Ausdruck muß er mons avium, dominus navis sagen, oder sich des griechischen ναυαρχος bedienen. Einen Probstein in vielen Fällen kann auch abgeben, daß man die Composition in Adjective aufzulösen versuche, so wird sich die mit dem Genitiv entweder gar nicht in die Verwandlung fügen, oder aber ein verschiedenes Beiwort fodern, z. B. Herze-leid könnte ersetzt werden durch herzliches Leid, Herzens-angst hingegen will mehr sagen, es ist die Angst meines oder deines Herzens. Die Genetivcompposita enthalten nur angehängte, leibliche Genitive, die man allenfalls abtrennen dürfte, ohne eben den Sinn zu ändern. Schriebe man wirklich: die Noth des Wassers, die Brunst des Feuers; so würde sich gegen das s keiner seiner Verfolger auflehnen; setzt man aber den Genitiv voraus und läßt nach alter Weise, sogar zierlich, den schleppenden Artikel weg, ist er gleich bei der Hand, sein gebackenes Feuer-brunst und Wasser-noth vorzubringen.

Die Sprachreiniger werden das Störende (man könnte auch sagen: Alberne und Sinnlose) ihrer neugemachten Wörter niemandem ausreden, der etwas auf sein Deutsch hält. Was vermögen sie nun für sich anzuführen?

Grammatische Gründe wenig oder keine, d. h. scheinbare. Es soll bald das s unpassend seyn (z. B. in Liebes-dienst, Warnungs-tafel), weil es blos dem Genitiv der männlichen und neutralen Hauptwörter, nicht aber der weiblichen zustehe; bald die Endung — en oder der Umlaut fehlerhaft, (z. B. in Rosenblatt, Augen-lied, Gänse-fuß) weil nur von einer Rose und Gans, nicht von mehrern, die Rede sey. Dergleichen und andere oberflächliche Annahmen verschwinden, sobald man die mannigfaltigen Endungen der altdeutschen Declination und die freiere Wortzusammensetzung kennen lernt, wovon der heutige Zustand unserer Sprache nur noch Trümmer aufzuweisen hat, und sobald man den für die Geschichte der Grammatik wichtigen Satz auffaßt, daß in der Mitte und Wärme der Composition zweier Substantive sich gerade Endungen und Formen erhalten haben können, die allein stehend längst verloren sind.

Die jetzige Declination weiß nur von viererlei Casus und hat dafür häufig gleiche Ausgänge. Die alte Sprache hat

Digitized by Google

nicht blos über ein Dutzend Declinationen und in allen schärfer unterschiedene Endungen gehabt, sondern sogar noch mehr Casus, namentlich einen Instrumentalis und Locativ, dergleichen wir aus den slavischen Sprachen kennen, zu handhaben gewußt *). Daraus geht hervor, daß der Genitiv auf s auch Femininen zustehen kann, daß die Endung en und der Umlaut auch dem Genitiv Sing. angehören und daß die Sprache eben so gut mit dem Nominativ, Dativ, Accusativ und vielleicht andern Fällen zusammensetzen könne, als mit dem Genitiv. Hierzu kommt, daß die Geschlechter manchmal wechseln, heit z. B., womit wir so viele weibliche Wörter bilden, war ehedem männlich; ferner wird sich aus verwandten Sprachen, z. B. der schwedischen und dänischen, die das s aus dem Gen. Sg. selbst in den Gen. Pl. gezogen haben, die freiere Anwendung unseres s in der Wortzusammensetzung auch von dieser Seite beleuchten lassen. Unser jetziger Genitiv ist auch im Syntax von beschränkterem Umfange. Die Beurtheilung der heutigen Zusammensetzungen wird also immer fehlschlagen oder im Dunkel tappen, wenn man nicht alle Aeußerungen der alten Sprache übersehen kann. Zum Beispiel diene Nachtigall. Hätte sich diese wohllautende Form nicht zufällig bewahrt, so würde an und für sich: Nacht-gall oder auch Nächte-gall, genau dieselbe Composition zeigen und dem Gang unserer heutigen Endungen sogar angemessener scheinen. Denn der Ablativ von Nacht lautet ebenfalls Nacht, statt daß im 8ten oder 9ten Jahrhundert naht den Abl. nahti bildete. Ich glaube nämlich; daß Nachtigall den bei Nacht singenden Vogel ausdrücken soll, galen, gellen heißt singen, rufen. Aehnlich nannten die Griechen νυκτι-κοραξ den Nachts krächzenden, νυκτι-πορος einen zu Nacht reisenden u. s. w. Belege von Wörtern, die mit dem Genitiv (endige er nun, wie er möge) zusammengefügt sind, lassen sich aus gothischen, altdeutschen und altnordischen Quellen, ebenwohl aus den neunordischen, zahllose anführen. Wie viel Ortsnamen sind nicht so gebildet. In Gänsefuß, Schneckenhaus ist Gänse- und Schnecken- ganz unleugbar der Genitiv des Singulars; ein Schwabe oder Baier jener Zeit würde gesprochen und geschrieben haben: gansi-fuoz, snekkin-hus; das Femininum gans bekommt im Gen. gansi, woraus sich allmälig entwickelt: gensi, gense, gänse; das Masculinum snekko im Gen. snekkin, woraus snekken,

*) Ich suche diese Entdeckung in meiner deutschen Grammatik, deren 1ter Theil in ganz kurzem die Presse verläßt, näher zu beweisen.

Digitized by Google

schnecken und zuletzt gar ein Femin. wird. Sämmtliche Veränderungen lassen sich historisch aufs strengste erweisen.

Gehe ich Jean Paul's zwölf unterschiedene Classen durch, so finde ich, daß er überall Wörter zusammenmengt, die, geschichtlich betrachtet, durchaus nicht gleichgesetzt werden durften. Zum Beispiel, wenn er die heutigestags einsilbigen, den Plur. en bildenden aufführt, folglich: That, Graf, Held, Frau, Bett, Ohr unter einen Hut bringt; so darf man keck behaupten, daß früherhin kein einziges dieser Wörter mit dem andern in einer und derselben Declination gestanden hat. tat bildete den Gen. Sing. tati, den Nom. Pl. tati; grafo, Gen. grafin, Nom. Pl. grafun; helid, Gen. helides, Nom. Pl. helida; frowa, Gen. frowun, Nom. Pl. frowun; betti, Gen. bettes, Nom. Pl. betti; ora, Gen. orin, Nom. Pl. orun. Wie in aller Welt soll bei dieser ursprünglichen Verschiedenheit ihr heutiger auf das bloße en zusammengesunkener Nom. Pl. über die Art ihrer Verbindung mit andern Substantiven entscheiden können! Sagen wir nämlich: Grafen-sohn, Frauen-zimmer, Ohrenbrausen, so hat sich darin der baare, alte Gen. Sing. erhalten. Manchmal fehlt der Genitiv zum Schein, ist aber in der That vorhanden; daß man z. B. Kinds-mord sagt, gleichwohl daneben Vater-mord, wird keinen befremden, der da weiß, daß die alte Sprache den Gen. Vater und nicht Vaters bildet. Eine alte Zusammenfügung ist sicher so ehrenwerth, daß man sie nicht nach dem Maaßstab einer neuen, verschrumpften und abgeänderten Declination messen soll.

Die starke Seite unserer Sprachbesserer ist also nicht die Grammatik, d. h. die wahre, geschichtliche; wer auf ihrem Wege geht, wird mit jedem Schritte bescheidener und scheut sich irgend etwas Lebendiges in der Sprache anzurühren. Er wird nicht behaupten, daß sie still stehen müsse, welches bei ihrer ewigen Bildsamkeit ganz unmöglich wäre, sondern nur ihre natürlichen Gesetze gegen jede Beeinträchtigung suchen zu vertheidigen. Die deutsche Sprache hat sich seit den letzten siebenzig oder achtzig Jahren in einer glücklichen, gedeihenden Verfassung befunden und mit aller Macht aus der vorausgegangenen Schmach erhoben. Dieses verdanken wir den Werken großer Dichter und Schriftsteller; wir würden gleichwohl selbst diese nicht mehr lesen können, sondern übersetzen müssen, wenn sich die Sprache die plötzlichen und sonderbaren Einfälle gefallen zu lassen brauchte, womit uns unzufriedene Puristen zu überschwemmen drohen.

Es sind, wie ich mir vorstelle, zwei falsch verstandene oder

Digitized by Google

übertriebene Grundsätze, die sie zu aller solcher Noth treiben. Das erste ist der Grundsatz das Wohllauts. Unsere Sprache hat dessen so viel, als sie verträgt; ihr Wesen ist einmal nicht weichlich, vielmehr kräftig und stark; die früheren Vollaute können nicht zurückgebracht werden; dennoch thut ihr das Ueberwiegen der Consonanten gar nicht weh, sondern sie hat noch die Fülle milder und anmuthiger Worte. Der ächte Wohllaut kommt mir vor, wie ein unbewußtes Erröthen, wie ein Durchscheinen gesunder Farbe; der falsche, aufgedrungene Wohllaut wirkt gleich einer verderblichen Schminke, statt dessen die natürliche Blässe, Bräune und Magerkeit zehnmal besser stünde. Die innere Bedeutung der Wörter und aller ihrer Theile stehet jederzeit über dem Wohllaut und kein einziges s darf ausgelassen, kein Umlaut verändert werden, wenn jene dadurch im mindesten anders bestimmt werden sollte. Die offene deutliche Geradheit der deutschen Sprache würde am allererſten gefährdet seyn.

Der zweite Misbrauch wird getrieben mit dem Grundsatze der Einförmigkeit. Sie ärgern sich an allem, was Ausnahme und Anomalie heißt und sich ihren eingebildeten allgemeinen Regeln zu fügen sträubt; sie suchen ihm ab- oder zuzuthun, so lange bis es den übrigen Mustern gleich wird. Nachdem man das Princip roher Freiheit und Gleichheit in der Politik kennen gelernt hat, scheint es nun ordentlich in der Grammatik nachzuzucken. Auch darin liegt eine Aehnlichkeit, daß man über die anscheinende Unordnung unserer Wörter und Bildungen so gut spotten, über die Unerlernbarkeit unserer Sprache so gut klagen kann, als die Franzosen sich an der Zerstückelung Deutschlands in kleine Gebiete belustigen oder Deutsche mitunter selbst ihre zusammengesetzte ungelenksame Verfassung mit einer leichten und gefälligen zu vertauschen rathen. Gute Deutsche empfinden wohl, was an diesen Unregelmäßigkeiten gehangen hat und immer noch hängt. Die Wortreiniger verfahren beinahe wie jene Schreckensmänner; sie fassen einen Punct starr ins Gesicht, und zerstören, wenn einzelne arme Wörter nicht damit versehen sind, ohn Erbarmen edele und alte Geschlechter von gewisser Form und Zusammensetzung, die sich nicht bequemen wollen, die neue Farbe anzuerkennen. Vielleicht ist es heilsam, ihnen noch eine fernere Analogie aufzudecken, welche zwischen der Sprachrevolution und der politischen statt findet; sie stehn vor einem bodenlosen Abgrund, weil die umzuwälzenden Gegenstände unaufhörlich wachsen und gar kein Ende abzusehen ist, wo der Anfang aus dem bloßen Zufall hergegriffen wurde. An dieser Consequenzmacherei ohne Tiefsinn (ich denke mir Jean Paul in diesem Augenblicke als einen ihnen wild-

Digitized by Google

fremden Menschen) pflegen die Puristen gerade zu leiden. Es ist rein zufällig gewesen, daß man sich zuerst an das s in der Wortzusammensetzung gemacht; mit denselben Gründen getraute ich mir beinahe jede Form der deutschen Sprache verdächtig und jedem ihrer Verhältnisse kurzen Proceß zu machen. Gelingt eins, so sehen bald andere auf und erheben sich z. B. gegen das Schwanken des Umlauts oder gegen die hochmüthigen Anomalien der Zeitwörter, als ob man nicht eben so gut sagen sollte von heißen: hiß, wie von schmeißen: schmiß oder umgekehrt schmieß und hieß. Denn wer lehrt den Fremden, der Deutsch lernen will, den Grund solcher Verschiedenheiten? Leichter ist es abgethan, wenn man alle hartnäckige Ausnahmen vogelfrei erklärt und sie mit dem großen Heere der regelmäßigen Wörter aus dem Felde schlägt. Trifft es sich aber, daß die Gleichheit mit dem Wohllaut in Collision geräth, so wird der letztere allenfalls aufgeopfert, man hat wirklich Rosblatt, Auglies, Hasschwanz und ähnliches vorgeschlagen.

Wer in dem allem gegentheiliger Meinung bleibt und an der hergebrachten, wohlerworbenen Verfassung unserer geliebten deutschen Sprache hangen und halten will, der erblickt selbst in den Abweichungen und Unregelmäßigkeiten der Grammatik ein weises Naturgesetz; auf ihnen beruht alle Individualität mit. Das, was wir nicht erklären, oder nicht, ohne edlere Theile zu verletzen, abschneiden können, sind nicht Ueberbeine, sechste Dinge, wie sie J. P. nennt, sondern theils angeborene Geberden und Mienen, theils Måler, Narben und Sommerflecken, an denen sich unser Volksstamm vertraulich erkennt. Gerade sie verleihen jeder Sprache das unlernbare Heimathliche, was mit der Muttermilch gesogen werden und jedwedem Ausländer fremd bleiben muß. Eine Sprache mit einförmigen Gliedern und Regeln würde so wenig, wie der Anblick einer langweiligen Stadt mit schnurgeraden Gassen und Häusern einer Höhe, auf die Länge befriedigen.

Wider das, was die gewöhnlichen Puristen schreiben und drucken lassen, brauchte man sich nicht besonders, oder höchstens gelegentlich zu richten. Das große und gesunde Publicum hat hierin meistens sein richtiges Gefühl behauptet und alle Anmuthungen vorüber schallen lassen. Da aber jetzt ein verehrter und weitverbreiteter Schriftsteller mit schneidenderen Waffen verbotene Streiche führt und der Sprachneuerung das Wort redet, auch zum Zeichen alles Ernstes anfängt, seine eigenen Werke zu beschädigen; so gebührt es sich unverhohlen darüber zu klagen. Eine große Blöße gibt er sich in dem an die Zeitungsschreiber, als die nicht viel Umstände mit der Sprache

Digitized by Google

machen, erlassenen Aufruf, durch ihre Mittel und Wege das von den Reinigern verfertigte Papiergeld anstatt der alten Münze in Umlauf zu setzen, damit der Krieg durch ein schnelles Vorschieben der Massen, wobei kein Volk geschont zu werden braucht, gewonnen werde. Ich erinnere daran, daß ebenfalls Advocaten, Schreiber und ihresgleichen am lautesten gegen das römische Recht und altdeutsche Herkommen und für die neue (früher für die französische) Gesetzgebung schreien, wodurch wir ein faßlicheres und vernünftigeres Recht bekommen sollen. Wer mit mir des Glaubens ist, daß dadurch das wahre und eigentliche deutsche Recht ermatte und elend werde, stimmt gewiß in meinen Wunsch, daß sich die zweite Auflage des Siebenkäs, (mir der liebsten unter allen Jean-Paul'schen Schriften und die ich jetzt mit betrübter Empfindung durchblättere, so viele Stellen sind mir durch die eingeschwärzte Wortzierereі ordentlich unheimlich geworden) bald vergreifen und einer dritten Platz machen möge, worin die Lesarten der ersten wieder hergestellt werden; was gar nicht so schwer ist, als der Verfasser meint.

Cassel im September 1818.

Jacob Grimm.

III.

Urh-chïh-tze-tëen-se-yïh-pe-keáou, being a parallel drawn between the two intended Chinese dictionaries by the Rev. Rob. Morrison and Ant. Montucci LL. D. Together with Morrison's horae Sinicae a new edition with the text to the popular Chinese primer fantsi-king. London b. Cadell und Davies und bei Boosey. VI. und 174 S. 4.

Hr. Montucci zu Berlin, ein Gelehrter, der neben einer vertrauten Bekanntschaft mit vielen europäischen Sprachen seit Jahren der chinesischen, und zwar nicht blos der Kunde von ihr, sondern der Verbreitung und der zweckmäßigsten Leitung ihres Studiums, den beharrlichsten und besonnensten Eifer widmet, richtet in der vorliegenden Schrift die Augen des Publicums

Eine solche Angabe würde den Werth, den es für die Sprachwissenschaft selbst hat, durch die Erleichterung, die sie gewähren würde, erhöhen; aber es gibt auch außerdem die Einleitung in dieses Studium mehr, als wohl irgend eines.

IV.

Geschichte Andreas Hofer's, Sandwirths aus Passeyr, Oberanführers der Tyroler im Kriege von 1809. Durchgehends aus Original-Quellen, aus den militärischen Operations-Planen, so wie aus den Papieren Hofer's, des Freyh. von Hormayr, Speckbacher's, Wörndle's, Eisenstecken's, der Gebrüder Thalguter, des Kapuziners Joachim Haspinger und vieler Anderer. Leipzig u. Altenburg bei F. A. Brockhaus. 1817. 460 S. in 8. (Preis 2 Thlr. 6 Gr.)

Dieses Buch leistet mehr als der Titel verspricht; der Verfasser erhebt sich auf einen höheren Standpunkt, indem er nicht bloß das Leben eines einzelnen Mannes, sondern die Geschichte eines Volks in einem bestimmten Zeitraume zum Gegenstande seiner Darstellung gewählt hat. Nur eine vertraute Bekanntschaft mit den Eigenthümlichkeiten des kräftigen, in allen Zeitaltern unverändert gebliebnen Charakters dieses Volks, mit den früheren Schicksalen, so wie mit dem innern Zustande desselben im Augenblicke der erzählten Begebenheiten und mit den gleichzeitigen allgemeinen Verhältnissen konnte ihn zu einer solchen Unternehmung berechtigen, und keine dieser Foderungen ist in seinem Werke unbefriedigt geblieben.

Es beginnt ohne Vorrede mit einer Abhandlung über Staatsumwälzungen und Volksempörungen und geht dann gleich zu der Schilderung des Landes und einer raschen Uebersicht der Geschichte und der Verfassung desselben über, in welcher, so wie fast auf jeder Blattseite des Buches, man sich durch eine bekannte lebendige Manier angesprochen findet. Unter den Augen des Lesers bildet und härtet sich der Charakter der Tyroler in dem hier aufgestellten Gemälde der Vorzeit und es be-

Digitized by Google

greift sich nun, wie in jenen Gebirgsthälern starre Anhänglichkeit an dem Alten, mit der Liebe zu der gewohnten Herrschaft innig zusammengewachsen, jede neue Regierung, schon als bloße Neuerung, unerträglich und verhaßt machen mußte. Der Uebergang zu den spätern Ereignissen wird dadurch gebahnt und zugleich der wärmste Antheil der Leser im Voraus erregt. Der Gegenstand an sich selbst ist in so hohem Grade anziehend, daß er des rednerischen Aufwandes nicht bedurft hätte, mit welchem er hier erhoben wird, und es kann nur störend wirken, wenn die epische Begeisterung des Verfassers ihn so schnell von einem Gemälde zum andern hinreißt, daß oft die Vollendung der Umrisse und die Bestimmtheit der Begriffe darüber verlohren gehen. Wenn in der That ein ruhiges Volk (S. 12.) gar keine Geschichte verdiente: so wären ja alle Verfassungen unnütz, weil sie Ruhe bezwecken, und unmöglich kann (S. 42.) eine sizilianische Vesper geeignet seyn, „deutschen Herzen — gegen andre Deutsche, die Baiern, — zum Signal zu dienen."

Ungern findet man den, von dem Freyherrn von Hormayr im Januar 1809 zu dem Aufstande der Tyroler entworfnen Plan mit einem solchen Nebenbegriff in Verbindung gesetzt. Wir lernen bey dieser Gelegenheit Hofer'n und die Art, wie er gebraucht wurde, näher kennen. Er erschien zuerst thätig unter den geheimen Abgeordneten, welche damals nach Wien kamen, aber „in dem beschränkten Kreise seiner Anlagen und „Fähigkeiten, bey seinem zähen Festhalten an dem Glauben, „den Satzungen und Rechten der Väter, bey seiner biedern „Treue und der Unschuld seines Wandels war er auch völlig „unschuldig an den Erfolgen des Jahres 1809, an denen er „keinen weiteren Antheil hatte, als die Bundeslade bey den „Israeliten." (S. 4. 5.) Er war 1767 gebohren, als Gastwirth und durch seinen Handel mit Wein und Pferden im ganzen Lande bekannt und als Sprecher seiner Gegend durch die Widersetzlichkeit, mit welcher er sich auch unter der österreichischen Regierung gegen jede neue Verordnung erhoben hatte, bey dem Volke beliebt. „Seine große Liebe zur Gemächlich„keit machte ihn zum Feinde alles Neuen; — fröhlicher Ge„müthsart und weichherzig, war er leicht bis zu Thränen zu „rühren und Recht behielt bey ihm gewöhnlich, wer zuletzt ge„sprochen hatte. — Als Hofer's wichtigster Bestandtheil „hatte sein langer, schwarzer Bart zuverlässig einen entschei„dendern Antheil an der Rolle, welche er gespielt hat, als „seine höchst mittelmäßigen Talente. — Ob es ihm gleich nicht „an persönlichem Muth fehlte, kam er doch im Jahre 1809

Digitized by Google

„nie in's Feuer" [einmal doch, am 29. May auf dem Iselberge, S. 249.] „die ihm eigenthümliche Waffengattung war: in der „einen Hand der Rosenkranz, in der andern die Flasche." (S. 50. 55.) — Die Frage, wie ein solcher Mensch zu einem so mächtigen Einfluß gelangen konnte, wird (S. 56 — 59.) durch die Entwicklung der Plane des eigentlichen Lenkers der Begebenheiten genügend beantwortet: „die stufenweise Steige„rung Hofer's war das Werk des Freyherrn v. Hormayr, „der ihn vor allen erkohren hatte, um aus ihm einen Popanz „für die Feinde, einen Götzen für seine Landsleute zu bil„den." — Hormayr bedurfte eines Werkzeuges, welches er dem Mistrauen des Volkes gegen einen Vornehmen und der Eifersucht der „Perücken" entgegen stellen konnte. Mit der obersten Leitung der Verwaltung und der Bewafnung des Landes beauftragt und „obgleich man ihm vorgeworfen hatte, das „ganze Arsenal demagogischer Künste nur gar zu sehr geplündert „zu haben, wozu seine historischen Studien und seine Einübung „in die Biographie wesentlich vorgearbeitet hatten," — (eine merkwürdige Stelle als Maßstab zu der Beurtheilung der Werke des berühmten Geschichtschreibers,) — „fühlte er doch die „Nothwendigkeit, bey einer solchen Geschäftslast auf dem Haupte „Eines der Anführer so viele Auszeichnungen zu häufen, daß „er als Werkzeug oder Mittler alles zu leisten geeignet sey, „was die Umstände erheischen oder man ihm vorschreiben „würde. — Der Geist des Aufstandes ist mit dem des Selbst„willens genau verschwistert; — auf die Insurrektion hatte „man, als auf eine wesentliche Triebfeder, gerechnet, — und „wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen. — — „Für solche Krisen durfte das Volk durchaus nicht in den „Händen eines Enragé seyn, um so schlimmer, je mehr Scharf„blick, Schnellkraft und selbstständigen Ehrgeitz er besessen „hätte; bey dem langsamen, schwachen, kindlichen Hofer war „man dagegen gesichert. — An objektiv Gutes war in einem „solchen Gewirre nicht zu denken, — nur das mindeste Uebel „konnte bezielt werden, und dazu war Hofer wohl der beste." — Daß er das Opfer werden mußte, konnte nicht fehlen, da er, „von Hormayr'n planmäßig immer mehr vergöttert, endlich „anfieng zu schwindeln, sich für etwas außerordentliches, seine „Gedanken nicht mehr so ganz für bloß irdisch zu halten, steif „und fest an die Göttlichkeit seiner Sendung zu glauben" u. s. w. — Eine merkwürdige Lehre für die Völker und ganz besonders für die Eitelkeit derjenigen, die sich gar zu gern für den Künstler selbst halten, weil dieser sie eine Zeit lang auf der Schaubühne des Puppenspiels den König vorstellen ließ!

Digitized by Google

Es würde leicht seyn, aus diesem reich ausgestatteten Werke noch eine Menge tief eindringender, inhaltschwerer Züge heraus zu heben, durch welche der Geist, der darin weht, sich selbst schildert. Mit fester und dreister Hand zieht der Verfasser von dem innern Getriebe der Maschinen, wodurch man Völker in Bewegung setzt, die Decke hinweg, und wo er selbst sich noch in Schleyer hüllt, hat er doch wenigstens einen Lichtstrahl in die Dunkelheit der Irrgänge fallen lassen. Manche sonderbare Erscheinung wird man hier zuerst erklärt finden, wenn auch die Geschichte der öffentlichen Begebenheiten schon nicht mehr neu ist. Der erste Angriff, am 9. April, gelang auf allen Punkten, außer bey der Festung Kufstein, welche der General Jellachich überrumpeln sollte. Die überraschten, zersplitterten baierschen und französischen Truppen wurden von dem Landvolke nach vergeblicher Gegenwehr theils aufgerieben, theils gefangen, ehe noch die Oesterreicher ankommen konnten. Hormayr, der mit ausgedehnten Vollmachten versehen als kaiserlich-königlicher Hofkommissär und Oberintendant den F. M. B. Chasteler begleitete, war die Seele aller Unternehmungen. Seine Aufrufe „flogen, zu tausenden in „der Straussischen Offizin zu Wien gedruckt, wie Flocken im „plötzlichen Schneegestöber, auf unzähligen Wegen ins Land „hinein geschwärzt, damit sie recht von Innen heraus wirken „sollten, und die einrückenden Oesterreicher schon alle Gemüther „in Feuer und Flammen fänden, von Hand zu Hand und ihr Inhalt von Munde zu Munde.“ Vor allem thaten „die Phi„lippica Hormayr's“ (S. 64.) und sein „ernergischer Aufruf“ (S. 148.) mächtige Wirkung. Bald aber häuften sich die Schwierigkeiten; die größte entsprang aus dem Mistrauen, welches zwischen den Truppen, den Behörden des Landes und dem Volke herrschte, und aus den Uneinigkeiten unter den tyrolischen Häuptern, so wie selbst in dem österreichischen Hauptquartiere. Der Rückzug von der Donau verstimmte die Gemüther und die Tyroler glaubten sich aufgeopfert, wenn Chasteler, um seine geringe Macht beysammen zu halten, einen entlegnen Posten entblößen mußte. In dem unglücklichen Treffen bey Wörgel, am 13. May, wurde er förmlich von ihnen verlassen und kaum entging er zu Hall den Mishandlungen des Pöbels, bey dem „das letzte und einzige Unglück hinreicht, „alle Ansprüche auf Ruhm und Dank aus so vielen älteren „glorreichen Tagen zu verwirken.“

Durch Hormayr's Thätigkeit und das schnelle Aufgebot der nächsten Landgerichte wurden die Baiern aufgehalten und eine Unterhandlung eingeleitet, welche sich aber durch die be-

Digitized by Google

bekannt gewordne Abberufung Chasteler's wieder zerschlug. Er hatte eben, am 17. May, einen neuen Plan zur Vertheidigung Tyrols entworfen, als er von dem Erzherzog Johann den Befehl zur Räumung des Landes erhielt. Nach manchem Schwanken entschloß er sich zum Aufbruch, aber die Ordre an den General Buol, sich mit ihm zu vereinigen, hatte Hofer — ob aus eignem Triebe oder als Werkzeug? wird nicht gesagt — aufgefangen und nur 4,000 Mann verließen Tyrol. Hormayr's Lage, in der Mitte zwischen feindlichen Parteien im Lande und Meidern, über welche er oft sich sehr bestimmt ausdrückt, (z. B. S. 180.) wurde nun immer gefährlicher; der blinde Eifer sah überall Verrath, das Landvolk fieng alle Bothen auf und schnitt den Anführern die Verbindung mit Oesterreich und die so nöthigen Nachrichten ab. Hofer selbst ließ sich, doch nur auf kurze Zeit, abtrünnig machen, und doch erfoderten die Umstände rasche und durchgreifende Maßregeln. An einer Halsentzündung krank und durch fast übermenschliche Anstrengungen erschöpft, durfte Hormayr sich nicht einen Augenblick Ruhe gönnen.

Zum Glück rückten, vielleicht durch die Unterhandlung über die Räumung Tyrols aufgehalten, die Baiern unter dem französischen Marschall Lefebvre erst am 19. May in Innspruck ein. General Buol stand mit 2,300 Mann Fußvolk, 70 Pferden und 6 Kanonen auf dem Brenner und das Landvolk, durch harte Behandlung erbittert und von Neuem kräftig bearbeitet, strömte von allen Seiten herzu. Die Lukas-Zettel, welche Hormayr (S. 222.) austheilen ließ, um gegen Kugeln und Stahl fest zu machen, wirkten kräftiger, als selbst der damit beauftragte Kapuziner sich versprochen hatte. Ein ungestümer Angrif auf dem Berg Isel, am 25. May, blieb ohne Erfolg, und Hofer, der hier zuerst sich als Oberanführer gezeigt hatte, wurde zaghaft und wollte zurückgehen. Da trat ein unbekannter alter Bauer in die Versammlung, verwies ihm seinen Kleinmuth und befahl ihm, am 29. noch einmal anzugreifen; Gott werde gewiß helfen! Der Bauer ließ sich nachher nicht wieder sehen, und alle glaubten nun gewiß, daß ihnen ein Heiliger erschienen sey. — Wem fallen dabey nicht die Lukaszettel ein!

Der Marschall hatte den durch die Schlacht von Aspern veranlaßten Befehl, sich mit dem Hauptheere an der Donau zu vereinigen, schon am 25. erhalten und nur noch 8,000 Baiern mit 25 Kanonen standen unter dem General Deroy bey Innspruck. Die Tyroler, zu 18,000 angewachsen, ließen sich nicht mehr halten; etwa 800 Mann Linientruppen und 6 Kanonen

Digitized by Google

waren erst zu ihnen gestoßen, als sie sich auf den Bergen verbreiteten und den Feind von vorn und von allen Seiten wüthend angriffen. An eine planmäßige Leitung war nicht zu denken, aber Hormayr hatte das an den Grenzen von Vorarlberg unter den Befehlen des Majors Teimer stehende Corps von Tyrolern durch eine Anzahl wieder bewafneter Gefangner verstärkt, und die Erscheinung desselben im Rücken von Innspruck entschied das Schicksal des Tages (29. May). Deroy zog sich in der Nacht über Hall und Kufstein zurück.

Die Feinde waren jetzt zum zweyten Male aus Tyrol vertrieben, denn die schwachen Angriffe in den südlichen Gegenden blieben ohne Erfolg, aber nicht erfreulich zeigte sich der Zustand im Innern. Es fehlte an Pulver, an Geld, selbst an Lebensmitteln. Ungeachtet der wieder eröfneten Verbindung erhielt man keine Nachrichten aus Oesterreich; die dringendsten Bitten um Unterstützung an Gelde wurden gar nicht oder (S. 265.) unbefriedigend beantwortet. Hormayr mußte sich entschließen zu einer gezwungnen Anleihe zu schreiten, — kein leichtes Unternehmen während eines Aufstandes, wo die Menge unter der verheißnen Freiheit auch Befreiung von Abgaben und Lasten versteht. Um das Volk zu beschäftigen, wurden Ausfälle über die Grenze beschlossen; man machte einen Streifzug gegen Salzburg und versuchte mit größeren Mitteln eine Unternehmung in Schwaben, die aber gänzlich mislang, weil es unmöglich war, unter den Landleuten die zu einer zusammengesetzten Bewegung nöthige Ordnung zu erhalten. Nur die gemeinschaftliche Gefahr vermochte die Gemüther zur Einheit zu verbinden.

Plötzlich verbreitete sich das Gerücht von der Schlacht von Wagram und der in dem Waffenstillstande vom 12. Julius bedungnen Räumung Tyrols. Die Nachrichten trugen das Gepräge der Wahrheit, aber der Mangel einer amtlichen Bestätigung derselben stürzte die österreichischen Behörden in die fürchterlichste Verlegenheit. Wenn man auch die Aufopferung des Landes als eine Folge der Umstände nicht bezweifelte: so ließ sich doch kaum glauben, daß sie geschehen könne, ohne vorher das Volk von dem Aufstande nicht wenigstens abgemahnt zu haben. Ein Schreiben des Erzherzogs Johann vom 19. Jul., worin Unterstützung an Pulver versprochen, die Anerkennung des Waffenstillstandes aber bis auf weiteren Befehl verschoben wurde, konnte die Ungewißheit nicht heben. Der General Buol beantwortete zwar die französischen Anträge durch die Erklärung, daß er nicht eine Hand breit Landes räumen würde, bevor nicht der Befehl dazu von seinen Oberen eingegangen

Digitized by Google

wäre; es scheinen jedoch noch andre Ansichten vorgeherrscht zu haben. „Die Idee," sagt der Verfasser, (S. 324.) „das „Volk solle die Truppen nicht aus dem Lande lassen und diese „sollten zögern, so, daß sie sich vielleicht noch in Tyrol befän„den, während der Waffenstillstand schon wieder aufgekündet „oder der Friede geschlossen seyn würde, welche zuerst in den „Köpfen der Bauern entstanden, dann aber auch in höhere An„sichten hinüber gegangen war, beruhete auf irrigen Voraus„setzungen." Diese Stelle gibt mit wenigen Worten den einzig möglichen Aufschluß über eine Reihe nachfolgender, sonst unerklärlicher Ereignisse, besonders über die Aktenstücke S. 334 — 350, unter denen vor allen No. 7 und 8, sich auszeichnen. Ein sehnlich erwarteter Courier traf am 27. ein, brachte aber nichts mit, als eine Unterofficiers-Medaille; alle Verantwortlichkeit fiel auf Hormayr und Buol, dessen streng-rechtliche, militärische Festigkeit in einer so schlüpfrigen Lage sich hier in dem schönsten Lichte zeigt.

Alles war in Parteien getheilt; das aufgereizte Volk sah sich grausam getäuscht und seine Erbitterung traf vorzüglich die Mittelspersonen zwischen ihm und der österreichischen Regierung, denen es die Schuld der Umstände zur Last legte. Man drohete, die Truppen mit Gewalt zurück zu halten und suchte sie ihren Anführern abtrünnig zu machen. Es fielen häufige tumultuarische Auftritte vor. Unruhige Köpfe und Eigennützige, die aus der Verwirrung Vortheil zu ziehen dachten, bliesen die Flamme des Aufruhrs an; der treuherzige Hofer hingegen drang gutmüthig in Hormayr'n, sich zum Herzog von Tyrol zu erklären. Man konnte und man wollte auch dem Uebel, das vielleicht auf einer andern Seite nutzbar werden konnte, nicht ganz steuern; das Dringendste in diesem Augenblicke war, sich mit guter Art aus dem Lande zu ziehen, denn der Befehl zur Räumung war endlich eingegangen. Zum Glück hatten sich in dem langen Zwischenraume der Ungewißheit die Gemüther abgekühlt. Indem man den Truppen merken ließ, daß man die, welche sich von ihren Fahnen entfernten, nicht als Ausreißer betrachten würde, und indem man ansehnliche Kriegsvorräthe, 2,300 Gewehre und eine Anzahl kleiner Gebirgskanonen mitzunehmen vergaß, gelang es, den Tyrolern wieder Hofnung auf künftigen Beystand einzuflößen. Gegen 600 gute Unterofficiere und Soldaten blieben einzeln zurück, dem Abzuge der übrigen widersetzte sich Niemand. Am 2. August trat der General Buol den Marsch an und am 9. war das Land geräumt. Um sicherer zu gehen, suchte man die Häupter des Aufstandes zur Auswanderung zu bewegen; Einige schlossen sich den Truppen an, selbst

Digitized by Google

Hofer war dazu überredet worden, aber er änderte seinen Entschluß und verbarg sich in einer Höhle im Passeyer-Thale, aus welcher er das Volk bald zur Unterwerfung bald zu neuen Anstrengungen ermahnte. Seine Aufrufe waren unterzeichnet: Andere Hofer, dermal unwissend wo.

Hätten die französischen Befehlshaber diesen Augenblick benutzt, in die von den Oesterreichern verlaßnen Stellungen einzurücken, wären sie überhaupt mit der Vorsicht und Milde zu Werke gegangen, welche die Umstände erheischten: so ist kaum zu bezweifeln, daß das von seinen Beschützern verlaßne Volk sich ihnen unterworfen haben würde. Aber der Marschall Lefebvre ließ den ersten Eindruck des niederschlagenden Gefühls der Hülflosigkeit vorübergehen und Rusca's Grausamkeit empörte alle Gemüther. Der letzte blutige Auftritt des Trauerspiels hätte erspart werden können; jezt wurde er unvermeidlich.

Alles, was der Räumung vorhergegangen, die Art, wie sie ausgeführt worden war, vor allem die „nach dem Waffen„stillstande eingegangnen, zur Disposition der Häupter gestellten „Geldmittel," mußten beytragen, die Tyroler in der Meinung zu bestärken, daß Oesterreich, wenn es auch jezt nicht im Stande wäre, sie zu schützen, „doch gern sehn müsse, wenn „sie sich aus eigner Kraft fortdauernd unter den Waffen be„haupteten, um den Bewegungen, welche gerade damals in In„neröesterreich vorbereitet wurden, eine starke Hand bieten zu „können." (S. 352.) Drey Männer, Schenk, Kemnater und Mayer, alle drey Gastwirthe, waren schon am 2. August in dem Hause des ersten zu Brixen mit dem Kapuziner Haspinger zusammen gekommen und hatten den Plan zu einem neuen Aufstande entworfen; und schnell loderte das Feuer des Krieges noch einmal in dem ganzen Lande auf. Der General Rusca wurde bey Lienz geschlagen und am 4ten stieß das versammlete Landvolk im Eysack-Thale, zwischen Brixen und Sterzing auf den Vortrab des Marschalls. Die Tyroler wurden zurückgetrieben, aber sie hielten die Feinde auf, indem sie die Laditscher (Latritscher) Brücke verbrannten. Die Maßregeln des Marschalls waren nicht richtig berechnet; er hatte zwar ein Corps durch das Thal des Inn abgeschickt, die Stellung seiner Gegner zu umgehen, aber ehe es ankommen konnte, erschöpfte er sich in fruchtlosen Versuchen, auf der graden Straße nach Brixen durchzubrechen. Er mußte zuletzt die mit vielem Blut errungenen, geringen Vortheile aufgeben und sich am 11. eilig nach Innspruck zurückziehen. Das Landvolk war unterdessen durch Hofern mit neuem Zuzug verstärkt worden,

Digitized by Google

und die Abtheilung im Inn-Thale wurde zwischen Lavis und Prutz theils aufgerieben, theils gefangen.

Die Tyroler schrieben diesen Sieg dem unmittelbaren Beystande der Mutter Gottes und des heiligen Martin zu. Man hatte während des Gefechtes die erste in ihrem himmelblauen Mantel, den zweyten auf seinem schneeweißen Schimmel deutlich in der Ferne gesehen. „Wer hierauf nichts zu erwidern „hat," ruft der Verfasser S. 369 aus, „als ein Lächeln höh„nischen Mitleids aus der superfeinen Josephinischen Aufklä„rungs-Epoche, die so stolz darauf war, zum Heil der Mensch„heit die Klöster aufzuheben und die Kasernen zu vermehren, „— — — der wird und muß auch mit eben dem vertrockne„ten Herzen und hohlen Gehirn verspotten die Augurien, die „heiligen Orte, die glücklichen und unglücklichen Tage des alten „Roms, die Makkabäer, die Araber in der Wüste, siegreich „von Ostindien bis zu den Wasserfällen des Nil und bis in Auverg„ne!" — Und auch Pöschl'n mit seinen Anhängern! würde man sich versucht fühlen hinzuzusetzen, wenn diese Stelle für etwas anders gelten könnte, als für ein Beyspiel der Verwirrungen und Widersprüche, zu welchen überspannte Einseitigkeit nur gar zu leicht hinreißt. Auch abgesehen von dem Seitenblick auf einen Monarchen, dessen Andenken seinem Volke theuer und der Geschichte ehrwürdig ist, fehlt es dem ganzen Satze an Haltung; denn wo berechnende Klugheit sich solche Mittel erlaubt, den frommen Sinn eines guthmüthigen Volkes für ihre Zwecke zu entflammen, da sollte des Herzens lieber gar nicht gedacht werden.

Der Marschall rückte am 13. noch einmal bis auf den Iselberg vor, obgleich der Rückzug schon beschlossen war. Nach einem blutigen Kampfe mußte er die Unternehmung aufgeben, und die Schlacht blieb ohne Erfolg. Mit der größten Erbitterung wurde an der Brücke des kleinen Flusses Sill, bey Wiltau und bey Ambras gefochten, „wo noch späterhin" — „(also nach 1809.) — das Kruzifix mit den Augen winkte „und abgeblühte Blumensträuser wieder frisch ihre Häupter „hoben, wenn die Wittwen und Waisen der hier umgekommnen „Landesvertheidiger auf ihren Gräbern beteten." (S. 377.) Der Bauer Speckbacher und der Kapuziner Haspinger hatten die Tyroler angeführt, aber nun blieb auch das Landvolk nicht länger beysammen, und der geschlagne Feind konnte ruhig seines Weges ziehen.

Das Land war zum dritten Male befreiet; Hofer nannte sich von nun an: kaiserlich königlicher Obercommandant von Tyrol, und nahm seinen Aufenthalt in Innspruck. Er hatte

Digitized by Google

den guten Verstand, die Einrichtungen Hormayr's zu bestätigen; die eignen Verordnungen, welche er erließ, bezogen sich fast nur auf Gegenstände der Sittlichkeit und machen sowohl seinem Herzen, als seiner Uneigennützigkeit Ehre. Die Waffen ruheten; zwar wurden große Entwürfe gemacht, Haspinger wollte Kärnthen, Krain und Steyermark bewafnen und den französischen Kaiser gefangen nehmen, aber die verschiednen Parteihäupter konnten sich über keinen Plan vereinigen und Hofer besaß nicht Festigkeit genug, ihre Eigenmächtigkeit zu beherrschen. Speckbacher allein scheint richtigere Begriffe von der Führung des Krieges gehabt zu haben, indem er die Wichtigkeit von Salzburg zur Vertheidigung Tyrols vorstellte und einen Zug dahin unternahm, aber mit der nahen Gefahr war auch die Kampflust des Volkes verschwunden. Vorarlberg, welches die westliche Grenze Tyrols bis an die neutrale Schweiz deckte, wo Teymer und der Doctor Schneider, stets mit Hormayr'n in der genauesten Verbindung, so wichtige Dienste geleistet hatten, wurde ganz vernachläßigt und blieb während des letzten Kampfes von den Feinden besetzt. Zu Hofer's Unglück waren seine besseren Rathgeber, Speckbacher, Eisenstecken und andre, welche die Freyheit des Vaterlandes ohne eigne Rücksicht wollten, oft genöthigt ihn zu verlassen, und bald bemächtigten sich schwindelnde Planmacher seines Vertrauens. Er gab sich fast ganz einem Edelmann, Kolb, einem halbverrückten Abenteurer, der häufige, hier (S. 432) gehörig gewürdigte Erscheinungen der heiligen Jungfrau hatte, und einem ränkevollen Priester, Donay, hin. Die Zügellosigkeit der Einzelnen nahm mit der Auflösung aller bürgerlichen Ordnung in gleichem Maße überhand. Jeder wollte für sich und nach eignen Ansichten wirken, keiner traute dem Andern, gegenseitig beschuldigte man sich des Abfalls und des Verraths, und Hofer, stets von denen, die mit ihm sprachen, hingerissen, billigte heute, was er gestern verworfen hatte.

Die Gemäßigten, deren Stimme noch immer nicht laut werden durfte, traten endlich näher zusammen. Sie hatten sich überzeugt, daß einzelne Geldunterstützungen nicht zum Ziel führen könnten, daß der gute Wille des österreichischen Hofes für die Tyroler den Abschluß des Friedens nicht hindern würde und daß nur durch Unterwerfung auf leidliche Bedingungen das völlige Verderben abzuwenden sey. Selbst viele der Parteihäupter verzweifelten an der Rettung und suchten in das Hauptquartier des Erzherzogs Johann zu entkommen. Hinter Hofer's Rücken entspann sich eine Unterhandlung mit der baierschen Regierung, er selbst aber blieb unthätig und unentschlos-

Digitized by Google

sen und schien noch immer von der drohenden Gefahr keinen Begriff zu haben.

Am 14. October war der Friede unterzeichnet worden, eine französische Abtheilung zog von Roveredo an der Etsch herauf, Specbacher von einem Theil der Landleute schlecht unterstützt, wurde bey dem Passe Strub überwältigt, und nun mußte auch der Obercommandant sein Hauptquartier von Innspruck nach Steinach an der Straße von Sterzing verlegen. Die Baiern rückten jezt über Kufstein, der Vizekönig von Italien über Villach vor. Es war der erste regelmäßige, in richtiger Verbindung unternommne und mit Nachdruck fortgesetzte Angriff auf Tyrol, und die Befehlshaber handelten nach ganz andern Grundsätzen als ihre Vorgänger. Schonung und Milde bezeichneten die Schritte des Vizekönigs und des Generals Baraguay d'Hilliers, der das Corps im südlichen Tyrol anführte. Sie fanden auf den meisten Punkten nur schwachen Widerstand; wo auch das Volk hartnäckiger kämpfte, geschah es doch nur vereinzelt und ohne Zusammenhang. Die fähigsten Häupter hatten sich entfernt; mit dem Kern einer regelmäßigen Macht war auch der Mittelpunkt der Vereinigung ihnen entzogen worden und es stand kein allgemein geachteter Anführer an der Spitze des Landvolkes, der es verstanden hätte, die Gegenwehr zu leiten, die Gemüther zu gemeinschaftlicher Anstrengung zu entflammen. Selbst auf den durch ihre Siege berühmt gewordnen Höhen des Iselberges ließen die Tyroler sich schlagen. Hofer unterwarf sich, seine Abgeordneten wurden von dem Vizekönig gütig aufgenommen, der Prinz gab ihnen Päße für mehr als 24 Personen und wünschte, daß auch der Obercommandant davon Gebrauch machen möchte.

Dieser ermahnte wiederholt, zuletzt noch am 8. November (S. 431.) das Volk zur Ruhe und Unterwerfung; aber, von Kolb durch die Nachricht wieder angegangner Feindseligkeiten und naher Hülfe aus Oesterreich erhitzt, brach er den Vertrag und erließ am 15. einen neuen Aufruf zu den Waffen. Eine Niederlage des Generals Rusca bey Meran erregte noch einmal schwindelnde Hofnungen, die aber durch Baraguay d'Hilliers schnell wieder gedämpft wurden; doch stets zu schonenden Maßregeln geneigt, schob er die Schuld der Empörung auf den bey Meran gebliebnen Anführer Thalguter, den der Tod auf dem Schlachtfelde der Bestrafung entrissen hatte, und gab sich die größte Mühe, den Obercommandanten zu retten. Er schickte ihm Sicherheitsbriefe, aber seine menschenfreundliche Absicht wurde durch die Unentschlossenheit und die Einbildungen des schwachen Mannes vereitelt. Hofer hoffte noch immer

auf einen unmöglichen Beystand; er wollte Zeit gewinnen, bat um einen dreytägigen Aufschub und entfloh. Von den letzten Tagen des Novembers bis zum 20. Januar hielt er sich in einer Höhle verborgen, bis er endlich, von dem Priester Donay verrathen, aufgehoben und nach Mantua geführt wurde. Am 20. Februar wurde das, nach seinem letzten, in einem offnen Befehl erlaßnen, Aufrufe unvermeidliche, Todesurtheil an ihm vollzogen. Baraguay d'Hilliers schützte sein Haus und seine Familie, und der Kaiser Franz sicherte seinen Nachkommen einen anständigen Unterhalt.

Die Begebenheiten drängen in dem kurzen Zeitraume des Aufstandes der Tyroler einander so rasch, das anscheinend Kleine wird hier so wichtig, das Einzelne und Gleichzeitige vermischt sich oft so schnell zu einem Ganzen und zersplittert sich von neuem so vielfältig, daß die Darstellung im Zusammenhange mit ganz eignen Schwierigkeiten verknüpft seyn mußte. Was besonders die Ausführung des Gemäldes erschwert, ist der Umstand, daß keine Hauptfigur sich heraushebe läßt, an welche die Andern sich anschließen könnten. Der Held des Titelblatts tritt nothwendig von selbst in den Hintergrund zurück; auch Bartholdy, so eifrig er sich der Tyroler annimmt, vermochte nicht ihn höher zu heben; die übrigen Anführer aber stehen nebeneinander, keiner an der Spitze und nur das rastlos thätige Streben des Freyherrn von Hormayr konnte den Faden darbieten, an welchem die Begebenheiten sich reihen. Wenn daher in der Anordnung vielleicht manches zu wünschen übrig bleibt: so liegt die Schuld wohl hauptsächlich an der Eigenthümlichkeit des Stoffes. Der Vortrag ist glänzend, aber er strebt mehr nach dem Prunke rednerischen Schmuckes als nach innerer Gediegenheit. Den ruhigen Gang der einfachen Erzählung verschmähend ist es dem Verfasser weniger darum zu thun, zu überzeugen, als durch den Strom seiner glühenden Beredtsamkeit fortzureißen. Alle Waffen der Rührung, der Erregung der Leidenschaften, des Spottes, der geschleuderten Bannstrahlen weiß er mit gleich geübter Hand zu führen und der Kunstgriff, das Heil der gesammten Menschheit an das örtlich Nutzbare, an den Gewinn des Einzelnen zu knüpfen, nimmt im voraus die allgemeine Theilnahme in Anspruch. Allerdings ist eine solche Manier geeignet, in Zeitpunkten der Gährung eine augenblickliche Wirkung hervor zu bringen; sie hat deshalb auch viele Vertheidiger gefunden; aber weder ihr Schimmer, noch der oft ins Gebiet der poetischen Prose hinüberstreifende Ausdruck, noch die aus den besten Dichtern eingestreueten Stellen werden jemals die Muse der

Digitized by Google

Geſchichte beſtechen können, die Sprache des Heldengedichts oder der Rednerbühne für die ihrige anzuerkennen.

Provinzialwörter ſind nur dann zu empfehlen, wenn ſie den Begriff deutlich ausdrücken und nicht durch andre, allgemein eingeführte, erſetzt werden können; auffichtig, für: Aufſehen- oder Aufmerkſamkeit erregend, z. B. (S. 50) unauffichtige Gelegenheit, iſt mehr ſchielend als beſtimmt, und Anwurf bezeichnet etwas ganz anders, als das überall gebräuchliche: Antrag.

V.

Das Heer von Inneröſterreich unter den Befehlen des Erzherzogs Johann im Kriege von 1809, in Italien, Tyrol und Ungarn. Von einem Stabsoffizier des k. k. Generalquartiermeiſter-Stabes eben dieſer Armee; durchgehends aus officiellen Quellen, aus den erlaſſenen Befehlen, Operationsjournalen u. ſ. w. Leipzig u. Altenburg bei F. Brockhaus. 1817. 411 S. in 8. (Preis 2 Thlr. 12 Gr.)

Ohne Vorrede oder irgend ein vorausgeſchicktes Wort an den Leſer fängt dieſes Buch gleich mit der Erzählung der Begebenheiten an. Als Eingang hat der Verfaſſer aus der Schrift des Freyherrn von Hormayr: Oeſterreich und Deutſchland, ein Gemälde Europa's vom Preßburger Frieden bis zu dem Jahre 1809 entlehnt, das aber weder durch den Ton der Darſtellung noch durch helle Anſichten ſich auszeichnet. Die Werke des Feldmarſchall-Lieutenants Stutterheim und des Freyherrn von Valentini ſind ihm nicht unbekannt geblieben, und bey Gelegenheit des Krieges in Tyrol hat er als gedruckte Quellen Bartholdy's Krieg der Tyroler Landleute, die in Förſter's Beyträgen mitgetheilten Nachrichten von dem Kriege der Vorarlberger und die Geſchichte Andreas Hofer's (Leipzig bei Brockhaus, 1817) vor Augen gehabt. Er erwähnt ſelbſt dieſer Bücher (S. 277 und 339), nicht aber, daß aus dem letzten oft Stellen von vielen Seiten (z. B. S. 288. 889 vergl. mit Geſch. A. H. S. 161. 162; S. 293 — 298 vergl. mit G. A. H. 165 — 170 u. v. a.) hier wörtlich wieder

Digitized by Google

abgedruckt worden sind. Dem ungeachtet ist sein Werk für die Geschichte des Krieges von 1809 unentbehrlich, weil es über die Begebenheiten des Heeres von Innerösterreich, von dem Augenblick an, wo die durch den frühen Tod ihres Verfassers leider unvollendet gebliebne Darstellung des Gen. Stutterheim aufhört, die ersten zusammenhängenden und beglaubigten Nachrichten bekannt macht.

Das Buch ist in 6 Abschnitte getheilt; es zerfällt aber eigentlich in zwey Hauptabtheilungen, von denen die eine in 5 Abschnitten den Krieg in Italien und Innerösterreich, die andre, Abschnitt 6, die Vorgänge in Tyrol beschreibt. In den drey ersten Abschnitten, welche von den Vorbereitungen zum Kriege, von der Eröfnung des Feldzuges bis zu dem Treffen bey Pordenone (1 — 15. April) und bis zu dem Rückzuge von der Etsch (15. April — 1. May) handeln, stimmt der Bericht des Verfassers genau mit den Angaben des Gen. Stutterheim überein, mit dem einzigen Unterschiede, daß hier eine Menge merkwürdiger Aktenstücke theils in die Erzählung verwebt, theils durch den Faden derselben zu einem Ganzen verbunden worden sind. Da wir also hier gewissermaßen nur die Belege zu einem bereits allgemein bekannten und geschätzten Werke erhalten: so wird die gegenwärtige Anzeige hauptsächlich nur mit dem 4. und 5. Abschnitt: von dem Rückzuge von der Etsch bis zu der Ankunft bey Körmend (1. May — 1. Juni) und bis zum Ende des Feldzuges (1. Juni — 25. Juli) und mit dem von dem General Stutterheim noch nicht berührten Theile der Geschichte des Krieges in Tyrol sich beschäftigen.

Bekanntlich hatte das österreichische Heer kurz vor dem Kriege eine neue Abtheilung in Armee- und Reservecorps erhalten, die ersten aus Linientruppen, die zweiten aus in Bataillons gebildeter Landwehr bestehend. Das 8. und 9. Armeecorps unter den beiden Feldmarschall-Lieutenanten Albert und Ignaz Giulay, von denen der letzte zugleich die Würde des Bannus von Kroatien bekleidete, und ein Reservecorps, zusammen 46,000 Mann Fußvolk und 4,000 Mann Reiterey an Linientruppen und 26,000 Mann dienstfähiger Landwehr nebst 148 Kanonen bildeten das Heer des Erzherzogs Johann. Um den Aufstand des Landvolks zu unterstützen und zu leiten, wurde der F. M. L. Chasteler mit 9 Bataillonen, 3 Escadrons und 17 Feldstücken nach Tyrol abgesendet; 6 Bataillone aber mit 1 Escadron unter dem General Stoichewich wendeten sich gegen Dalmatien. Der Erzherzog führte die Hauptmasse nach Italien; er hatte durch kunstreiche Bewegungen den Ueber-

Digitized by Google

gang über die karnische Alpenkette erzwungen, eine Reihe glücklicher Gefechte geliefert, bey Sacile die vereinigten Kräfte des Vizekönigs von Italien besiegt und ihn bis an die Etsch getrieben. Hier aber, dicht vor Verona, setzte sich das französische Heer und ging nun, durch Macdonald verstärkt, wieder zum Angriffskriege über. Zwar hatte der Erzherzog am 29. April einen Versuch, ihn zu umgehen, durch das Treffen von Soave vereitelt; aber im Angesicht von Mantua und Peschiera konnte nur eine überlegne Macht zu weiteren Eroberungen führen. Noch war es nicht möglich gewesen, Ergänzungen aus Oesterreich an sich zu ziehen, starke Abtheilungen mußten abgesendet werden, die Stellung in der Flanke zu decken und die Verbindung im Rücken zu erhalten, und der Erzherzog hatte nicht mehr als 22,000 Mann unmittelbar bey sich behalten können, um sie zu jeder Unternehmung zu gebrauchen. Dagegen aber stand er im Begriff, sich mit dem Gen. Chasteler, der schon bis Roveredo vorgedrungen war, zu vereinigen; in Innerösterreich bildeten sich neue Streitkräfte; vor allem aber ließen unruhige, im Veltelin bereits zum Ausbruch gekommne Bewegungen in Oberitalien und Verständnisse, die sich von Piemont bis nach Neapel erstreckten, unter der Mitwirkung eines englischen Geschwaders Ereignisse voraussehen, welche die Macht des Vizekönigs schnell würden zersplittert haben. — Die glückliche Eröfnung des Feldzuges in Friaul hatte den Muth der Unzufriedenen belebt; die Entscheidung war nahe, als die Nachricht von den Unfällen an der Donau plötzlich die ganze Lage der Dinge veränderte.

Alle auf Erwartungen gegründete Vortheile mußten in dem Augenblicke aufgegeben werden, wo Chasteler Roveredo verließ, um den Feinden, die jetzt Meister des rechten Ufers der Donau waren und aus Baiern in das nördliche Tyrol eindrangen, entgegen zu gehen. Der Rückzug war unvermeidlich, aber nach dem Plane des Erzherzogs sollte er so fort wieder zum Angriffe führen. Indem er in der Richtung nach Kärnthen und Krain angetreten wurde und der Bannus Giulay mit dem 9. Armeecorps und der ganzen Landwehr die Gebirgspässe deckte, wollte der Erzherzog mit 14 Bataillonen und 18 Escadrons sich nach Tyrol werfen. Nach diesem Lande hatten sich 17,000 Kriegsgefangne gerettet, die man schnell wieder bewaffnen konnte, und bey Salzburg standen unter dem F. M. L. Jellachich 10,000 Mann vom 6. Armeecorps; an der Spitze dieser Truppen, durch Chasteler verstärkt und im Rücken durch die Tyroler gedeckt, ließ sich ein Hauptschlag auf die Verbindungslinie Napoleon's ausführen. Ein Seitencorps von 5 Ba-

Digitized by Google

taillonen, 4 Escadrons und einer Brigade Geschütz zog durch das Thal Valfugana, um den Vortrab des Erzherzogs zu bilden, aber durch falsche Nachrichten getäuscht, wendete sich der Anführer, General Schmidt, nach der Piave und die Verbindung mit Tyrol war auf dieser Seite verlohren.

Ein neuer Plan mußte nun entworfen werden; wir finden ihn in einem Schreiben an Chasteler, das billig hier und nicht erst im 6. Abschn. (S. 274) hätte mitgetheilt werden sollen, ausführlich entwickelt: „Der Bannus sollte Krain behaupten, die Kroaten bewaffnen und die Unternehmung gegen Dalmatien unterstützen; ein kleines Corps in Kärnthen die Verbindung mit Tyrol erhalten; Jellachich bey Radstadt, an der Straße von Salzburg nach Villach, die Pässe von Steyermark decken und Schmidt durch das Puster-Thal zu Chasteler stoßen; der Erzherzog selbst aber wollte sich im Mittelpunkte bereit halten, mit einem Kern von Truppen überall, wo die Umstände es nöthig machen würden, sich der Gefahr entgegen zu werfen."

Nicht ohne nachtheilige Gefechte, doch ohne einen Hauptverlust wurde der Rückzug durch ein von Flüssen durchschnittnes Land und über das Gebirge ausgeführt. Am 12. May nahm der Erzherzog sein Hauptquartier in Villach, der Bannus in Laibach, aber schon am 16. wurde Albert Giulay, der mit 4,500 Mann bey Tarvis die Verbindung mit den Gebirgspässen unterhielt, überwältigt und der Erzherzog dadurch genöthigt, sich nach Klagenfurth und am 24. bis Grätz zurückzuziehen. Der Vizekönig drang nun auf der Straße von Judenburg vor, Macdonald hatte sich gegen den Bannus gewendet, Baraguay d'Hilliers mit 8,000 Mann gegen Tyrol und Rusca führte ein kleines Zwischencorps; die gesammte Macht dieser verschiednen Abtheilungen schätzt der Vf. (S. 100) auf 60,000 Mann, von denen jedoch 7,000 zur Besetzung von Venedig zurückgeblieben waren. Marmont war noch in Dalmatien beschäftigt seine Truppen zu sammeln.

Die Schlacht von Aspern machte dem französischen Kaiser die Vereinigung aller seiner Streitkräfte nothwendig; er zog die Truppen aus Salzburg und Tyrol an sich und trieb die italienische Armee zur Eil. Es mußte dem Vizekönig alles daran liegen, eine Schlacht zu vermeiden, um ungeschwächt die Donau zu erreichen; der Erzherzog beschloß ihn anzugreifen. Jellachich sollte dazu mitwirken und Bruck an der Muhr, wo die Straßen zusammentreffen, der Vereinigungspunkt seyn; alles war genau bestimmt; aber Jellachich zögerte zu lange, wurde bey Leoben von dem Vizekönig ereilt und sein Corps

Digitized by Google

am 25. May faſt ganz aufgerieben. Kaum 4,000 Mann retteten ſich nach Grätz.

Des Stützpunktes im Salzburgiſchen Gebirge beraubt mußte nun der Erzherzog ſich dem Aufgebot des ungariſchen Landſturms, der ſich bey der Stadt Raab verſammlete, zu nähern ſuchen. Er wählte eine Stellung bey Körmend am Fluſſe Raab, wo die großen Straßen aus Steyermark nach Ungarn und aus Kroatien nach Wien einander durchkreuzen. Er kam hier am 2. Juni an und benutzte die Muße weniger Tage, um ſein Corps aus den Reſerven zu ergänzen und neu auszurüſten. Mit mehr als 20,000 Mann, die er jetzt wieder beyſammen hatte (S. 155), hielt er ſich ſtark genug, Macdonald, der mit 10 — 12,000 Mann bis Grätz vorgegangen war, zu ſchlagen, die kleinen Abtheilungen des Feindes, in Kärnthen und bis Oedenburg am Neuſiedler See, aufzureiben und durch die Befreiung Inneröſterreichs die unbenutzten Kräfte dieſes Landes ſchnell in Bewegung zu ſetzen. Es würde ihm dann, da Marmont durch den Bannus zurückgehalten wurde, möglich geweſen ſeyn, zu den Unternehmungen der großen Armee mit zu wirken und er hatte in dieſer Abſicht dem General Chaſteler Befehl geſchickt, Tyrol zu verlaſſen und ſich mit ihm zu vereinigen. — Seine Vorſchläge wurden nicht angenommen und ihm dagegen auf den von der Donau, der Raab und der Waag gebildeten, die große und kleine Schütt genannten Inſeln eine andre Beſtimmung angewieſen. Hier, in der Mitte zwiſchen den Städten Preßburg, Raab und Komorn, ſollte er wahrſcheinlich bereit ſeyn, zu einer beabſichtigten Hauptſchlacht beyzutragen, und Inneröſterreich bis dahin ſich ſelbſt überlaſſen bleiben.

Es iſt hier nicht der Ort, die Unterſuchungen, in welche der Vf. bey dieſer Gelegenheit ſich einläßt, genau zu erörtern. Die durch das ganze Werk hervortönende Beſchwerde über Hemmungen, Mangelhaftigkeit der Anſtalten und dadurch entſtandne Schwierigkeiten der Aufgaben, ſpricht ſich hier lauter als jemals aus; eben ſo unverkennbar zeigt ſich aber auch eine von Grund aus verſchiedne Anſicht der Dinge. Um darüber zu urtheilen, müßte die Grenze der Unabhängigkeit abgeſonderter Heere genauer bekannt ſeyn, und Chaſteler's Abberufung aus Tyrol in dem Augenblicke, wo das Treffen auf dem Iſelberg dort günſtige Ausſichten eröfnete, dürfte wenigſtens da nicht überſehen werden, wo der Schmerz über die Aufopferung örtlicher Vortheile zu Beförderung eines größeren Plans zu verzeihlichen Klagen hinreißt.

Digitized by Google

Das Corps vereinigte sich am 13. bey Raab mit dem ungarischen Landsturm, der unter dem Erzherzog Palatinus 9,000 Mann zu Fuß und 7,000 Pferde zählte; der Vizekönig, der schon über den Sömmering gegangen war, hatte unterdessen Zeit gehabt, sich rechts zu wenden und mit Macdonald zu vereinigen, und schon am 14. erfolgte der Angriff. Die Streitkräfte scheinen auf beiden Seiten ziemlich gleich gewesen zu seyn, aber die Ungarn waren noch nicht völlig eingerichtet und ihre Verwirrung entschied das Treffen zum Nachtheil der Oesterreicher; die Festung Komorn deckte den Rückzug.

Marmont hatte unterdessen durch geschickte Märsche den Bannus umgangen und eilte queer durch Innerösterreich der Donau zu, als er unerwartet einen Feind, dessen Stärcke er nicht kannte, in seinem Wege fand. Es war Chasteler, der mit 4,000 Mann von Lienz auf der Straße von Villach und Klagenfurth herab kam, den General Rusca zum Weichen genöthigt und die Festung Sachsenburg entsetzt hatte. Marmont fürchtete zwischen zwey Feuer zu gerathen und gieng bis Laibach zurück, Chasteler aber wendete sich rechts, traf bey Warasdin mit dem Bannus zusammen und zog sich dann nach dem Plattensee, um dort die Verbindung zwischen den Corps an der Drau und der Raab zu sichern. Marmont setzte sich nun nach Grätz in Bewegung, der Bannus hoffte ihn auf dem Marsche zu ereilen; aber der General Broussier, der mit 5,000 Mann bey Grätz gestanden hatte, warf sich ihm kühn entgegen und hielt ihn auf, bis das größere Corps einen Vorsprung gewinnen konnte. Marmont's Abtheilung war die letzte, auf deren Eintreffen Napoleon gewartet hatte.

Alles bereitete sich nun zu dem entscheidenden Schlage vor, der bald nachher bey Wagram erfolgte. Schon Valentini hat das viel besprochne zu späte Eintreffen auf dem Schlachtfelde befriedigend erklärt; auf eben diese Weise und völlig rechtfertigend werden hier die Umstände ausführlich erzählt. Das Lager des Erzherzogs stand auf dem linken Ufer der Donau, von Presburg, welches die Franzosen von der entgegengesetzten Seite belagerten, abwärts an der Straße nach Tyrnau; ein großer Theil der Truppen und des Geschützes war in dem Brückenkopfe und den weitläufigen Verschanzungen der Inseln und des rechten Ufers vertheilt. Um eine, ihm aufgetragne Unternehmung auf dieser Seite auszuführen, hatte der Erzherzog auch die übrigen sich in Bewegung setzen lassen, als er am 5. Juli, früh um 5 Uhr, den Befehl erhielt, auf das linke Ufer zurück und, über Marcheck nach Schönfeld und Siebenbrunn, dem Feinde in die rechte Flanke zu gehen. Der

heftige Regen am 4. hatte alle Wege verdorben; ehe die Truppen und das Geschütz zurückgebracht, zum Theil übergeschifft werden konnten, kam die Nacht heran. Der Erzherzog brach um Mitternacht auf, war den 6. um 10 Uhr Vormittags in Marcheck und vier Stunden später in Schönfeld, wo ein vorausgeschickter Officier mit der Nachricht, daß die Schlacht bereits entschieden sey, zurückkam. Der Marsch wurde demungeachtet bis Siebenbrunn fortgesetzt; aber die Gegend war verlassen und der ferne Kanonendonner bezeichnete nur noch die Richtung, welche die Heere genommen hatten. —

Dieser flüchtige Umriß enthält die Hauptpunkte des Gemäldes, welches der Vf. von einem bis jetzt nur sehr unvollkommen beschriebnen Feldzuge aufgestellt hat; bekannter ist, was in Tyrol geschah; doch kann die im 6. Abschnitt entworfne Schilderung gar wohl neben den schon vorhandnen bestehen, weil sie hauptsächlich sich mit dem Corps, welches zuerst Chasteler, und nach dessen Abberufung der General Buol anführte, beschäftigt und weil sie eine Menge merkwürdiger Umstände, die wir in andern Schriften nur angedeutet finden, ins Licht setzt. Die Gabe, den Leser sofort auf einen Punkt zu führen, wo er den Zusammenhang der Begebenheiten übersehen kann, vermißt man auch hier, und die ganzen Bewegungen der Truppen werden erst klar, wenn man durch Stutterheim die Wichtigkeit des Postens auf den Höhen von Schabs, oberhalb Brixen zwischen den Flüssen Eisack und Rienz, welchen Chasteler zum Mittelpunkte seiner Unternehmungen wählte, kennen gelernt hat. Ueberall aber wird man in diesem Werke auf die Bemerkung geführt, daß ein Volksaufstand, wenn er nicht durch eine hinreichende regelmäßige Macht unterstützt wird, wohl im ersten Augenblick überraschende, selten aber glückliche und bleibende Erfolge hervorbringt. Der große Vortheil der Volkskriege liegt in der Möglichkeit, mit entscheidender Ueberlegenheit zu wirken und zwar grade oft in Augenblicken der Bedrängniß, wo stehende Heere nicht gleich wieder ergänzt werden können; desto nachtheiliger hingegen äußert sich die Schwierigkeit, das Errungne fest zu halten und es zu benutzen. — Das Glück des ersten Aufstandes im April war eine Folge der Unvorsichtigkeit der baierschen Beamten und der Ueberraschung ohne vorhergegangne Kriegserklärung. — Ueber die schon völlig ausgebrochnen Unruhen im Veltelin erhält man hier die ersten vollständigen Nachrichten. Die Schwäche des Corps in Tyrol machte die versprochne Unterstützung unmöglich. — Einen merkwürdigen Beweis, wie leicht Treulosigkeit und Verrath in Zeiten der Erbitterung zum Ver-

Digitized by Google

dienste geadelt werden können, geben die Unterhandlungen (S. 271) mit dem baierschen General-Commissar in Augsburg, Grafen Reisach. — Das seltsame, durch Kapuziner eingeleitete, Verständniß mit dem portugiesischen Regimente in französischen Diensten und der von andern Schriftstellern bloß flüchtig erwähnte Versuch einer Verbindung mit Schill, werden hier ausführlich erzählt; zur Ehre des schon vor dem Zuge gegen Magdeburg an seinem Schicksale verzweifelnden Mannes wird man jedoch die Glaubhaftigkeit der nachfolgenden Stelle eines (S. 346) eingerückten Briefes: „die bey der Einnahme „von Stralsund gefundenen Franzosen wurden, bis auf einige, „alle niedergemacht, nebst Commissärs und Intendanten, welche „letztere Schill, so wie mehrere Andre, mit eigner Hand tödtete," bezweifeln dürfen.

Zur Vollständigkeit dieses durch manche neue Ansicht, durch wichtige Belege und hier und da zerstreute merkwürdige Züge ausgezeichneten Werkes würden noch bestimmtere Angaben von den Streitkräften und Bewegungen der Feinde, ein Aufschluß über die anscheinende Unthätigkeit des 9. Armeecorps unter dem Bannus, etwas umständlichere Inhaltsanzeigen, um das oft nöthige Nachsuchen zu erleichtern, und vor Allen einige Plane erfoderlich seyn; die Schicksale kleinerer Abtheilungen hätten dagegen kürzer und mehr in Massen dargestellt werden können. So, wie sie eingeschoben sind, unterbrechen sie zu oft die Erzählung und lenken die Aufmerksamkeit von dem Hauptgegenstande ab. Der Leser würde dann auch leichter den Bewegungen der Truppen auf einer Landkarte folgen können und sich nicht oft durch den gar zu raschen Uebergang von einem Corps zum andern in Verwirrung gesetzt finden. Gar zu geringfügigen Gegenständen, wie z. B. den Sammelplätzen für das Schlachtvieh und die Kesselpferde oder dem immer wieder vorkommenden Abkochen, gebührt kein Platz in der Geschichte. — Sehr schätzbar sind die Beschreibungen des Strichs der Gebirge und Thäler, so wie des Laufs der Flüsse und der Straßen. Der Leser wird dadurch in den Stand gesetzt, mit Hülfe einer nur gewöhnlichen Karte sich einen Begriff von dem Kriegsschauplatz im Großen zu machen; wo es aber darauf ankömmt, die örtliche Beschaffenheit in dem engeren Bezirke eines Schlachtfeldes oder einer Stellung zu schildern, da vermag keine Darstellung in Worten für den Mangel eines Plans zu entschädigen. Der Ton des Verfassers ist im ganzen ruhig; wenn er auch hier und da einen höheren Flug zu nehmen versucht: so kehrt er doch bald zu einer dem Gegenstande angemeßneren Mäßigung zurück, und thut wohl daran, denn seine

Digitized by Google

Sprache will sich der oft beabsichtigten, gehaltvollern Kürze nicht recht fügen. Ob er gleich mit Wärme Partey genommen hat, so erzählt er doch mit Offenherzigkeit, und dem Leser bleibt die Freyheit des Urtheils; überhaupt leuchtet aus dem Ganzen eine nicht genug zu ehrende Freymüthigkeit und durchaus das redliche Bestreben hervor, nicht nur Wahres, sondern die ganze Wahrheit mitzutheilen.

Der Anhang enthält Marsch- und Bestandstabellen und einen schon früher bekannt gemachten Briefwechsel des F. M. L. Grafen Grünne. — Zwey Druckfehler sind der übrigens sorgfältigen Korrektur entgangen: S. 174 lese man 13,000 anstatt 7,000, denn so viel bleiben, wenn 8,000 von 21,000 abgezogen werden; und S. 383 den 29. Juli anstatt den 26.

VI.

Wilhelm Traugott Krug's, Professors der Philosophie zu Leipzig, System der praktischen Philosophie. Erster Theil. Rechtslehre Königsberg, bei August Wilhelm Unzer. 1817. Auch unter dem Titel: W. T. Krug's Dikäologie oder philosophische Rechtslehre. (X. u. 528 S. 8. (Preis 2 Thlr. 2 Gr.)

Es ist wohl nicht ohne Grund behauptet worden, daß das öffentliche Leben der Menschheit, im Durchschnitte betrachtet, in jedem Zeitalter durch irgend eine Hauptidee, unter dem Anschein vorzüglicher Heiligkeit derselben, geleitet und in Bewegung gesetzt wird. Diese Hauptidee nennt man den Geist der Zeit, im guten und schlimmen Sinne. Er treibt zum Guten, und verführt zum Bösen, und alle übrige Hauptbedürfnisse des Menschengeschlechts müssen sich seiner herrschenden Hauptform unterwerfen. In der alten Weltgeschichte herrschte, seitdem die, wie man glauben muß, in irgend einer Vorwelt ursprüngliche Idee von der Einheit der Menschengattung als fabelhaft vergessen, und die Menschheit zerrissen war, die Idee von der Heiligkeit der Stämme, oder der Nazionalität. Selbst die Religion, wie alles andere, was geschah in Krieg und Frieden, mußte dieser Form

des alten öffentlichen Lebens huldigen. Darum bildete das Heidenthum die Götter als launisch günstige Landesschutzgeister und führte jeden Stamm, bis zur Weltenwiege hinauf, und jeder Stamm hatte seine besondere ererbte Vernunftweisheit, oder Gerechtigkeit. Dieses ist so wahr, daß selbst der Keim der Urreligion, welcher aufbewahrt wurde, diese heidnische Form zu bekämpfen nicht anders, als unter ähnlicher Form eines auserwählten Stammes fortwirken konnte, und daß die bald Mystik, bald Handel treibende morgenländische Welt unter Griechenland und Rom erlag, weil diese beyden letztern die einmal herrschende Vaterlands- und Nazionalitätsidee mit der meisten Consequenz und Kraft durchführten. Mit der neuen Geschichte trat nun, durch Roms Universalmonarchie und Pantheismus vorbereitet, dann endlich durch eine wunderbare Völkerwanderung und Völkervermischung unterstützt, das Christenthum ins öffentliche Leben, erneute die vergessene Idee von ursprünglicher Einheit einer aus Gott stammenden Menschenfamilie, hob dem zu folge alle Nazionalität, die eine privilegirte Göttlichkeit, besonderes Recht, oder besondere Vernunft sich mittelst kriegerischen oder wissenschaftlichen Ruhmes anmaßen möchte, auf immer auf, und verkündete das früher geweißagte, oft falsch verstandene, und nun wirklich beginnende, sich erfüllende Reich Gottes auf Erden, die Herrschaft einer persönlich wirksamen aus Gott neugeborenen allgemeinen Menschenvernunft, die wenigstens allenthalben zu predigen sey. Mit dem Christenthum und der neuen Geschichte trat nun die zweyte Hauptform des öffentlichen Lebens ein, welche freylich auch oft als Grund zum Verfall desselben angesehn werden mußte, weil sie als Streben nach Freyheit, die Nazionalität und alle engere Menschenbande aufzulösen suchte, nämlich die Idee einer religiösen Weltpilgrimschaft, und Weltbürgerschaft. Diese Idee war der wahre Geist der neuen Zeit, der alles, was oft Maske des Zeitgeists fälschlich annahm, vergebens entgegen strebte. Die Völkerwanderung löste schon die Volksidee vom Grund und Boden ab, das auf Abentheuer ziehende Ritterthum, und die Fehdezeit erkannte kein Bürgergesetz, als die ritterliche Ehre, die Kreuzzüge trieben die Abendländer aus ihrer Wohnung, um am Grabe Christi das himmlische Vaterland auf Erden zu suchen. Die Hierarchie wollte eine Weltstatthalterschaft Gottes auf Erden gründen und Luther setzte ihr eine geistige Weltrepublik entgegen. Selbst Mohammed, ein untergeordnetes vorbereitendes Werkzeug für das Reich, das kommen soll, hatte nur ein geistli-

Digitized by Google

ches Weltbürgerreich und zugleich eine Weltpilgrimschaft vor Augen. Unter dem Vorwande zu bekehren, entdeckte und plünderte der Handel die neuen Welttheile, und alle Kriege der neuern Geschichte waren in der Hauptsache Kriege um Handel und sogenannte religiöse Besitznahme der neuen Welt. Zuletzt, besonders als die Ansicht von den Türkenkriegen sich geändert hatte, schwand auch der christliche Eroberungseifer. Der Weltbürgersinn blieb, aber die Aufklärung verwandelte ihn in die Form einer indifferenten Humanität.

Trügt nicht die wunderbare Ahnung, die seit ungefähr einigen Jahrzehnden zugleich mit nie zuvor erlebten Begebenheiten jedes Menschen Brust ergriff, so stehen wir allerdings vor dem noch geschlossnen Triumphthore, wo eine neue Weltperiode einziehen will. Alles will neu werden, und warum nicht unter der Idee des Bessern? Selbst die langsam eintrocknenden laudatores temporis acti müssen meynen, daß ihr Altherkömmliches doch wenigstens die Welt wirklich nun einmal verbessern werde. Eine neue aus Gott stammende Menschheit, an welcher sich die alte zu reinigen versuchte, kam seit Jahrtausenden zur Erde. Aber sie, und was dasselbe heißt, die heilige, Gott geweihte, allgemeine Menschenvernunft ward Jahrtausende lang noch vom blödsinnigen Auge der Sterblichen verkannt. Das öffentliche Leben suchte nur in pilgernder Ritterschaft das Gottesreich, ohne es zu finden. — Indessen diese Weltpilgrimschaft unter dem Nahmen von Religion oder Handel, dieser Cosmopolitismus, der doch am Ende an irgend einem Pole der Erde sein Ziel findet, muß eben so ein Ende nehmen, wie die Nazionalitätsidee ein Ende nahm. Schon in den Propheten sagt Gott, tröstet mein Volk, redet freundlich mit Jerusalem, predigt daß ihre Ritterschaft ein Ende nehme. Seit mehreren Jahrzehnden, seit der nordamerikanischen und französischen Revolution ist eine dritte Hauptidee blutig und schrecklich wirksam in die Weltgeschichte getreten, die Idee der allgemeinen wenigstens formellen äußern Weltgesetzgebung, oder des Menschenrechts, und sie ist der wahre Geist der neusten mit uns geborenen und lebenden Zeit. Freylich kann auch eigentlich das öffentliche Leben, als solches nicht viel mehr suchen, als die äußere Form des Gottesreiches, die formelle Gesetzgebung dessen, was äußerlich Recht ist und Rechtschaffenheit, in einem von Gott erfüllten Vernunftstaate. Freylich vergreift sich der Geist der neuesten Zeit wiederum, indem er das Irdische zu heftig sucht, statt des Himmlischen. Indessen, wenn das öffentliche Leben,

Digitized by Google

wie es jetzt die Erfahrung darstellt, aufrichtig nach der Form des Rechts ringt, und dieses, ob gleich mit einem oft verabscheuungswürdigen Fanatismus zum Gegenstande aller Bestrebungen macht, so sind dies doch Vorboten, daß das öffentliche Leben sich in einem verwirklichten Gottesreiche eben so mit Gott auszusöhnen strebt, als es das von der Welt abgewandte Leben des religiösen christlichen Gemüts von je her im Stillen that, „wenn sein Leben verborgen war durch Christum in Gott."

Daß die ein neu begonnenes Weltzeitalter erwärmende, ja bis zu Convulsionen erregende dritte Hauptidee das zu einer allgemeinen Weltgesetzgebung erhobene Recht sey, keinesweges aber, wie so viele Verkenner ihrer Zeit meynen, eine absondernde, einseitige Nationalität, jene umsonst aus den Klassikern aufgewärmte längst abgetragene Form der alten Weltgeschichte, noch weniger ein blos alles verflachender Cosmopolitismus, oder die Humanität der indifferenten Aufklärungsperiode, mit welcher die neuere oder mittlere Weltgeschichte nun wohl geendet hat, ... das beweist alles, was wir erlebt haben. Die frühern und spätern Angelegenheiten Polens, die Frage um die Herrschaft auf dem Ozean, die Staatsumwälzungen in neuer und alter Welt, der Kampf gegen eine neu angedrohte Universalmonarchie, alles forderte auf zu nähern Bestimmungen des Menschen-Staats- und Völkerrechts überhaupt. Jenes Volk selbst, welches mit dem meisten Glanze einen bürgerlichen Rechtszustand aufzustellen strebte, und die Erklärung der Menschenrechte zur Grundlage seiner neuen Verfassung machte, konnte in seinem Taumel keine neue Nazionalität gründen. Es mußte schon als Republik und dann unter der Herrschaft eines Ausländers die übrige Welt in diesen Taumel hineinziehn. Wie eine tiefeingewurzelte Krankheit im Menschenkörper oft die Maske von andern Krankheiten annimmt, so verwandelte sich auch der Geist der Zeit, von seinen eignen Anhängern gewöhnlich verkannt, d. h. diese wahre Sucht, Recht zu haben, aber auch öffentlich zu schaffen, in andere Formen. Die Völker bewaffneten sich für Vaterland, Tugend, Wahrheit, Glauben, Freyheit, Verfassung — aber in allen diesen Ideen, die aus andern Gründen eben nicht sehr lebendig seyn konnten, suchte man vorzüglich das Recht, und war erbittert über erlittenes Unrecht. Wie unsre moderne Aesthetik die Form der Schönheit von allem Inhalte, unsre moderne Wissenslehre die Form des Wissens von allen Gegen-

Digitized by Google

ständen trennt, so scheint auch unsere öffentliche Sittenlehre jetzt nur Einen Gedanken zu haben, die Form eines öffentlichen Rechts, über das, wozu das Recht etwa da seyn mag, ist man weniger in Verlegenheit. Das Recht, oft auch als Staat personifizirt, erscheint als die alleinheilige, unbedingte Idee, der man alles übrige zum Opfer bringen soll. Fiat iustitia et pereat mundus. Erst will man den Topf haben, wo, um mit Heinrich dem 4ten zu reden, das Huhn der bürgerlichen Glückseligkeit gekocht werden soll, sollten auch alle Hühner der Welt unterdessen davon laufen. Niemals war es, vermöge einer allgemeinen Schuld der Zeiten, mit der öffentlichen Glückseligkeit schlimmer bestellt, als in den bisherigen Decennien. Aber jeden Tag ward eine neue Glückseligkeitsverfassung, unter dem Nahmen Constitution, fertig. So mager es aussah, was die große Schriftstellermasse zum Besten der Menschheit auf den Markt zu bringen hatte, so seufzte und rief doch alles nach Preßfreyheit. — Und gewiß werden wir lange ein wohl geordnetes Kirchenrecht, wer weiß, ob nicht wieder mit Bann und Interdict gerüstet, haben, ehe ein gereinigter, aber auch begeisterter Glaube wieder lebendig ins Leben tritt. Kurz man wollte nur zu Allem das Recht haben, konnte man auch dieses Recht zu Nichts mehr gebrauchen, wie sich mancher vor Gericht arm prozessirt, damit ergehe, was recht ist.

Bey diesem allerdings bis zur sthenischen und asthenischen Krankheit gestiegenen Hunger und Durst nach der öffentlichen Gerechtigkeit, der in seinem Ursprunge löblich, freylich auch wiederum von bösen Gesinnungen gemißbraucht, von Schwindelköpfen ins Lächerliche getrieben ward, blieb der deutschen Schulphilosophie die unsterbliche Ehre, in ruhigen Paragraphen und Systemen sine ira et studio das Recht, diesen Lieblingsbegrif des Jahrhunderts, wissenschaftlich zu zergliedern, und was die Hauptsache ist, was schon einen Wolf, Puffendorf, Thomasius und andere mehr so sehr über viele Rechtsphilosophen des Auslands erhebt, niemals den Zusammenhang des Rechts mit den höchsten Quellen der Sittlichkeit aus den Augen zu verliehren, kurz mehr auf ein gründliches Vernunftrecht, als auf ein chimärisches Naturrecht hinzu arbeiten. Mochte diese Vernunft der deutschen Philosophie, die auch in dem Naturrechte immer die Hauptrolle zu spielen bekam, zuweilen ein wenig hohl werden, indem man einestheils zu sehr von der sinnlichen Naturbestimmung, des Menschen, von den gemessenen Schranken

Digitized by Google

seiner Sinnlichkeit abstrahirte, anderntheils, zumal in den Zeiten der Kantischen Autonomie, die bloße Vernunftform zu einer wesenlosen Gesetzgeberin, ohne einen heiligen Willen machen wollte, immer muß uns die deutsche Rechtsphilosophie in ihren Grundzügen weit ehrwürdiger vorkommen, als die des englischen und französischen Auslandes, welche letztere so oft, durch Mißverstehen der Paradoxien des scharfsinnigen Hobbes, und des originellträumenden Rousseau verleitet, die sinnliche Natur zur allgemeinen Gesetzgeberin machte, und die Gleichheit der Rechte wohl gar nur auf den natürlichen Sinnentrieb, das Recht auf den Naturinstinct gründete, wobey denn das Recht des Stärkern am Ende alles in seinen Rachen verschlingt, welches sogenannte Recht des Stärkern der Verf. des von uns anzuzeigenden Buches in der gehaltvollen Anmerkung S. 28 aus Spinoza in dessen ganzer Consequenz dargestellt, aber auch durch sein ganzes Werk mit steter Hinsicht auf eine Vernunftgesetzgebung bündig widerlegt hat.

In jenem ächt gründlichen und sittlichen deutschen Geiste ist demnach auch diese Rechtslehre gearbeitet, die wir (wie kaum zu erwähnen nöthig ist) als eine merkwürdige Bereicherung der philosophischen Literatur — fast eben so sehr durch einen Schatz von treffenden Bemerkungen über die wichtigsten Rechtsverhältnisse, als in systematischer Hinsicht, — gegenwärtig anzuzeigen haben. Nachdem der Verf. durch mehrere bereits in den Händen des Publikums sich befindende Vorarbeiten in diesem Fache, nämlich in den Aphorismen zur Philosophie des Rechts (1. Bändchen Leipzig 1800) und im 2. Bändchen, oder der Fortsetzung, in den Naturrechtlichen Abhandlungen, oder Beiträgen zur natürlichen Rechtswissenschaft (Leipzig 1811), sich Bahn gemacht, auch manche Gegenstände und Fragen ausführlicher betrachtet hat, als es im strengen bey und unterordnenden Systeme (s. Vorrede) geschehen kann, nachdem er schon in manchen auf die nähern Angelegenheiten der Zeit sich beziehenden Schriften als ein rühmlicher Kämpfer für die Menschenrechte, zumal gegen mancherley hofirende mystische und alles verwirrende Ansichten neuerer Gelehrten aufgetreten ist, ... empfangen wir hier, unter dem oben aufgeführten Titel — die Rechtslehre selbst, in Paragraphen von gehaltvollen Anmerkungen begleitet, als einen Theil seines gesammten philosophischen Systemes, als den ersten Theil seiner praktischen Philosophie, auf welchen, nach einem bereits in der Fundamentalphilosophie des Verf. vorgezeichneten Plane, zwei-

Digitized by Google

tens die ebenfalls schon erschienene Tugendlehre, und drittens endlich die noch zu erwartende Religionslehre folgt. —

In der Einleitung, welche freylich nur im Zusammenhange mit der Fundamentalphilosophie des Verf. verstanden werden und Grund gewinnen kann, wird erst die Vernunftgesetzgebung zur Begründung einer praktischen Philosophie überhaupt und dann der Rechtslehre insbesondere betrachtet. Hierauf wird im Ersten Theile, unter der Ueberschrift reines Naturrecht, erstlich das Privatrecht und zwar sowohl als absolutes, wie auch als hypothetisches, welches letztere die Rechte in ihrer (faktischen) Entstehung und Verletzung untersucht, zweitens das öffentliche Recht, und zwar sowohl als Staats-, wie auch als Völkerrecht (hier vorzüglich reichhaltig!) abgehandelt. Der andere Theil ist angewandtes Naturrecht überschrieben. Hier werden, wie §. 10 u. 100 uns belehrt, die Rechtsgesetze in besonderer Beziehung auf die menschliche Natur nach ihren empirischen Bestimmungen und Verhältnissen erwogen. Schon S. 43 verwahrt sich der Verf. davor, daß man nicht etwa unter seinem angewandten Naturrechte irgend ein positives Recht, oder die Philosophie irgend eines positiven Rechtes verstehe.

Dieses wird man nun wohl nicht, ob man gleich in frühern Zeiten juristischer Seits gern ein sogenanntes praktisches Naturrecht cum usu hodierno, hörte, und viele das Jus Romanum, als ein sogenanntes allgemeines Privatrecht angesehen wissen wollten. Doch dürften manche an die alte Sprache in den Rechtsschulen gewöhnte Leser, nach welcher schon das hypothetische Naturrecht gewöhnlich die beschränkende Anwendung des Urrechtes auf die sogenannten vorausgesetzten facta iuridica, pactum, occupatio und laesio in allen bekannten gesellschaftlichen und außergesellschaftlichen Verhältnissen enthält, an dieser neuen Unterscheidung eines angewandten Naturrechts, von einem noch dazu zum reinen Naturrechte gezählten hypothetischen, einigen Anstoß finden, und gar nicht recht wissen, wohin, mit diesem sogenannten angewendeten Naturrechte, in welchem der Verf. erstlich vom Familien- oder häuslichen Rechte, zweytens vom Kirchenrechte handelt. Das häusliche und Familienrecht handelte man sonst im hypothetischen natürlichen Privatrechte, oder in einem allgemeinen Gesellschaftsrechte, vor dem Staatsrechte ab, und es schien darum auch dahin zu gehören, da es auf einem ausdrücklichen oder still-

Digitized by Google

schweigenden Gesellschaftsvertrage beruht, und das Fundament, die Bedingung einer fortwährenden dauerhaften Staatsverbindung in der Wirklichkeit ist. Denn was ist, sagte man, Staat ohne Repräsentation der Bürgerhäupter durch Familien? Und was nun das Kirchenrecht betrift, so wird es vielen an dieser Stelle des Systems doch eine um so mehr befremdende Erscheinung seyn, da die Idee der Kirche im Sinne einer allgemein religiösen (und vielleicht nothwendigen) Gesellschaft erst in der Religionslehre a priori deducirt werden kann, an dieser Stelle des Systems aber, nach dem vom Verf. eingeschlagenen Ideengange, man von Religion noch nichts weiter weiß, als die allgemeine Definition ihrer Wissenschaft. — Ferner läßt sich fragen: ist denn die Kirche, als die vereinigte Verehrung des Urwesens in einem Reiche vernünftiger, Gott untergeordneter Wesen eine so empirische Idee, wie die Menschenfamilie, ist sie für eine Religionslehre weniger a priori, als der Staat? Gehört sie also mehr als der Staat in die angewandte Rechtslehre? S. 436 erklärt sich indeß der Verf. über dergleichen Schwierigkeit, die man ihm, wie er vorausgesehn zu haben scheint, etwa machen möchte. Da die empirischen Verhältnisse der Menschen, sagt er, von unendlicher Mannichfaltigkeit sind, so ist auch das angewandte Naturrecht gewissermaßen von unendlichem Umfange... Eben so findet er in der Fundamentalphilosophie S. 339 für die sogenannte empirische Philosophie keine veste Gränzbestimmung möglich, sie sey nur ein Anhang, indessen sey es rathsam, der empirischen Philosophie nur so viel Theile zu geben, als die reine hat, u. s. w. —

Diesen selbst gegebenen Rath des Verf. findet man hier freylich in diesem seinem angewandten Naturrechte nicht ganz genau befolgt. Denn wäre dieses geschehn, warum sollte man nicht hier überhaupt ein angewandtes Privatrecht, ein angewandtes Staats und Völkerrecht lesen, gewiß mit eben der Consequenz, als bloß ein Familien- und Kirchenrecht? Man müßte denn annehmen, daß das Privatrecht durch die Familien, das öffentliche durch die Kirche in der Anwendung repräsentirt würde, wobey denn alle übrigen Privatverhandlungen außer der Familie nicht berücksichtiget, und der Staat a priori — a posteriori in das Summum der sittlichen Gesellschaft, oder die Kirche verwandelt würde. Indessen wider diese platonische Idee von Einheit des Staats und der Kirche, die man heutzutage wieder vorsucht, erklärt sich unser Verf. selbst S. 521 wegen der Leidenschaft-

Digitized by Google

lichkeit des Menschengeschlechts und wir müssen ihm dafür herzlich danken. Ueberhaupt ist hier aber nicht von einem vollständigen Ganzen die Rede. Vielmehr sagt der Verf.: „Die Wissenschaft beschränkt sich vorzugsweise auf solche empirische Verhältnisse, welche von allgemeinerem Umfang und Interesse sind. Diese Verhältnisse gründen sich theils auf physisches, theils auf ein moralisches religiöses Bedürfniß der Menschen. Aus jenem entwickelt sich die häusliche Gesellschaft (Societas domestica) die man auch eine Familie nennt, aus diesem die kirchliche Gesellschaft (societas ecclesiastica), die man auch vorzugsweise eine Kirche nennt. — Dadurch rechtfertigt sich unsere Eintheilung des angewandten Naturrechts von selbst". — Ganz erschöpfend und rechtfertigend als eine wahre Eintheilung dürfte diese Schlußfolge die Sache wohl nicht darstellen. Reden wir von physischem Bedürfniß, so könnte man fragen, befriedigt denn die häusliche Gesellschaft dieses allein, und da weiterhin der Verf. die Ehe in so edlem moralischen Sinne nimmt, sollte sie nur aus physischem Bedürfniß entspringen? und wenn etwa Eigenthum zur Sicherung des physischen Bedürfnisses nöthig geachtet werden sollte, könnte man nicht eben so gut in diesem angewandten Naturrechte von lucrativen oder kaufmännischen Gesellschaften sprechen? Auch dürfte in der That mancher Reiche in dem angewandten Naturrechte lieber von der ostindischen Compagnie hören wollen, als von der Kirche, weil er eben das moralische Bedürfniß nach letzterer (um diesen Kantischen in Religionsangelegenheiten eben nicht viel beweisenden Ausdruck noch zu brauchen, —) nach seinem empirischen Verhältnisse, das hier allein in Anschlag kommt, nicht sehr empfindet. — Daß übrigens der Verf. hier in seinem angewandten Naturrechte erst, von der Familie spricht, leitet er aus dem Grunde her, „weil die reine Rechtslehre von den empirischen Bedingungen abstrahire, unter welchen Menschen und Staaten entstehn. (S. 438.) „Mögen, sagt er, — nach dem Begrif von Identität des Rechtszustandes und Staates sehr richtig, — die Menschen einander erzeugen, wie andre Thiere, oder aus der Erde hervorwachsen, wie die Pilze, oder vom Himmel fallen, wie die Meteorsteine, so ist dies in Ansehung der reinen Vernunftidee vom Staate völlig einerley. Denn die Vernunft fordert schlechtweg, daß sinnlich-vernünftige Wesen, die in einem räumlichen Koexistenzialverhältnisse stehen, sich im Staate vereinen oder durch die Form des Bürgerthums die Rechtsidee unter sich realisiren sollen. Daher läßt sich auch gar wohl ein Staat

denken, der aus Menschen bestehe, die in gar keinem Geschlechts- und Familienverhältnisse zu einander stehen, z. B. ein bloßer Männer oder Weiber- (Amazonen) Staat u. s. w." Einen solchen Staat, wie der Verf. hier meynt, scheinen auch die jetzt in Amerika abgesonderten und nach Cohorten eingetheilten französischen Flüchtlinge zu bilden. So sehr gern wir übrigens die in der deutschen Rechtsphilosophie seit geraumer Zeit schon als ausgemacht angenommene und vom Verf. S. 264 ausführlicher bereits abgehandelte Behauptung unterschreiben, daß bey vielen eng zusammen lebenden Menschen, deren Wirkungskreise sich beständig durchschneiden, eine Art Staatsverhältniß die einzige Bedingung eines dauernden Rechtszustandes sey, so scheint uns doch der Verf. dem Staate (im eigentlichsten Sinn), indem er vom bürgerlichen Zustande alles übrige gesellschaftliche Leben, es heiße nun Familienleben, oder kirchliches (S. 439) juridisch, im Vernunftrechte, abhängig erklärt, das Primat, und die Priorität in einer solchen Ausdehnung zuzugestehen, wie sie weder die Erfahrung anschaulich macht, noch die vorzüglichsten Naturrechtslehrer jemals annahmen, noch die Vernunft wenigstens auf naturrechtlichem Standtpunkte sattsam erweisen kann. Zugegeben, daß eine das Rechtgesetz aufstellende Vernunft unbedingt fordern könne, daß alle unumgänglichen Bedingungen eines ungefährdeten Rechtszustandes erfüllt werden, so würde sie doch wohl einen übereilten Schluß begehen, wenn sie, wie S. 265 behauptet wird, sogleich als ausgemacht annehmen wollte, in außerbürgerlichem Zustande sey durchaus kein ungefährdeter Rechtszustand möglich.

Der Verf. stellt diese letztere Behauptung S. 265 vom Naturstande als offenbar einleuchtend auf. Allein nimmt er nicht hier das Wort Naturstand in jener blos geträumten oder empirischen Bedeutung von Uncultur, wie viele Gegner und Verspotter des Naturrechts dieses Wort nehmen, die er selbst siegreich widerlegt hat? S. 253 definirt er diesen Naturstand als einen Zustand der völligen Unsicherheit des Rechts, als einen rechtlosen oder von Gerechtigkeit entblößten Zustand (Statum iustitia vacuum nach Kant). — In diesem Sinne wäre Naturstand allerdings der offenbare Gegensatz alles Vernunftrechts, welches fordert, daß man sich des Rechtes bewußt werde. In diesem Sinne muß er allerdings aufgehoben werden. Aber nimmt man das Wort Naturstand, ganz gleichbedeutend mit einem außerbürgerlichen Zustande, blos ideal und so nimmt das

Digitized by Google

Wort der Verf. hier eigentlich, so kann a priori nicht behauptet werden, daß dabey eine völlige Unsicherheit des Rechts, daß nicht ein Zustand des tiefsten Friedens möglicher Weise statt finde. Muß denn die Vernunft auf einem Standpunkte, wo sie noch nicht einmal Kant's radicales Böse kennt, überall Räuber voraus setzen? Sagt nicht selbst die juridische Vernunft quilibet praesumitur bonus? Die öffentliche Autorität wird blos nöthig, weil die Menschen in praxi, entweder das Recht nicht wissen, oder nicht wollen! Beydes aber darf keine Vernunft von ihren coexistirenden, vernunftsinnlichen Wesen schlechthin und unabhängig von weiteren empirischen Betrachtungen, wie sie der Verf. hier constituirt, behaupten.

Eben so wenig, wie diese naturrechtliche Deduction von der Unentbehrlichkeit des Staats a priori uns bündig zu schließen scheint, eben so wenig rechtfertigt eine solche Unentbehrlichkeit überall die Erfahrung. Wir wollen uns nicht auf das Zeugniß des Nordamerikaners Paine hier berufen, welcher berichtet, Nordamerikas von England abgefallne Einwohner hätten geraume Zeit ganz friedlich, ohne alle Staatsautorität, nebeneinander existirt. Denn die konnte man wenigstens schon vom Staate als vorher gezähmt annehmen. Wir wollen uns nicht darauf berufen, daß viele freye Völker dicht neben einander ohne eigentlichen Völkerstaat friedlich existiren. Denn diese haben doch schon im Innern eine Staatsverfassung. Allein lassen sich denn, vermöge häufiger Erfahrung, nicht in einer Insel einige zusammenwohnende Menschen denken, die durchaus ohne öffentliche Rechtshandhabung dennoch rechtsgemäß leben? Und spielen wir nicht mit Worten, wenn wir dieses einen Staat in eigentlicher Bedeutung nennen wollen? Und wenn nach S. 439 das Familienrecht sich gar nicht gründlich ohne das Staatsrecht abhandeln läßt, würden nicht einzelne Familien, da wo kein Staat ist, ganz rechtlos leben? Würden wir nicht dem Staat in praxi, der sich gar zu gern an der Menschheit vergreift, wie in Sparta, am Ende auch, wenn wir das Familienrecht so ganz abhängig machen, das Erziehungsrecht einräumen müssen, welches aber d. Verf. S. 479 nicht will! — S. 278 nennt der Verf. die Frage, „wie viel Personen zu einem Staate gehören, ein Sophisma polyzeteseos, wie jene, wie viel Körner einen Haufen, oder wie wenig Haare einen Kahlkopf bilden." So geistreich diese Vergleichung ist, so möchte einem jene Frage doch hier beyfallen, wo der Verf. den Staat für ganz unent-

Digitized by Google

behrlich erklärt, so daß weder Familie, noch sonst ein moralischer z. B. Kirchenverein rechtlich ohne den Staat existiren könnte. Wenn eben nicht viele Personen zu Errichtung eines Staates nöthig sind, wenn der Staat nicht durch eine Art Familienerblichkeit fortzudauern braucht, wenn, wie natürlich, unser Verf. ein allgemeines Hausrecht, ja sogar Hausregiment, welches er aber zwischen Hausvater und Hausmutter, als Einer moralischen Person (S. 446) zu theilen scheint, annimmt, so enthält die Familie den unentbehrlichen idealen Staat, ja im Wesentlichen schon in sich!

Alsdann bildet jede einzelne Familie auf einer wüsten Insel ebenfalls einen Staat. Alsdann kann die Kirche ebenfalls in allen rechtlichen Verhältnissen, wie z. B. in den ersten Zeiten des Christenthums und dann unter der Hierarchie durch eine rotam Romanam und ein Corpus Juris Canonici in sich, ohne einen äußern Staat, die nach der Definition des Staats §. 71 nöthige Rechtssicherung, durch bischöfliche Gewalt bewirken. Alsdann enthält sie ebenfalls den Staat in sich, so gut, wie die Familie, und wie jede andere sittliche Gesellschaft, die aufs ganze Leben, mithin auch auf die wechselseitigen Rechtsverhältnisse der Mitglieder geht. Alsdann ist wenigstens durchaus kein Grund, die Familie, die selbst zugleich Staat werden kann, eben sowol, wie die Kirche in der Rechtsform vom Staate zu unterscheiden, im Begrif a priori schon von demselben abhängig zu erklären, und wie dieses in den Naturrechtscompendien niemals Brauch war, a priori dem Staate unterzuordnen, sie erst in ein angewandtes Naturrecht hinter den eigentlichen Staat zu verweisen. Und was die Kirche betrift, so hätten wir zwar selbst gewünscht, der Verf. hätte das dahin gehörige Rechtsverhältniß, in einem formellen Gesellschafts- und dann im Staatsrechte abgehandelt, wohin es unter dem Tittel ius supremae inspectionis in Sacra nach Brauch und Recht von jeher verwiesen ward. Denn es ist etwas auffallend, nach der Ordnung des Systems hier schon ausführlich vom Gottesdienste zu hören. Allein, so sehr wir die Unterordnung der Kirche unter einen vorhandenen äußern Staat, juridisch genommen, billigen, in wie fern dieser rechtmäßig ihr ein Glaubensbekenntniß abfordert, so können wir doch den Begrif der Kirche ohne allen äußern Staat gar wohl denken, und die Kirche wird um so unabhängiger, je mehr sie, wie die frühere christliche, ecclesia pressa ist. Rez. unvorgreiflicher, und auch mehrmals schon in Schriften geäußerter Meynung nach, ist es übrigens allerdings ein Imperativ des heiligen Willens im Ge-

wissen für die Menschheit im Durchschnitt, exeundum esse e statu naturali, allein nicht ein naturrechtlicher Imperativ, sondern ein ethischer im engern Sinne des Worts. Es ist Pflicht gegen den Nebenmenschen und gegen uns selbst, sobald man gesellig lebt, in einem Zustande zu leben, wo die Menschheit wechselseitig fortdauernd anerkannt wird. Wenn man Menschen iure belli zwingt, erkennt man ihre Freyheit nicht mehr an. Man widerspricht sich also in seinem Wollen, Menschen anzunehmen, und sie doch immer kriegerisch zu zwingen. Darum muß eine Zwanganstalt errichtet werden, wo der Mensch im Vertrage sich selbst zwingt, und das ist der Staat, und gegen einen Menschen, der keinen Staat pflichtmäßig anerkennen will, beharrt freylich auch rechtlich ein kriegerischer Zustand. Aber eigentlich ihn zum Staate zwingen kann man nicht, wie Einige sich ausdrücken. Was ist überhaupt so ein erzwungener Staat, wie jeder erzwungene Vertrag? Die sittliche Nothwendigkeit eines Staates, die unser Verf. auf dem naturrechtlichen Standpunkte schon für ausgemacht hält, scheint also hiernach erst auf dem ethischen Standpunkte klar zu werden, und auch aus diesem Grunde findet sich manche Schwierigkeit, in der vom Verf. vorgezogenen Methode, die Rechtslehre der Tugendlehre und Religionslehre im System vorangehen zu lassen, wiewol diese Idee ganz analytisch sich allerdings rechtfertigen läßt, obgleich nicht ganz, wenn sie, nach kantischer Ansicht, die Religion und Tugend als Folge in ein Formalprinzip einschließt, also synthetisch genommen.

So viel von der Eintheilung der Rechtslehre in ihre Abschnitte nach unserm Verf. — welche uns im allen übrigen einfach und klar erscheint, und nur in der Aufstellung eines angewandten Naturrechts, als Familien und Kirchenrecht zu obigen Einwendungen Gelegenheit giebt. Diese mehrerwähnte Trennung des angewandten Naturrechts von einem als rein aufgestellten hypothetischen hat auch noch das Bedenkliche, daß der Verf. in jenem angewandten Naturrechte S. 429 vermöge des Begrifs der Anwendung auf die empirischen Erscheinungen vollkommen richtig und nach allerdings sehr gründlichen, anthropologischen Untersuchungen erst bestimmt, wer für ein Rechtssubject, für ein menschliches Wesen, gelten könne. Nun fragt es sich aber, wie das hypothetische Naturrecht, das der Verf. zum reinen Theile rechnet, auch nur die Idee eines Vertrags, geschweige denn des ganzen Verkehrs mit mehrern Menschen aufstellen könne, ohne daß das Kennzeichen, woran die Menschheit zu er-

Digitized by Google

kennen sey, angegeben, und die Menschheit mehrerer Menschen durch einen Hauptvertrag oder Hauptgrundsatz schon anerkannt sey. Offenbar bedarf also das hypothetische Naturrecht, das auf factis zwischen mehreren Menschen beruht, jener Kennzeichen der Menschheit, die der Verf. bis ins angewandte Naturrecht verspart. Das absolute und mithin wahrhaft reine Naturrecht, würde dessen allen nicht bedürfen, weil darinnen der Mensch in abstracto nur als Vernunftperson betrachtet werden kann, der sich einem Naturdinge (vergleiche §. 13 des Privatrechts) gegenüber findet, und über seine Erlaubniß zu wirken nachdenkt. Allein auch das absolute Naturrecht, wie es nämlich bisher immer vorgetragen worden ist, und wie es auch unser Verf. noch vorträgt, wird bey dieser Behandlung von derselben Schwierigkeit betroffen. §. 14. sagt der Verf.: „Wenn jeder von uns sich als Person denken muß, so muß er sich auch als solche im Verhältnisse zu Andern denken. Existiren also mehre sinnliche vernünftige Wesen" u. s. w. — Dieser Schluß ist offenbar zu schnell, wiewol in demselben so manche zumal von der Tugendlehre das Recht unabhängig abhandelnde Naturrechtslehrer übereinstimmen. Daß die Vernunft des Menschen, welcher von seinem Bewußtseyn, oder vielmehr nach §. 1 unseres Verf. von seinem Ich (in der Urform) ausgeht, sich möglicher Weise auch andere Persönlichkeiten neben der seinigen denke, daß diese philosophirende Vernunft auf den Fall mehrerer solcher Persönlichkeiten hypothetisch, eine rechtliche Coexistenz, ein Vertrags-Besitz, Beleidigungsrecht sich ausdenken könne, ist keineswegs zu läugnen. Allein in welchem Vernunftcodex, der aus einer Art von Beschauung seiner selbst (Fundamentalphil. S. 13) entspringt, der von der praktischen Urform des Ichs ausgeht, und sogleich zur Rechtslehre fortschreitet, stehet unvertilglich geschrieben, daß der Mensch mehrere Persönlichkeiten aufsuchen und anerkennen müsse, daß es überhaupt ein hypothetisches Naturrecht geben müsse? Wo existiren auf diesem Standpunkte die andern vernunftsinnlichen Wesen, woran erkenne ich sie? Wodurch werde ich verbunden, sie anzuerkennen? Welches philosophirende Naturrecht kann auf einem, von der Pflichten- und Tugendlehre und Religionslehre ganz unabhängigen Standpunkte einen Weltcroberer, einen Osiris oder Herkules oder asiatischen Despoten widerlegen, wenn sich dieser für den alleinigen Depositair des kantischen sittlichen Vernunftgesetzes erklärt, und

die übrigen Menschheit, an die er nicht glaubt, für ein Volk von halben Affen hält, die er erst zur Vernunft zwingen muß? Der Orang Outang hat auch so ziemlich einen Menschenkopf, wie §. 101 verlangt wird, kocht sich Reis, bläst ins Feuer und macht menschliche Bewegungen. Um wie viel besser erscheint einem Meiners der Neger? Sobald Naturrechtslehrer von einer Religionslehre, von einer Pflichtenlehre ausgehen, wie z. B. Thomasius von der Liebe, Puffendorf und Wolf von der Pflicht gegen einen Nebenmenschen, so hat die Sache keine Schwierigkeit. Da erkennt der Mensch in seinem religiösen Bewußtseyn die Pflicht, überall, wo der Schöpfer ähnlich begabte Wesen ihm entgegenführt, den verwandten Gottesfunken Vernunft aufzusuchen, und sich mit ihm zu verständigen. Die Pflicht, die Menschheit in andern anzuerkennen, begründet hier das hypothetische Naturrecht als nothwendige Hypothesis. — Schwerer aber wird die Sache allerdings, wenn mit einem obersten Formalprinzip des moralischen Philosophirens an der Spitze, wie es §. 5 ausgedrückt ist, „die absolute Harmonie aller meiner Bestrebungen und Handlungen" sogleich zum Naturrecht fortgeschritten wird. Gehört zu dieser absoluten Harmonie auch Pflichterfüllung und Religion, wie S. 9 in einer Anmerkung und auch in der Fundamentalphilosophie vorläufig angedeutet wird; wird dabey auf alle vernünftige Wesen (doch müssen das gerade Menschen seyn?) Rücksicht genommen, so kann man nichts dawider haben. Aber diese letztere Beziehung kann doch erst durch eine Tugendlehre und Religionslehre klar werden, und so bleibt uns hier im Naturrechte immer eine Ungewißheit über die fremde Persönlichkeit, außer uns. Wie, wenn nun jeder von uns die alleinige Persönlichkeit wäre, die das allgemeine gültige Formalprinzip als Urform des Ichs darzustellen hätte? Und man kann an sich auch gar nichts dagegen haben, daß ein absolutes Naturrecht die Urrechte der Vernunftpersönlichkeit, die nach des Verf. sehr richtigem Ausdrucke ewig sind, in ihrer ganzen Strenge darstellt. Dieses absolute Naturrecht hat im Grunde eine Aehnlichkeit mit der des Schöpfers der Dinge, als der höchsten Persönlichkeit. Und wenn der Mensch, als mithinzugerufener untergeordneter Mitschöpfer im Kleinen seine eignen Urrechte recht streng aufstellt... nun so wird er die Wahrheit, so viel an ihm liegt, so wenig als ein Mathematiker verfehlen. Und wenn alsdann er durch die Vorsehung, und die Religion belehrt wird, daß es außer ihm auch andere Persönlichkeiten gebe, nun so weiß

Digitized by Google

er, aus den Rechten, die er für sich erkannte, alsdann auch am besten, was er andern schuldig ist, und es wird mächtig an seine Brust pochen das Wort des Erlösers: Was du willst, daß dir die Leute thun sollen, das thue du ihnen auch, und am Ende kommt er wohl selbst dahin, in einer christlichen Religionslehre einzusehen, daß vor einem Gotte der Liebe und Gnade Niemand ein Recht hat. — Allein je strenger und egoistischer das absolute Naturrecht, das Urrecht, dargestellt werden mag, desto weniger gehört das Recht der Gleichheit unter die Urrechte, das man bey den meisten Naturrechtslehrern und §. 29 auch neben dem Urrechte der Freyheit und Subsistenz bey unserm Verf. findet. Hypothetisch ist es wahr. Giebt es mehrere Vernunftpersönlichkeiten in Menschengestalt, so halten sie sich die Wage — sie sind gleich. Allein woran erkennt ein Mensch, im absoluten Naturrechte mit der praktischen Urform des Ichs an der Spitze, daß Er nicht der einzige Vernünftige ist? Jeder allgemein philosophirende wird und muß sich nur zu gern dafür halten, wenn er es gleich nicht immer sagt. Er geht von seinem Ich aus, als Grunde der Wahrheit. Mithin ist das Recht der Gleichheit mehr das Fundament eines hypothetischen, als eines absoluten Naturrechts. Im absoluten Naturrechte würde aber das Recht der Freyheit, des Besitzes, und der unveräußerlichen Menschenwürde, die ganze Klasse der von manchen Naturrechtslehrern zu sehr vervielfachten Urrechte erschöpfen, woraus im hypothetischen Naturrechte die 3 Facta, der Vertrag, der Erwerb, und das Verhältniß der Beleidigung systematisch hergeleitet, und das System des ganzen römischen Rechts, bekanntlich auf persona, res, actio, in den Institutionen gegründet, gerechtfertigt werden könnte.

Die Ausstellungen, die wir hier am Plane des Verf. wegen dieser seiner angewendeten Rechtslehre, und ihrem Verhältnisse zum übrigen Systeme gemacht haben, sind, wie gesagt, von der Art, daß sie der Verf. selbst großentheils hat voraus sehn können, und ihnen in voraus auch wohl durch eine Anmerkung begegnet hat. „Es ist, (sagt er S. 448 bey dieser Gelegenheit, in einer Anmerkung) wenn man will, ein nothwendiges Uebel der wissenschaftlichen Darstellung, daß sie nicht alles auf einmal, sondern nur sukzessiv und getrennt gibt, und dadurch gewissermaßen einseitig wird. Aber der höhere wissenschaftliche Geist, der sich freylich nicht mit darstellen und also auch nicht mittheilen läßt, soll das Vereinzelte in der Einheit seines Totalbewußtseyns wieder zu-

Digitized by Google

sammen fassen und dadurch die Einseitigkeit aufheben." — Durch diese im Ganzen sehr treffende Aeußerung des Verf. wird manche Schwierigkeit gehoben, die ein wissenschaftliches System treffen kann. Insofern die Wissenschaft besonders sich analytisch erweisen und zu der höchsten Prinzipien-Entwickelung hinauf streben muß, kann sie nicht anders, sie muß zergliedern, vereinzeln. Ja selbst wenn sie synthetisch von Fundamentalsätzen ausgeht und aus diesen einfachen Atomen des Geistes, so zu sagen, das ganze Phänomen des geistigen Lebens zusammensetzen will, wird sie im Einzelnen oft einseitig erscheinen. Indessen findet sich hier im letztern Falle leicht eine Hauptschwierigkeit ein, nämlich die, daß man im Philosophiren etwas zum Grundprinzip des andern macht, was eigentlich die Folge des andern ist, oder am Ende mit dem letztern nur im Wechselverhältnisse der Begründung steht, und hieraus entstehn die Keime des Streites gerade bey der alles trennenden wissenschaftlichen Methode, je mehr sie das Ansehn der Genauigkeit und Strenge annimmt. Dieses findet in einzelnen Gegenständen statt, wie z. B. hier, wo der Verf. die Familie als etwas durchaus von dem Staat in eigentlicher Bedeutung juridisch abhängiges betrachten will, während andere Rechtslehrer aus allerdings ebenfalls oft einseitigen Gründen die Familie zur Basis des Staats machen, bey welchem Widerstreite beyde Theile etwas anderes unter Staat verstehn, unser Verf. einen Rechtszustand mit einer Autorität an der Spitze, die andern aber sich mehr dem Erfahrungsbegriffe nähern, und unter Staat mehr als ein bloßes juridisches Vernunftreich, sondern eine menschlich dauernde Einrichtung von Menschen verstehn, wobey die Familie, wenigstens das Erzeugen und Heranziehen junger, die ältern wieder repräsentirender Bürger unentbehrlich seyn dürfte. — Solcher Widerstreit von wissenschaftlichen Ansichten zeigt sich aber auch in der Gesammtansicht des Systems, bey einer zergliedernden Methode. Was der unsterbliche Kant bemerkt, daß man in der Philosophie, nach festgestellter Grundlage, im Ganzen genommen, die Methode des berühmten Wolf's werde zu befolgen haben, scheint sehr einleuchtend, und unser Verf. hat durch seine sämmtliche Schriften gezeigt, daß er vorzüglich zu Bearbeitung der Philosophie in diesem Sinne beytragen wolle und auch vermöge. Allein soll sich nicht leicht bey solcher Methode, alles in Zusammenhang einzelner Formelprinzipien zu bringen, eine Einseitigkeit einschleichen, die den Blick auf das Ganze trübte?

Digitized by Google

Sollte nicht auch der systematische Philosoph immer bemüht seyn, was nach obiger Aeußerung des Verf. demselben unthunlich scheint, zugleich jenen wissenschaftlichen Geist mitzutheilen, der den freyen Blick auf das Ganze erhält, damit man nicht am Ende in eine Kette von Schlüssen eingeschlossen werde, bey denen alles richtig ist, nur nicht der Anfang, wobey so oft, um mit Shakspeare zu reden, der Schwanz den Kopf vergißt? In der Vorrede zu gegenwärtigem Naturrecht sagt der Verf. eben so bescheiden, als tolerant, S. VII, daß er die Idee der Allgemeingültigkeit im Busen trage, ohne anmaßende Einbildung, ein allgemeingültiges System aufgestellt zu haben, und verwirft nur mit Recht das gegenwärtig eingerissene Verfahren, wo man ohne alle Prinzipien und Methode gleichsam ins „Blaue hinein philosophire, und dieses wohl gar als einen Beweis hoher Genialität betrachte." Die schon von Kant angestimmte Klage über den neuerdings in der Philosophie erhobenen vornehmen Ton im Philosophiren unterschreiben wir von Herzen. Allein sollte dies Philosophiren ins Blaue hinein nicht ein nothwendiges Rückschwanken seyn zum Besten der Wahrheit, weil das Systematisiren, besonders im praktischen Felde, seit Kant wiederum zu weit ging und nahmentlich zum Schaden der religiösen Ansicht? Und sollten nicht die kantischen Systematiker manches für eine solche blaue oder mystische Philosophie halten, was es eigentlich nicht ist, was nur Vereinigung ist gewisser von Kant im Bewußtseyn zu gewaltsam getrennter Ansichten? Dieses führt uns auf des Verf. Einleitung zur Rechtslehre und deren Zusammenhang mit dessen Fundamentalphilosophie.

Wider den von Verf. S. 19 — 24 der Einleitung zu gegenwärtiger Rechtsphilosophie und bereits in der Fundamentalphilosophie sich vorgezeichneten Gang, erst die Rechtslehre, dann die Tugendlehre, endlich die Religionslehre, als Schlußstein, vorzutragen, kann an sich nichts einzuwenden seyn, wenn man es nur so versteht, daß der philosophirende Systematiker zuerst von dem ihm anfangs als unmittelbar gewiß erscheinenden Wahrheitsorgan, von der Urform des Ichs, wie der Verf. sich §. 1 ausdrückt, (während Rez. lieber Bewußtseyn, aber nicht in blos reinholdischem Sinne sagen möchte) ausgeht, und am Ende darin das Religionsverhältniß, als das späterhin alles begründende, wahrhaft axiomatische findet, vor dem die bloße Existenz des egoistischen Denkens oder die Vernunft, als an sich hohles Organ, entschwindet. Dann wäre der Gang der Ideen nur

scheinbar synthetisch, im Grunde aber analytisch, um die eigentlich höchsten Grundsätze zu suchen, die das religiöse Gemüth sich nicht von der Philosophie aus niedern Sätzen erst demonstriren, höchstens nur analytisch nachweisen lassen kann. So verstanden kann der zergliedernde praktische Philosoph auch von der Rechtslehre, als dem Aeußern, auf Tugend und Gottseligkeit als auf das innere Heiligthum des Gemüths fortgehen. Ja, nach des Verf. S. 22 klar ausgesprochener Ansicht scheint dieser Gang auch wissenschaftlich nothwendig zu seyn, indem er daselbst behauptet, „wenn man die Sache gleich beim rechten Namen benannt, und die Sittenlehre als das höhere, welches Recht und Tugendlehre unter sich befasse, betrachtet hätte, würde man eingesehn haben, daß die über das Sittliche philosophirende Vernunft erst die Bedingungen einer äußern Harmonie in unserer praktischen Thätigkeit aufsuchen müsse, ehe sie die Bedingungen der durch die äußere selbst bedingten, innern Harmonie aufsuchen könne." — Ob nun zwar diese Methode die ausschließlich wissenschaftliche sey, ob sie nicht auch einige Schwierigkeiten habe, so wie sie wenigstens in gegenwärtigem Werke ausgeführt ist, wo die Sittenlehre nur im weitesten Sinne eines Formalprinzips an der Spitze steht, darüber werden wir noch im Verfolge dieser Anzeige zu reden Gelegenheit haben. Vortrefflich sagt übrigens der Verf. S. 20. „Man kann, um sich das Verhältniß der Rechts-, Tugend- und Religionslehre durch ein Bild zu verdeutlichen, sie mit drey Kreisflächen vergleichen, die Einen Mittelpunkt haben, wovon aber die zweyte die erste und die dritte die beyden ersten einschließt und durchdringt. In der ersten herrscht das Recht, in der zweyten die Tugend, die auch das Recht zu achten gebietet, in der dritten die Religion, die uns auf das Unendliche hinweist, und durch diese Hinweisung dem Rechte und der Tugend eine höhere Weihe giebt, wodurch sie als Ausfluß eines heiligen Willens erscheinen, der, wie ein bekannter Dichter sagt, hoch über der Zeit und dem Raume webt, und von dem menschlichen Willen fordert, durch sein Weben in Zeit und Raum ihm ähnlich zu werden, und sich so mit ihm gleichsam in Eins zu verweben, damit wir mit Recht sagen können: „In ihm leben, weben und sind wir." — Wer wird diese Ansicht unsers Verf. nicht von Herzen billigen, und auch im Ganzen den Gang einer so analysirenden Philosophie nicht natürlich finden, wenn sie nämlich, als menschliches Streben nach Wahrheit, immer mehr den Schein entwirrt, und damit endet, was die unmittelbare Wahr-

Digitized by Google

heit, als höchste Ueberzeugung, werden muß, d. h. mit einer höhern axiomatischen Bewußtseynslehre, als der einzig möglichen Vermittlerin zwischen einer Offenbarung und der Philosophie, oder mit einer Religionslehre, die alsdann synthetisch davon ausgeht, womit die philosophische Wissenschaft analytisch schließt. Das ganze praktische System ist alsdann nur eine nach natürlicher Stufenfolge unternommene Abstraction von dem großen lebendigen Ganzen, von der großen Sphäre des Alls. Das Recht, um ein anderes ähnliches Bild zu brauchen, wie das des Verf., ist gleichsam die gerade Linie, die Richtung der Tangente, die Magnetnadel, die den Pol zeigt, ohne den das Leben des Geistes im Ozean der Zeit als unselbstständig untergeht, die Tugend, in der Richtung des Radius nach dem Centrum, construirt die Fläche des erscheinenden Lebens, und wird eine elektrische Bewegung, die sich mit fremden Leben vereinigen, die Lebenskraft nach Güte und Billigkeit gleich vertheilen will, die Religion ist das Leben in der Tiefe des Centrums selbst, wenigstens in der Nähe jener Urkraft, welche die ganze Sphäre durchdringt. — Die Philosophie aber kann nur in ihren Vorhof führen. — Bey allem diesen, wenn man so successiv systematisch das Streben und die praktische Richtung des Gemüts zergliedert, hat man sich nur davor zu hüten, daß man den Lehrling der Philosophie, nicht glauben mache, erstlich dieser Weg von der Peripherie zum Centrum von der Form der Vernunft zu dem wesentlichen Inhalte ihrer Grundüberzeugung, sey der einzig methodische, oder streng wissenschaftliche, und man dürfe wenigstens gerade nicht den unmittelbar entgegengesetzten einschlagen vom Centrum nach der Peripherie, und das Bewußtseyn aus dem Ganzen und aus dem lebendigen Keim seiner Ueberzeugungen fassen und daraus dessen Form entwickeln; zweytens, daß man nicht glaube, wenn man die Urformen des Ichs zur Grundlage der Philosophie macht, wie seit Kant geschah, man könne aus diesen an sich hohlen Formen, nenne man sie nun praktische Vernunft oder Sittengesetz, das Wesen der Religion, und die eigentlich axiomatische Ueberzeugung des Geistes synthetisch wissenschaftlich begründen, kurz die Religion entweder als Wahrheit, oder nur als praktisches Bedürfniß, einzig und allein aus solchen praktischen Vernunftformen entwickeln, welche alle ihre scheinbare Heiligkeit nur erst von dieser religiösen Ueberzeugung erborgen. S. 24 der Einleitung erklärt sich nun aber der Verf., wie es scheint, gegen diejenigen, welche gerade den entgegengesetzten Weg, als den seinigen für

Digitized by Google

ebenfalls wissenschaftlich ansehn, und wenigstens dafür halten, die Religionslehre als solche könne zwar von der Philosophie, die von Vernunftformen ausgeht, vorbereitet, aber keineswegs begründet werden, sie müsse vielmehr ihre Begründung in sich selber haben, und ihre, woher es auch sey, gewonnene und nur entwickelte Ueberzeugung wissenschaftlich so aufstellen können, daß dadurch die Vernunftformen selbst erklärt und als gesetzlich gerechtfertigt erschienen. „Diejenigen, heißt es, welche die Idee der Gottheit an die Spitze des Systems stellen, um demselben das Ansehn einer besondern Frömmigkeit zu geben, mögen zusehn, wie sie alsdann, ohne die zweyte Behauptung einer unmittelbaren Anschauung Gottes, deren nur Epopten gewürdigt werden, der Religionslehre eine sichere Grundlage verschaffen wollen. Wir glauben ihr dieselbe, nicht anders, als auf sittlichem Boden geben zu können.“ Hier scheint der Verf. zwey Ansichten in Eins zu verschmelzen, die ganz verschieden sind. Redet er von wahren Theosophen, die Gott schwärmerisch zu schauen glauben, während wir hier auf Erden nur im Glauben wandeln, nicht im Schauen, oder nur durch den Glauben schauend, redet er von Metaphysikern, die den Begrif des höchsten Wesens, ontologisch gefaßt, oder auch die absolute Idee von Gott, ohne Hinsicht aufs menschliche Bewußtseyn und dessen Verhältnisse an die Spitze einer praktischen Philosophie setzen wollen, so mag er unbedenklich Recht haben, daß diese eher schwärmerische Metaphysiker sind, als gründliche Philosophen, wiewol der Vorwurf auch gegen diese ein wenig lieblos klingt, sie wollten, gleichsam hypocritisch, ihrer Philosophie das Ansehen besonderer Frömmigkeit geben. Dies sey ihre Absicht; aber nicht wahrhafte Ueberzeugung darzustellen. Eben so lieblos könnten jene Theosophen wiederum vielen Kantianern, die so lange Zeit die postulirte Gottheit nur im fernsten Hintergrunde zeigten, und nur immer vom Sittengesetz und sittlichen Handlungen sprachen, vorwerfen, diese wollten nur die Menschen, durch die Nützlichkeit des empfohlnen Tugendwandels bestechen, und den Ruhm hoher Aufklärung durch alle Entfernung vom religiösen Volksglauben erringen. — Doch das sey ferne. Allein außer der Theosophie, die wir herzlich gern mit dem Verf. Mystik nennen, gibt es noch Eine Ansicht, welche das Modewort der Mystik zwar auch wohl über sich hören muß, aber als Scheltwort nicht verdient. Wer sich zu dieser Ansicht bekennet, wird eben sowohl, wie der Verf. und Kant,

Digitized by Google

dafür halten, der Religionslehre keine andere erste Grundlage wissenschaftlich geben zu können, als auf ethischem Boden, aber nur aus dem Gesichtspunkte genommen, für welchen die Ethik nichts anderes, als eine Seite der Religionslehre selbst ist, gleichsam das unterste Stockwerk des gesammten Gebäudes, höchstens, wenn man so will, die irdische Basis, so daß man den noch weltlich philosophirenden Verstand, der zuerst das Ich und dessen Form im Bewußtseyn begreift, wissenschaftlich analysirend zuerst darauf aufmerksam machen muß, daß dieses sein Ich gebunden ist und einem höhern gesetzlichen Ganzen angehört. Wer sich zu solcher Ansicht bekennt, für den giebt es zwar anfangs auch eine Ethikotheologie, späterhin aber mit eben dem wissenschaftlichen Rechte eine theologische Ethik, beyde sind eins und dasselbe, die erstere nur der analytische, die andere der synthetische, eigentlich systematische Gang. Wer sich zu solcher Ansicht bekennt, der setzt keinesweges, wie die bloß mystischen Theosophien, die Idee der Gottheit absolut an die Spitze des Systems, sondern vermöge eines religiösen Synthetismus, um einem Kunstausdrucke des Verf. nachzusprechen, das Bewußtseyn als Gewissen, oder als Verhältniß des menschlichen wollenden Ichs zu dem höchsten gesetzgebenden Willen, und zu dem höchsten Gute; die Ethik aber in ihrer höchsten Richtung geht alsdann nur dahin, ihre wahre Begründung erst anzuerkennen, d. i. in Darstellung der Religionspflichten den Gott zu suchen, der für den Glauben sich finden läßt. Dieses ist aber keinesweges die Meynung derjenigen Philosophen, welche gewöhnlich in kantischem Sinne philosophiren. Für diese giebt es nur eine Ethikotheologie, aber keine eben so wissenschaftliche theologische Ethik. Die Ethik steht absolut da, das Sittengesetz ist die unbedingte höchste Thatsache im Bewußtseyn, und begründet nur ein praktisches Interesse an einer Gottheit, die eben so oft nur das Gute belohnen, das höchste Gut realisiren, als eigentlich gesetzgebend seyn soll. Gegen solche ausschließliche Ethikotheologen, die allein meynen, wissenschaftlich zu verfahren, und alle theologische Ethik als unwissenschaftlich und schwärmerisch verwerfen, gelten nun folgende Fragen und Einwürfe: „Ihr redet von einem Sittengesetz für den Willen, von einem kategorischen Imperative. Sonach muß dieses beydes weit mehr seyn, als eine blos theoretisch ausgesprochne Formel. Es soll etwas bindendes, etwas gebietendes seyn. Wer berechtigt euch aber, nun so ge-

Digitized by Google

waltsam das Gesetz, und den Imperativ von einem gesetzgebenden Geiste, Wesen oder Willen zu trennen? Ist denn ein Gebot für wollende kein Wille selbst, nach jedem vernünftigen Sprachgebrauche? Ist denn sonach, wie ihr meynt, das Gewissen ein bloßes Bewußtseyn vom Verhältnisse des menschlichen Willens zu einer sittlichen Form, ohne Materie, oder ist es nicht vielmehr das Bewußtseyn von zwey Arten des Wollens in uns, wie Crusius sehr treffend dieses bestimmte, von einem allgemein vernünftigen, gebietenden, heiligen, göttlichen, wenigstens gesetzlichen Willen, und einem, individuellen, sinnlichen, egoistischen, religiös verbundenen, wandelbar menschlichen Willen? Ist man deswegen schon ein schwärmerischer Epopt, wenn man, in Christus Sinne, einen göttlichen Willen (Willen Gottes, aber für Zeitwesen wollend, nicht für sich selbst) als Thatsache im Menschenbewußtseyn wahrnimmt? Und ist denn Kant weniger Epopt, wenn er sein Sittengesetz ohne Gesetzgeber, ohne Wesen, kanonisirt, darinnen eine heilige Verbindlichkeit wahrnimmt, welche mit dem Verstande allein doch durchaus nicht begriffen werden kann? — Schwebt also eure Ethik, welche erst eine Theologie gebähren und für sich feststehn soll, nicht durchaus in der Luft? Ihr redet mit Kant, (der in seiner Moralsprache dem Streben seines Zeitalters nach Unabhängigkeit und stoischem Stolze, ein wenig zu viel nachgab, wiewol er selbst billiger Weise nicht eigentlich mit den Stoikern zu verwechseln ist) von einer Autonomie, oder Selbstgesetzgebung. Verstehet ihr unter dieser vornehm-philosophischen Sprache, welche jedem religiösen Menschen doch nicht ganz zusagen will, nur so viel: der Mensch müsse das Gute, das ihm geboten wird, selbst als gut zu erkennen streben, und insofern aus freyer Ueberzeugung handeln, der Mensch habe in sich ein Organ, die Menschenvernunft, das dem allgemeinen göttlichen Vernunftwillen verwandt sey, sey eben darum kein blindes, sondern ein freyeres Werkzeug, und schreibe sich die Vorschriften selbst insofern, als er sie billigen, für gut erkennen muß — so kann man dawider nichts haben. Allein verstehet ihr unter dieser Selbstgesetzgebung, die doch Menschen als Vernunftwesen beygelegt wird, das, was eigentlich dem Worte nach damit gesagt wird: der Mensch sey sein eigner Gesetzgeber, er thue das Gute nur, weil Er (der Mensch) will, daß er solle, so sagt ihr damit, der Mensch als Mensch sey selbst sein Gott in der Tugend, statt daß er eigentlich nur ein Organ für das göttliche Gebot im

Gewissen haben kann — und alsdann wird der religiöse Mensch sich von euch trennen müssen in seiner Ueberzeugung, und ihr werdet in einer autonomischen Religionslehre lauter Schattenbilder von einer euch eigentlich zur selbstständigen Tugend nur nützlichen, nicht unbedingt nothwendigen, Gottheit zu Tage fördern." Wenn wir diese Einwendungen gegen manches schwankende in den Werken Kant's und seiner gewöhnlichen Schüler über diesen Punkt aussprechen, so glauben wir damit nicht unsern Verf. bekämpfen zu können, der nach seinen schon angeführten Aeußerungen weniger im eigentlichen Sinne, als nur in einigen einmal angenommenen Schulausdrücken zuweilen mit jenen kantischen Buchstabenphilosophen übereintrift. S. 12 der Rechtslehre sagt er z. B. „Da das Urgesetz der praktischen Vernunft aus der ursprünglichen Richtung der Vernunft überhaupt hervorgeht, und der Mensch sich keines anderweiten Vermögens, das noch über die Vernunft erhaben wäre und in Beziehung auf dieselbe gesetzgebendes Ansehn hätte, bewußt ist (Fundamentalph. §. 76 und 81) so muß sich die Vernunft, und zwar nicht blos die allgemeine (λογος κοινος), sondern auch die besondere (λογος ιδιος) des Menschen als gesetzgebend in und für ihn selbst (autonomisch) betrachten. Der Mensch würde sonach auf seine eigne Würde Verzicht leisten, wenn er sich, als das Gesetz seiner Handlungen anderswoher [etwa vom Triebe empfangend (heteronomisch)] betrachten wollte. Durch diese Autonomie der Vernunft wird aber der Gedanke nicht ausgeschlossen, daß der Mensch als ein einzelnes vernünftiges Wesen, das sich als befangen in den Schranken der Sinnlichkeit und Endlichkeit anschaut, sich unterordne einem andern vernünftigen Wesen und von demselben Gesetze empfange, es sey nun dieses andre Wesen entweder auch ein sinnliches und endliches, das ihm aber in der zeitlichen und räumlichen Ordnung der Dinge als ein höheres erscheint, oder das übersinnliche und unendliche Wesen, welches in der ewigen Ordnung der Dinge als erhaben über alles andere, mithin als das höchste Wesen (ens summum) gedacht wird. (Fundam. 84) Vielmehr ist diese Unterordnung sogar nach dem eigenen Ausspruche der praktischen Vernunft nothwendig, wie sich in der Folge zeigen wird" u. s. w. Hier dürfte es wohl manchem, der nicht tief in die Sache eingeht, und die Ausdrücke des Verf. nicht durch nähere Bestimmung zu mildern sucht, schwer werden, in dem letztern Theile des Satzes, nicht einen offenbaren Widerspruch mit dem erstern zu finden. „Wie? wird er fragen, ich soll, in Ansehung meiner besondern [also sinnlich beschränkten] Ver-

Digitized by Google

nunft selbstgesetzgebend seyn, soll kein Gesetz anderswoher (z. B. vom Triebe) empfangen, gleichwol soll ich, als einzeln vernünftiges endliches Wesen, als Mensch, von einem andern Wesen Gesetze empfangen, das zeitlich, räumlich betrachtet, höher steht, oder ewig genommen, das höchste ist? Woran vor allen Dingen erkenne ich mit meiner selbstgesetzgebenden Vernunft, daß ein anderes Wesen, nach zeitlicher und räumlicher Ordnung höher ist? Hat denn meine Vernunft ein sinnliches Maß dazu? soll ich, der keine Gesetze empfangen darf, dennoch welche empfangen, weil ein anderes Wesen zeitlich älter, räumlich größer ist? Kommt denn da nicht die Furcht, und am Ende der Trieb dazu, der mich bestimmt? Aber der Verf. scheint, außer der väterlichen Gewalt, die jedoch lange vor der Autonomie der entwickelten, besondern Vernunft nach d. Verf. selbst als Erziehung (Rechtslehre S. 476) statt findet, auf die Obrigkeit im Staate Rücksicht genommen zu haben, von der ich aber als autonomischer Mensch, frey gehorchend keine eigentlichen Gesetze empfange, nur vielleicht den Ausdruck des Gesetzes, das ich mir in Anerkennung der Obrigkeit selbst gebe. — Damit dieser Widerspruch nicht dem Sinne der angeführten Stelle zur Last falle, höchstens dem Ausdrucke, muß man nun freylich sich in die scharfsinnige, beynah etwas spitzfindige Unterscheidung finden lernen, die hier zwischen dem λογος κοινος, ιδιος und dem vernünftigen einzelnen Wesen, dem endlichen Vernunftmenschen, gemacht wird. Ein Unterschied zwischen der Vernunftanlage, als Vermögen des Menschen und dem Menschen, als gesammten vernunftsinnlichen Wesen, ist denkbar. Allein was ist der λογος κοινος, die allgemeine Vernunft? Sehr häufig in dieser Rechtslehre, wenn der Verf. selbige unbedingt gebieten und Recht sprechen läßt, und auch, wo sie in der Fundamentalphilosophie apodictisch auftritt, möchte man (wo nicht atheistische Fragen über ihre Existenz erheben,) wenigstens mit Jacobi, der wohl wußte, woran es der kantischen Philosophie fehlte, fragen: Hat die Vernunft den Menschen, oder der Mensch die Vernunft? Ist dieser λογος κοινος Gott selbst, so ist sie freylich autonomisch, die natura des Seneca, die summa ratio der Stoiker. Sie ist der göttliche Wille selbst in einer theologischen Ethik. — Diese hat der Mensch nicht, sondern sie hat ihn. Ihre Stimme ist freylich Theil des menschlichen Bewußtseyns — aber was er von ihr vernimmt, oft schwache Gewissensbisse, das allein gehört, als Menschen ihm. Sie ist kein endliches Individuum. Sie ist die erleuch-

Digitized by Google

tende, gewissenrührende Gnade, der Geist Gottes, oder der substanzielle λογος, oder wie man sonst es nennen will. So viel will nun aber die kantische praktische Vernunft nicht von sich geschwärmt haben. Sie will nur für die Summa aller Vernunftformen gelten, die Summe von dem, was vernünftige Wesen, als solche, denken, streben und, formell, sind. Aber leider ist sie, als solche, eine bloße Idee, sie ist ein bloßes Abstractum, erst von irgend einer besondern Vernunft aufgefaßt, und, wenn sie durch Gott selbst kein Wesen hat, ohne alles Wesen. — Genau genommen finden wir aber, wenn wir gegen den Verf., wie das unsere Schuldigkeit ist, gerecht seyn wollen, nirgends, daß er sein System auf einen λογος κοινος, insofern darunter eine metaphysische, unkritische Idee verstanden werden möchte, gründe. In der Fundamentalphilosophie §. 81. wird die Vernunft nur beschrieben, als ein Vermögen, welches sich das Absolute selbst zum Ziele seiner Wirksamkeit setzt, und in sofern nach dem Unendlichen strebt. „Durch Vernunft (heißt es Fund. S. 210.) vermag der Mensch sich selbst ein höchstes und letztes, in Ansehung seiner gesammten Thätigkeit, zu setzen." In dieser Hinsicht wäre die Vernunft doch eigentlich nur ein λογος ιδιος, ein Streben des endlichen Wesens, das aber allen Menschen von den Philosophen beigelegt wird. Ist nun dieses aber der Fall, so begreift man wiederum nicht, wie es S. 215 und 216 heißen kann: „Die Vernunft, als solche, ist in Ansehung ihrer Prinzipien durchaus mit sich selbst einig, sie ist sich durchaus selbst gleich." Ist das bei den Philosophen wahr? Wird da nicht von der Vernunft gesprochen, keineswegs wie von einer Idee, sondern wie von einem substanziellen Wesen? Hat denn, wenn sie eine bloße Form wäre, die Vernunft ein Selbst? — Eben so möchte man ähnlichen Falls, in der Fundamentalphilosophie S. 214 fragen, was das für ein Handeln sey, wie es als an sich selbst gut von der Vernunft verlangt wird. Dieses wird S. 214 ebendas. als ein solches Handeln beschrieben, welches mit sich selbst in allen Fällen und Hinsichten einstimmt. Mathematisch ist allerdings jede Größe sich selbst gleich. Aber moralisch müßte selbst etwas ganz anders bedeuten. Ein Handeln ist ja nur ein Accidenz, z. B. der Diebstahl an einem Diebe, und das kann ganz wohl mit sich übereinstimmen, ohne gut zu seyn. Wo hat ein Handeln aber ein moralisches Selbst, da es durchaus kein Subject, kein Wesen ist? Und sogar das Handeln eines Menschen überhaupt genommen, kann doch eigentlich kein

Selbst seyn. Was ist also diese sich selbst gleiche autonomische Vernunft, die nicht Gott und nicht Mensch ist? Auch unser Verf. spricht bei Beschreibung dieser Vernunft in der Fundamentalphilosophie, was wir übrigens recht sehr billigen, gleich den Epopten. S. 211 (Fundamentalphilos.) sagt er: „Das Idealische kann nur (gleichsam durch höhere Eingebung) vernommen, aber nicht verstanden werden, und eben daher scheint das oberste Thätigkeitsprinzip im Menschen (der in ihm wohnende höhere Dämon, der ihm die verborgenen Gründe der Dinge offenbart, in ihm redet und spricht u. s. w.) den Namen Vernunft (ratio, λογος) erhalten zu haben" ꝛc. Wenn übrigens hier bei näherer Bestimmung dieser Vernunft, als obersten Vermögens des Menschen, auf welcher das ganze philosophische System, nach der Ansicht des Verf., ruht, hinzugesetzt wird: „das Absolute aber, was die Vernunft sich zum Ziele ihrer Thätigkeit setzt, liegt für den Menschen, als ein beschränktes Wesen, in einer unabsehbaren Ferne, so daß er sich zwar demselben immer fortschreitend annähern, aber es nie erreichen kann" ... so ist das zwar ganz den Ansichten der Kantischen praktischen Vernunftlehre gemäß — allein es wird auch dadurch die Vernunft in ein wahres unseeliges, an die Zeitlichkeit angeschmiedetes Prinzip im Menschen verwandelt. Wenn auch, wie der Verf. am angeführten Orte im Ganzen sehr richtig bemerkt, auf der Vernunft, insofern sie uns ein Ideal vorhält, die stete Vervollkommnung der menschlichen Natur beruht, so hat doch diese Vernunft, wenn sie dabei einen bloß kantischen Glauben, ein bloßes Postulat oder moralisches Bedürfniß in sich enthält, und sich nicht auch zu einem versöhnenden, das Ideal als ewig und gegenwärtig schauenden oder ahnenden Glauben erhebt, keineswegs die religiöse Ruhe in sich, die sie zum unerschütterlichen Fundamente aller Wahrheit machen könnte. In einem F. B. unterzeichneten Aufsatze in Meyer's Blättern für höhere Wahrheit, 1. Sammlung 1818, S. 166 wird gegen jene kantische Progression ins Unendliche folgendes bemerkt. „Die Apotheose, Seelig- oder Ewig-Sprechung des Dualism (des Pulsschlags oder der Oscillation) dieser Scheinzeit, und folglich auch des Zeitwesens (der verwesenden Materie dieser Welt), geht von demselben Grundirrthum aus, so wie jene Verewigung der Tantalusqual, der durch alle Ewigkeiten hindurch von ihrer Perfectibilität fortgejagten, gleich dem ewig laufenden Juden, nie ihrer Vollendung sich erfreuen könnenden Creatur" ꝛc. ꝛc. Sollte in diesem Aufsatze, nach der An-

Digitized by Google

ſicht unſers Verf., etwas ins Blaue philoſophirt ſeyn, ſo verdient doch dieſe Stelle gegen eine kantiſche praktiſche Vernunftanſicht, wie die oben erwähnte, geſtellt, einige Beherzigung, und vielleicht liegt gerade hierin das wahrhaft beſeeligende, beruhigende eines echtchriſtlichen Glaubens, in Vergleichung einer kantiſchen Ethikotheologie, daß jene ewige Progreſſion hier ihr Ziel findet, daß der Chriſt das Leben in Gott durch Chriſtum wahrhaft erreicht glaubt, und ſein Ideal für innere lebendige Anſchauung in Chriſto auch zum Beſten deſſen, der dieſem Verſöhner ſein Leben weiht, wirklich erfüllt iſt.

Es war nöthig, das Weſentliche jener Vernunft, welche unſer Verf. ſowohl ſeinem ganzen philoſophiſchen Syſteme, wie auch der Rechtslehre, als eine Urform des Ichs zu Grunde legt, genau zu betrachten, einestheils um die vom Verf. S. 24. 22. u. ſ. w. ſehr bezweifelte und als myſtiſch dargeſtellte Behauptung, daß es außer einer wiſſenſchaftlichen Ethikotheologie, auch eine eben ſo wiſſenſchaftliche theologiſche Ethik a priori geben könne, zu retten, indem wir zu zeigen ſuchten, daß beide Anſichten einander wechſelſeitig begründen, und keine ausſchließlich ohne die Mängel ſey, welche Abſtraction herbeiführt, — anderntheils um einige in des Verf. Fundamentalphiloſophie zuerſt zugelaſſene, und in gegenwärtiger Rechtslehre mit unter beibehaltene kantiſche Schlußausdrücke über die praktiſche Vernunft auszuzeichnen, und bemerklich zu machen, welche, wenn ſie nicht gemildert werden, eben der Grund ſind, warum gegenwärtig ſo viele Theologen ſich als Miſologen und Vernunftſtürmer zeigen. Wenn einige einem übertriebenen Supranaturalismus ergebene Neuern die Vernunft zum neuen Pabſt und Antichriſt machen, ſo gibt es auch übertriebene Rationaliſten, die, von dem kantiſchen Jota zu wenig nachgeben wollend, der Vernunft allen lebendigen Glaubenskeim entziehn, und ſo können beide Partheyen in Ewigkeit keinen Religionsfrieden ſchließen. — Daß unſer Verf. in der Hauptſache keinesweges zu jenen übertriebenen und Kant oft mißverſtehenden Kantianern gehöre, hat er zum Theil ſchon in der Fundamentalphiloſophie, aber noch mehr in dieſer neuen Einleitung in die praktiſche Philoſophie befriedigend dargethan, wo er überall ſeinen eigenen und im Zuſammenhange der Ideen ſtreng logiſchen Gang geht.

So iſt (Fundamentalphil. S. 242.) die Gottheit ihm nicht eine Dienerin für die Sinnlichkeit des tugend-

haften Menschen, eine bloße Belohnerin der Tugend — sondern Gott ist der oberste Weltregent und hier in der Rechtslehre S. 20 heißt Gott der höchste Gesetzgeber. In der Fundamentalphil. S. 218 sagt er zwar: „Die Kritik legt mit Recht dem Menschen Autonomie (besser Heautonomie) bei." — Allein sogleich fügt er hinzu; „Diese Autonomie ist aber nicht eine Autonomie des Willens, sondern der Vernunft, denn diese gibt, jener empfängt die Gesetze, man müßte denn unter dem Worte Wille die praktische Vernunft zugleich mit verstehen." . . . (Das letztere thut nämlich der religiöse Mensch, der vom Willen Gottes spricht.) Offenbar braucht also der Verf. das Wort Autonomie, zumal nach den großen Beschränkungen, die in einer bereits von uns oben angeführten Stelle (Rechtslehre S. 13) enthalten sind, in einer so milden und uneigentlichen Bedeutung, daß es, als Mißverständnisse gebührend, ganz wegbleiben und dafür gesagt werden könnte, der Mensch kann mittelst seiner Vernunft sich mit einer höchsten gesetzgebenden Vernunft verwandt erkennen, und was sittlich gut ist, als seine Pflicht selbst billigend anerkennen. — Mehr kann doch wahrhaftig dem Menschen nicht übrig bleiben, wenn Gott selbst (Rechtslehre S. 20) der höchste Gesetzgeber heißt, und wenn (nach S. 13 der Rechtslehre) das einzelne Menschenwesen von höhern Wesen, die noch nicht einmal Gott sind, Gesetze soll empfangen können. — Allein in dieser Hinsicht hängt doch die Einleitung der gegenwärtigen Rechtslehre mit des Verf. Fundamentalphilosophie nicht ganz streng in den Ausdrücken zusammen, und wir können vielleicht bei einer neuen Ausgabe der letztern, der wir uns bald zu erfreuen haben, einigen Modifikationen im Ausdrucke entgegen sehen. In der Fundamentalphilosophie heißt S. 218 der Mensch, als einzelnes Wesen, selbst autonomisch, vermuthlich weil ihm als Subject die autonomische Vernunft (d. h. die dem Triebe nicht, aber doch Gott sich unterordnende Vernunft) beigelegt wird. Nun aber läßt sich mit Jacobi fragen, hat diese autonomische Vernunft der Mensch, oder hat sie den Menschen? Nach unsers Verf. letzteren Beschränkungen in der Rechtslehre gilt offenbar das letztere, weil der Mensch sie in höhern Wesen anerkennen soll, wenn er gleich nicht recht erfährt, woran er die höheren Wesen erkenne. — Also ist der Mensch qua talis durchaus nicht sein eigener Gesetzgeber, wie Fundamentalphilosophie §. 82 behauptet wird. Eben so dürfte man streng wissenschaftlichen Zusammenhang im Ausdrucke zwischen der Behauptung (Rechts-

Digitized by Google

lehre S. 13) und dem dabei citirten §. 82 der Fundamentalphilosophie vermissen. In der Rechtslehre heißt es: der Wille ist frey, allein in der Fundamentalphilosophie loco citato heißt es: der Mensch ist frey, und dazu gehört erstlich, daß er sein eigener Gesetzgeber, zweitens daß er unabhängig von Naturnothwendigkeit in der Selbstbestimmung durch die Vernunft ist. — Demnach wäre der Wille nicht ganz frey im ganzen Sinne des §. 82 der Fundamentalphilosophie, weil er nach S. 218 ebendaselbst nicht autonomisch ist. — Je streng wissenschaftlicher in der Hauptsache der Ideengang des Herrn Verf. ist, desto mehr glauben wir berechtigt zu seyn, ihn auf solche kleine Lücken im Systeme dem Ausdrucke nach aufmerksam zu machen, die freilich nach Kant bei einem philosophischen Vortrage sehr leicht auszuspüren sind, weil der nicht so gepanzert auftreten kann, wie der mathematische. Was übrigens die (Rechtslehre S. 15) sich vorfindende Behauptung betrift: „Wer Freyheit des Willens ohne Autonomie der Vernunft annähme, könnte allenfalls von einer Koran- oder Bibelmoral, nur nicht von einer Vernunftmoral reden," so dürften wir sie nur in so weit zugeben können, inwiefern man unter Bibelmoral eine bloße historische Autoritätsmoral, etwa auf Wunder gebaut, versteht, und in wiefern man Autonomie des Willens in dem von uns zugegebenen gemilderten Sinne nimmt. Allein es ist eine theologische Vernunftmoral möglich, die an sich noch nicht positiv zu seyn braucht, wohl aber als Dogmatik sich mit der Bibel vereinigen kann, und die doch keine Selbstgesetzgebung des Menschen annähme, in einem so übertriebenen Sinne, daß die Menschenvernunft, ohne Gottes Wesen, heilig, verbindlich und wahrhaft, eigentlich selbstgesetzgebend wäre, wo die praktische Vernunft, wie in unsers Verf. Fundamentalphilosophie S. 207 steht, aus eigner Machtvollkommenheit die Gesetze des Handelns aufstellt. Mit dem, was S. 15 bis 18 der Rechtslehre von sittlichen Gefühlen gesagt wird, übereinstimmend, wünschten wir nur die sinnliche Triebfeder der Achtung, die Kant sehr richtig aufstellt, mehr herausgehoben, damit der Ausdruck S. 16: das sittliche Gefühl lasse sich in Begriffe und Grundsätze auflösen, nicht mißverstanden werde. Bei allen diesen Schwierigkeiten, welche wir in der Einleitung zur Rechtslehre finden, schwebt uns jedoch immer der von dem Verf. mehremal, und ebendaselbst S. 23 ausgesprochene versöhnende Gedanke vor: „Die Wissenschaft kann überhaupt ihre Lehren nicht anders, als successiv darstellen und muß oft in Gedanken

Digitized by Google

(in abstracto) trennen, was in der Wirklichkeit (in concreto) verbunden ist.

Wir endigen daher die ausführliche Betrachtung über diese Einleitung zur praktischen Philosophie und Rechtslehre, indem wir nur den Wunsch äußern, daß bei einer neuen Ausgabe die vom Verf. als nicht verwerflich erklärte Idee einer allgemeinen praktischen Philosophie mit der Grundidee der Pflicht, (vor der Rechtslehre) mehr ausgeführt, wenigstens die neu zu erwartende Fundamentalphilosophie in dieser Hinsicht dem Bedürfnisse unserer Zeit angemessener modifizirt werden möge, und wenden uns nun zu den einzelnen Theilen des Systems, welche nicht nur alle Hauptbegriffe in rechtlichen Angelegenheiten nach genauen Vernunftbestimmungen und Definitionen in natürlicher, leichter Ordnung dargestellt, enthalten, sondern auch die interessantesten Rechtsfragen im Privat-, Staats- und Völkerrecht aufstellen und beantworten.

In dem reinen Naturrechte wird vor allen Dingen S. 47 vortrefflich dessen Daseyn gerechtfertigt, welches von manchen, die den Naturstand als eine Fiction ansehen, auch noch neuerdings geläugnet wurde. Der Verfasser zeigt sehr gründlich den Unterschied zwischen einer wissenschaftlichen Abstraction und einer Fiction.... Allerdings müßte man ja auch die ganze Mathematik eine Fiction nennen, wenn man mit diesen Gegnern des vernünftigen Urrechts gemeine Sache machen wollte. Denn wer hat je einen Cirkel, eine Linie abstract gesehen? Gewiß eben so wenig, wie einen bloßen Natur- oder Vernunftmenschen. Im Naturstande hat nach S. 53 das Subject und das Recht einen privaten, im Bürgerstande einen öffentlichen Charakter. Wenn in dieser Hinsicht das allgemeine bürgerliche Recht ein jus publicum genannt wird, so möchte freylich dazu gesetzt werden sensu latissimo — damit das allgemeine bürgerliche Recht vom eigentlichen Staatsrechte unterschieden werde — der Ausdruck jus civile universale würde doch vielleicht deutlicher seyn.

Das absolute Privatrecht enthält nun die ewigen Urrechte (S. 98), über deren Bestimmung von Seiten unsers Verfassers wir schon gesprochen haben. Interessant ist die S. 90 und 94 von Kant abweichende Deduction des dinglichen Rechts. Wenn Kant, welches der Verf. mißbilligt, vom Recht einer Sache gegen eine Person zu sprechen scheint, so will er vielleicht damit den allerdings a priori denkbaren Fall freylich höchst uneigentlich bezeichnen, wo ein

Digitized by Google

Recht auf einer Sache ruht, so daß deren jedesmaliger Besitzer es gegen den Besitzer der andern Sache ausüben kann, z. B. bei einem praedio dominante in servitute naturali. —

Im hypothetischen Naturrechte werden die abgeleiteten, entstandenen Rechte betrachtet und §. 34 das (innere und äußere) Eigenthumsrecht bestimmt und scharfsinnig vom Besitz unterschieden, allein §. 43 lehrt freylich, was schon oft zugestanden worden, daß ohne eine Art Bürgerstand, außer dem vertheidigenden Besitz, alle Zeichen äußern Eigenthums sehr problematisch sind. Was das doch zu beschränkende Jus adquirendi betrift, so scheint der Verf. S. 140 eine Art legem agrariam, oder gleiche Aeckervertheilung, nebst einer communione primaeua anzunehmen, — wegen der ursprünglichen Gleichheit. — Allein wenn das Hauptzeichen äußern Eigenthums nicht eine wunderliche symbolische Besitznahme ist, z. B. daß einer sich in einem entdeckten Ozeane zuerst badet, zuerst auf den Boden stampft in einem neuen Lande — sondern vorzüglich die §. 42 auch anerkannte zweckmäßige Modifizirung der Sache — so dürfte wohl jedem Menschen von den Dingen nur so viel Besitzung zukommen, als er wirklich bearbeiten und nach Kräften mit seiner Person vereinigen kann.

Bei den Verträgen wird §. 58 wie billig eine von der Vernunft schlechthin verbotene Handlung ausgenommen. Sollte nun aber dieses nicht eine zuvor bestimmte Pflichtenlehre voraussetzen, und mit dem, was von allgemeiner Sittlichkeit im Systeme des Verf. dem Naturrechte vorausgeschickt worden, hinlänglich verständlich seyn? — Die Gattungen der Verträge werden §. 59 im allgemeinen bestimmt und in der vorhergehenden Anmerkung auf den bürgerlich denkbaren Unterschied zwischen solemnnen Contrakten und pactis nudis hingedeutet. Sollte nicht vielleicht, worauf schon Hobbes aufmerksam macht, auch ein natürlicher Unterschied zwischen pactum und contractus vorhanden seyn? und letzteres ein pactum mit einseitig geleisteter und angenommener Erfüllung seyn, in welchem Falle man zur gegenseitigen Erfüllung ebenfalls zwingen kann, während ein pactum nudum ohne alle Erfüllung als blos bedingungsweise zu betrachten wäre, daß der andere erfülle, ohnedem man zwar nicht auf Erfüllung dringen, aber doch seine Erfüllung zurückhalten könnte? — Sollte nicht übrigens hier der Ort seyn, wo, ohne römische Spitzfindigkeiten, doch aus der Vernunft die Natur der verschiedenen Verträge nach Classen betrachtet werden könnte?

Digitized by Google

z. B. außer dem vom Verf. angeführten Unterschiede der persönlichen und dinglichen Verträge, ... Verträge auf einzelne Thaten, oder auf gesellschaftliche Wirksamkeit bezogen, Verträge auf dauerhaften oder vorübergehenden Besitz der Sache, lucrative und oneröse Verträge u. s. w.

Die Verletzung der Rechte (S. 206—254) führt, wie der Verf. selbst bemerkt, nothwendig zum öffentlichen Rechte, dessen Betrachtung von Seiten des Verf. sowohl im System, als in beiläufigen neuen Bemerkungen um so interessanter seyn muß, je lebendigeren Antheil die Feder desselben von jeher an den öffentlichen Angelegenheiten der Staaten und Völker genommen hat. Vorher wird ganz kurz §. 70. die Idee der Gesellschaft im allgemeinen aufgestellt, und dann der Zweck des Staats §. 72. zunächst und unmittelbar in die öffentliche Sicherheit des Rechts gesetzt. Dieses scheint uns in sofern folgerecht, in wiefern der Verf. die Unentbehrlichkeit des Staats auf dem alleinigen Standpunkte der Rechtslehre zu erweisen bemüht war. Sollte aber diese Unentbehrlichkeit erst auf dem Standpunkte der Pflichtenlehre klar werden, sodürfte wohl zu dem unmittelbaren Staatszwecke noch die Rechtschaffenheit, oder Legalität der Handlungen, zu der die Bürger gebildet werden müssen, hinzu kommen. Der von den platonisirenden Gelehrten verkannte, vom Verf. aber mit Recht behauptete Unterschied der Kirche vom Staate bliebe alsdann immer, indem die Kirche sich auf die Mittheilung der innern Gesinnungen selbst und eine wahre religiöse Tugend bezöge. — Höchst lesenswerth sind die Untersuchungen S. 275 über die active und passive Bürgerschaft. Zu der letztern rechnet der Verfasser auch Arme, die sich durch Arbeit nicht nähren wollen. Wäre der Staatszweck nicht bloße negative Sicherheit, sondern in Rechtschaffenheit gesetzt, so dürften wohl solche Bürger durchaus in einem idealen Staatsrechte nicht geduldet werden. — Bei der Untersuchung über Religion, wo wie billig, jede Art Druck verworfen wird (S. 276), können wir uns nicht enthalten, folgende eben so zu beherzigende, als belehrende Anmerkung des Verf. wörtlich abzuschreiben: „Reisende, welche Aegypten besucht haben, bezeugen, daß die Christen zu Rosette durch den Druck der Muselmänner zur niedrigsten und verächtlichsten Menschenklasse herabgesunken seyen, daß Lügen, Trug und Heuchelei die Grundzüge ihres Charakters ausmachen, und daß von diesen Christen im höchsten Grade gelte, was man anderwärts den Juden zur Last legt. (Minerva. Nov. 1815, S. 333.)" — „Wie nun, fügt der Verf. hinzu, wenn die Mu-

Digitized by Google

selmänner sagten, wir halten die Christen mit Recht unter dem Drucke, weil sie nicht werth sind, mit uns gleiche Rechte zu haben?" . . . S. 281 folgt eine eben so merkwürdige Abhandlung über das zum Begriff des Staates vom Verf. nöthig erachtete Staatsgebiet. Indessen möchte es scheinen, als wenn nach den oben bereits angeführten Aeußerungen des Verf. von einem Staate, ohne Familienwesen und Häuslichkeit, sich ein herumziehender Nomadenstaat gar wohl denken lasse. §. 75 wird die richtige Idee des Gesetzes aufgestellt, wobei wir aber gewünscht hätten, daß der gemeinsame Wille, welcher für die Bürger Gesetz seyn soll, von dem Gesetze selbst, als dem ausgesprochenen Gemeinwillen in Vorschriften klarer unterschieden worden wäre. Indessen erfreuet uns die Identität, welche der Verf. im Gemeinwillen mit dem Gesetze findet, weil sie uns zum Beweise gegen so manchen Kantianer dient, der ein Sittengesetz, ohne einen heiligen, göttlichen Willen aufstellt. — Die Ausdrücke Suverainität, Majestät §. 76, die in der diplomatischen Praxis so vielfach verdreht werden, hätten wohl in einem idealen Staatsrechte mit andern vertauscht, und statt des Fürsten, das allgemeinere Regierung, oder Obrigkeit, gebraucht werden können.

Das Völkerrecht ist sehr reich an pragmatischen Anmerkungen mit Anwendung auf ältere und neuere Geschichte. (v. S. 387 — 426.) Auch werden in diesem gesammten öffentlichen Rechte, wie es wohl unvermeidlich ist, Fragen aus der Staatsweisheit und Staatsöconomie, z. B. über Abgaben, wobei der Verf. die Vermögenssteuer richtig modifizirt, empfiehlt, S. 351, beiläufig berührt, und den Politikern hier Stoff zum weitern Nachdenken gegeben. —

Von des Verf, angewandtem Naturrechte S. 427 bis Ende haben wir schon oben gesprochen. Die edle Art, wie der Verf. die Ehe rechtlich behandelt, in welcher Hinsicht er sich weit über das kantische Naturrecht erhebt, dürfte jedoch wohl schwerlich blos aus dem Rechtsgrundsatz pactum turpe est ipso jure nullum §. 58, ohne eine vorhergegangene Pflichten- und Tugendlehre, hergeleitet werden können. Von dem, was der Verf. die Vernunft über das Eherecht sagen läßt, haben wenigstens Griechen und Römer nichts gewußt. Wir sind es offenbar dem Christenthume schuldig, und eine bloß autonomische Vernunft dürfte sich hier wohl mit mancher fremden Feder schmücken.

Was den Grund der elterlichen Gewalt und der Erziehungsrechte betrift, so setzt ihn der Verf. S. 474 in

Digitized by Google

den ehelichen Vertrag, und erklärt sich gegen diejenigen, welche einen Vertrag zwischen Eltern und Kindern annehmen. Offenbar müßten die letztern nur von einem quasi contract reden, und dieser wäre doch den eigenen Grundsätzen des Verf. nicht ganz entgegen, weil er S. 192 einen consensum praesumtum ganz wohl gelten läßt.

Das von uns schon oben betrachtete Kirchenrecht des Verf. schließt mit wohl zu beherzigenden Bemerkungen über das Verhältniß des Staates zur Kirche, und über eine sogenannte herrschende Religion.

VII.

Das Theater zu Athen, hinsichtlich auf Architektur, Scenerie und Darstellungskunst überhaupt erläutert durch Hans Christian Genelli. Mit vier großen Kupfertafeln. Berlin und Leipzig. 1818. 301 S. 4.

Der gelehrte Verfasser spricht in diesem Werke nicht nur von der Einrichtung der Theater der Alten, sondern auch von der Darstellung der Schauspiele selbst, weil, wie er bemerkt, zur richtigen Erkenntniß des alten Theaterwesens, eben sowohl eine deutliche Ansicht des Ortes nöthig ist, wo die Schauspiele gegeben wurden, als eine deutliche Vorstellung vom Wesen und Gange des Spiels. Er ist daher bemüht, um eine klare Vorstellung zu verschaffen, alle Elemente dieser Kunsterscheinung ins Auge zu fassen, das Gedicht, den Ort, für welchen es bestimmt war, sammt der Art und Weise, wie jenes in diesem ausgeführt wurde, so weit dieses noch auszuspüren ist. Sein Vorsatz schränkt sich jedoch blos auf die attische Bühne ein, als die eigenthümlichste und bekannteste. Nur die ältern attischen Dramen, die Tragödie und Komödie, sind ein Gegenstand seiner Untersuchung, für welche eigentlich die Form des Schauplatzes erfunden und festgestellt ward.

Wenn er im zweiten Abschnitt zuvörderst über den Ursprung und die Ausbildung der Tragödie und Komödie gesprochen, so wie im allgemeinen über die attische Bühne, die

Digitized by Google

durch Aeschylos vornehmlich gegründet und eingerichtet wurde, so handelt er im dritten und vierten Abschnitte von der Einrichtung der alten Schauspielhäuser, wobei er vorzüglich die attische Bühne im Auge hat, jedoch dabei auch auf die Theater der Römer Rücksicht nimmt. Der fünfte Abschnitt beschäftigt sich mit dem Costüm und mit dem, was die attische Tragödie zur anschaulichen Charakterisirung ihrer Rollen anwendete. Im sechsten Abschnitt, vom Vortrag, wird auseinander gesetzt, daß in der attischen Tragödie bei der Aufführung durchaus gesungen und getanzt wurde. Im siebenten Abschnitte wird versucht, eine anschauliche Vorstellung von dem Gesammten der dramatischen Spiele zu gewinnen, wozu die Orestria des Aeschylus gewählt wird, als die einzige auf uns gekommene Trilogie, die, wie bekannt, aus den drei tragischen Stücken besteht, Agamemnon, die Choephoren, die Eumeniden, denen das Drama Satyrikon oder Nachspiel Proteus beygefügt war, das aber verloren gegangen ist. Es wird die Ausführung dieser Stücke im Einzelnen verfolgt. Hierauf kommt, im achten Abschnitte, die attische Komödie an die Reihe, und es ist hier das Stück des Aristophanes, die Frösche, als Beispiel aufgestellt.

Wie weit der Verfasser sich verbreitet, giebt diese kurze Darstellung seines Werkes zu erkennen, dessen Ausführung seine Gelehrsamkeit und Umsicht beurkundet. Er zeigt uns die Theater der Alten und läßt gleichsam vor unsern Augen die Aufführung dramatischer Stücke vorüber gehn. Es würde jedoch zu weitläufig werden, das, was er vom Costüm, vom Vortrag, von den Schauspielen selbst sagt, hier zu verfolgen, und wir überlassen dieses dem Philologen. Wir bleiben nur bei dem stehen, was er vom Theater-Gebäude beibringt, um seine Ansichten zu prüfen, die zuweilen von den zeither gewöhnlichen abweichen. Vitruv und Pollux sind vorzüglich seine Gewährsmänner, übrigens erwähnt er keinen der Herausgeber und Uebersetzer des Vitruv, die vor ihm ihre Meinung über die Theater der Alten bekannt machten, ob er gleich in vielen Stücken mit ihnen übereinstimmt.

Was über die Stellung der Theater, über ihre Umgebungen, über ihre Grundanlage durch Vierecke und Dreiecke gesagt ist, über die drei Theile des Theaters im Allgemeinen, des eigentlichen Theaters, der Orchestra und der Scene, über die Einrichtung der Sitze, bedarf, als bekannt, keiner Anzeige. Hingegen findet sich verschiedenes, vorzüglich bei der Einrichtung der Bühne, wo der Verfasser von dem abweicht, was zeither angenommen wurde. So läßt er im griechischen Theater die Sitze nur bis zum Halbkreis des Grundzirkels, oder

Digitized by Google

bis zum Durchmesser desselben gehn, wie im lateinischen Theater. Zu diesem konnte keine andere Anlage statt finden, weil von dem Durchmesser an, sogleich das Pulpitum, die Bühne, sich eröfnete, bei dem griechischen Theater hingegen war die Bühne weiter hinausgeschoben und es erstreckten sich daher auch die Sitze bis dahin, was viele der übrig gebliebenen Theater deutlich zeigen. Es erhellt auch schon aus Vitruv's Angabe der grichischen Orchestra, (Vitruv. V, 7, 2, Edit. Schneider) von welcher er sagt, daß sie, aus drey Mittelpunkten beschrieben, größer sey als die des lateinischen Theaters. Und da nun diese Orchestra sich bis an die Bühne hin erstreckte, und um sie herum die Sitze angelegt waren, so mußten diese ebenfalls so weit sich erstrecken als die Orchestra, also bis an die Bühne. Man wird einwenden, daß alsdann die Eingänge in die Orchestra, zunächst der Bühne, die Parodoi, nicht hätten statt finden können, allein diese gingen unter den Sitzen hinweg, denn ähnliche Eingänge in die Orchestra, Aditus, unter den Sitzstufen, giebt Vitruv (V, 6, 5, Ed. Schneid.) auch bei dem lateinischen Theater an; obgleich nicht aus der Acht zu lassen ist, daß die Parodoi einen anderen Zweck hatten, als die Aditus, indem jene für die Schauspieler, diese für die Zuschauer bestimmt waren.

Diese von Hrn. Genelli angenommene Einrichtung der Sitze im griechischen Theater verführt ihn auch, einen geräumlichen freyen Platz zwischen den Sitzen und der Bühne aufzustellen. Er nennt diesen Platz Dromos, bezieht sich deshalb auf Pollux und fügt hinzu, daß bei Vitruv der Dromos, Iter heiße. Allein Pollux erwähnt bei den Theilen des Theaters den Dromos nirgends und das Iter des Vitruv kann, nach dem Zusammenhange der Stellen, wo dieses Wort vorkommt, nichts anders als Eingang, oder Durchgang bedeuten.

Hierdurch wird Hr. Genelli auch veranlaßt, die ganze Breite des Gebäudes, längs dem Platze, den er Dromos nennt, jedoch mit Inbegriff der Einziehung der eigentlichen Scene, als Scenenwand anzunehmen und für ihre Länge zwei Durchmesser des Grundzirkels zu bestimmen. Diese Länge giebt aber Vitruv nur der Scene des römischen Theaters, für die griechische Scene setzt er eine andere Länge fest (V, 7, Edit. Schneider), etwas kürzer als den Durchmesser der Orchestra und des Grundzirkels, indem auf dem Durchmesser, da wo er den Umkreis des Grundzirkels berührt, auf jeder Seite ein Mittelpunkt angenommen wird, auf dem, nach Eröffnung des Zirkels bis zur gegenüberliegenden Seite, eine Linie bis zu dem

Digitized by Google

Proscenium gezogen wird, was nicht nur die Grenzen der Orchestra, sondern auch die Breite der Bühne bestimmt.

Auch in dem, was Hr. Genelli von der Lage des Logeion und der Verzierung der Scene sagt, können wir mit ihm nicht übereinstimmen. Er stellt das Logeion vor die Scene, in die Orchestra hinein, der Angabe Vitruv's ganz zuwider. Dieser bestimmt für das vordere Ende der Bühne im griechischen Theater (V, 7, 1, Edit. Schneider) die Grundlinie des zunächst liegenden Quadrats, bei dem lateinischen Theater (V, 6, 1, Edit. Schneider) die durch den Grundzirkel gezogene Mittellinie. Es ist also hier bei der griechischen Bühne von keinem Vorbaue die Rede. Die vordere Ansicht der Bühne und des Logeion nimmt Hr. Genelli, wie es gewöhnlich geschieht, für das mit Säulen und Statüen geschmückte Hyposcenion, das Pollux erwähnt. Allein diese Wand hatte einen zu geringen Raum, als daß er solche Verzierungen hätte zulassen können, und wir folgen dabei Groddek's Ansicht (De Theatri Graeci partibus etc. in Wolf's Literar. Annal. Th. III, S. 123), daß unter Hyposcenion die mit Statüen und Säulen geschmückte Scene selbst zu verstehen sey, deren Schmuck und Verzierung gleichsam eine Vorscene war, womit die eigentliche Scene, oder die Hinterwand der Bühne, bekleidet wurde. Hyposcenion ist also nicht, wie gewöhnlich geschieht, durch Unterbühne zu übersetzen, sondern Vorbühne, weil das Wort ὑπο nicht nur unter, sondern auch vor bedeutet.

Die Scene stellt Hr. Genelli so vor, daß sie nach der Höhe zwei Hälften gehabt habe. Der untere Theil wäre in plastischer Wirklichkeit gebildet gewesen, aus Holz construirt, der obere Theil hingegen sey, durch ein blos graphisches Bild bekleidet, hinter dem untern aufgerichtet worden. Weder Pollux noch Vitruv geben Anlaß, eine solche Einrichtung anzunehmen, und Hr. Genelli giebt keinen Gewährsmann an. Es scheint, er habe von Vitruv's (V, 6, 6, Edit. Schneider) Beschreibung der geschmückten Scene diese Einrichtung abgeleitet. Vitruv sagt jedoch nur, wie die Scene durch zwey oder drey übereinander angebrachte Säulenstellungen verziert werden solle, und welche Verhältnisse dabey statt finden müssen, und es ist hier nur von plastischer Verzierung die Rede und von einer Scene, welche die ganze hintere Wand der Bühne einnimmt.

Bei der Verwandelung der Scene, die zuweilen im Fortschritte der Handlung nöthig war, erwähnt Hr. Genelli auch das Auläum. Allein das Auläum diente nicht zur Veränderung der Scene, sondern war der Vorhang, durch den vor dem An-

Digitized by Google

fange des Schauspiels die Bühne geschlossen wurde, wie viele Stellen alter Schriftsteller erkennen lassen, daher das Auläum auch die Einrichtung nicht haben konnte, die Hr. Genelli ihm gibt. Es ist überdieß nicht wahrscheinlich, daß die Griechen der ältern Zeit sich eines solchen Vorhanges bedienten, und er war unstreitig römischen Ursprungs. Wenn Hr. Genelli die Maschinen zum Erscheinen der Geister der Unterwelt und der Flußgötter, die Charonischen Stiegen und die Anapiesmata, so wie das Hemikyklion und Stropheion in der Orchestra angebracht annimmt, so können wir ihm nicht beipflichten; denn es ist wohl nicht zu glauben, daß Vorstellungen, die, als Theile des Schauspiels, auf die Bühne gehörten, mitten unter die Zuschauer versetzt wurden.

Wir wollen nur noch eines gedenken. Vitruv sagt bei Beschreibung des griechischen Theaters von den Treppen, die zu den Sitzstufen führen, (V, 7, 2, Edit. Schneider) ad summam quoties praecinguntur, altero tanto amplificantur. Dieses wird gemeiniglich so verstanden, daß mit jedem Absatze oder Stockwerke der Stufen die Treppen zu denselben sich doppelt erweitern sollten. Hr. Genelli aber erklärt es, daß in jeder folgenden Abtheilung eine neue Stiege zwischen zween der vorigen eingeschaltet worden, und um den Text seiner Meinung anz passen, glaubt er, daß der Text durch Abschreiber verdorben, und etwa duplicari oder multiplicari, anstatt amplificari von Vitruv gebraucht worden sey. Allein dieser Veränderung bedarf es gar nicht, denn das amplificantur geht nicht auf die Erweiterung der Treppen, sondern bezeichnet nur, daß sie, wie es nicht anders seyn konnte, in den obern Absätzen weiter auseinander zu stehen kamen, als in den untern; eine Erweiterung, die in den oberen Absätzen doppelt so groß ausfiel, als in den untern.

Die zu diesem Buche gehörigen Kupfer geben die Grundrisse eines griechischen Theaters, so wie auch die Durchschnitte.

Digitized by Google

VIII.

Darstellung eines Schauspielhauses, in Ansicht, Grundriß, Aufriß und Durchschnitten in einem Kupferstiche gegeben; nebst einer Abhandlung über Grundzüge der Theaterbaukunst. Von Ludwig Catel, Baumeister. Berlin, 1818. 6 Seiten. 8. Nebst einer Kupfertafel.

Die Abhandlung über die Grundzüge der Theaterbaukunst ist nicht befriedigend; sie enthält, im Allgemeinen, Bemerkungen über die akustische und optische Einrichtung der Scene, ohne die Regeln dazu anzugeben; sie enthält nur im Kurzen eine Gegeneinanderstellung der Theater der Alten und der der neueren Zeiten, die man aber auch nicht für genügend erkennen kann, da sie keinem eine deutliche Vorstellung geben wird, dem dieser Gegenstand nicht schon bekannt ist.

Eben so wenig hat der Verfasser über die Einrichtung seines Theaters sich hinlänglich erklärt. Die Risse geben zwar die Idee, es fehlt aber eine nähere Beschreibung, es fehlt Andeutung, warum er bei seinem Plane so und nicht anders verfahren, und er hat es sich daher selbst zuzuschreiben, wenn er mißverstanden wird.

Der Platz für die Zuschauer hat die Form der alten römischen Theater, den halben Zirkel. Man hat den halben Zirkel bei Theatern von ansehnlicher Größe deshalb nicht gebilligt, weil unsere Theater bedeckt seyn müssen und ein halber Zirkel eine sehr breite Spannung erfordert, wenn er die Größe erhalten soll, die bei Theatern nöthig ist, welche viele Zuschauer fassen sollen, eine solche Spannung aber bei der Anlage des Daches viele Schwierigkeiten hervorbringt. Diesem scheint der Verfasser dadurch zu begegnen, daß er den Zuschauerraum mit einer Kuppel bedeckt, wo das Gebälke ausgeschnitten ist, ohne aber zu bedenken, daß eine solche Wölbung ein Echo verursacht, was für das deutliche Hören sehr nachtheilige Folgen hat. Die alte Orchestra nimmt das Parterre ein, wo an dem hintern, runden Theile, zunächst der Logen, die Sitze stufenweis sich erheben. Die Logen sind unmittelbar übereinanderstehend angeordnet, in vier Stockwerken, worüber eine Gallerie sich hinzieht.

Herr Catel gab bereits im Jahre 1802 eine Schrift über die Einrichtung der Theater heraus. Auch damals schlug er

Digitized by Google

die Halbzirkelform zum Zuschauerraum vor und bedeckte ihn mit einer Kuppel. Der Bühne gab er eine sehr geringe Tiefe, nehmlich 20 Fuß bis zu dem hintern Prospekte, der, für immer feststehend eingerichtet, keine weitere Vertiefung zuläßt. Ist schon dieser Raum zu großen Vorstellungen, wie sie jetzt gewöhnlich sind, nicht hinlänglich, so wird es auch ganz unmöglich seyn, den hintern Prospekt auf eine gewisse Linie stellen zu können, weil oft ein Schauspiel mehrere Veränderungen verlangt, wozu bei dieser Einrichtung sich kein Platz finden würde. Hiervon geht der Verfasser bei seiner neuern Vorstellung eines Theaters ab, und gibt dafür der Bühne die Einrichtung, sie nach den verschiedenen Stücken, die darauf vorgestellt werden, größer oder kleiner machen zu können, worüber er aber sich nicht deutlich erklärt, so wie auch der Grundriß seines Theaters keine deutliche Vorstellung davon zuläßt.

So viel schon über die Form eines Schauspielhauses, oder vielmehr des Zuschauerraums und eigentlichen Theaters gesagt und geschrieben wurde, so hat man sich doch noch nicht vereinen können, welches die beste der theils vorgeschlagenen, theils in Ausübung gebrachten Formen ist. Die Gestalt der Theater der Griechen und Römer kann bei unsern Schauspielhäusern, ohne Abänderung, nicht angewandt werden, weil jene offen und unbedeckt waren, diese ein Dach erhalten müssen; wobei wir die Erinnerung nöthig finden, daß die Form der drey Viertel Zirkel, die jetzt dem Theater zuweilen gegeben wird, nichts weniger als die Form des alten griechischen Theaters ist, wofür man sie gewöhnlich hält; denn dieses hatte, nach Vitruv, eine ganz andere Construction, die hier anzugeben zu weitläuftig werden würde. Die alten Gebäude konnten daher nicht zum Muster dienen und andere Bedürfnisse erforderten andere Einrichtungen. Die größte Schwierigkeit verursachte die Fassung einer großen Anzahl Zuschauer, bei einem nicht übermäßig großen Raume. Hier konnten nicht, wie in dem Theater der Alten, die Plätze für die Zuschauer hinter einander erhöht gestellt werden, da hierzu ein so ansehnlicher Raum gehörte, den ein bedecktes Gebäude nicht hergab. Man mußte daher diese Plätze übereinander stellen, und weil die runde Form der Alten nicht angewendet werden konnte, das Gebäude in die Länge ziehen. Man mußte jedoch auch darauf bedacht seyn, von allen Orten die Vorstellung auf der Bühne zu sehn, und da ein langes Viereck dieses nicht zuließ, so wurde der hintere Theil, oder der Grund des Theaters, abgerundet.

Das gute Sehen zu befördern, war unstreitig in den ersten Zeiten, als man bedeckte Theater erbaute, der vorzüglichste

Digitized by Google

Zweck; auf die deutliche Vernehmung der Stimme richtete man weniger Aufmerksamkeit, weil man nicht zweifelte, daß in einem eingeschlossenen Raume die Stimme sich leicht fortpflanzen und deutlich verbreiten würde. Erst späterhin erwachte diese Aufmerksamkeit und nun wurde man besorgt, oft vielleicht zu ängstlich, die beste hierzu dienliche Form zu wählen.

Indem man bald eine geradausgehende, im Grunde rundgeschlossene Gestalt, bald die Eyform, bald die Ellipse, bald drey Viertheile des Zirkels wählte, hat sich gefunden, daß, während diese oder jene der Formen hier der gleichen Verbreitung der Stimme keinen Nachtheil brachte, dort bey eben derselben Form nicht überall gut gehört werden konnte, oder wohl gar ein Echo oder Widerhall entstand. Es scheint daher die gleiche Verbreitung und das gute Vernehmen der Stimme nicht eben von der Form des Theaters abzuhängen; es sind andere, oft zufällige Dinge, welche diese befördern oder verhindern. Das vorzüglichste ist, dem Widerhalle auszuweichen, welcher der Verständlichkeit schadet, indem er die Stimme auf eine Stelle zurückwirft, an andern Stellen aber verworren verbreitet. Man muß daher vermeiden, den Schall auf gewisse Punkte zu concentriren, man muß die Schallstrahlen zu vertheilen suchen, wodurch selbst die Ellipse und der Zirkel, welche vorzüglich geneigt sind, den Schall zu concentriren, unschädlich werden.

So wie dieses bey den Umfassungswänden des Theaters oder Zuschauerraums zu beobachten ist, so muß darauf ebenfalls bey der Decke des Theaters und bey der Decke des Proscenium Rücksicht genommen werden. Diese Decken tragen zur Fortpflanzung des Schalles sehr viel bey, und wir müssen daher vor allem bedacht seyn, ihnen eine schickliche Gestalt zu geben, welche auf die Verbreitung des Schalles keinen Nachtheil hat. Dieses würde der Fall seyn, wenn die Decke des Theaters eine so starke Wölbung erhielte, welche die Schallstrahlen concentrirt und da, wo die Zuschauer sich befinden, Brennpunkte findet. Bey einer flachen Wölbung, deren Mittelpunkt unter dem Fußboden des Theaters liegt, wird dieses weniger zu befürchten seyn. Eine ganz gerade Decke hingegen wird nie einen Widerhall zulassen, sondern die Schallstrahlen zerstreuen, weshalb diese vorzüglich zu empfehlen ist.

Gleiche Bewandniß hat es mit der Decke des Proscenium. Auch hier ist eine gerade Decke die vortheilhafteste, vorzüglich wenn sie eine schräge Stellung erhält, so daß sie von der vordern Oefnung des Proscenium nach der hintern Oefnung desselben sich herunter zieht. Will man jedoch die Decke des Proscenium nach einem Zirkelstücke bilden, so ist da-

bey die Vorsicht zu brauchen, den Mittelpunkt desselben unter der Bühne anzunehmen, weil ein Widerhall entsteht und die Schallstrahlen concentrirt werden, wenn dieser Mittelpunkt in die Oefnung des Proscenium fällt. Wir sind überzeugt, daß eine starke Wölbung der Decke des Theaters, ein zu großer Bogen bey der Decke des Proscenium, vorzüglich den Widerhall verursacht, die Form des Theaters mag seyn, welche sie will.

Wird der Widerhall das gute Hören verhindern, so wird es hingegen befördert durch den Nachhall, durch mannigfaltige und gleichförmige Zurückwerfung und Vertheilung der Schallstrahlen, wobey keine Concentrirung statt findet. Dieser Nachhall wird bey jeder der gewöhnlichen Formen hervorgebracht werden können, vorzüglich dadurch, daß alle langen, geraden Flächen vermieden und durch Erhöhungen oder Vertiefungen unterbrochen werden, durch erhobene Verzierungen an den Brüstungen der Logen, durch Krümmungen der Brüstungen, die, anstatt sie lothrecht zu machen, eine Ausbauchung, oder auch eine einwärts gehende Krümmung erhalten können, wodurch zugleich die Bequemlichkeit des Sitzens der zunächst an der Brüstung sich befindenden Zuschauer befördert wird. Zur Vertheilung der Schallstrahlen können auch die Pfeiler oder Säulen wirken, welche die Logen unterstützen und zugleich die Abtheilung derselben andeuten, und wir glauben, daß da, wo diese Unterstützung weggelassen ist und die Logen vorn ganz frey sind, nur durch tief zurückliegende Balken getragen, ein Widerhall entstehen muß, indem daselbst die Schallstrahlen sich an nichts brechen können, sondern unmittelbar an die hintern Wände der Logen stoßen und daher sich leicht concentriren, vorzüglich bey dem Zirkel und der Ellipse. Hierauf ist ebenfalls bey den Wänden des Proscenium zu sehen, besonders wenn sie sehr breit sind, und auch sie dürfen nicht glatt gelassen werden, sondern müssen Erhöhungen erhalten, als Säulen, oder vertiefte Felder und dergleichen.

Wird hierdurch das eine wesentliche Erfoderniß eines Theaters befriedigt, darin überall gut zu hören, so ist das andere, das gute Sehen der Vorstellung auf der Bühne, nicht minder wichtig. Es ist nicht zu vermeiden, daß nicht bey jeder Form, sey es die gerad ausgehende, oder der Zirkel, oder die Ellipse, die an den Seiten liegenden Logen dieses nicht in der Maße gestatten, als die Logen im Grunde des Theaters, aus denen sich die ganze Bühne übersehen läßt, indeß aus jenen nur die gegenüberstehende Seite der Bühne ganz in die Augen fällt. Die Ellipse, hauptsächlich aber die drey Viertel des Zirkels,

Digitized by Google

schließen sich mit einem Einbug an die Bühne, daher die zunächst an der Bühne liegenden Logen von derselben ein wenig abgewandt sind und das Sehen sehr erschweren. Die gerad ausgehende Form erleichtert in den Seitenlogen das Sehen, weil sie mit der Bühne in fortlaufender Linie liegen. Am vortheilhaftesten für das Sehen, auf den Seiten des Theaters, ist die Form, bey welcher die Logen nach Linien gehen, die vom Proscenium an nach dem Grunde des Theaters zu sich in etwas verengen und also nach einer schrägen Richtung vom Proscenium an bis in den Grund des Theaters sich hinziehen, wo sie mit einer Zirkellinie vereint sind, welche das Theater schließt, wie dieses im Theater an der Wien, in Wien, statt findet. Da diese Form auch zur Verbreitung des Schalles vortheilhaft ist, so möchte sie für ein Theater vorzüglich zu empfehlen seyn.

Die gewöhnliche Einrichtung der Logen ist die, sie in drey oder vier Stockwerken gerad und senkrecht über einander aufsteigen zu lassen. In neuern Zeiten war man bemüht, sie auch hinter einander anzulegen und die oberen Logenreihen über die unteren zurücktreten zu lassen, da denn auf den unteren Logen, vor den oberen, freye Gallerien herumgeführt werden können. Eine solche Anlage giebt dem Ganzen ein freundliches und einnehmendes Ansehen, es wird dadurch das Aengstliche vermieden, was die vielen gerade übereinander stehenden Logen verursachen, die Sitze erheben sich frey hintereinander empor und gefällig erweitert sich nach oben der Raum. Ist das Theater mit Zuschauern angefüllt, so giebt dieß, da sie stufenweis übereinander sich erheben, einen sehr belebten Anblick und die bunte Reihe erfreut das Auge. So werden auch bey dem Zurücktreten der Logen und dem dadurch nach oben zu erweiterten Umkreise mehr Plätze gewonnen, als in senkrecht übereinander angelegten Logen angebracht werden können. Es ist jedoch hierbey die Vorsicht nöthig, das Zurücktreten der Logenreihen nur im Grunde des Theaters anzuwenden, nicht auf den Seiten, weil hier durch diese Anlage Logen entstehen würden, aus denen, schon an und für sich, besonders aber wegen der Wände des Proscenium, nur wenig von dem würde gesehen werden können, was auf der Bühne vorgeht. Die Seitenlogen sind daher so einzurichten, daß sie, gegen die Bühne zu, nach und nach an diese sich anschließen. In Hoftheatern vor den für den Fürsten bestimmten Logen, die gewöhnlich im Mittel des ersten Ranges liegen, Gallerien anzulegen, kann vielleicht gemisbilligt werden, weil es etwas unschickliches hat, vor dem Fürsten Zuschauer sitzen zu lassen, die ihm, den Rücken zukehrend, zugleich die freye Aussicht auf die Bühne benehmen. Hier kann man daher die

untere Gallerie ganz weglassen und den ersten Rang der Logen vorrücken, oder es kann dieses nur im Mittel des ersten Ranges mit den fürstlichen Logen geschehen, indem jedoch auf beyden Seiten Gallerien angebracht werden.

IX.

Handbuch der practischen Krankheitslehre, von D. Friedrich Ludwig Kreysig, Königl. Sächsischem Leibarzt und Hofrath u. s. w. Erster Theil. Auch unter dem Titel: System der practischen Heilkunde, auf Erfahrung und daraus hergeleitete Gesetze der thierischen Natur gegründet, von D. F. L. Kreysig. Erster Band. Heilgrundsätze. Erster Theil. Angewandte oder practische Krankheitslehre. Leipzig und Altenburg: F. A. Brockhaus. 1818. XVIII. u. 423 S. gr. 8. Preis 2 Thlr.

Vorliegendes Buch ist dem Titel nach erst der Anfang eines größeren Werkes, welches die ganze practische Heilkunde umfassen soll. Ueber das Bedürfniß eines solchen Werkes und den Beruf des Verf. zu dieser Arbeit spricht sich derselbe in der Vorrede hinlänglich aus. Das Bedürfniß der Kunst, sichere Stützen zu bekommen, dabei die Mangelhaftigkeit der bis jetzt vorhandenen Handbücher der practischen Heilkunde, welche eigentlich bloß geschichtliche Beschreibung, und zwar nur eines Theils der Krankheiten der Menschen enthalten, diese nur nach Charakteren äußerer Aehnlichkeiten zusammen stellen, über einzelne Krankheiten oft eine isolirte Theorie vortragen, u. s. w.; ferner die Nothwendigkeit einer gründlichen allgemeinen Therapie, als des Grundsteins einer sichern und glücklichen Ausübung der Heilkunst, vermochten den Verf. dazu. An eine allgemeine Therapie könne aber nicht gedacht werden, „ohne daß man sich den Weg dazu durch eine eben so allgemein sich verbreitende, auf sichern Erfahrungsgrundsätzen beruhende, nur Sicherstellung des Zwecks der Heilung im Auge habende, kurz durch eine wahrhaft practische Pathologie vorbereitet habe.“ Indem der Verf. eine solche zum Gegenstande seines Strebens gemacht

Digitized by Google

hat, auf welche dann die allgemeine, und zuletzt die specielle Therapie folgen soll, wollte derselbe keine anderen Grundsätze aufstellen, als solche, „die aus der Erfahrung am gesunden und kranken Körper genommen sind.“ Bei diesem Geschäft der Steigerung der Erfahrung zu Grundsätzen konnt' es nicht fehlen, auf die gangbaren Lehren der Pathologie zu stoßen. Bei der kritischen Sichtung der obersten Grundsätze der bisherigen medicinischen Theorien fand der Verf. einen Hauptgrund ihrer längst bekannten und gerügten Unvollkommenheiten und Widersprüche mit der Erfahrung in einem Mangel an scharfer Bestimmung der Grundbegriffe derselben, besonders des eigentlichen innern Gehaltes unserer Begriffe über Kräfte überhaupt und über organische Kräfte insbesondere; in Verwechselung unserer Begriffe über die Natur mit etwas Realem in der Natur; ferner in der Einseitigkeit der Betrachtung der Phänomene des thierischen Körpers, — endlich in dem übelverstandenen Streben, die Erklärungen der Phänomene des thierischen Körpers viel weiter treiben zu wollen, als die Erklärungen der weit einfachern Erscheinungen der nicht organischen Natur, indem man, anstatt, wie in der Physik, sich mit Auffindung der Gesetze der physischen Welt zu begnügen, die Phänomene des thierischen Lebens lieber aus hyperphysischen Gründen, d. i. aus Hypothesen, und zwar aus derjenigen Gattung derselben, die den geringsten Werth hat, erklären zu wollen vorzog. Die Grundsätze des Verf. sollen die „einer nüchternen Naturforschung, welche nur von Thatsachen ausgeht, und ihre Lehrsätze nicht über die Natur hinaus steigert,“ seyn. Das Resultat seiner pathologischen Forschungen ist daher „von den gewöhnlichen Ansichten bedeutend verschieden ausgefallen.“ Einfachheit, Verständlichkeit, leichte und sichere Anwendbarkeit, Uebereinstimmung mit der Erfahrung und Vereinigung aller bis jetzt allgemein anerkannten einzelnen Wahrheiten der bisherigen Theorien der Medicin in einer umfassendern Ansicht, sollen diesem Systeme den Charakter der Wahrheit verleihen; die aufgestellten Grundsätze sollen das endliche Resultat des ernsten Nachdenkens des Verf. über jeden einzelnen Krankheitsfall, den er zu behandeln oder zu beobachten Gelegenheit hatte, seyn, sollen wenigstens auf treuer Beobachtung der kranken Natur beruhen.

Indem wir hiermit zuvörderst die Tendenz dieser Arbeit des Verf., meistens mit dessen eigenen Worten, angedeutet haben, gehen wir zur Darstellung des Inhalts des vorliegenden ersten Theils über, worauf wir über das Unternehmen überhaupt, dann in wie weit der Verf. seinem Ziele, das er sich

Digitized by Google

selbst gesteckt hat, nahe gekommen ist, zugleich über manche seiner Behauptungen unsere Meinung, so wie denn endlich über die Form der Behandlung unser Urtheil und unsere Wünsche für die fernere Behandlung aussprechen werden.

Außer der Einleitung in das Ganze zerfällt dieser erste Theil in drei Abschnitte. Der erste enthält allgemeine physiologische Begriffe über den thierischen Körper; der zweite — allgemeine Untersuchungen über Krankheit in Beziehung auf den technischen Zweck, in sechs Kapiteln; der dritte — die angewandte oder practische Krankheitslehre in zwei Abtheilungen, von denen wieder die erste in drei Kapiteln Betrachtungen der Krankheiten, wieferne sie Gegenstände der sinnlichen Anschauung sind und als Abänderungen der Eigenschaften der Theile des Körpers uns kund werden, gibt; die zweite, wieder in drei Unterabtheilungen zerfallend, das gesetzmäßige Zustandekommen der Krankheiten erläutert.

I. Abschnitt. Allgemeine physiologische Begriffe über den thierischen Körper. §. 1—45.

Organische Körper nennt man Naturkörper von besonderem Bau und eigenthümlicher Mischung, denen man Leben zuschreibt, wieferne sie eine Summe von eigenthümlichen Erscheinungen äußern, welche man in andern Naturkörpern nicht wahrnimmt. Das Leben ist Pflanzen- und Thierleben, an einen Organismus gebunden. In dem thierischen Organismus treten Nerven hervor, wodurch das thierische Leben, welches zum Theil in denselben Erscheinungen, wie sie bei dem Pflanzenleben Statt finden, besteht, noch Erscheinungen anderer und höherer Art darbietet, nemlich sinnliche Anschauungen und Bewegungen, welche scheinbar, oder (bei dem Menschen) wirklich nach Willkühr vor sich gehen. Aus den Erscheinungen des Lebens schließen wir auf eine denselben zum Grunde liegende Kraft, — Lebenskraft. Irrig war die Annahme von drei Grundkräften, dem Bildungstriebe, der Reizbarkeit und der Sensibilität. Es gibt nur Eine Kraft in dem lebenden Körper, von welcher alle Erscheinungen ausgehen, die wir an ihm wahrnehmen. Die Begriffe von Reiz und Erregung sind nur Nothbehelfe zur Erklärung mancher Phänomene; Contraction ist nicht Leben, das Contractionsvermögen ist Resultat der Form und Textur der Bewegungsorgane, und dasselbe Princip, was die Säfte belebt, wirkt auch in jenen noch fort, aber in einer andern für uns sichtbaren Form, die in dieser Art nicht möglich war, so lange der organische Stoff flüssig war. — Das thierische Leben wird wie-

der eingetheilt in ein höheres *geiſtiges* und in ein niederes *organiſches*; als Bedingung des erſten wird ein mit einem Nervenſyſtem in Verbindung ſtehendes Hirn anerkannt. Mit dem Hervortreten der Nerven in dem Thierkörper ſehen wir auch beſondere Erſcheinungen zu Stande kommen, die wir unter dem Begriffe der Senſibilität zuſammenfaſſen. Auch dieſe iſt nicht weſentlich von der Kraft der Bewegungsorgane verſchieden. Zunächſt iſt das Nervenſyſtem beſtimmt, den organiſchen Körper mit der Außenwelt in Verbindung zu ſetzen, das geiſtige Leben zu vermitteln, aber es iſt auch für das niedere Leben weſentlich nothwendig, indem es die wirkende Kraft der niedern Organe durch ſeinen Zutritt veredelt und ſteigert. Eben ſo verhalten ſich die Nerven in Hinſicht der Bewegungsorgane. Wie jeder Theil des thieriſchen Körpers ſein Vermögen, lebendig zu wirken, durch ſeine Miſchung und Form erhält, ſo werden auch namentlich die Muskeln durch ihre Structur zu ſtärkern Bewegungen fähig gemacht, und erhalten dies Vermögen nicht erſt von den Nerven. Die Kraft der Bewegungsorgane iſt aus der vegetativen abgeleitet, folglich ihr untergeordnet, und ſie richtet ſich mit der einen Seite dem thieriſch-ſinnlichen Leben, mit der andern Seite dem vegetativen Leben zu. Wir unterſcheiden demnach nur zwei Sphären des thieriſchen Lebens, nemlich eine höhere geiſtige, *nervöſe*, und eine niedere, *vegetative*. Die Nerven ſind zwar zunächſt und ihrer Hauptbeſtimmung nach dem höhern Leben gewidmet, ſie müſſen aber auch in das niedere materiell einwirken, weil ſie organiſche Beſtandtheile des Thierkörpers ſind, beſonders da die Organe des niedern Lebens eine von dem allgemeinen Nervenſyſteme relativ abgetrennte Provinz zu ihrem Antheil erhalten. — Die bisher gefundenen Kräfte ſollen aber nicht den Gehalt als Realkräfte haben, ſondern nur als Nominalkräfte gelten. Die Kräfte in der Natur ſind an die beſondern Stoffe, oder an die Subſtanz der Naturkörper gebunden, folglich Reſultate der beſondern eigenthümlichen Miſchung und Form der Körper. Wir haben kein Recht, dem organiſchen Körper andere als die in der ganzen Natur herrſchenden Kräfte unterzuſchieben. —

Weitere Ausführung des Begriffs der organiſchen Körper. Charaktere der organiſchen Welt. Der organiſche Körper bildet ein Ganzes; — ſteht als ſolches mit der allgemeinen Natur in Wechſelwirkung und kann nur beſtehen durch den Sieg, den er über die Einwirkung der äußern Natur davon trägt. Als ein aus vielen Theilen, die wieder Ganze für ſich bilden, Zuſammengeſetztes, muß er auch in einer Wechſelwirkung mit ſich ſelbſt ſtehen. Jeder Theil ſtellt ein ſelbſtändiges Ganze

Digitized by Google

dar; diese Selbständigkeit ist aber nicht absolut, sondern nur relativ und beschränkt. Jeder Theil wird erst durch die Vereinigung aller ein selbständiges Ganze, steht in Verbindung mit andern und dem Ganzen. Die Mischung der Materie der thierischen Körper ist äußerst zersetzbar und veränderlich, einem beständigen Wechsel und Austausch der Stoffe unterworfen, das organische Leben besteht also in und durch unterbrochenen Austausch der Bestandtheile der organischen Materie, der nicht nur in den flüssigen, sondern auch in starren und selbst harten Theilen Statt findet. Die Actionen derselben, das, was uns als Thätigkeit an ihnen erscheint, sind daher eigentlich Resultate partieller Zerstörung, der nur augenblicklich Ersatz folgt. — Der Rang, welchen das Nervensystem in dem thierischen Körper einnimmt, bestimmt sich durch den feinern, edlern Stoff und Bau, durch den ausgezeichnet hohen Grad von Reizempfänglichkeit, die Schnelligkeit der Erregungen, die Einwirkung besonders seiner flüchtiger Stoffe und Imponderabilien auf sie. Den Nerven, als Organen des höhern Lebens, ist daher im Allgemeinen eine veredeltere Wirksamkeit zuzuschreiben. In den vegetativen Organen macht der Nerve einen wesentlichen Bestandtheil, mit den Gefäßen und der Substanz derselben ein Ganzes aus, und wieferne der Nerve das Edlere, Feinere ist, was die thierische Organisation im Ganzen erhöht, muß man auch den Antheil, den er an der Vegetation hat, als den anerkennen, der ihr die Vollendung als einer thierischen gibt. In gewissen Fällen zeigen sich die Nerven auch wirklich deutlich als Regulatoren des Lebens, folglich als den ganzen Organismus beherrschend. Dieser beherrschende Einfluß des Nervensystems wird aber dann erst ganz klar, wenn man die verschiedenen Functionen seiner Provinzen unterscheidet, nemlich die Functionen des Hirns, der Nerven der Sinn-Organe, des allgemeinen Nervensystems, (der willkührlichen Bewegung und des Gemeingefühls) und endlich des Gangliensystems, welches letztere, als zunächst der Vegetation zugehörig, nicht leiden kann, ohne daß die Vegetation angegriffen würde. — Bei der Bestimmung des Verhältnisses des Nervensystems zu den geistigen Thätigkeiten sehen wir zunächst bloß, daß jenes die Organe zu diesen hergibt. Die materiellen Vorgänge bei den geistigen Thätigkeiten selbst sind uns übrigens unbekannt, obgleich die Philosophie in ihrem Systeme für beide Thätigkeiten, die materiellen und geistigen, ein einziges Princip aufzustellen versucht hat. — Der Geist selbst ist aber als das relativ beherrschende Princip für das ganze Leben des Thiers anzunehmen; — denn wie die Nerven ein relatives Uebergewicht über die

rein vegetativen Organe haben, ſo müſſen wir ſolches auch dem Geiſte, und ihm folglich eine relative Beherrſchung des Lebens zuſchreiben, ohne jedoch auch den wechſelſeitigen Einfluß des niedern, vegetativen Lebens auf das höhere, geiſtige außer Acht zu laſſen.

Zur Beurtheilung der Verbindung der organiſch-thieriſchen Körper mit der allgemeinen Natur werden folgende Sätze aufgeſtellt. Wenn 1) die eigenthümlichen Kräfte der organiſchen Körper an ihre Subſtanz gebunden ſind, 2) die Erregbarkeit derſelben, nicht eine reale Grundkraft derſelben, ſondern mehr eine formale Kraft iſt, (das Schema bezeichnend, unter welchem wir uns einen großen Theil der Lebenserſcheinungen vorſtellen) ſo folgt daraus 1) daß die äußere Natur nur im Verhältniſſe ihrer phyſiſchen, chemiſchen und mechaniſchen Kräfte auf den organiſchen Körper einwirken kann; 2) daß die reizende, erregende Wirkung der äußern Natur auf die organiſchen Körper weder die alleinige, noch eine reelle ſelbſtändige, ſondern vielmehr die Annahme einer ſolchen für uns ein Nothbefehl ſey, wieferne die Idee der Reizbarkeit und der Reize ein Reſultat unſerer Sinnlichkeit iſt, und auf Beachtung der beſondern Art und Weiſe beruht, wie die äußere Natur Thätigkeit in organiſchen Körper hervorruft, aber keine eigentliche Realität in der Natur hat; 3) daß, da die organiſchen Körper durch ihre eigenthümliche Form und Structur zu ihrer Selbſterhaltung geſchickt gemacht werden, die Endreſultate der Einwirkung der äußern Natur auf dieſelben ganz andere ſeyn müſſen, als auf nichtorganiſche Körper. Dieſe Einwirkung der Natur wird nemlich modificirt durch das Beſtreben des organiſchen Körpers bei eigner, höchſt veränderlicher Miſchung, ſeine Integrität gegen die äußere, auf ihn einwirkende Natur zu bewahren, und zwar durch Verähnlichung derſelben und Aufnahme in ſeine eigne Subſtanz. Dieß Vermögen hat aber ſeine Gränzen, und wenn der organiſchen Natur die Aneignung des Fremden nicht gelingt, tritt das entgegengeſetzte Verhältniß ein, d. h. der organiſche Körper gibt nach, wird einigermaßen dem äußern ſelbſt partiell aſſimilirt, oder wird zerſtört, und unterliegt. Gewinnt die äußere Natur bei ihrer Einwirkung auf den organiſchen Körper die Oberhand, ſo wird der letztere in ſeinen Eigenſchaften abgeändert. Dieſe Wirkung kann betrachtet werden 1) in Hinſicht auf ihren Umfang im Körper; 2) in Hinſicht auf den Grad ihrer Einwirkung; 3) in Hinſicht auf die Endwirkung, die im Organismus zurückbleibt, ob dieſe quantitativ, oder qualitativ, (wie z. B. beſonders die ganz eigenthümliche Wirkſamkeit der Contagien, Miasmen und Gifte) oder beides zugleich

Digitized by Google

ist. — Nicht bloß die Einwirkung der äußern Natur, sondern selbst die der Seele auf die Nerven, können keine andern als physische ihrer Natur nach seyn.

Bei der Bestimmung des Realbegriffs des Lebens muß man von der sinnlichen Auffassung der eigenthümlichen Erscheinungen des Lebens ausgehen, deren eine Gattung bloß auf Bildung (Pflanzenleben), die andere auf Bildung und Vorstellungen zugleich (Thierleben), sich bezieht. Das organische Leben an sich genommen, ist Wirksamkeit der Materie nach Gesetzen der Organisation, d. i. innerer auf Selbsterhaltung hinwirkender Zweckmäßigkeit. Dieser Begriff fließt aus der Betrachtung der organischen Wesen, indem diese 1) sich selbst aus eigenen Kräften erzeugen; indem 2) die Art, wie sie sich erzeugen und erhalten, eine ganz andere ist, als die der unorganischen Natur; indem 3) ihr Bestehen, Entstehen und Wirken an eine Substanz von besonderer Mischung und an eine besondere mechanische Gestaltung gebunden ist — Organisation — wodurch der Zweck der fortdauernden Existenz derselben allein erreicht werden kann, — innere Zweckmäßigkeit in Hinsicht auf Stoff und Gestaltung; indem 4) die Theile des organischen Körpers in einer beständigen, zweckmäßigen Wechselverbindung stehen, weil sie alle zu einem Ganzen verbunden sind. — Das thierische Leben besteht in einer zweckmäßigen Wechselverbindung des geistigen und organischen Lebens. Das geistige Leben ist mit dem organischen in Eins verschmolzen. Wir unterscheiden daher in demselben zunächst Vorstellungen, als das hervorragende Merkmal des thierischen Lebens. Diese beruhen auf dem innern freithätigen Principe, Seele genannt. Wir nehmen aber in unserm Bewußtseyn zweierlei Arten von Vorstellungen gewahr, 1) solche, die gleichsam innere Thätigkeiten des Geistes sind, (eigentliche Vorstellungen) subjective, mit Lust oder Unlust verbundene, und objective Vorstellungen; 2) solche, welche in die organische Sphäre übergehen und dort Veränderungen machen, geistige Triebe, Bestrebungen, willkührlich oder unwillkührlich, durch Begehren oder Verabscheuen sich äußernd. — Ist der Geist ein einfaches Wesen, so gibt es wahrscheinlich keine wesentliche, sondern nur graduelle Verschiedenheiten dieses Princips, was sich in mannichfaltigen Graden äußern kann. Die geistigen Thätigkeiten werden daher nach den Graden unterschieden; der höchste Grad ist Verstand und Urtheilsvermögen, dem wir zugleich Freiheit beilegen, weil wir in uns wahrnehmen, daß wir von äußern Eindrücken so wenig als von innern nothwendig beherrscht werden. Der niedrigste Grad der geistigen Thätigkeit besteht darin, daß sie mit

Digitized by Google

wenig klarem Bewußtſeyn verbunden iſt, wobei die äußern Vorſtellungen und Gefühle den Geiſt beherrſchen, daß er von ihnen beſtimmt wird, wodurch die niedrigen Naturtriebe und Inſtincte, welche das Thier zwingen, nach einer beſtimmten Regel zu empfinden und zu handeln, entſtehen. Dieſe Naturtriebe ſind urſprünglich mit dem Zwecke des organiſchen Körpers in Uebereinſtimmung, wiewohl ohne Bewußtſeyn des Naturzwecks. Nur bei dem Menſchen können ſie auch mit Bewußtſeyn verbunden werden. — In den Thieren werden die geiſtigen Thätigkeiten durch den thieriſchen Organismus bedingt, und erhalten durch ihn ihre Richtung und nähere Beſtimmung; der Geiſt und ſeine Thätigkeiten ſind an die Gegenwart eines Nervenſyſtems und eines Hirns gebunden, — die Thätigkeiten der Seele und des Körpers laufen parallel mit einander, die Vorſtellungen, Gefühle und Begierden finden nicht ohne gleichzeitige körperliche Thätigkeit Statt, und umgekehrt führen die Seelenthätigkeiten wiederum thätige Veränderungen in dem Körper herbei. Dieſe Wechſelwirkung des Geiſtes und des Körpers iſt aber eine zweckmäßige, nämlich ſo von der Natur eingerichtet, daß der Zweck des thieriſch-organiſchen Lebens dadurch gefördert wird. Beide ſollen einander nicht abſolut beherrſchen, ſondern nur relativ eines von dem andern abhängig ſeyn. Die Zweckmäßigkeit dieſer Wechſelwirkung kann aber geſtört werden, und dann tritt krankhafter Zuſtand ein. Dieſe Disharmonie kann von dem Körper, oder von dem Geiſte ausgehen.

II. Abſchnitt. Allgemeine Unterſuchungen über Krankheit, in Beziehung auf den techniſchen Zweck. §. 46—91. S. 112—184. Erſtes Kapitel. Begriff der Krankheit. §. 46 — 57. S. 112 — 128.

Geſundheit und Krankheit ſind nicht leicht ſcharf zu bezeichnen. Es müſſen noch erſt gewiſſe Sätze vorausgeſchickt werden (1 bis 10), von denen wir einige herausheben wollen. 3. Die Erſcheinungen der organiſchen Körper laſſen ſich auf ein Grundvermögen, wovon ſie herrühren, zurückführen. 6. Säfte und feſte Theile ſind nur zufällig und in dem Grade der Cohärenz ihrer phyſiſchen Beſtandtheile von einander unterſchieden, nicht weſentlich. 7. Säfte und Canäle machen daher ein Ganzes mit einander. 8. Das Leben der organiſchen Körper iſt das Reſultat des zweckmäßigen Zuſammenwirkens aller Theile zu einem Zwecke — der Erhaltung der Integrität des Ganzen und der einzelnen Theile. 9. Das

Digitized by Google

Leben kann nur bestehen, wenn diese zweckmäßige Grundeinrichtung des Organismus unterhalten wird. 10. Sie beruht a) auf dem harmonischen Zusammenstimmen dieser Körper mit der äußern Natur, b) auf dem der Theile des organischen Körpers mit einander.

Gesundheit im Allgemeinen besteht daher in der Fortdauer der Harmonie der Wechselwirkung des organischen Körpers mit der äußern Natur und mit seinen eigenen Theilen, — eigentlich ein Ideal, — das nur relativ in Annäherungen existirt. Krankheit im Allgemeinen ist Abweichung von dieser Form, von diesem Ideal, und in Disharmonie des organischen Körpers mit sich selbst und mit der äußern Natur zu suchen. Gesundheit und Krankheit sind nur relativ zu verstehen und beruhen auf relativen Begriffen. Eine genaue Einsicht des kranken Zustandes setzt die Naturlehre der organischen Körper voraus; diese ist bis jetzt noch unvollkommen, wir müssen uns daher an eine mehr niedere, unvollkommnere Art von Erklärung des Lebens und seiner Zustände halten. Die Erklärungen der Krankheiten fallen daher verschieden aus; Krankheiten müssen zwar zunächst als verschiedene Zustände, als Modificationen des Lebens angesehen werden, sind aber eigentlich mehr, sie beruhen auf Abänderungen der innern Bedingungen, woraus das Leben als letztes Resultat hervorgeht; sie sind wahre Kränkungen des Lebens zu nennen, bestehen in Beschränkung des Lebens durch Abänderungen in dem Innern des Körpers, wodurch die Harmonie des Ganzen gestört — das Leben also in seinen Quellen selbst ergriffen wird. — Als Störungen des Lebens müssen die Krankheiten sich unsern Sinnen kund thun, und dieß geschieht durch Abänderungen im Aeußern des organischen Körpers, und zwar nach den drei Gattungen von Erscheinungen des Lebens, auf die wir alle zurückführen können, auf besondere Weise, 1) durch Empfindungen abnormer Art, 2) durch abnorme Bewegungen, 3) durch äußerlich erkennbare Abänderungen der Eigenschaften der thierischen Substanz. Zum vollständigen Begriffe der Krankheit gehört aber auch noch die Kenntniß der Umstände, unter welchen sinnlich hervortretende Krankheiten zu Stande kommen können. Der Satz, daß alle Krankheiten durch Anlagen und Gelegenheitsursache zu Stande kommen, ist nicht ganz richtig. Natürliche und widernatürliche Anlagen werden oft verwechselt und müssen doch als verschiedene Dinge angesehen werden; die widernatürliche Anlage ist schon Krankheit, und zwar örtliche, und beide sind nur beziehungsweise verschieden. Gerade diese Anlagen sind aber zur richtigen Kenntniß jeder Krankheit der wichtigste Moment, das eigentliche Object der Kunst. Diese

Digitized by Google

innern Krankheitskeime liegen oft geraume Zeit in den Individuen verborgen, entwickeln sich manchmal geschwind, meistens aber langsam zu sinnlich erkennbarer Krankheit.

Zweites Kapitel. Bedingungen, von denen es abhängt, daß ein inneres Krankseyn als sinnliche Krankheit hervortritt, oder nicht. §. 58 — 65. S. 128 — 138.

Jede Abweichung der Eigenschaften des Körpers von der Norm, ist Krankheit zu nennen, wieferne sie etwas Inneres ist, was nothwendig Disproportion in den Körper setzt; — kann aber lange im Verborgenen liegen bleiben, ohne sinnlich wahrnehmbar als Störung des Lebens hervorzutreten. Die Bedingungen sowohl für das Verborgenbleiben, als für das Hervortreten dieser Uebel, liegen in der Wechselwirkung der Theile des Körpers; sie bleiben nämlich so lange verborgen, als sie von der Gesammtwirkung aller Theile beschränkt werden; sie treten hervor, wenn das umgekehrte Verhältniß eintritt, d. i. wenn sie die Oberhand über das Ganze gewinnen und den gesammten Organismus beherrschen. Diese Bedingungen liegen in den gegenseitigen Verhältnissen der innern Krankheit und des Zustandes der Kräfte zu einander, indem entweder 1) das örtliche Leiden auf einen so hohen Grad steigt, daß das Mißverhältniß zu groß wird, als daß es übertragen werden könnte, oder wenn 2) ohne Steigerung der innern Krankheit, durch eine allgemeine bedeutende Veränderung in dem thierischen Körper die Kräfte desselben in Mißverhältniß gegen die innere Anlage gesetzt werden. Besonders wird durch die Theilnahme der sogenannten Systeme von Theilen jede innere Krankheit zu sinnlich-wahrnehmbarer gemacht, vorzüglich der Nerven, der Blutgefäße und des lymphatischen Systems, weil die thierischen Kräfte an die thierischen Theile gebunden sind. Daher müßten die Kräfte dieser Systeme an sich, die Gesetze ihres Erkrankens, die Art und Beschaffenheit desselben, und besonders auch die gegenseitige Beziehung dieser Systeme zu einander, ihre gegenseitige Wechselwirkung auf einander genau erforscht werden. Die sinnliche Krankheit tritt aber entweder als Beschränkung immer mehrerer Stellen von dem Grundleiden aus, oder als Gegenthätigkeit, dem Grundtriebe der Selbsterhaltung gemäß, auf. —

Jede Krankheit muß als eine örtliche angesehen werden, kann aber, in sofern sie sich sinnlich darstellt, mehr oder weniger den Schein einer allgemeinen haben, — und man kann daher auch sagen, daß jede Krankheit, in sofern sie sinnlich her-

Digitized by Google

vortritt, zwei Factoren habe, einen particllen, als das Hauptmoment, und einen allgemeinen, oder einen solchen, der auf Abänderung der Kräfte eines der allgemeinen Systeme beruht. Bei jeder Krankheit ist demnach wohl zu unterscheiden, welchen Antheil jeder Factor an der Erzeugung der ganzen Krankheit habe.

Drittes Kapitel. Untersuchung der Krankheit in Hinsicht des Verhältnisses der abnormen innern Bedingungen, woraus sie hervor geht, zu einander. §. 66 — 69. S. 138 — 143.

Um den Antheil der beiden Factoren der Krankheit zu finden, ist es nöthig, die Natur derselben, die Wirkungsweise und den Einfluß jeder Art der beiden Factoren theils auf sich, theils gegen einander genau zu kennen. Daher muß auf die Zusammensetzung der Theile und der Eigenschaften gleiche Rücksicht genommen werden. Alle die Eigenschaften können zwar auf mechanische, physische, chemische, vitale und psychische zurückgeführt werden, sind aber von einander nicht reell verschieden, sondern beruhen auf dem lebendigen Vermögen der Thiere, welches das Resultat der besondern Verbindung der allgemeinen Kräfte der Natur, der allgemeinen physisch-chemischen Eigenschaften ist. Wir dürfen also nicht die Gattungen der Krankheiten nach den Grundeigenschaften der Körper stellen, sondern diese nur zur Bestimmung eben so vieler Seiten der Krankheiten gebrauchen, von welchen sie angesehen werden müssen, besonders aber von den zwei Seiten, in Hinsicht der Abänderungen der physischen Eigenschaften des Körpers, oder der vitalen Eigenschaften.

Viertes Kapitel. Betrachtung der Krankheiten in Beziehung auf ein Lebensvermögen, was wir dem thierischen Körper zuschreiben. §. 70 — 77. S. 144 — 157.

Das Lebensvermögen kann auf mehrfache Weise abnorm verändert werden. Bei dieser Betrachtung muß auf die Möglichkeit und Art, wie das Lebensvermögen zur Thätigkeit durch äußere Einwirkungen kann aufgeregt werden, — Reizbarkeit, welche mit dem in der gesammten Natur Statt findenden Gesetze der Anziehung und Abstoßung analog ist, Rücksicht genommen werden. Die Abänderung findet Statt A. in der Modalität, und B. in der Energie des Grundvermögens. Jenes bestimmt die verschiedenen Grade der Reizbarkeit und Empfänglichkeit, diese besteht in der partiellen (nicht allgemeinen) Erhö-

Digitized by Google

hung, und in der partiellen, oder allgemeinen, wahren, oder scheinbaren Verminderung der Energie, daher in wahrer oder falscher Schwäche.

Fünftes und sechstes Kapitel. Nähere Betrachtung der innormalen Abänderungen der physischen Eigenschaften des organischen Körpers, und ihrer Beziehung zu den Krankheiten. §. 78 — 91. S. 157 — 184.

Die physischen Eigenschaften sind die eigentlich physischen, chemischen und mechanischen. Unter die erstern gehören die Porosität des Körpers und seine Durchdringlichkeit, die Cohärenz der Bestandtheile, als die einfachsten, deren Abänderungen verschiedene sinnlich hervortretende Krankheiten erzeugen. In Beziehung auf die mechanischen Eigenschaften können positive mechanische Fehler, z. B. im Zusammenhange ganzer Theile, in der Textur, Gestaltung, und relative Fehler vorkommen, z. B. Fehler der Lage, der Verbindung, des freien Spielraums, der Größe. Die chemischen Eigenschaften und daraus fließenden Functionen sind besonders wichtig. Das ganze organische Leben beruht auf einer Reihe chemischer Operationen. Die materiellen Verhältnisse des thierischen Lebens können sich aber verändern und so Krankheit setzen, und schwer ist es, das organische Leben, und die Herleitung der Krankheiten nach chemischen Gesetzen zu erklären, daher die Grundsätze der Heilkunst dennoch mehr auf die erkannten Regeln der Wirkungweise des lebendigen Körpers gebaut werden müssen.

III. Abschnitt. Angewandte oder practische Krankheitslehre.

Die Einleitung gibt zuvörderst an, was der Betrachtung der Krankheiten des thierischen Körpers vorausgehen muß, nemlich 1) genaue Entwickelung der Begriffe von dem Objecte der Forschungen selbst; d. i. von den sinnlich hervortretenden Krankheiten im Allgemeinen, als Objecten der Heilkunst, sowohl an sich, als in Hinsicht ihrer obersten Verschiedenheiten; 2) der Uebergang von den allgemeinsten Gesichtspuncten zu dem Besondern. Daher gibt die

Erste Abtheilung — Betrachtung der Krankheiten, in wiefern sie Gegenstände der sinnlichen Anschauung sind, und als Abänderung der Eigenschaften der Theile des Körpers uns kund werden.

Digitized by Google

Erstes Kapitel. Exposition der Krankheiten, als sinnlicher Gegenstände im Allgemeinen. §. 93 — 95. S. 188 — 195.

Die bisherigen Nosologien mahlen uns bestimmte Krankheitsformen ab, übergehen aber die vielen unbestimmten krankhaften Zustände. Der sinnlich hervortretende Theil der Krankheit stellt sich uns als die Symptome dar, und sie sind uns die vorzüglichsten Hülfsmittel, die Natur und den Sitz der Krankheiten zu erforschen.

Zweites Kapitel. Untersuchung der Krankheiten in Hinsicht der Theile, in welchen sie ihren Sitz haben. §. 96—99. S. 195—203.

Die bisher vorgetragenen allgemeinen Sätze müssen auf die besondern Theile des thierischen Körpers angewendet werden. — Diese müssen hierbei gewürdigt werden in Hinsicht ihrer vitalen Eigenschaften sowohl, als in Hinsicht der Verbindung aller Theile unter sich. Diese Untersuchung führt auf die Eintheilung der Theile des Körpers in gewisse Gattungen, und zwar zunächst in feste und flüssige. In Hinsicht der festen Theile unterscheiden wir die allgemeinen Systeme von Theilen, die durch den ganzen Körper sich vertheilen, — die Apparate, die Organe. Zu den Systemen gehören die Gefäße, die mit ihren Flüssigkeiten als ein Ganzes zu betrachten sind.

Drittes Kapitel. Untersuchung der Krankheiten im Allgemeinen, in Hinsicht ihrer höchsten sinnlichen Verschiedenheiten. §. 100 — 104. S. 203 — 212.

Nach der natürlichen Ansicht, welche von den beiden wesentlich verschiedenen Gattungen der Erscheinungen im thierischen Körper hergenommen ist, unterscheiden wir zwei Sphären des Lebens, und so müssen sich die Krankheiten auch in beiden aussprechen. Die Erscheinungen in Krankheiten gehören entweder der höhern oder der niedern Sphäre an. Diese Eintheilung kann aber nur als Mittel der leichtern Untersuchung, nicht als wesentliche Verschiedenheit angenommen werden. Soll eine Krankheit als der höhern Sphäre (Nervenkrankheit) angesehen werden, so muß sie sich in dem allgemeinen Nervensystem (s. oben) abspiegeln, und das Nervenleiden muß ein selbständiges seyn. Der höchste Gesichtspunct, unter dem die

Digitized by Google

Krankheiten der niedern Sphäre zu betrachten sind, muß von der Natur und dem Zwecke der organischen Körper hergenommen seyn. Sie sind sich selbst erzeugende und erhaltende Naturen; das organische Leben ist eine Kette verschiedenartiger, aber in sich harmonischer Bildungsacte, deren Resultat Gesundheit ist, — alle Krankheiten des Organismus können deshalb als Störung von Bildungsacten angesehen werden. Mit ihnen sind auch meistens abnorme Bewegungen verbunden. Um zu einer klaren Ansicht der Natur zu kommen, müssen wir das Ineinandergreifen der Instrumente beider Sphären auf Gesetze zurückführen. Daher die

Zweite Abtheilung sich über das gesetzmäßige Zustandekommen der Krankheiten

verbreitet, indem sie 1) die allgemeinsten Verhältnisse, die allen Krankheiten gemeinschaftlich zukommen, und welche die obersten der Kunst zugänglichen Seiten andeuten, kennen lehrt, 2) die Gesetze der Bildung aller Krankheiten aus Gesetzen des thierischen Körpers und zwar erst in ihren obersten Instanzen, in wiefern sie die gegenseitige Wechselwirkung der allgemeinsten Systeme des Körpers, als der Repräsentanten der höhern und niedern Sphäre des Lebens ausdrücken, entwickelt.

Erste Unterabtheilung. Erstes Kapitel. Allgemeine pathologisch-practische Bemerkungen über das Nervensystem. §. 106. S. 213—239.

Ohne die kranken Verhältnisse der sensiblen Sphäre im Allgemeinen zu kennen, kann man die Krankheiten der niedern (Bildungs-) Sphäre nicht verstehen. Daher wird zunächst eine isolirte Betrachtung des Nervensystems vorausgeschickt, die Beziehungen desselben zu der Bildungssphäre in ihren höchsten Gränzen angedeutet, aber auch die Beziehung und Wechselwirkung der verschiedenen Provinzen des Nervensystems zu einander in pathologischer Hinsicht aufgestellt.

Zweites Kapitel. Allgemeine Betrachtung der Krankheiten von ihren übrigen wesentlichen Seiten aus. §. 107—112. S. 239—272.

A. Die Allgemeinheit oder Besonderheit der Krankheiten, d. i. ob sie in allgemeinen Systemen oder in einzelnen Organen ihren Heerd haben. Sie sind in dieser Hinsicht 1) ganz allgemeine, wo das Bildungsleben im Ganzen ge-

Digitized by Google

stört, ein System jedoch immer vorwaltend krank ist, 2) allgemeine, wo eins der allgemeinen Systeme in sich selbst krank ist; 3) besondere, wo die Krankheit von einem einzelnen bildenden Organe ausgeht. — Es können aber Zufälle und kranke Zustände, welche wir, wenn sie isolirt an einzelnen Stellen des Körpers vorkommen, als Krankheiten einzelner Theile anzusehen gewohnt sind, die sinnlichen Ausdrücke allgemeiner Krankheit seyn; örtliche Leiden jedes einzelnen Theils und vieler zusammen sind daher Begleiter und wesentliche Theile aller in ihrem Ursprung allgemeinen Krankheiten, und die allgemeinen Leiden der plastischen Sphäre müssen sich auf sehr mannichfaltige Weise aussprechen, da das Bildungsleben nur durch Vereinigung vieler Factoren zu Stande kommt und die Bildungsacte auf innerer Bewegung und Veränderung der Säfte, auf Bewegung der Organe und auf einem materiellen Antheil der Nerven beruhen. Daher thun sich die allgemeinen Krankheiten der plastischen Sphäre kund 1) durch kranke Bewegungen und Empfindungen; 2) durch Abänderung der natürlichen Se- und Excretionen; 3) durch unvollkommene und regelwidrige Resultate der Ernährung, oder neue, aber abnorme organische Bildungen. B. Der vorwaltende Charakter der Activität oder Passivität. Erklärung der beiden Zustände. Am deutlichsten ist das Hervortreten der Activität 1) im Gefäßsystem des Blutes, (in der Form der Fieber, der Entzündungen, der Blutcongestionen, der vermehrten Secretionen, der abnormen Ernährung; 2) in dem Lymphsystem (in der Form der Skrofeln); 3) in dem Nervensystem; 4) oft auch in einzelnen Organen. C. Vorwalten der Fehler des Bildungsstoffes, oder der Thätigkeit der festen Theile. Daher die Eintheilung in Krankheiten der festen und flüssigen Theile, — Untersuchung über den Antheil der Säfte an der Bildung der Krankheiten. D. Verschiedenheit in der Art der Ausbildung und Veranlassung der Krankheiten, ob von innern Anlagen oder äußern Einflüssen. E. Zeitfolge der Ausbildung der Krankheiten, ob sie primäre — bloß durch Mißverhältniß mit der äußern Natur in einem früher gesunden Körper entstanden, als einfache Störung der Bildungsprocesse sich darstellend — oder secundäre sind, nemlich solche, wo die abnormen Bildungsprocesse in ein bleibendes Product übergegangen sind, oder wo die Fortbildung des Organismus rückwärts schreitet. F. Verhältniß der äußern Form zu den innern Hauptmomenten, besonders in sofern die Verdauungsorgane zu den letztern mit gehören und, wie das lymphatische und das Capillarsystem, mit dem Blutsysteme in inniger Verbindung stehen.

Digitized by Google

Zweite Unterabtheilung. Entwickelung des gesetzmäßigen Zustandekommens alles sinnlichen Krankseyns durch Zurückführen aller Krankheitserscheinungen auf drei oberste Gattungen, — abnorme Bildungen, Bewegungen und Empfindungen. Einleitung §. 113. S. 272—281.

Die Krankheiten der höhern Sphäre können ohne Kenntniß der niedern nicht beurtheilt werden, da Störungen der letztern einen wesentlichen Einfluß auf das Zustandekommen der geistigen Thätigkeiten haben müssen. Die Bewegungssphäre im thierischen Körper ist eine zunächst aus der plastischen Kraft entsprungene, durch den Beitritt der Nerven zur thierischen erhöhte und veredelte zu betrachten. Die Empfindungswerkzeuge (das Nervensystem) sind auf der einen Seite den Bewegungsorganen beigegeben, um zu deren Function wesentlich beizutragen, anderntheils haben sie einen reellen Einfluß in die Sphäre der Bildung, und drittens ist ihre Grundfunction, daß sie die Einwirkungen auf sie selbst sowohl von außen als von innen, folglich auch die Störungen im plastischen Gebiete, in Gefühle und Empfindungen umsetzen und unter dieser Form im Gemüthe abspiegeln. Die Instrumente des höhern und niedern Lebens sind also mannichfaltig in einander verflochten, und doch beide wieder als selbständige Systeme, (das Nerven- und das Blutgefäßsystem) zu unterscheiden, auf deren wechselseitiger Einwirkung der Grund, so wie aller Erscheinungen des Lebens, so auch aller abnormen Erscheinungen als Krankheiten beruht. Die Kenntniß der Gesetze, nach welchen die Verflechtung und Wechselwirkung beider Sphären und ihrer Systeme wirklich wird, ist zur Erfassung der angewandten Krankheitslehre vor allem nöthig. Daher müssen im

Ersten Kapitel die Betrachtungen des Nerven- und Gefäßsystems in Hinsicht ihrer gegenseitigen Beziehung auf einander, oder allgemeine Gesetze der Wechselwirkung beider Systeme auf einander, vorausgehen, §. 114 — 116. S. 281—314, von denen wir nur einige der wichtigsten ausheben.

Beide Systeme sind relativ selbständig und auch in einander verschmolzen. Beide müssen in sich harmonisch thätig seyn, wenn jede thierische Action im Körper normal vollbracht werden soll. Jedes Krankseyn hat deshalb seinen Grund in Disharmonie der Kräfte beider Systeme, entweder beider zusammen als ein Ganzes genommen, oder in einzelnen Provinzen

Digitized by Google

derselben. Die Nerven werden in den mehrsten Fällen von dem Systeme der Blutgefäße aus gestört. — Krankseyn kann zunächst und rein von den Nerven nur in Hinsicht der psychischen Einwirkungen ausgehen, — allein Gemüthseinflüsse wirken auch wieder durch die Nerven auf die bildende Sphäre, und so können Krankheiten, die von dem Gemüth ausgingen, doch ihre Hauptwurzel in der niedern Sphäre haben. —

Zur Erforschung der Gesetze des gegenseitigen Verhältnisses beider Systeme gehörte eigentlich ein genaues Maaß, nach welchem wir den Zustand und die Grade der Energie der Kräfte in beiden Systemen zu bestimmen hätten. Diese Untersuchung zerfällt in Unterscheidung und Beurtheilung des Grades der vorhandenen Reizempfänglichkeit und der Energie der Thätigkeit beider Systeme, welche ihre positiven und negativen Merkmale haben, und woraus verschiedene Resultate gezogen werden, wonach die aus der Erfahrung abstrahirten Gesetze über das gegenseitige Verhältniß der obersten Systeme des thierischen Körpers festgesetzt werden, (a—x). Z. B. a) beide Systeme sind an sich verschieden, — b) treten deshalb gegen einander in Spannung, — c) müssen aber auch als ein gemeinschaftliches Ganze angesehen werden. d) Die vollkommene Gesundheit beruht auf der Integrität der Kräfte beider, und folglich auf der Harmonie der letztern in beiden. f) Krankheit geht an von Disharmonie der Kräfte beider Systeme. h) In den meisten Fällen liegt der erste und Hauptgrund der Krankheit in dem erhaltenden Gefäßsysteme, — k) die Nerven werden durch die Grundveränderung in demselben in ihrer Wirksamkeit beschränkt. l) Diese Beschränkung kann in verschiedenen Graden Statt finden, und denen gemäß verschiedene Gefühle von Unlust und Schmerz verursachen, m) n) verschiedene Grade der Nervenempfindlichkeit bewirken. q) Wichtigkeit der Wirksamkeit solcher Schädlichkeiten, welche den Nerven nahe verwandt sind, bei ungleicher Stimmung der beiden Grundsysteme. s) Die höchsten Grade des ursprünglichen Krankseyns eines Systems sprechen sich sinnlich am stärksten durch vorwaltende Störungen der Thätigkeit des andern aus. t) Die wahre Zerrüttung der Nervenkräfte tritt nur durch Aufhebung aller Regel in dem Vorsichgehen aller Functionen hervor u. s. w.

Zweites Kapitel. Ueber das gesetzmäßige Zustandekommen abnormer Gefühle in Krankheiten und deren Bedeutung. §. 117. S. 315—328.

Gesetze, nach denen Gefühle überhaupt zu Stande kommen, 1—3. Jede Empfindung setzt innere Selbstthätigkeit,

Digitized by Google

oder selbstthätige Veränderung im Innern der Nerven voraus. Bestimmung der Umstände und Verhältnisse, unter welchen widrige Gefühle entstehen, (a—u). Z. B. 1) Abnorme Empfindungen kommen zu Stande und werden bedingt 1) durch Eindrücke auf die Nerven jeder Art, mechanisch oder chemisch, entweder vermittelst bloßer Beschränkung ihrer inneren Thätigkeit oder Abänderung in ihrer innern Substanz; 2) durch das Gemüth, was sie freithätig hervorruft. m) Beschränkung der Thätigkeit der Nerven ist anzusehen als die leichteste, oberflächlichste Abänderung ihrer Substanz und Kräfte, ist demnach nicht wesentlich, sondern nur gradweise von der (eigentlich sogenannten) Abänderung der Nervenkräfte verschieden. n) Die Veränderung der Nerven bleibt aber in vielen (α—γ bestimmten) Fällen in diesen Gränzen der Beschränkung, (ohne tiefer gehende Verletzung der Nerven). o) Die Krankheiten der organischen Sphäre, als active oder passive Zustände, gehemmte oder vortretende Thätigkeit, und in Hinsicht der Blutgefäße und der Einwirkung derselben auf die Nerven betrachtet, werden allemal Beschränkung der Nerventhätigkeit zur nächsten Folge haben, die sich unter verschiedenen, aber bestimmten unangenehmen Gefühlen äußert. p) Der Uebergang des Zustandes der bloßen Beschränkung der Nerven in reelle tiefer gehende Abänderung der Nervenkräfte hängt von dem Gegensatze der aufgestellten Bedingungen ab (aa—cc). r) Der Zustand der kranken Gefühle ist anzusehen als reine Nervenkrankheit, sobald das organische Leben, wenn es auch dabei gestört ist, doch keine Spur von einem Grundleiden verräth u. s. w.

Drittes Kapitel. Ueber das gesetzmäßige Zustandekommen abnormer Bildung in Krankheiten und ihre Bedeutung. §. 118—124. S. 328—357.

Die Erscheinungen des Bildungslebens lassen sich in zwei Classen bringen, I. die unmittelbaren und II. die vorbereitenden Bildungsacte. I. Die unmittelbaren umfassen A. die Ernährung und Regeneration, B. die Abscheidungen aus dem Blute. II. Die vorbereitenden begreifen die Assimilation, die Acte, wodurch die Bereitung von Nahrungsstoff zu Stande kommt. Die Organe derselben machen einen für sich bestehenden Organismus in dem thierischen Körper aus. Die Ernährung oder eigentliche Vegetation hängt ab A. von dem Material, dem Blute; B. von den lebendigen Canälen, in welchen es geführt wird; C. von den Nerven. Die Bedingungen aller Abnormitäten dieser Klasse müssen demnach in Abweichungen

Digitized by Google

jener Bedingungen von der Norm liegen. A. Das Blut, als Hauptmoment kranker Bildung, kann in seiner Mischung unvollkommen werden, 1) durch unvollkommene Assimilation, 2) durch Fehler der von Außen der Natur dargebotenen Stoffe. B. Die Blutgefäße, als Hauptmomente kranker Bildung, sind als Bewegungsorgane anzusehen und folgen den Gesetzen derselben, (im folgenden Kapitel dargestellt). C. Die Nerven, als Hauptmoment kranker Bildung. Der Einfluß der Nerven auf die Bildungsacte rührt sowohl davon her, daß sie wesentliche Factoren der thierischen Bewegung sind, als auch daß sie als organische Theile einen materiellen Beitrag zu der Vegetation liefern; dann auch wieferne der Nerve eines Organs einen integrirenden Theil desselben ausmacht, und wieder mit dem allgemeinen Nervensystem in einer wesentlichen Verbindung steht. Der Antheil der Nerven an Erzeugung abnormer Bewegung muß besonders untersucht werden, — hier nur, wiefern er sich in Erscheinungen von kranker Bildung offenbart. Die Wirkung der Nerven auf die Bildungsacte spricht sich auf doppelte Weise aus, in den abnormen Bewegungen, welche wir in den der Bildung gewidmeten Organen wahrnehmen, und in den Producten der Bildung selbst, die dadurch abnorm werden können. — Die Bedeutung der Störungen im plastischen Leben, welche von den Nerven ausgehen, ist nicht immer dieselbe, sondern höchst verschiedenartig; a) entweder bloße Beschränkung der Bildungsacte, oder b) wesentliche Abänderungen des Bildungslebens. Letztere nur dann, 1) wenn schon vorher eine Anlage zum Erkranken in der organischen Sphäre Statt fand; 2) bei reeller Schwäche des gesammten Nervensystems; 3) bei Krankseyn des Nerven jedes einzelnen Theils. Daher die Möglichkeit einer Abweichung der Reizempfänglichkeit der Nerven oder ihrer Energie in einzelnen Organen, die mit dem Zustande der Kräfte des ganzen Körpers nicht in Harmonie steht.

Viertes Kapitel. Ueber das gesetzmäßige Zustandekommen abnormer Bewegungen und deren Bedeutung in Krankheiten. §. 125—128. S. 357—375.

Die thierische Bewegung muß eigentlich auch auf einem Wechsel der feinsten Stoffe beruhen, allein wir können uns bloß an die äußere sichtbare Form halten, unter welcher sie hervortritt, nemlich die der Contraction und Expansion. Die Idee der Reizbarkeit kann als Form der Vorstellung hier mit zu Hülfe genommen werden, eigentlich aber ist die thieri-

Digitized by Google

ſche Bewegung die Wirkung deſſelben Proceſſes, worauf die Vegetation beruht. Genau betrachtet aber ſind es die Blutgefäße im Körper, durch deren Thätigkeit beide Wirkungen vermittelt werden. Daher ſind die Integrität der Nerven und die der Blutgefäße die beiden weſentlichen Bedingungen, wovon die Erhaltung der Bewegungsfähigkeit der Muskeln abhängt. Abnorme Bewegung in muskulöſen Theilen äußert ſich nun entweder in gradweiſer Verminderung der Fähigkeit zur thieriſchen Bewegung von der Schwäche an bis zur Lähmung, oder durch unregelmäßige Thätigkeit in den verſchiedenſten Graden, — Krämpfe, Zittern, Convulſionen, Starrſeyn u. ſ. w. — Krampf und Lähmung der Muskeln beruhen aber conſtant auf dem aufgehobenen Verhältniſſe der Harmonie der Gefäße und Nerven, die ſich als Beſtandtheile eines Theils verhalten, und das Leiden geht entweder von den Nerven oder von den Gefäßen des Theils aus. Kranke Bewegung jeder Art, ſowohl in den höhern als niedern Organen, iſt daher nicht die Krankheit an ſich und bezeichnet nie das Weſen derſelben, — ſondern iſt immer Folge einer Disharmonie der Nerven- und Gefäßthätigkeit, abnormer Bildungsacte in der Vegetation, oder eines Leidens in dem Nervenſyſteme. In der bildenden Sphäre können kranke Bewegungen eben ſo manchmal die weſentlichſte Seite des Krankſeyns ausmachen, wie umgekehrt Krampf eines willkührlichen Muskels manchmal das Symptom eines abnormen, vegetativen Proceſſes in ihm ſeyn kann. Zur Vollendung dieſer Theorie der Krämpfe und Lähmungen gehört aber noch die richtige Würdigung der reizenden Potenzen und ihrer Wirkung im thieriſchen Körper. In Hinſicht der Bedeutuug der abnormen Bewegungen, wenn ſie in Organen der Vegetation Statt finden, muß ſowohl auf die ſchon bemerkten Bedingungen des Erkrankens der Bildungsacte, als auch beſonders auf die im Körper liegenden Bedingungen zur Selbſthülfe geachtet werden. Dieſe ſprechen ſich vorzüglich durch abnorme Bewegungen in Krankheiten aus. Sie ſind ein Theil der Selbſthülfe der organiſchen Natur in Krankheiten, welche mit der andern Seite derſelben, der Abänderung der Eigenſchaften der Säfte, als eine höhere Potenz der Selbſterhaltung des Organismus die Krankheit zu entfernen ſtreben. Aus dem Zuſammenwirken beider entſtehen die kritiſchen Erſcheinungen in Krankheiten.

Dritte Unterabtheilung. Das Zuſtandekommen der Krankheiten durch Wechſelwirkung der feſten und flüſſigen Theile auf einander, oder über den Antheil, den die Säfte an der Erzeugung der Krankheiten haben.

Digitized by Google

Erstes Kapitel. Allgemeine Würdigung des Standpunctes, den die Säfte in dem thierischen Körper haben. §. 129 — 137. S. 375 — 394.

Streitpuncte darüber. Betrachtungsseiten der Säfte in Rücksicht ihres Antheils an den Krankheiten. 1) Sie stehen mit den Organen, in denen sie bereitet werden, in wesentlicher Verbindung; 2) sie und ihr Zustand hängen von dem Material ab, von welchem sie bereitet werden; 3) die verschiedenen Gattungen von Säften im thierischen Körper müssen wohl unterschieden werden; 4) eben so die Abnormitäten der Säfte, die im Gefolge primärer Krankheiten und gleichzeitig mit ihnen entstehen, und solche, die erst durch eine vorhanden gewesene primäre Krankheit als Product hervorgegangen sind; 5) die vollkommnen, welche mit den festen Theilen gleiche Mischung haben, müssen auch eben so gut als belebte lebendige Theile des Organismus angesehen werden, wie die festen Theile desselben. Die Säfte können aus einem innern Princip auf eine eigenthümliche Weise thätig seyn. 6) Eben deshalb müssen die Säfte eben so gut als Stoffe von eigenthümlicher Mischung betrachtet und muß untersucht werden, welche Abänderungen von der Norm in ihnen vorkommen, unter welchen Bedingungen diese entstehen können, welchen Einfluß sie auf das Leben im Ganzen haben, und unter welchen Bedingungen sie als sinnliches Krankseyn hervortreten. 7) Die Säfte dürfen nicht als isolirt im Körper, sondern müssen als in beständiger Wechselwirkung mit den festen Theilen stehend, betrachtet werden. Einseitig ist die Ansicht, als wenn sie bloß als erregende Potenzen für die Gefäße wirkten. — Es können in den Säften ursprünglich und eben so, wie in den festen Theilen, Abnormitäten entstehen. Denn a) alle Abweichungen von der Norm im organischen Körper kommen dadurch zu Stande, daß derselbe seine Assimilationskraft an äußern Einflüssen nicht vollenden kann; da nun die Säfte das erste Glied in den Veranstaltungen zur Assimilation sind, so müssen die Wirkungen solcher Einflüsse, die sich nicht vollkommen assimiliren lassen, auch zunächst den Säften schaden, und zuerst in ihnen Abänderungen veranlassen. b) Es werden den Säften oft heterogene Stoffe aufgedrungen, von innen wie von außen. c) Die einsangenden Gefäße saugen auch fremde Stoffe ein. d) Alle äußere Einflüsse auf den Körper wirken, vermittelst ihrer allgemeinen physischen Eigenschaften, auf alle Theile desselben und nicht auf einen etwa besonders.

Digitized by Google

Zweites Kapitel. Welche Fehler der Säfte lassen sich annehmen? §. 138 — 139. S. 395 — 398.

Sie lassen sich auf die Quantität und Qualität derselben zurückführen. Die Fehler der vermehrten Quantität sind in den Nahrungssäften anzusehen als vorwaltendes Vegetationsstreben in ihnen, und als wahre Vollsaftigkeit, in sofern sie in dem Raume der Kanäle eingeschlossen sind, und in dieser Hinsicht nachtheilig wirken können. Die zu geringe Quantität der Nahrungssäfte besteht in solcher Verminderung derselben, daß die Erhaltung des Ganzen nur unvollkommen bewirkt werden kann. Fehler des Uebermaßes oder Mangels in abgesonderten Säften ist meist Folge von Krankheit ihrer Werkzeuge, oft auch Folge von dem Vorwalten gewisser Bestandtheile im Blute. — Die Fehler der Qualität der Säfte anlangend, ist zu berücksichtigen, a) daß die Säfte einer schnellen Abänderung fähig sind, b) daß die Bildung der Säfte ein höchst zusammengesetzter Prozeß ist, c) daß die durch äußere Einflüsse gesetzten Qualitätsveränderungen der Säfte weit schwerer sinnlich wahrzunehmen sind, als die der festen Theile, — es ist daher unmöglich, vollkommene Kenntnisse von den Qualitätsfehlern der Säfte zu erlangen.

Drittes Kapitel. Würdigung der Bedeutung der Saftfehler im organischen Körper. §. 140—142. S. 399—406.

Um den Antheil der Säfte an Erzeugung der Krankheiten einzusehen, muß man sie in verschiedenen Rücksichten und in Verbindung mit allen andern Theilen betrachten. a) Wie der Begriff des Krankseyns überhaupt viel Relatives hat, so auch ist in den Säften diese Relation zu berücksichtigen, da ihr Zustand so veränderlich ist, und von dem Leben der festen Theile abhängt. Wir dürfen nur dann eine Saftveränderung als Hauptmoment der Krankheit ansehen, wenn in ihm der Hauptgrund liegt, wenn der Fehler in ihm die vorwaltendste Abweichung ist. b) Die Säfte sind Glieder in der Kette, woraus die Krankheit besteht, bald mehr bald weniger wichtig, oft erst aus Abweichungen der festen Theile erkennbar, doch darum nicht zu vernachlässigen. c) Saftfehler können oft Hauptmomente secundärer Krankheiten werden. d) Die Saftfehler müssen von ihrer lebenden und physischen Seite, aber auch in sofern sie mit den festen Theilen ein Ganzes ausmachen, betrachtet werden. Letztere Rücksicht ist die wichtigste. — Aus der ge-

Digitized by Google

nauern Untersuchung kommt das Resultat, daß sich Fehler der Säfte mit jedem abgeänderten Zustande der Kräfte der festen Theile verbinden können, und daher von einem und demselben Grundleiden der Säfte sehr verschiedenartige äußere Formen von Krankheiten hervorgehen müssen.

Viertes Kapitel. Anwendung dieser Grundsätze der Humoralpathologie auf die Praxis. §. 143—146. S. 407—423.

Die Wirkung der Mittel auf die Säfte ist schwer zu verfolgen. Wir müssen daher vorzüglich auf diejenige Wirkung der Mittel achten, die sie auf die festen Theile haben, ohne jedoch zu vergessen, daß dahinter auch Wirkungen auf die Säfte verborgen liegen müssen; die Zeichenlehre für die Saftfehler muß daher meist von den Veränderungen hergenommen werden, die wir in den festen Theilen wahrnehmen, und eben so für die Wirkung der Mittel auf die Säfte. — Die Quellen dieser Zeichen sind im Allgemeinen: 1) Kranke Bewegungen; 2) kranke Empfindungen; 3) krankes Ansehen; 4) abnorme Producte der Säfte, welche wir aus dem Körper ausscheiden sehen; 5) Beobachtung, ob ein Streben nach vermehrter Secretion in einem oder mehreren Organen der Absonderung Statt finde, oder ob umgekehrt gewisse Absonderungen zu schwach von Statten gehen, oder unterdrückt sind, und zwar ob die Abweichung der Se- und Excretionen Folge sey von einem abnormen Zustande der Organe, oder von einer fremdartigen Mischung der gesammten Saftmasse. — Um die Fehler der Säfte zu verbessern, kann man auf sie wirken A, im Allgemeinen, direct (durch Hinsicht auf die Stoffverhältnisse der Säfte) und indirect (durch Wirkung auf die festen Theile); B, insbesondere 1) nach der Art und Weise, wie die Saftfehler zu Stande gekommen sind; 2) nach der Natur und Dignität der fehlerhaften Säfte; mit Rücksicht, ob die allgemeinen Bildungssäfte oder die Absonderungssäfte krank sind, oder auch, ob die letztern zurückgehalten werden, wodurch sie wieder untergeordnete Momente der Krankheit werden und sie verwickelter machen.

Nachdem wir unsere Leser in so gedrängter Darstellung, als es möglich war, mit dem Inhalt des Buches bekannt gemacht haben, schreiten wir weiter vor zur Beurtheilung der eigentlichen Tendenz des Werkes, sowohl überhaupt, als auch in Ansehung der vorzüglichsten Grundsätze desselben. Hierbei wollen wir nur vorläufig bemerken, daß wir, wenn manchen im Werke selbst aufgestellten Meinungen hier eine andere, oder eine Beschränkung, oder ein Zweifel entgegengesetzt wird, un-

Digitized by Google

sere Meinung nicht gerade als die allein wahre und gültige angesehen haben wollen, sondern den Leser nur auf die Möglichkeit einer andern und vielleicht bessern Ansicht von einem andern Standpuncte aus, aufmerksam machen und, eigne Prüfung veranlassend, vor Einseitigkeit bewahren wollen.

Da das vorliegende Werk ein System der practischen Heilkunde, auf Erfahrung und daraus hergeleitete Gesetze der thierischen Natur gegründet, seyn soll, so wollen wir zuvörderst unsere Meinung auseinander setzen, ob überhaupt von dem Standpuncte der Erfahrung aus ein System erbauet werden kann, und welcher Character, wenn es unternommen wird, ihm zukommt, dann in wiefern es dem practischen Arzte als solchem zukommt, und unter welchen Bedingungen er im Stande ist, ein solches System zu construiren. Der Standpunct der Erfahrung hat seinen großen Werth, wenn er richtig beurtheilt und benützt wird. Die Erfahrung darf aber nicht höher angeschlagen werden, als sie in der Erkenntniß wirklich gilt. Sie ist nemlich nur eine durch die Thätigkeit des Verstandes zur Einheit gekommene gewisse Summe von sinnlichen Vorstellungen; sie steht folglich nur einen Grad höher in der Erkenntniß als die gemeine Sinneswahrnehmung. Diese bleibt bei dem Einzelnen stehen, der Verstand aber verbindet das Gemeinsame mehrerer einzelner Wahrnehmungen unter höhere Begriffe und strebt darnach, das Ganze unter einen allgemeinen Begriff zur Einheit zu bringen. Wir nehmen z. B. mehrere einzelne lebende Wesen verschiedener Gattung wahr, wir heben von allen diejenigen sinnlichen Wahrnehmungen heraus, welche ihnen, als lebenden Wesen, gemeinschaftlich zukommen, und bilden daraus einen Begriff, ein gemeinsames Merkmal von dem, was wir Leben nennen. Wir sehen eine Reihe Kranker nach einander, bei welchen wir neben mehreren andern und verschiedenen Zufällen folgende gemeinschaftliche wahrnehmen: Frost, darauf Hitze, Gefühl von Ermattung, häufigeres Schlagen der Adern, und bilden daraus den Begriff von Fieber. Aus jener einzelnen Erfahrungserkenntniß entsteht auf diese Weise die vereinigende Verstandeserkenntniß. Jene liefert den rohen Stoff, das Material, die objective Erscheinung, das Reale; diese gibt die bearbeitende Thätigkeit, die subjective Verbindung, das Formale. Die davon gebildete Einheit ist und bleibt aber doch nur Verstandeseinheit, ein hohles, wesenloses Formengebäude, aus lauter abgezogenen Begriffen zusammengebaut, ohne realen Inhalt und ohne Leben, bloß ein Nothbehelf für den nach Einheit strebenden Verstand. Das Material und die Form sind beide noch nicht das Wesen, also kann weder die sinnliche Wahr-

Digitized by Google

nehmung, oder die Erfahrung, noch der Verstand es uns aufschließen. Hierzu kommt noch, daß ein gar großer Unterschied Statt findet in der Beobachtung selbst, in der Beschaffenheit der die einzelnen Fälle wahrnehmenden Sinne, in der Art der Auffassung der verschiedenen Seiten eines Objects, in der Operation des Verstandes selbst, in dem Grade der Bildung desselben, daß also häufig zweifelhaft ist, ob alles Einzelne richtig aufgefaßt, richtig verglichen und das wirklich Gemeinschaftliche nach den Kategorien des Verstandes richtig bearbeitet worden ist. Wenn wir uns erinnern, wie verschieden ein einzelnes Object im allgemeinen Leben betrachtet, beurtheilt, mit andern Objecten in Verbindung gesetzt wird, wie viel bei dem Urtheile der Menschen von dem Grade der Geistesbildung, von der schon erworbenen Erkenntniß, von der Art des Unterrichts, von den ersten ihm beigebrachten Grundsätzen, selbst der Gemüthsstimmung, den Umgebungen und Verhältnissen abhängt, ja, wie oft ein und dasselbe Object von dem nemlichen Menschen in verschiedener Zeit auch verschieden beobachtet, betrachtet und beurtheilt wird, so können wir nicht anders, als den alten Ausspruch des ersten der Beobachter der Natur und Krankheiten wiederholen: experientia fallax. Wenn die Vertheidiger der bloßen Erfahrungskenntniß und der darauf gebauten Systeme auf die Irrwege der Theoretiker hindeuten, so müssen wir nur daran denken, welche krasse, grobmaterielle Vorstellungen bei den Empirikern herrschten, wie viele s. g. Systeme, welche alle auf Erfahrung gegründet zu seyn, Anspruch machten, schon vorübergegangen und nun verschollen sind; — Theorieen, aus Erfahrungen gezogen, welche zum Theil ächte Thatsachen enthielten, zum Theil noch täglich von uns gemacht und doch nun von einer andern Seite angesehen werden, aus denen jetzt andere Schlüsse gezogen werden. Die Erfahrung und die auf dieselbe gegründete Theorie ist und bleibt deshalb auf einen niedern Standpunct beschränkt. Ihr Gebiet ist das der Realität und der Möglichkeit; jenes das Gebiet der unbestimmbaren, unendlichen Vielheit, dieses das der unbestimmten, unzähligen Umwandlungen. Der Stoff ist unzählig, die Form veränderlich. Die Eigenthümlichkeit des Erfahrungs- und Inductionswissens verbietet es daher gerade zu, aus bloßer Erfahrung Systeme bis zu den allgemeinsten Sätzen aufzubauen; denn sind die ersten Beobachtungen irrig, einseitig, halbwahr, (was trotz alles Berufens auf ächte Erfahrung nicht selten der Fall ist) so werden die daraus hergeleiteten Sätze es auch, die nachfolgenden Schlüsse immer mehr, und das Resultat, das als gesetzgebendes Princip gelten soll, wird geradezu falsch, verbreitet

seinen Irrthum, wenn es auf bestimmte Fälle angewendet werden soll, auf das Ganze, und stiftet Unheil, wenn es zum Regulativ für das Handeln gebraucht werden soll. Dabei kann die Form der Verstandesthätigkeiten immer richtig beobachtet worden, es können alle Kategorien desselben gebraucht seyn, — wenn der Stoff dazu falsch war, so setzt der Irrthum sich durch alle Instanzen durch, und wird immer größer, je höher die Allgemeinheit der Schlüsse getrieben wird; so wie ein Error calculi durch eine ganze Rechnung sich zieht, immer größer wird und das ganze Facit falsch macht, wenn in den ersten Ziffern sich ein Fehler einschlich, obgleich alles Nachfolgende nach richtigen Regeln gerechnet wurde.

Es leuchtet aber in diesem Dunkel der gestaltlosen Vielheit und den Irrgängen des bildenden Verstandes ein Stern, die Vernunft, welche, mehr oder weniger erhellt, uns den Weg zur Wahrheit andeutet. Die Vernunft, welche nach der ewigen, in der Seele des Menschen liegenden Idee der Wahrheit hinstrebt, steht über dem Verstande; sie verbindet die allgemeinsten Begriffe, wenn sie der Idee der Wahrheit entsprechen, zu Principien, und erhebt sie auf diese Weise auf die höchste Stufe der Allgemeingültigkeit und auf die der Nothwendigkeit, der Gewißheit; oder verwirft sie, wenn sie jener Idee nicht entsprechen. Sie geht nicht auf die Masse oder Form, sondern auf das Wesen der Dinge, also auf das Bleibende, obgleich in wandelnden Formen sich Darstellende. Die Vernunft ist es, welche durch ihre Thätigkeit die Idee der Wahrheit an den Objecten der Realität immer mehr zu entwickeln strebt, sie ist es, welche zu diesem Zweck dem Verstand in den allgemeinsten Formeln die Gesetze gibt, nach welchen er seine Thätigkeit ausüben muß, wenn seine Erkenntniß der Wahrheit näher kommen soll; sie ist es, welche die von der schon heller leuchtenden Idee der Wahrheit nach besondern Regionen der Erkenntnißseite fallenden Strahlen in dem Menschen als (gem. s. g.) Ideen (die man Vernunftideen, oder Ideen zweiten Ranges, auch höchste Vernunftsätze nennen könnte) an den Objecten der Welt und des Lebens, sowohl des organischen als des geistigen entfaltet, und nun erst die an sich gestaltlose Masse von einzelnen Wahrnehmungen und sinnlichen Erkenntnissen in eine Ordnung und Gestaltung bringt, die dem Wesen derselben entspricht. Der Verstand ist der Vernunft untergeordnet und muß ihr dazu dienen, nach ihren Gesetzen und immer von dem Lichte der Ideen geleitet, die Objecte an einander zu reihen, Begriffe, Urtheile und Schlüsse zu bilden. Will aber der Verstand, ohne das Licht einer Idee,

Digitized by Google

ohne die Herrschaft der Vernunft, selbständig in dem Gewirre der Objecte herumirrend, seine höher oder tiefer stehenden Begriffe zum Princip setzen, aus den niedern Erfahrungssätzen ein System zusammen bauen, welches er zu einer Höhe heben will, die ihm seiner Entstehung und Natur nach nicht zukommen kann, so wird es immer zum falschen Ziele, — jemehr es sich erheben will, zum Irrthum, wenn es Gesetze für das Handeln geben will, zum Nachtheil führen. Dagegen jedes System, das von einer Idee ausgegangen ist, die in allen Theilen desselben durchschimmert, deren Band durch alle Glieder desselben durchzieht, von welcher die Vernunft ausgehend, den Verstand zur Erfüllung seiner Functionen leitet, in welches demnach nichts Heterogenes sich einmischen konnte, unter jeder Gestaltung Wahrheit enthält, und, als Gesetzgebendes Principe zum Handeln aufstellend, immer zum Heil führt.

Für weit vorzüglicher müssen wir es daher halten, wenn der Arzt, in Beziehung auf ein zu bildendes System der Heilkunde, von einer von der Vernunft aufgefaßten Idee des Lebens ausgeht, diese mit Hülfe der schöpferischen Phantasie dem geistigen Auge gestaltet, und die vorkommende Erfahrungskenntniß von der Beobachtung gesammelt, als den Stoff dazu verarbeitet. Wir wünschen aber hier nicht falsch verstanden zu werden, wenn wir des Antheils erwähnen, den die Phantasie an einem von der Idee aus zu bildenden Systeme haben soll. Wir unterscheiden hier die Phantasie von der bloßen Einbildungskraft. Diese gehört der niedern Reihe der Seelenvermögen an, und ist die Kraft, einzelne Begriffe in Bildern darzustellen, jenes aber ist die schaffende Kraft der Seele, auf gleicher Höhe mit Vernunft stehend, welche eine von der Vernunft ausgehende Idee ergreift, deshalb innere Wahrheit in sich trägt, und der Idee Leben und Fülle gibt, indem sie der an sich gestaltlosen Materie der einzelnen Erfahrungskenntniß, die Idee einhaucht, derselben dadurch einen Körper schafft, und so den Stoff mit Hülfe des Verstandes in ein regelrechtes Gebäude als System ordnend und gebrauchend, ein schönes Ganze als Kunstwerk darstellt, in welchem allenthalben die Idee durchleuchtet. So ordnet sich dann der ganze große Reichthum von Erfahrungen und Kenntnissen harmonisch an und in einander, so kommen ächte Empirie und Speculation einander freundlich entgegen, die eine den Stoff darbringend, die andere Licht und Leben in sich tragend und mittheilend. Die Phantasie, welche immer eine Idee der Vernunft aufnimmt und in das Leben überführt, kann deshalb allein ein mit Wahrheit, Licht und Leben ausgestattetes System schaffen, dagegen die Ein-

Digitized by Google

bildungskraft auf gleicher Höhe mit der sinnlichen Vorstellung und dem Verstande, sich nicht höher erheben kann, als bis zur Auffassung von Begriffen und einzelnen Objecten, da sie in einem schon ehedem aufgefaßten, oder auch neu hervorgebrachten einzelnen Bilde darstellt. Ihre Schöpfungen haben daher keine andere Wahrheit in sich, als die relative der einzelnen Begriffe und der einzelnen Theile, das Ganze hat kein allgemeines Band, wodurch es nothwendig zusammengehalten würde, es ist daher nur leicht und lose aus heterogenen Theilen zusammengefügt, eine bunte und abentheuerliche Gestalt. — Ist der Arzt Heilkünstler im wahren Sinne des Wortes, so wird er Selbstschöpfer seines Systems. Man kann in diesem Sinne wirklich sagen, jeder geniale Arzt habe sein eignes System. Jedes fremde System ist nemlich für den Geist des andern Menschen nur etwas äußeres Objectives, eine Uebungsaufgabe für die Functionen des Verstandes, und in sofern es von einer Idee ausgeht, ein Hülfsmittel zur Entwickelung der Vernunft. Die Idee der Wahrheit selbst ist aber für uns wenigstens für jetzt unerreichbar, jede von der Vernunft aufgefaßte untergeordnete Idee ist nur ein einzelner Strahl jenes unendlichen Lichts, der durch das Auffassen der Vernunft schon eine Trübung erleidet, und durch das Prisma des an einen Organismus gebundenen und dadurch beschränkten Geistes gebrochen wird. Die Phantasie, welche die Idee in das irdische Leben einführt, gibt ihr die Fülle, den Körper und die Gestaltung, je nachdem sie selbst schon einer freiern und geläuterten Thätigkeit genießt, und Erfahrung und Verstand ihr reichen und geordneten Stoff darbieten. Nur der innere Lichtfunke der Idee weckt und entzündet wieder die Idee, das eigentliche Wesen, den Geist des Systems; Körper, Kleid und Gestalt, außerwesentlich und daher bei Jedem anders, ist nur für den zergliedernden Verstand. So wenig aber das wirkliche, von einer wahren Idee ausgehende System eine Idee entzündet, wenn es nicht von einer ausgebildeten Vernunft ergriffen wird, noch weniger wird dieß von einer, aus Erfahrungssätzen durch den Verstand zusammengesetzten Theorie geschehen. Hierdurch, es sey nun der rohe Stoff, die Masse der einzelnen Kenntnisse, oder die verständig zusammengefügte Form, die logische Folge von Begriffen, Schlüssen und Urtheilen überwiegend, wird nie der wahre Heilkünstler, der geniale Arzt, gebildet, sondern entweder nur der rohe Empiriker, welcher, um die innere Causalität der Phänomene unbekümmert, bloß dem Symptome, das ihm am meisten in die sinnliche Wahrnehmung fällt, ein empirisches Mittel entgegensetzt, oder der kalte Theoretiker, der das s. g. System völlig im

Digitized by Google

Kopfe hat, aber im vorkommenden Falle nicht im Stande ist, das Bild der innern Krankheit sich zu versinnlichen, und einen zweckdienlichen Heilplan zu entwerfen. Wir haben große Heilkünstler gehabt, die von unsern jetzigen Theorien und Systemen nichts wußten; wir besitzen von vielen derselben noch Werke von unvergänglichem Werth. Das Kleid ist veraltet, aber die in ihnen leuchtende Idee lebt fort, und wirkt immer noch wohlthätig auf den Geist der Menschen, und mit gleicher Kraft durch Erweckung neuer Ideen. Die spitzfindigsten Theorieen der Dogmatiker und die Massen der Empiriker sind schon im nächsten Decennium vergessen.

Nun aber fragen wir billig, haben denn die Erfahrungskenntnisse und die aus denselben mit Hülfe des Verstandes zusammengestellten Systeme (Theorien) nicht auch ihren Nutzen, und welchen? Die Antwort liegt zum Theil schon in dem Vorhergesagten. Die Erfahrungskenntnisse sind für den, der sie sich erworben hat, ein reicher Schatz für das Leben; sie sind für den Arzt so unentbehrlich, wie das Material für jeden Künstler ist, woraus er sein Kunstwerk zusammen setzt. Sie sind für den, welchen eine Idee belebt, der Stoff, aus welchem er sein System erbauet. Sie geben ihm aber auch Sicherheit und Gewandheit im Handeln, und regen den Beobachtungsgeist immer mehr an. Sie nützen ihm besonders auch durch die Resultate, welche er durch Hülfe des Verstandes aus der Vergleichung derselben unter einander zieht. Durch die Mittheilung dieser Resultate werden sie auch wieder Andern nützlich, allein erst in untergeordnetem Grade; denn diese durch den Verstand erforschten Resultate werden nun erst wieder für den Andern einfache Erfahrungskenntnisse, ohne die Masse der Kenntnisse, aus denen sie durch Vergleichung gezogen wurden, ohne die Verbindung mit andern Kenntnissen, mit welchen sie ein Ganzes ausmachten, ohne die Beobachtungsgabe, aus denen sie entstanden, und ohne die Uebung der Denkfunctionen des Geistes. Man kann also in dieser Rücksicht wohl sagen, daß man einem andern die Theorie, aber nicht auch den Verstand dazu geben kann. Ein durch den Verstand auf diese Weise bearbeitetes System ist aber auch nöthig zur einstweiligen Ordnung und Uebersicht der Kenntnisse, als Fachwerk zur geordneten Aufbewahrung des Stoffs, damit ihn die erwachende Idee als Materiale zur Aufstellung ihres Kunstwerkes finden und gebrauchen könne. Bleibt das aus Erfahrungssätzen erbaute System auf dieser Stufe der Ansprüche stehen, so kann man ihm seinen Nutzen nicht absprechen; denn die Idee ohne reichlichen und zum Gebrauche wohlgeordneten Stoff verzehrte sich

Digitized by Google

selbst und wäre für die Kunst ein Licht in der Wüste. Nur dann wird der Arzt Heilkünstler, wenn mit der belebenden Idee sich Kenntnisse verbinden, und hieraus eine eigne neue Gestaltung sich erhebt, die schaffend und kräftig wirkend in das Leben eingreift. Hierzu ist freilich das Auswendiglernen von Compendien und Systemen, das Anhäufen von Erfahrungen und Mitteln nicht hinlänglich, wodurch man leider jetzt viele Aerzte allein zu bilden glaubt, bei welchen weder das Denken durch frühzeitiges Studium der Wissenschaften geübt, noch die Vernunft durch das Aufblitzen der Ideen erhellt worden ist.

Wenn wir aber den Werth der Erfahrung überhaupt, und der aus ihren Resultaten in eine gewisse Ordnung zusammengestellten Systeme nicht verkennen, so ist noch immer die Frage, ob der practische Arzt als solcher geeignet ist, aus seinen Erfahrungen allein ein System aufzustellen, und berechtigt, es als Norm für Andere geltend machen zu wollen? Unbedingt können wir diese Frage nicht bejahend beantworten. Der Standpunct der Erfahrung ist zu niedrig, die Leichtigkeit einer einseitigen oder irrigen Ansicht zu groß, als daß es auf Allgemeingültigkeit Anspruch machen könnte. Ein anderes System, das dieselben Erfahrungen von einer andern Seite ansieht, oder seine gerade entgegengesetzten Behauptungen ebenfalls mit Erfahrungen unterstützt, macht dieselben Ansprüche, und auch mit demselben Rechte, jedes s. g. System, wenn es nur die Forderungen des Verstandes, logische Ordnung der Gegenstände nach gewissen Merkmalen, Streben nach Einheit erfüllt, hat dieselbe relative Gültigkeit. Kein Vorzug kann hier gelten, als den der Reichthum an ächten und vielseitigen Erfahrungskenntnissen, ein durch frühzeitigen Umgang mit den alten Classikern geübtes Denkvermögen, gebildeter Verstand, und eine durch Ideen erleuchtete Vernunft gibt. Finden diese Bedingungen bei dem Arzte Statt, so ist er ein gelehrter, gebildeter, vernunftvoller, heller Kopf, und als solcher auch fähig, ein auf höhere (nur nicht allgemeine) Gültigkeit und Nützlichkeit Anspruche machendes System aufzustellen. Nur daß in der Zerstreuung der künstlerischen Thätigkeit im wirklichen Leben es dem practischen Arzte schwerer werden wird, als dem, der mit jenen Erfordernissen ausgerüstet, in stiller Muße und unabhängig von störenden Geschäften, von einem höhern Standpuncte im Denken das Ganze überschauen kann. Ein solches auf oben bemerkte Art construirtes System kann nun wohl als Leitfaden für den Unterricht aufgestellt werden, darf sich aber nicht anmaßen, als allein gültiges Regulativ gelten zu wollen. Immer

Digitized by Google

bleibt seine Gültigkeit relativ, es kommt die Zeit, wo Kunst und Wissenschaft durch Ideen der Wahrheit und Vollkommenheit wieder näher gerückt sind, wo neue Erfahrungen auftreten, und das alte System einem neuen wieder weichen muß.

Von einem Erfahrungssystem aber, dem wir jene Vorzüge einräumen, müssen wir auch verlangen, daß es die bis jetzt vorhandenen ächten Erfahrungen über die betreffenden Objecte der Heilkunde aufgefaßt und benutzt habe, daß es die von seinem niedrigern Standpuncte zu überschauenden Kreise nicht für die wirklichen Grenzen der Wissenschaft ausgebe, über welche diese weder hinausschauen könne noch dürfe, daß es im Gegentheil suche die von dem Verstande errungenen Schlüsse mit den Principien der Vernunft in Verbindung zu setzen, nicht aber den Erfahrungssätzen den Rang der Principien zu geben, oder sie gar über Vernunftprincipien zu erheben, oder sie als Maßstab für die Schätzung der Ideen zu gebrauchen. —

Wir wenden uns zur eigentlichen Beurtheilung des vorliegenden Werkes, indem wir sowohl die Partieen desselben, welche jenen Foderungen Genüge zu leisten oder zu widersprechen scheinen, herausheben und gegen letztere unsere Meinung äußern werden, als auch der Art der Bearbeitung und Entwickelung der Gegenstände eine nähere Betrachtung widmen wollen.

In der Vorrede (S. VII) wird mit Recht die Zweckmäßigkeit des fleißigen Studiums einer gründlichen allgemeinen Therapie, „als des Grundsteins einer sichern und glücklichen Ausübung der Heilkunst," angerühmt, und wir müssen auch mit der Behauptung (X) einstimmen, „daß an eine solche allgemeine Therapie nicht gedacht werden kann, ohne daß man sich den Weg dazu durch eine eben so allgemein sich verbreitende, auf sichern Erfahrungsgrundsätzen beruhende, nur Sicherstellung des Zwecks der Heilung im Auge habende, kurz durch eine wahrhaft practische Pathologie vorbereitet habe." Wenn aber bei der kritischen Sichtung der obersten Grundsätze der bisherigen medicinischen Theorien als Hauptgrund ihrer Unvollkommenheiten und Widersprüche mit der Erfahrung aufgestellt wird der Mangel „an scharfer Bestimmung der Grundbegriffe derselben, besonders des eigentlichen innern Gehaltes unserer Begriffe über Kräfte überhaupt und über organische Kräfte insbesondere, in Verwechselung unserer Begriffe über die Natur mit etwas Realem in der Natur, ferner in der Einseitigkeit der Betrachtung der Phänomene des thierischen Körpers, der vermöge seiner aus vielen Ganzen zusammengesetzten Natur nur eine vielseitige — auf seine, mit der allgemeinen Natur und mit seinen einzelnen Theilen Statt findende Wechselwir-

Digitized by Google

kung gegründete — Betrachtung zuläßt; endlich in dem übelverſtandenen Beſtreben, die Erklärungen der Phänomene des thieriſchen Körpers viel weiter treiben zu wollen, als die Erklärungen der weit einfachern Erſcheinungen der nicht organiſchen Natur; indem man, anſtatt, wie in der Phyſik, ſich mit Auffindung der Geſetze der phyſiſchen Welt zu begnügen, um Nutzen für die Künſte aus unſern Kenntniſſen der Natur zu ziehen, die Phänomene des thieriſchen Lebens lieber aus hyperphyſiſchen Gründen, d. i. Hypotheſen, und zwar aus derjenigen Gattung derſelben, die den geringſten Werth hat, erklären zu wollen vorzog," — ſo können wir nach den oben aufgeſtellten Grundſätzen nur theilweiſe mit dieſen Aeußerungen einſtimmen, wieferne ſie nemlich eben auf ſolche, aus den niedern Erfahrungsſätzen gezogene Syſteme hindeuten, die, ungeachtet ihres niedern Standpunctes, ſich die Geltung allgemeiner Principien anmaßen, und ihren einſeitigen, oft irrigen Begriffen und Urtheilen den Werth der Vernunftideen geben wollen. Außerdem würden die Grenzen der phyſiologiſchen Unterſuchungen über Leben überhaupt, und organiſches und animaliſches Leben insbeſondere, auf einen ſehr ärmlichen Geſichtskreis durch jene Urtheile beſchränkt.

In der Einleitung werden zum Theil harte Urtheile über die bisherigen Bearbeitungen der Heilkunde ausgeſprochen, die nicht von allen Leſern unbedingt unterſchrieben werden können, und indem ſie die Erwartungen derſelben für das gegenwärtige Werk deſto höher ſpannen und die Kritik derſelben ſchärfen, dem letztern nicht günſtig ſeyn können. Z. B. S. 1: „Man ſtellte Syſteme der Krankheiten auf, wie ſie dem Arzt zur Heilung dargeboten werden, — allein bei genauer Erwägung findet es ſich, daß man ſehr unvollſtändig zu Werke ging; — (S. 2) man erkannte nur ſolche Zuſtände als wirkliche Krankheiten an, die als Leiden beſonderer Art in die Sinne des Arztes oder des Kranken fallen; — (S. 3) man erkannte nur ſinnliche Leiden und Abweichungen von der Norm des Lebens als Krankheit und als Gegenſtand der Therapie an, und ordnete dieſe nach mancherlei Principien in Klaſſen u. ſ. w. Allein auf dieſe Weiſe blieben viele Zuſtände unberührt und unbeachtet, die der Arzt doch heilen ſoll. Denn bei weitem nicht alle kranke Zuſtände treten in beſtimmten Formen hervor, z. B. organiſche Uebel. Daher wurden ſie auch bis jetzt in der Medicin wenig genau unterſucht und die wenigſten Aerzte kennen ſie."

Allein die kranken Zuſtände, die nicht in beſtimmten Formen hervortreten, können ja eben deshalb nicht aufgeführt wer-

Digitized by Google

den, weil sie bei jedem Individuum sich anders gestaltet darstellen, man müßte sonst das Aufzählen der individuellen Fälle ins unendliche vervielfältigen. Hierzu dient eben die allgemeine Pathologie und die allgemeine Therapie, und der Arzt, welcher mit diesen gründlich vertraut ist, wird auch Uebel, deren bestimmte Form in der individuellen Erscheinung ihm noch unbekannt war, dennoch heilen können, oder es ist überhaupt keine Heilkunst möglich. — (S. 3) „Ferner war die Anordnung der Gegenstände auch höchst unvollkommen und unzweckmäßig, u. s. w." Der wahrhaft nützliche Unterricht in der practischen Heilkunde (S. 4) soll 1) umfassend seyn, 2) zweckmäßig. Dieß soll er seyn „a) wenn die Gegenstände so geordnet werden, daß man von dem Einfachen zu dem Zusammengesetzten fortgeht; b) daß die Heilregeln und Grundsätze in ein System vereinigt sind, welche auf alle Krankheiten passen, unter sich zusammenhängen und auf reiner Erfahrung beruhen." Zur Erfüllung des a) Erfordernisses, soll man (S. 5) von dem Allgemeinsten ausgehen und ganz allmählig in stufenweisen Fortschritten herunterſteigen zu dem Besondern, — eine Methode, die bis jetzt von Niemand befolgt worden sey, und in vorliegendem Werke befolgt werde. Zur Erfüllung des b) sey Theorie nothwendig. Bisher habe die Theorie meist der Erfahrung widersprochen. Der Grund davon beruhe in einem Mißverständniß der Sache. Man verwechselte speculative Theorie des Lebens und Theorie des Krankseyns. Beide seyen sehr verschieden. Erstere sey das Höhere; letztere müsse ihr nicht widersprechen, aber sich nicht so hoch versteigen, müsse durchaus in den Gränzen der Erfahrung bleiben. — Sie dürfe sich nicht höher versteigen, als die Theorie einer andern Kunst; sie müsse auf einem niedern und zwar empirischen Standpuncte beruhen. — Eine solche Theorie sey bis jetzt noch nicht aufgestellt worden, sondern man habe entweder rein speculative, wie in unsern Zeiten besonders, oder aber rein empirische, aber so unvollendete, sich und der Erfahrung widersprechende, oder mit (als) gewiß anerkannten Grundsätzen der Natur im Widerstreit sich befindende, oder so höchst einseitige Theorien aufgestellt, daß die Arzneikunde bis auf den heutigen Tag ohne ein Fundament, ohne sichere, in sich und mit der Natur übereinstimmende Grundsätze geblieben sey. — (S. 6) Nie aber sey es ärger gewesen, als gegenwärtig, wo jeder Anfänger sich erlaube, eine Theorie der Arzneikunde aufzustellen, bevor er nur den geringsten Versuch gemacht habe, die Natur in der Natur selbst zu studiren. Die Verwirrung sey daher nie so groß gewesen, als jetzt, und das Resultat der Bemühungen der deutschen Aerzte, der Heilkunde

Digitized by Google

einen ſichern Grund zu geben, ſey kein anderes, als die höchſte Unſicherheit aller Principien für das Handeln am Krankenbette und ein Rückgang der Kunſt, u. ſ. w. Es ſoll demnach (S. 7) beſonders unterſchieden werden die Kunſt und die Theorie, welcher dieſelbe bedarf, von der Wiſſenſchaft des Lebens. Die Reſultate der Forſchungen in letzterer ſollen noch ſo höchſt unvollkommen ſeyn, daß es nicht gebilligt werden könne, wenn ſie in die Kunſt übergetragen, oder der letztern Geſetze aufgebürdet würden, die ſelbſt in der Vorausſetzung, daß ſie rein wahr wären, dennoch vor der Hand noch keine Anwendung für die Kunſt zulaſſen würden, indem dieſe das Einzelne beachten und verändern müſſe, jene Grundſätze aber nur das Allgemeine umfaßten u. ſ. w. — Nach unſerer ſchon oben ausgeſprochenen Ueberzeugung können wir den hier ausgeſprochenen Sätzen nicht allgemeinen Beifall geben. Vieles iſt wahr, doch nicht alles. Manche Verſuche, Gewißheit in die Heilkunſt durch Aufſtellung von ſpeculativen Syſtemen und Theorieen zu bringen, ſind verunglückt. Die meiſten aber haben doch die Heilkunde als Wiſſenſchaft weiter vorwärts gebracht und irgend eine Wahrheit entwickelt, irgend eine Idee erweckt, und demnach auch mittelbar auf die Kunſt vortheilhaft gewirkt. Erlernt wird übrigens die Kunſt aus keiner Theorie. Aber die ſpeculative, genial behandelte Wiſſenſchaft des Lebens wird doch wohl immer eher geeignet bleiben, das Genie zu wecken und zu nähren, daß es wachſe und ſeine eigenen hervorbrechenden Lichtideen in lebendiger Geſtaltung in das Handeln überführe, als jede todte Theorie. Und gerade jetzt ſollten Schriftſteller, deren Werke ſo manches Gute und Vortreffliche durch den Einfluß der bisherigen Behandlung der Wiſſenſchaft des Lebens in ſich enthalten, wodurch ſie vorzüglicher als ältere Werke ſind, den Werth dieſer Arbeiten für die Kunſt nicht herabſetzen. Was unſere Kunſt neueſter Zeit gewonnen hat, hat ſie dem Einfluſſe des Geiſtes der naturphiloſophiſchen Unterſuchungen und Ideen zu danken! Mit Recht können wir von den oberſten und allgemeinſten Sätzen einer aus Erfahrungsſätzen durch Verſtandesthätigkeit zuſammengebauten Theorie verlangen, daß ſie den Vernunftprincipien, die durch die höhere ſpeculative Wiſſenſchaft entwickelt ſind, nicht widerſprechen darf. Wir meinen ſogar, daß die Aechtheit der Erfahrungstheorie ſich dadurch beurkunden müſſe, daß ihre oberſten Sätze mit den Principien ſich vereinigen und ſich ganz an ſie anſchließen müſſen. Wir beziehen dieß insbeſondere auf die oberſten Begriffe von Organiſation und Leben, welche an dem Licht der darüber durch Philoſophie der Natur entwickelten Ideen Theil nehmen müß-

Digitized by Google

ten. Dieß scheint uns in den vorausgeschickten allgemeinen physiologischen Begriffen über den thierischen Körper nicht allemal der Fall zu seyn, obgleich dieselben sich wieder vor vielen ältern, bisher gebräuchlich gewesenen physiologischen Behandlungen sehr vortheilhaft auszeichnen. Wir verlangen aber jetzt von einer Physiologie mehr, als daß sie bei den Resultaten der gemeinsten Erfahrung stehen bleibe, und die höhere Ansicht der Dinge, die wir doch einmal gewonnen haben, ganz unbeachtet lasse. Es wird daher keinem der Leser dieses Werkes, welche mit den Ansichten des Lebens von einem höhern Standpuncte aus nicht ganz unbekannt sind, zusagen, daß das aufgestellte System bei den niedersten materiellen Ansichten des Lebens stehen bleibt, und diese zu den allgemeinsten und obersten Principien erheben will. Der Beleg dazu ist zum Theil schon in dem oben gegebenen wesentlichen Inhalt des Werkes. Wir führen nur noch einige hierher gehörigen Stellen selbst an, werden aber alsdann auch nicht ermangeln, das Gute, wodurch sich diese physiologische Untersuchung auszeichnet, zu bemerken. Als Grundkraft wird die bildende Kraft aufgeführt. Irritabilität soll keine besondere Kraft seyn, sondern von der Bildungskraft abstammen. (S. 40. §. 8.) „Das Vermögen der Bewegungsorgane, sich zu contrahiren, resultirt zunächst aus ihrer Form. Die Fähigkeit der weichen Theile, sich auf Reize zu bewegen, ist Resultat des Festgewordenseyns des organischen Stoffs —". (S. 41.) Die Nerven sind dem Gesetze der Erregung unterworfen —. „Hieraus schon ist im Allgemeinen zu schließen, daß die Kraft derselben nicht wesentlich von der der Bewegungsorgane verschieden seyn kann." Nach der Darlegung der Functionen der Nerven bis zu der Bildung der Vorstellungen, folgt der Ausspruch (S. 43.): „Diese höhern geistigen Thätigkeiten, die dem Menschen vor den Thieren eigen sind, kommen ihm ohnstreitig zu in Hinsicht seines vollkommneren Hirnbaues." (S. 49.) „Ist es ausgemacht, daß jeder Theil sein Vermögen, lebendig zu wirken, durch seine Mischung und Form erhält u. s. w." — (§. 17.) Das Resultat aller philosophischen Forschungen (?) ist bisher immer kein anderes gewesen als dieses, daß die Kräfte in der Natur an besondere Stoffe oder an die Substanz der Naturkörper gebunden und folglich Resultat der eigenthümlichen Mischung und Form der Körper sind." — Wenn der Verstand aus den Erfahrungssätzen kein höheres Resultat aufstellen kann, so muß er sich freilich damit begnügen, allein warum bei dieser beschränkten Ansicht stehen bleiben, warum nicht einige Schritte höher steigen, wo sich uns

Digitized by Google

eine erweiterte Aussicht eröffnet? Warum nicht den Principien der Vernunft vor den Sätzen des Verstandes den Vorzug geben, wo dann das entgegengesetzte Resultat erscheint, das Niedere aus dem Höheren, das Zufällige aus dem Wesentlichen, das Material und die Form aus den Kräften, oder vielmehr aus dem einwohnenden Geiste abgeleitet wird! Im §. 23. wird der Meinungen der Materialisten und Idealisten Erwähnung gethan, und denen der erstern, daß nemlich die geistigen Erscheinungen Resultate körperlicher Kräfte (?) seyen, mit Recht der Vorwurf gemacht, daß sie nichts erklärten, die geistigen Erscheinungen nicht einmal begreiflich machten, aber auch von allem Glauben an Unsterblichkeit und von aller Moralität abführten. Allein auch die von dem niedern Standpuncte der gemeinen Erfahrung aufgefaßten Sätze, als wären die Kräfte nur die Resultate der Mischung und Form, scheinen wenigstens dahin zu führen. Und diese Ansicht wird bei jeder Gelegenheit wiederholt und ist der allgemeinste Satz, aus welchem alle andern hergeleitet, in welchem sie begründet werden sollen. So heißt es z. B. wieder S. 81. §. 26. bei der Untersuchung der Art der Einwirkung der äußern Natur auf den organischen Körper: die äußere Natur könne auf die organischen Körper, wieferne diese physische Körper sind, nicht anders als vermittelst ihrer physischen, mechanischen, chemischen Kräfte einwirken, und der organische Körper könne die Gesetze der Wirksamkeit der Natur überhaupt ohnmöglich eludiren oder abändern. Die Annahme, als ob die Lebenskraft den organischen Körper über die allgemeinen Naturgesetze erhebe, sey grundfalsch —; der organische Körper verläugne seine physische Natur nicht, und erhebe sich nicht über die allgemeinen Gesetze der Natur. Der Grund, daß die sinnlichen Einwirkungen der äußern, auf den organischen Körper wirkenden physischen Kräfte nicht immer, ja in der Regel nicht mit denen übereinstimmen, die wir von ihnen an unorganischen Körpern sehen, liege nicht darin, daß die organischen Körper besondere Kräfte besitzen, welche sie über die Natur erheben, sondern in der Eigenthümlichkeit ihrer Substanz und Structur —. Allein wir müssen doch wieder fragen, wovon rührt denn diese Eigenthümlichkeit der Substanz und Structur her? Der Körper wird freilich erwärmt durch äußere Wärme, er fühlt sie, allein diese Erwärmung geschieht selten unmittelbar; man hat Beispiele genug, daß zuweilen bei aller Erwärmung von außen, Hände oder Füße oft ganz kalt bleiben, wenn irgend ein Hinderniß die innere Wärmeerzeugung verminderte. Ferner wissen wir auch, daß die äußere Wärme nicht in gleichem Grade der Mittheilung auf den thierischen

Digitized by Google

Körper fortschreitet, wie sie außer demselben zunimmt, sondern daß der thierische Körper, trotz der ihn umgebenden größern Wärme, seinen eigenen Wärmegrad behauptet, eben so wie bei der Entziehung von Wärme in äußerer Kälte. Was ist denn nun die Ursache dieser Selbständigkeit des thierischen lebenden Körpers? Hier erhebt sich doch wohl die thierische Lebenskraft über die äußere physische? Oder sollte auch hier kein Unterschied weiter Statt haben, als der, welchen die Substanz und Textur des thierischen Körpers setzt? Wenn das Queckſilber die Function der Speicheldrüſen hervorruft, wenn die Brechwurzel den Magen zum Brechen zwingt, können wir das bloß durch die physischen, chemischen oder mechanischen Eigenschaften dieser Dinge und durch die Structur und Masse des Körpers erklären? Aber sogar auch die Einwirkungen der Seele auf die Nerven (§. 35.) sollen keine andere als physische ihrer Natur nach seyn: „Man könnte meinen," heist es (S. 94.) weiter, „der Einfluß des Gemüths, z. B. des Willens auf das Hirn und die Nerven, könne nicht nach den Gesetzen der allgemeinen Natur oder nach physischen Gesetzen gedacht und erklärt werden, hier fände bloß eine Fortsetzung eines Impulses Statt, und dieses um so mehr, da die Nerven vorzüglich auch durch Imponderabilien in Thätigkeit gesetzt werden, deren Wirkung zunächst wenigstens keine chemische ist, z. B. der Electrizität; man könne die ganze Wirkung der Nerven eher nach den Spannungsverhältnissen der Electrizität erklären, deren Wirkungen ohne räumliche Fortbewegung sich in große Fernen gleichzeitig erstrecken." Hierauf wird allerdings mit Grund geantwortet: a) „wir wissen durchaus nicht, wie der Geist auf die Materie wirkt, und dürfen daher auch von dieser Wirkung, wie sie in der Erscheinung hervortritt, keine Erklärung irgend einer Art hernehmen" — wenigstens können wir die Art der Einwirkung nicht so begreifen, wie die physische oder mechanische Einwirkung eines Körpers auf den andern; aber so dürfen wir doch wohl auch nicht eine physische Einwirkung der Seele auf die Nerven annehmen, das Höchste in seiner Einwirkung, weil wir es mit den Sinnen nicht begreifen können, dem Niedersten gleichsetzen. b) „Wenn es gewiß ist, daß Imponderabilien vorzüglich auf die Nerven wirken, und die Wirksamkeit der Nerven der der Imponderabilien in Hinsicht auf schnelle Fortleitung sehr ähnlich ist, so folgt daraus noch nicht, daß in den Nerven, wenn sie in Thätigkeit begriffen sind, keine innern chemischen Veränderungen der Substanz gleichzeitig und wesentlich vor sich gingen. Wir müssen vielmehr nothwendig annehmen, daß mit der Thätigkeit der Nerven gleichzeitig eine innere

Digitized by Google

Veränderung ihrer Miſchung und Subſtanz vor ſich gehe.“ Daß bei der Thätigkeit der Nerven materielle Veränderungen in denſelben vorgehen, iſt ganz richtig, da der Fortgang des Lebens beſtändigen Wechſel des Stoffs mit ſich führt, und wenn die Seele durch ihre Einwirkung auf das Nervenſyſtem deſſen Functionen aufregt, ſo läßt ſich auch in ſofern behaupten, daß durch dieſe Einwirkung Stoffwechſel und materielle Veränderungen verurſacht werden. Aber immer folgt hieraus noch nicht, daß auch dieſe erſte Einwirkung ihrer Natur nach phyſiſch, d. h. materiell ſeyn müſſe. Wollen wir eine Phyſiologie aus offen und plan vorliegenden Erfahrungsſätzen zuſammenbauen, ſo müſſen wir uns aller Erklärungen über dieſe Gegenſtände, namentlich über die Einwirkung der äußern Natur auf den innern Organismus, und noch mehr derjenigen über die Verbindung der Seele mit dem Körper, oder die Art der Einwirkung derſelben auf den Organismus, enthalten, als Gegenſtände, deren Erklärung außer dem Geſichtskreis der Erfahrungskenntniſſe liegt. Wollen wir uns aber einmal auf Erklärung und Unterſuchung darüber einlaſſen, ſo müſſen wir uns auf einen höhern Standpunct als den der niedrigern ſinnlichen Erfahrung ſtellen, wir müſſen uns auf den höhern Standpunct der Speculation, der Idee des thieriſchen und beſonders des menſchlichen Lebens erheben.

Die Entwickelung des Begriffs des Lebens ſcheint uns etwas unſicher und ſchwankend. (§. 36.) Das Thierleben ſoll als ein doppeltes zu betrachten ſeyn, „als ein vegetatives und als ein vorſtellendes, wieferne jede Seite von einem eignen Prinzip abhängt, das vorſtellende von einem geiſtigen Prinzip, das vegetirende von der beſondern Art der Miſchung und Bildung des Körpers.“ Daher wird nun mit dem Pflanzenleben angefangen. Das Pflanzenleben ſoll beſtehen in Selbſterhaltung; „in dieſer Hinſicht aber fiele es zuſammen mit dem Seyn und Beſtehen aller Naturkörper, denn auch dieſe erhalten ſich in der allgemeinen Natur als Individuen.“ So wird denn wieder allen Naturkörpern ein Leben zugeſchrieben. Hieraus entſteht dann der allgemeinſte Begriff des Lebens: „Beſtehen, Selbſterhaltung und Selbſterzeugung aus innerer Kraft. — Im §. 37. wird dieſer erſt wieder näher auf die organiſchen Weſen beſchränkt; „a) ſie erzeugen ſich auch ſelbſt aus eignen Kräften; b) die Art, wie ſie ſich erzeugen, iſt eine ganz andere, als die der unorganiſchen Natur. c) Ihr Beſtehen u. ſ. w. iſt an eine Subſtanz von beſonderer Miſchung und an eine beſondere mechaniſche Geſtaltung geknüpft — Organiſation“ — u. ſ. w. §. 38. Das organiſche Leben an ſich ge-

Digitized by Google

nommen ist daher Wirksamkeit der Materie nach Gesetzen der Organisation. §. 39. „Das thierische Leben besteht zunächst in Vorstellungen, diese beruhen auf einem innern freithätigen Prinzip, — der Seele; — ein Thier ist daher eine organische, aber innerlich thätige — vorstellende — Natur.“ Im §. 41. wird aber erst der eigentliche Begriff des thierischen Lebens als zweckmäßige Verbindung der geistigen und organischen Thätigkeit gegeben. Wenn hier schon für das Thierleben zwei verschiedene Prinzipe angenommen werden, eins für das organisch-vegetative Leben und eins für das geistige Leben, so scheint uns diese Annahme schon für die Foderung des Verstandes auf dem Standpuncte der Erfahrung nicht zu passen, der immer nach Einheit strebt, so lange die zu verbindenden Begriffe nicht schlechterdings heterogen sind. Das Vorstellende im Thierleben soll von einem geistigen Prinzip, das Vegetirende (die Organisation) von der Mischung und Bildung der Körper herkommen. Hier tritt aber die schon ehemals oft aufgeworfene Frage wieder hervor, wovon hängt denn die besondere Art der Mischung und Bildung ab? Wenn uns die bloße Erfahrung, abgesehen von aller Speculation von einem höhern Standpuncte, sagt: es gibt Wesen, die über den Pflanzen stehen, die bei pflanzenartigem Entstehen, Wachsthum und Selbsterhaltung auch noch Bewegegung und Vorstellungen haben, warum soll der Verstand hier nicht auf Ein Prinzip kommen können, von welchem alle diese Erscheinungen des Thierlebens abhängen? Und nun kann ihm die Speculation entgegen kommen, die mit der Idee des Lebens Ein Prinzip gibt, das die niedern wie die höhern Erscheinungen des Lebens hervorbringt. Wenn aber die Erfahrungstheorie den Satz aufstellen will, daß das thierische Leben zunächst in Vorstellungen bestehe, das Thier eine organisch-vorstellende Natur sey, so nimmt auch sie einseitige Hypothesen auf und gibt einen mangelhaften Begriff vom Thierleben, denn wir wissen nicht, ob die Thiere der untersten Ordnungen auch Vorstellungen haben, und dann wird selbst vorher oben auch Vegetation als zum Thierleben neben der Vorstellung nöthig angegeben. Wir sehen zwar, daß das Thierleben in seiner Erscheinung Selbsterzeugung, Ausbildung nach einer bestimmten Form, Wachsthum, Erhaltung, Bewegung und Thätigkeit nach bestimmten Zwecken hat, wir schließen daher aus der Analogie mit den höhern Thieren, daß allen Thieren Vorstellungen zukommen dürften, doch kann man es nicht zum Inhalt des Begriffs machen. Daß es so seyn könne, ist von Seiten einer Erfahrungstheorie, bloß hypothetisch gesetzt, ob es so seyn müsse, kann bloß von einem

Digitized by Google

höhern Standpuncte aus bestimmt werden. Daß überhaupt Menschenleben und Thierleben, der menschliche Geist, Seele, mit dem Princip des Thierlebens, sowohl des Bildungs- als des vorstellenden Princips im Thiere nicht genug unterschieden werden, zeigt sich, wenn man die dahin gehörigen Stellen neben einander reihet. §. 39. — Die Vorstellungen, (aus denen das thierische Leben zunächst bestehen soll) „beruhen auf einem innern freithätigen Princip, — der Seele —." Die weitern Erläuterungen in diesem §. gehen bloß auf den Menschen, denn S. 101 heißt es: „Wir nehmen in unsrem Bewußtseyn (der einzigen Quelle unserer Kenntnisse über die Seele) zweierlei Arten von Vorstellungen wahr, 1) solche, die gleichsam innere Thätigkeiten des Geistes sind; 2) welche in die organische Sphäre übergehen und dort Veränderungen machen." Die ersten sind die eigentlichen Vorstellungen, die zweite Art sind die geistigen Triebe; willkührlich, wie z. B. die Einwirkung der Seele auf die willkührlichen Muskeln, oder unwillkührlich, wie die Wirkungen der Affecte auf die Blutbewegung. S. 102. „Die geistigen Erscheinungen finden nun in der Reihe der Thiere gewiß in höchst mannichfaltigen Abstufungen Statt, die wir nur ahnen können durch Vergleichung ihrer Handlungen mit ihrem Hirnbau," u. s. w. §. 40. „Setzen wir voraus, daß der Geist ein Wesen ohne Körper und einfach ist, so ist es wahrscheinlich, daß es keine wesentliche, sondern nur graduelle Verschiedenheiten dieses Prinzips gebe, was sich in mannichfaltigen Graden äußern kann, je nachdem ein Thier z. B. mehrere oder wenigere Sinnenwerkzeuge hat, oder gewisse Triebe durch den Bau seines Nervensystems vorwalten, und andere niedergedrückt werden, oder je nachdem seine Vorstellungen klarer im Bewußtseyn sich abspiegeln." — „Wir unterscheiden daher auch die geistigen Fähigkeiten der Thiere nach den Graden; wir nennen den höchsten Grad Verstand und Urtheilsvermögen — (also bei dem Menschen?) — und legen ihm Freiheit bei. — Der niedrigste Grad der geistigen Thätigkeit besteht darin, daß sie mit wenig klarem Bewußtseyn verbunden ist, daß die äußern Vorstellungen und Gefühle den Geist beherrschen, daß er nicht freithätig an ihnen sich üben kann;" u. s. w. — Die Folgerungen, welche aus diesen Sätzen gezogen werden können, wenn sie als wahr angenommen würden, zeigen schon hinlänglich ihre Einseitigkeit und Grundlosigkeit. Gibt es nur graduelle Verschiedenheit des geistigen Prinzips, und keine wesentliche, so ist kein Unterschied zwischen der Seele des Menschen und der Seele des Wurms, als daß der Mensch mehr Sinnesorgane hat, gewisse Triebe

Digitized by Google

durch den Bau seines vollkommnern Nervensystems vorwalten, und seine Vorstellungen sich einige Grade klärer in seinem Bewußtseyn abspiegeln, als die Vorstellungen des Wurms in dem Bewußtseyn des Wurms. So wäre denn die Seele des Menschen wesentlich Eins mit der Seele des Wurms, und wenn die Seele des Wurms nur in einen Menschenkörper versetzt würde, wo sie ein vollkommenes Gehirn und Nervensystem und mehr Sinnesorgane fände, so würde auch ihr Bewußtseyn klarer, sie würde mit einem Worte nun zur Menschenseele? Schon in mehreren vorhergegangenen Stellen — z. B. S. 43.: „Diese höhern geistigen Thätigkeiten, die dem Menschen vor den Thieren eigen sind, kommen ihm unstreitig zu in Hinsicht seines vollkommnern Hirnbaues." — liegen eben diese Folgerungen. Daß diese nicht in der Ueberzeugung des H. Verf. liegen, beweisen die Aeußerungen S. 75, 76 und 77, allein sie werden aus obigen Stellen nothwendig und natürlich herausgezogen, sobald der Leser (oder Zuhörer) weiter darüber denkt. Eine Theorie aus Erfahrungssätzen, die solche Grundsätze aufstellt, gibt den Beleg zu den oben entwickelten Bestimmungen ihres Werthes, und beweist einmal, daß — wenn eine solche Theorie ihre von dem niedersten Standpunct gefaßten Sätze eigenmächtig zu höhern Prinzipien erheben will, der Irrthum immer größer wird, je weiter man die Folgerungen aus einseitigen oder halbwahren Sätzen treibt; dann, daß selbst ein ideenreiches System für den Andern zunächst nur äußeres Object der Erfahrungskenntniß und Verstandesthätigkeit wird, die sich, so lange das Licht der Ideen nicht selbst sich entzündet, an die äußere Gestalt, an das todte, kalte Wort halten, an demselben arbeiten, drehen, deuteln, und einzelne Glieder der zertrennten Gestalt in ein aus Erfahrungssätzen zusammengesetztes Gebäude verarbeiten wollen. Dieß ist eben so der Fall mit Systemen, die ihre Entstehung naturphilosophischen Ideen verdanken, wie mit andern, und wir möchten wohl behaupten, daß die geniale Richtung, welche viele Resultate der Erfahrung in dem vorliegenden Werke nehmen, eben so, wie manche Sätze, die wir für zum Irrthum führend ansehen müssen, in der Bekanntschaft des H. Verf. mit der Naturphilosophie ihren Grund habe.

Des vorzüglich Guten und zumal für die Praxis Fruchtbaren, gibt es in diesen physiologischen Sätzen vieles, und wir rechnen darunter besonders Folgendes. §. 3. wird der Satz aufgestellt, daß es nur eine und dieselbe Kraft in dem lebenden Körper gebe, von welcher alle Erscheinungen ausgehen, die wir an ihm wahrnehmen. „Alles Leben fängt von Bildung aus flüssigem Stoff an, dieser muß also ein inneres Prinzip von

Selbstthätigkeit haben, wodurch diese Schöpfung geschieht, und wir können dieß als das Grundprinzip des Lebens ansehen und mit dem Namen bildende Kraft bezeichnen." Weiterhin wird dieses Prinzip näher untersucht, und dargethan, wie es sich in verschiedenen Modificationen im lebenden Körper offenbart, wie selbst die Irritabilität und Sensibilität nicht als unterschiedene und selbständige Kräfte angenommen werden können; daß namentlich die bewegende Kraft nur eine Aeußerungsart der plastischen Kraft sey. Wie fruchtbar diese Idee für die Praxis, besonders für die Behandlung der Krankheiten des Muskelsystems sey, wird jedem kundigen Leser sogleich einleuchten, und wird in der Krankheitslehre noch weiter auseinander gesetzt. Die Begriffe von Erregung und Erregbarkeit werden auf den ihnen eigentlich nur zukommenden Werth als aus den Erscheinungen des Lebens durch den Verstand abstrahirte Formeln gesetzt. Wenn auch die Bestimmung des Ranges der Nerven und ihres eigentlichen Einflusses auf das vegetative Leben noch schwankend ist, so ist doch schon das Resultat von großer Bedeutung [S. 53. 7.)], daß wir nur zwei Sphären des thierischen Lebens unterscheiden müssen, nemlich eine höhere geistige, nervöse, und eine niedere, vegetative. Dieser Grundsatz, welcher schon von Augustin (in seinem Lehrbuch der Physiologie d. M. Berlin 1809) und zwar vorzüglich nach Keßler, Troxler, Heinroth, Oken u. a. (S. 90. u. ff.) dadurch ausgesprochen wird, daß er als Grundfunctionen des thierischen Lebens die Reproduction und Sensation, und (bei dem Menschen) die Intelligenz annimmt, und von der Eintheilung der Grundfunction in Reproduction, Irritabilität und Sensibilität abgeht, — ist hier in der Erfahrung beobachtet, eigen geformt, und als Grundlage der Eintheilung der Krankheitslehre benutzt. Mag auch die Speculation in einem höhern Prinzip die Functionen des menschlichen Organismus wieder vereinigen, immer bleibt es für die Praxis ein vorzüglich wichtiger Gegenstand, das Leben dieser beiden Sphären des Organismus, der vegetativen und nervösen, ihr wundersames Verhältniß zu einander, ihr gegenseitiges Eingreifen, Beherrschen und Bestimmtwerden — zu erforschen und für die Praxis zu benutzen, und eine Physiologie aus Erfahrungssätzen, die sich bis zu diesen Grundsätzen erhoben hat, eine Krankheitslehre, die sich auf solche, aus der Erfahrung ausgezogene Resultate stützt, verdient alle Aufmerksamkeit und Achtung, wenn auch manche Meinung mit unterlaufen sollte, die mit der Ueberzeugung Anderer in Widerspruch steht.

Die Krankheitslehre selbst ist nun eben so wie die Phy-

Digitized by Google

siologie, aus Erfahrungssätzen zusammengestellt, es finden daher dieselben Gegenbemerkungen Statt, wie bei den physiologischen Sätzen, welche hier immer wiederholt werden. Es hebt sich aber auch hier, wo eine reiche und geläuterte Erfahrung allenthalben Gelegenheit bekommt, sich zu zeigen, das Gute und die Nützlichkeit des Werks immer mehr hervor. So ziehen wir als Beispiele nur einstweilen die ganze Entwickelung des Unterschieds der Manifestationsweise der Krankheit von dem eigentlichen Bestand derselben, (§. 52.) — die besondere Hinweisung der Aufmerksamkeit des Arztes auf die krankhaften Anlagen, als schon wirkliche nur verborgen liegende Krankheitskeime, hierher. (§§. 53. 54. 55. 57.). Seite 122 wird der Satz aufgestellt: „Krankhafte Anlage und örtliche Krankheit sind eins und dasselbe, und beide nur beziehungsweise verschieden." — So sind ferner die Bedingungen, von denen das sinnliche Hervortreten der Krankheit abhängt, genügend aufgezählt (§. 58. u. ff.). In den §§. 66. 67. u. s. w. werden die Verhältnisse der innern abnormen Bedingungen, woraus die Krankheit hervorgeht, von mehreren Seiten beleuchtet, und es wird — nach der Classification der Eigenschaften des lebenden menschlichen Körpers — der sehr richtige Satz der weitern Untersuchung vorangeschickt, daß die genannten Eigenschaften von einander nicht reell verschieden sind, sondern nur in unserm Verstande geschieden werden. Weiterhin sind die Puncte, auf die endlich alles zusammenläuft, die vitalen Eigenschaften, gehörig herausgehoben. Bei der Untersuchung, auf welche Weise das Lebensvermögen abnorm verändert werden könne (§. 70.), in welchem Zustande es bei den verschiedenen Abänderungen der Thätigkeit der thierischen Kräfte sich jedesmal befinde, u. s. f. wird mancher Irrthum sonst gangbarer Theorien aufgedeckt, (z. B. §. 74.) manches richtige Resultat aufgestellt. Wenn indessen S. 156. nach Entwickelung des Begriffs von Schwäche des Lebensvermögens und den verschiedenen Arten derselben, der Leser auf folgende Aeußerungen stößt, daß diese Zustände des Lebensvermögens hier nur kurz angedeutet werden sollten, um feste Grundsätze aufzustellen, die uns bei Betrachtung der Krankheiten leiten können, — daß man aber die Natur dieser Grundsätze nicht verkennen müsse; da Lebenskraft eigentlich keine besondere reelle Grundkraft der Natur bezeichne, sondern eine ideale (?), die wir erst nach den Gesetzen des Denkens in den organischen Körper hineinlegen, so existire auch in der Natur nicht wirklich eine Abänderung dieser Kraft an sich, sondern wir dächten sie uns nur, u. s. w. — so möchten diese Aeußerungen wohl bei Manchen jene Sätze ihres ganzen Werthes

berauben, denn es kann der Gedanke aufsteigen, wie mag Etwas, das nicht wirklich existirt, das wir uns bloß als Nothbehelf der Vorstellungen denken, eine Abänderung erleiden, wie mögen diese nur scheinbar existirenden Abänderungen Wirkungen hervorbringen, wie können die Modificationen eines bloß Gedachten, in die Natur hineingelegten, zu einer reellen Eintheilung in der Krankheitslehre gebraucht werden? Führt eine Erfahrungstheorie dahin, so sind wir damit nichts gebessert, sie gibt denn auch nur leere Formeln, an Statt Realität. Wenn denn einmal theoretisirt werden soll, warum nicht einen Schritt oder mehrere Schritte weiter gegangen, und das aufgesucht, was hinter jenen Formeln eigentlich Wesentliches ist. Die Antwort liegt zum Theil im §. 78. „Diese Grundsätze sind ganz aus der Erfahrung abstrahirt, daher können wir auch von den innern Veränderungen im Körper nichts sagen, welche bei diesen Zuständen Statt finden, z. B. bei erhöhter Reizbarkeit;" die Erfahrung ist aber im Stande (und die Theorie muß sich damit begnügen), zweierlei Umstände bei denselben zu ergründen, wodurch uns diese Kenntnisse erst nützlich werden, 1) die äußern Bedingungen, wodurch sie vermittelt werden, 2) die Zeichen, wodurch sie sich offenbaren. Ueber diese Formeln hinauszugehen und das Wesentliche, was in einer höhern Region über denselben liegt, zu erforschen, ist nicht mehr Sache einer Erfahrungstheorie, sondern der Speculation, und jene Theorie muß sich hüten, ihre niedern Erfahrungssätze zu reellen und das Wesen umfassen wollenden Prinzipien zu erheben. Gerade deswegen können wir es nicht billigen, daß es im §. 79. heißt: „wir wissen, daß der thierische Körper alle Eigenschaften der physischen Körper überhaupt besitzt, und daß Abänderungen derselben das Leben beeinträchtigen. Wir wissen aber, daß aus der Vereinigung aller das erst hervorgeht, was wir Lebenskraft nennen." Unter die einfachsten physischen Eigenschaften werden „die Porosität des Körpers und seine Durchdringlichkeit, die Cohärenz der Bestandtheile" gerechnet. Die übrigen Eigenschaften werden als chemische und mechanische angesprochen. Hier maaßt sich eben die Erfahrungstheorie offenbar zu viel an, wenn sie das abstrahirte Resultat zu einem wissenschaftlichen Prinzip erheben will. So weit wir die physischen Eigenschaften in der Natur außer dem Menschen kennen, läßt sich hieraus nicht begreifen, wie aus dem Zusammenkommen dieser niedern Eigenschaften die höhere vitale herauskommen soll, denn wir finden von jeder derselben zwar ein Analogon, aber nicht dieselbe wieder in dem lebenden Körper. Wenn wir z. B. die chemischen Prozesse außer dem

Digitized by Google

Leben mit denen im lebenden Körper vergleichen, so finden wir einen großen Unterschied zwischen der belebten und unbelebten Chemie, denn mit allen unsern chemischen und galvanischen Prozessen bringen wir kein wahrhaft organisches Product, z. B. wahres Blut, hervor. Wir sehen Phänomene im lebenden Körper, welche mit der Electricität in Beziehung stehen, aber wie verschieden sind die Gesetze und Bedingungen dieser animalischen mit der Natur-Electricität. Soll die Lebenskraft erst durch das Zusammentreten der natürlichen physischen Kräfte und Eigenschaften entstehen, so tritt wieder die Frage ein, was bringt denn diese Kräfte so und gerade in dieser Art in Vereinigung, was modificirt sie und beherrscht sie so, wie sie im thierischen Körper erscheinen? Wir gerathen hier in einen Zirkel, aus welchem wir uns auf dem niedrigen Standpuncte der Empirie nicht heraus finden können. Entweder müssen wir uns daher der weiteren Erklärung begeben, bei dem einfachen Erfahrungssatze: wir finden in den Aeußerungen des Lebens Wiederholungen der physischen Kräfte im Bilde, Analogien derselben, aber nicht sie selbst wieder, — stehen bleiben, oder wir müssen aus dem Labyrinthe der Erfahrung ganz heraustreten auf eine lichtere Höhe bis zum Standpunct der Idee des Lebens. Wenn es daher (S. 177) heißt: „das organische Leben beruht auf einer Reihe chemischer Operationen," so kehrt sich dann der Satz um, und wir sehen, daß die animalisch-chemischen Processe auf dem Fortgang des Lebens, auf der Selbstentwickelung der Lebensidee beruhen müssen. Mit Recht wird daher (§. 89. u. ff.) das Mangelhafte der chemischen Ansichten dargethan und die Erkenntniß der Vitalkräfte über sie gesetzt, werden die Ansprüche der Chemiatrie beschränkt und die Benutzung der Erkenntniß der Vitalkräfte hervorgehoben.

Die angewandte oder praktische Krankheitslehre hat viele sehr vortreffliche Seiten. So wird §. 94. auf die Wichtigkeit der eine geraume Zeit viel zu sehr vernachlässigten Symptomenlehre, aber auch auf die Regeln aufmerksam gemacht, nach welchen die große Masse von sinnlichen Erscheinungen geordnet werden muß, wenn wir in den symptomatischen Irrgängen einen Leitfaden behalten wollen. — Die allgemeinen pathologisch-praktischen Bemerkungen über das Nervensystem (§. 106.) enthalten viel Vortreffliches über das Verhältniß und die Functionen des Nervensystems in dem thierischen Körper, gehören aber eigentlich großentheils nicht hierher, sondern in die physiologische Abtheilung. Im §. 107. wird die Allgemeinheit und Besonderheit der Krankheiten untersucht, und als besonders verdienstlich muß hier die Auseinandersetzung der Wichtigkeit

Digitized by Google

angeführt werden, welche die Erforschung des Heerdes der Krankheit und die Wahrheit hat, wie oft scheinbar örtliche Krankheiten nur das Zeichen allgemeiner sind.

In dem §. 113. wird der richtige Standpunct festgesetzt, von welchem die Untersuchung des gesetzmäßigen Zustandekommens alles sinnlichen Kranksеyns vorgenommen werden muß. Es kann zwar dem Leser vorerst als ein Widerspruch der Theorie mit sich selbst auffallen, daß, da Irritabilität als Grundkraft nicht gelten soll, gleichwohl hier alle Krankheitserscheinungen auf die drei Gattungen, abnorme Bildungen, Bewegungen und Empfindungen bestimmt werden. Der Widerspruch löst sich aber darin, daß die Bewegungskraft nur eine Modification der bildenden Kraft in eigens dazu eingerichteten Organen ist, die aber eben deshalb in besondern Erscheinungen des Lebens, und folglich auch des Kranksеyns sich offenbart, folglich auch gar wohl zur Constituirung einer eigenen Klasse von Krankheiten gebraucht werden kann. Indessen könnte vielleicht doch dieser Annahme (ohne sie geradezu bestreiten zu wollen) noch ein niger Zweifel entgegengesetzt werden. Denn wenn wir von der Einen Lebenskraft die plastische und nervöse Modification unterscheiden, so könnten wir auch gleich als Grundmodification die irritable, als Ursache aller Bewegung annehmen, eben weil sie sich in besondern Erscheinungen und Organen darstellt, so gut wie die vegetative und vorstellende Kraft. Ja, es fragt sich, ob man auf dem empirischen Standpuncte nicht eben so gut auch behaupten könnte, daß die plastische Kraft von der bewegenden abgeleitet würde, indem die Bewegung abwärts steigend sich in die Vegetation verliert. In dem organisch-thierischen Körper ist die Bewegung das erste Lebenszeichen, das wir bemerken. Das Herz zeigt sich zuerst als sich bewegender Punct, von da bilden sich in fadenartigen rothen Striefen die Fortsetzungen der Gefäße aus, die Stämme, Aeste und Zweige der Blutgefäße, bis zu den Haargefäßen, deren Convolute erst die Organe, als die eigentlichen Heerde der Vegetation, bilden. Die Blutgefäße sind aber (nach §. 120. S. 341.) als Bewegungsorgane anzusehen. Mit dem Herzen und Gefäßsysteme bildet sich gleichzeitig die Nervenmasse als Gehirn- und Nervensystem, dessen Productionen sich zugleich mit den Blutgefäßen fortsetzen und in das Innere der Organe eingehen. Sollte der empirische Schluß nicht eben so gültig seyn, daß die Nerven und die Bewegungsorgane vereinigt das Bildungsleben des Organismus darstellen, daß folglich die Plastik desselben eine auf niederem Grade gesetzte, durch die Nervosität beherrschte Bewegung sey? Auf diese Art würde der bewegenden Kraft,

Digitized by Google

oder der Irritabilität, ihr Platz zwischen der Nervosität und Plastik werden.

Im §. 114. a) wird auf eine meistens sehr unterrichtende Weise das wichtige Verhältniß des Nerven- und Gefäßsystems zu einander entwickelt. In der That für die Krankheitslehre, so wie für die Therapie, ein höchst wichtiger Gegenstand, und der genauen Betrachtung, die ihm hier zu Theil wird, ganz würdig, daher wir uns noch etwas dabei aufhalten müssen. Diese beiden Systeme sollen (nach a) in gewisser Beziehung als getrennt und selbständig, (nach b) sogar als entgegengesetzte und in Spannung tretende Sphären anzusehen seyn. Diese Entgegensetzung soll auf der Verschiedenheit der Verrichtungen beider Systeme, (geistige Erscheinungen und Bildungsacte) beruhen, und (nach c) aus der Verschiedenheit der Substanz, woraus beide bestehen, so wie aus der Verschiedenheit der Thätigkeit beider, so weit wir sie sinnlich wahrnehmen, sich nachweisen lassen. Was insbesondere die Thätigkeit des Nervensystems (des Nervenmarks) anbelangt, so sollen wir sie nur aus den Resultaten derselben, den Empfindungen, und aus den Rückwirkungen der Empfindungsthätigkeit auf die bildenden Acte kennen. (Für die niedere empirische Theorie sehr gut und hinlänglich, auch der Erfahrung ganz angemessen.) Von diesem Standpuncte läßt sich eine gewisse Entgegensetzung und Unabhängigkeit des Blutes gegen die Nerven nicht verkennen, und sie ist für die praktische Krankheitslehre von Bedeutung. Nur muß man nicht vergessen, daß diese Unabhängigkeit nur scheinbar und relativ ist, und in der Idee das Nervensystem immer das Höhere, das Regulirende und Beherrschende ist. Es kann daher auch nur von einem relativen Gleichgewichte die Rede seyn, und wir müssen uns immer dabei den Nerven als das Bestimmende, das Gefäß als das Bestimmte denken. Nach d) sind aber auch wieder mehrere Annäherungspuncte wahrnehmbar, die mit einer absoluten Heterogeneität im Widerspruch stehen. Ist in der Beziehung ad aa), daß beide aus thierischem Stoffe bestehen, sehr richtig, besonders wenn man auf die beständige Restauration der Nerven aus dem Blute sieht. Beide sollen auch (nach bb), in Hinsicht auf das Gesetz, nach welchem thierische Thätigkeit zu Stande kommt, sich völlig gleich verhalten; die Thätigkeit des Herzens folge, wie alle Muskeln, dem Gesetze der Erregung, d. i. sein Bewegungsvermögen sey an das Gesetz der Erregung durch äußern Impuls gebunden; nicht anders verhalte es sich mit der Selbstwirksamkeit der Nerven, auch sie sey dem Gesetz unterworfen, daß sie durch Einflüsse außer ihnen angefacht, hervorgerufen werden.

müsse. Diesen Sätzen können wir nicht unbedingt beistimmen, sie scheinen noch Ausflüsse der Erregungstheorie, deren Geist überhaupt noch hie und da in dem Werke durchweht und nicht selten den Lichtstrahl einer höhern Idee zurückhält. Das Herz ist ein hohler Muskel, ist aber dem größten Theile der übrigen Muskeln in Ansehung seiner Thätigkeit nicht gleich zu setzen, da die letztern dem Einflusse des Willens unterworfen sind, die Thätigkeit des Herzens diesem Einflusse entzogen ist. Aeußerer Impuls für das Bewegungsvermögen des Herzens, als Gesetz für dasselbe, findet gar nicht Statt. Blut und Gefäß sind eins in der Qualität, und im normalen Zustande können wir das Blut nicht als Reiz für die Bewegung des Herzens und der Arterien ansehen; als solcher müßte es für diese heterogen seyn. Daß das Blut das Oxygen aus der atmosphärischen Luft aufnimmt und durch dasselbe neu begeistert wird, kann nicht als unwiderleglicher Beweis angeführt werden, denn einmal ist die materielle Aufnahme des Oxygens noch hypothetisch, und dann ist die Empfänglichkeit des Blutes für die Umwandlung desselben in den Lungen durch den Conflict mit dem Oxygen eben so in seiner einwohnenden Urkraft gegründet, wie die wellenförmige Bewegung in ihm und zugleich in den Gefäßen. So können wir auch dem obigen Satz in Beziehung auf das Nervensystem nicht ganz beistimmen. Die Einseitigkeit der Erklärungsart durch äußere Reize wird in dem Werke selbst an mehreren Orten (z. B. §. 27.) aufgedeckt. Eben diese Reiz- und Zwangstheorie ist ein Beweis zu den vielen, zu welchen Irrthümern es führt, wenn einseitige Resultate aus äussern Erscheinungen abgezogen, zu Prinzipien erhoben werden sollen. Das inwohnende, selbstthätige Leben des Nervensystems braucht keiner äußern Anreizung zu seiner Thätigkeit. — Es werden auch unter die Annäherungspuncte beider Systeme in Erwägung gezogen, cc) daß Nerven und Gefäße nach einerlei Gesetz im Körper vertheilt wären, was jedoch nur ganz im Allgemeinen gelten kann, da die Vertheilung des Nervensystems nach einem höhern Gesetz erfolgt, als die der Gefäße, jenes mehrere untergeordnete Centralpuncte, dieses nur Einen hat, jenes in den feinern Abtheilungen mehr netzartig, dieses mehr in Strahlenrichtung sich vertheilt, u. s. w. Eine Aehnlichkeit findet sich nach dd) auch in dem Verhältnisse ihrer Mittelpuncte zu den Organen des andern Systems. Dieß ist allerdings sehr richtig, doch auch nur in gewisser Beschränkung. Das Centrum (als das Maximum) des einen Systems läßt nur (nach der empirischen Wahrnehmung) das Minimum des andern zu, allein auch hier läßt sich die Oberherrschaft der Ner-

vosität nicht verkennen. Das Gehirn nimmt das Blutsystem in einem weit größern Verhältnisse in sich zu seinem Dienste auf, als Nerven in das Herz eingehen. Die gänzliche Vereinigung beider Systeme zu völliger Harmonie ist weiterhin (in e, f, g) noch ausgeführt. Sehr gut und wichtig. Nur darf man unter Harmonie nicht absolutes Gleichgewicht verstehen. Auch können wir den (in f) angeführten Grund nicht gelten lassen, daß das Leben der Theile auf ihren Stoffen beruhe, u. s. w. Ein fruchtbarer Satz ist (S. 288) die zwar allgemeine, aber doch nach der Eigenthümlichkeit der Theile verschiedene Einwirkung äußerer Einflüsse auf den lebenden Körper, indem die Aneignungskraft der Theile verschieden, und nach ihren Stoffen bestimmt sey. Alle Einflüsse von außen sollen daher jedesmal auf Nerven und Blutgefäße zugleich, nur vielleicht in dem einen bemerkbarer als in dem andern, wirken. Nur wollen wir nicht außer Acht lassen, daß selbst die Fähigkeit der Theile, sich gewisse Stoffe anzueignen, doch auf der eigenthümlichen Beschaffenheit der Organe, ihrer eigenthümlichen Lebenstendenz beruht, die ihnen von dem Nerven erst zukommt. Die Einwirkung äußerer Einflüsse muß allemal erst auf die Nerven gehen, dieß resultirt schon aus der empirischen Annahme, daß alle Empfindung von den Nerven ausgeht. Unmittelbare und primäre Einwirkung materieller Stoffe auf die Säfte, mit Vorbeigehung der Nerven, kann nicht Statt finden, denn was materiell in die Masse der Säfte oder weichen Theile aufgenommen wird und sie verändert, muß entweder von der Aneignungsfähigkeit der Organe (die durch die Nerven bestimmt wird) als etwas Homogenes aufgenommen werden, oder es muß, vermöge seiner innern Präpotenz oder durch Schwäche der Nerven, die letztern überwältigend, eindringen. — Nach i) soll jedes Krankseyn seinen Grund in Disharmonie der Kräfte dieser beiden Systeme haben. In bestimmter Beziehung sind wir ganz damit einverstanden. Nicht so mit allen dafür angeführten Gründen, vorzüglich können wir nicht beistimmen, wenn cc) gesagt wird, daß die Nerven in der einen Beziehung Parasiten im thierisch-organischen Körper seyen, daß ihr Stoff ein organischer, und die Kraft derselben eine, obgleich auf die höchste Stufe veredelte und gesteigerte, doch immer nur eine organische und von dem bildenden Leben ausgegangene sey, da hingegen das System der Blutgefäße als das wahre Grundsystem des organischen Körpers angesehen werden müsse, welches die Bedingungen des Bestehens des Körpers allein in sich enthalte, — in dieser Hinsicht komme dem letztern ein gewisser Primat vor den Nerven zu. Die Nerven können nicht als

Digitized by Google

Parasiten angesehen werden, denn wenn sie gleich aus dem feinsten und edelsten Stoffe des arteriellen Blutes sich restauriren, so geschieht dieses ja nicht, um davon ein isolirtes Leben bloß in sich zu führen, sondern theils zum Behuf ihrer höhern, dem gesammten Organismus selbst wieder zu Gute kommenden Functionen, theils überhaupt zum Dienst der höhern und geistigen Functionen der Seele. Die Nervenkraft kann allerdings eine organische genannt werden, aber sie ist deshalb keineswegs aus dem bildenden Leben ausgegangen, weil sie sich, nach dem organischen Kreislaufe, aus ihm restaurirt, sondern sie ist als das Obere, Ursprüngliche anzusehen, aus dem umgekehrt erst das bildende Leben hervorgegangen ist. Die Anerkennung dieses Satzes liegt gewissermaßen selbst auch in dd), wo es heißt, daß — wieferne das thierische Leben das höhere und edlere, die Materie der Nerven die feinste thierische Materie sey — die Kraft der Nerven auch wiederum dem bildenden Leben diene, dem Nervensysteme wiederum der Primat unter beiden Systemen zuerkannt werden müsse. Wird das Blutgefäßsystem das Grundsystem des organischen Körpers [S. 304. k) sogar die Basis alles Lebens] genannt, so ist das nur relativ zu verstehen, nemlich wiefern es, dem Nervensysteme untergeordnet, den materiellen Grund aller organischen Bildung in sich trägt. In dieser Beziehung und in heilkünstlerischer Rücksicht auf dem Standpuncte der Erfahrung betrachtet, stimmen wir vollkommen bei, wenn weiterhin gesagt wird, (S. 292.) daß die Nerven in den mehresten Fällen von dem Systeme der Blutgefäße aus in ihrer Thätigkeit gestört werden müssen — und (S. 295.) „wie der Begriff der Krankheit überhaupt ein relativer ist, so sind auch diese Vorstellungen immer relativ zu nehmen, aber sie enthalten, wohl verstanden, den Keim zu den sichersten Grundregeln der Behandlung der Krankheiten."

Ob das Krankseyn nicht auch zunächst und rein von den Nerven ausgehen könne, wird [S. 295. k) und S. 301. i)] untersucht, und dahin beschränkt, daß es nur in Hinsicht der psychischen Einwirkungen unbezweifelt sey, nemlich rein und einfach nur dann, wenn die Nervenkraft unmittelbar durch geistige Einwirkungen nach und nach zerrüttet ward; dann auf eine componirte Weise, durch physische Einwirkung, z. B. Contagien u. a. m., indem durch diese die Aneignungsthätigkeit der Nerven in Anspruch genommen wird, und folglich durch dieselben die Kräfte der Nerven nothwendig auch vorzugsweise und reell abgeändert werden. — Ob nicht vielmehr alles Krankseyn überhaupt von dem Nervensysteme zunächst ausgehen müsse,

Digitized by Google

möchten wir wohl eher fragen. In Beziehung auf die rein psychische Einwirkung ist es schon zugestanden, und eine nähere Betrachtung derjenigen physischen Einflüsse, welche die Aneignungsthätigkeit der Nerven in Anspruch nehmen, möchte leicht die Schranken wieder aufheben, welche durch sie abgesteckt werden sollten. Denn wenn eben von dem belebenden und bestimmenden Einflusse des Nerven auf das Organ alle Aneignungsthätigkeit überhaupt abhängt, wie nach einer höhern Ansicht nicht zu verkennen, und schon oben erwähnt worden ist, so müssen auch durch alle krankmachenden Einflüsse zunächst die Nerven abnorm afficirt werden. Hier müssen wir aber, — und überhaupt in Beziehung auf das Verhältniß des Nerven- und Blutgefäßsystems — durchaus den Unterschied des vegetativen Nervensystems von dem sensitiven, nicht vernachlässigen. Ohne daß man sich über die Geltung und den Werth der verschiedenen Regionen des Nervensystems, des Cerebral- und Vertebral-, so wie des Gangliensystems und den Umfang ihrer Herrschaft über das Bildungsleben verständige, kann man durchaus über die bisher verhandelten Puncte nichts festsetzen. Eine genaue Erörterung dieses wichtigen Gegenstandes haben wir aber ungern in dem vorliegenden Werke ganz vermißt, und diesem Umstande haben wir das Schwankende in den in demselben aufgestellten Sätzen zugeschrieben, denn die Beschränkung in der Einwirkung auf das Bildungsleben kann auf das sensitive Nervensystem bezogen werden, das Vorherrschende im Organismus, welches dem Blutgefäßsystem zugeschrieben wird, die ursprüngliche Einwirkung äußerer Einflüsse, welche auf das Gefäßsystem bezogen wird, geht eigentlich auf das vegetative oder Gangliensystem. Wenn wir also behaupten, daß die Herrschaft über das Bildungsleben dem Nervensysteme zukomme, daß alle Einflüsse von außen zunächst dieses System berühren, daß alles Krankseyn eigentlich von ihm ausgehe, so beziehen wir alles dieß, was im vorliegenden Werke dem Blutgefäßsysteme zugeschrieben wird, auf das Gangliensystem, dessen Centralpuncte wir eben da finden, wo das Herz und die Hauptvertheilungen der Arterien, als das Centrum und die Stämme des vegetativen Lebens, sich befinden, von wo aus die Fortsetzungen des Nervensystems jene des Gefäßsystems umstricken, und, sich vervielfältigend, sie begleiten, bis zur gänzlichen Ineinanderschmelzung beider Systeme. — Es wird überhaupt schwer, wo nicht unmöglich bleiben, das Verhältniß des Nervensystems zu dem Gefäßsysteme, so wie die Abstammung der ursprünglichen Krankheit von dem einen oder andern, sicher zu bestimmen, wenn wir durchaus auf dem niedern Standpuncte der Erfahrung und Ver-

Digitized by Google

standestheorie wollen stehen bleiben; denn die Sinne langen hier nicht mehr zu, die Beobachtung hört auf, der Verstand schwankt von einem Objecte zum andern, findet für jede Meinung Gründe der Möglichkeit, und in sich selbst oder in einer andern Beobachtung wieder Stoff zum Widerspruch, sobald er sich auf der einen oder andern fixiren will. Wenn wir aber von der Vernunftidee des Lebens ausgehen, so gelangen wir aus dem Labyrinthe der Wirklichkeit und Möglichkeit auf den höhern und sichern Standpunct der Nothwendigkeit. Mit der Annahme des Nebeneinanderstehens der Nervenkraft und Bildungskraft kommen wir schwerlich zu einer festen, die Vernunft befriedigenden Bestimmung. Wir wollen dagegen versuchen, die Idee der Triplicität in wenige Worte einzukleiden, die einen sichern Standpunct gewährt, der Idee des Lebens entspricht, nach einer ächten Erfahrung in der Erscheinung sich wiederfindet, und zugleich dem Begriffe der Irritabilität, die in der vorliegenden Erfahrungstheorie als ein leerer Begriff, ein Nothbehelf zur Erklärung mancher Erscheinungen dasteht, die rechte Stelle und seinen wahren Gehalt gibt. In dem Uranfange des thierisch-organischen Körpers ist Geist und Masse, Nervenmark und Gallertstoff in Eins verschmolzen ruhend; mit dem Zeitschlage des beginnenden Lebens fängt die Entwickelung der Lebensidee des Geistes mit dem ersten Acte, der Gerinnung, organischen Krystallisation und Scheidung der Lebenssphären an. Mit diesem Schlage des anfangenden Lebens wird die Triplicität im Organismus gesetzt, welche sich mit dem fortschreitenden Leben immer weiter ausbildet, in allen Gebilden und Gestaltungen des Organismus, in allen Functionen des Lebens wiederholt, und nur in unendlichen Modificationen und Verhältnissen verschieden offenbart. Die allgemeinste Formel dieser Triplicität wäre dann, Positives, Negatives und Indifferenz, Höheres, Niederes und Mittleres; Beherrschendes, Beherrschtes und Vermittelndes; oder Geist, Masse und Form; Wesen, Stoff und Organisation. Die Indifferenz stellt dann jedesmal die innigste Durchdringung des Positiven und Negativen, die Vereinigung des Geistes und der Masse in der Form, dar. In dem thierisch organischen Leibe wiederholt sich diese Triplicität folgendermaßen: im Allgemeinen kommt dem Nervensysteme durchgängig die positive Seite mit allen ihren Attributen, dem organischen Stoffe eben so die negative, dem Gefäßsysteme die Indifferenz zu. In jeder Sphäre aber weichen die Pole von einem Indifferenzpuncte wieder nach den zwei Seiten auseinander. In dem Nervensysteme bildet sich als positiver Pol das Gehirn mit seinen Sinnesnerven, als negativer die netzartigen,

Digitized by Google

ins Unendliche sich vervielfältigenden Nervenfäden, welche mit dem Gefäßsysteme in das plastische Leben sich versenken, als Indifferenz das Rückenmark sammt den von ihm ausgehenden Centralpuncten des Gangliensystems. Hier ist das Positive und Negative des Nervensystems auf das innigste vereinigt, das Geistige sowohl als das Plastische ist hier centrirt, der eigentliche Sitz der Plastik der Seele sowohl nach dem höhern Geistigen als nach dem Organischen, daher umfaßt auch von hier das Nervensystem das Herz und das Arteriensystem, die Indifferenz des Gefäßsystems, des irdischen Repräsentanten des plastischen Systems überhaupt, und das Herz und Ganglliensystem sind als die Indifferenzorgane des gesammten Organismus, die Centralpuncte des Menschen überhaupt, der Sitz des Gemüths und der plastischen organischen Kraft anzusehen. Von hier aus bilden sich aber wieder zwei Pole in dem arteriellen Gefäßsysteme selbst, der positive, nach der sensibeln Seite, dem höhern geistigen Stoffe der Außenwelt, der Atmosphäre zugewandt, die Lungen, und der negative, der niedern, vegetativen Seite, dem unterirdischen stillen Reiche der Bildung zugewandt, dem plastischen Capillargefäßsysteme. So sehen wir dieser Idee gemäß die allgemeine Form der organischen Triplicität in jedem Organe als Theilganzen des Organismus wiederholt. In dem Gehirne, dem positiven Pole der Nervosität, das Nervose, Geistige, vorherrschend selbst in der Masse des Nervenmarks, den negativen Pol als selbständiges Organ nach außen gedrängt, als Capillargefaßhaut, und in das Innere nur als Gefäß-Büschel oder einzelne Haargefäße eindringend, die Indifferenz, die Hirnarterien, als das Herz des Gehirns. Dasselbe wiederholt sich in dem negativen Pole, in der organischen Plastik. Sehen wir die Bildung der Organe von dem Capillargefäßsysteme, als die Heerde der Vegetation an, so finden wir auch hier wieder als den relativ positiven Pol den Nerven, als den Regenten und Beherrscher der Function, doch von der niedern geistigen Sphäre, nemlich von der negativen Seite des Nervensystems ausgehend, die Arterie, als Indifferenz, mit dem Nerven in Eins verschmelzend, und auf der negativen die organische Masse in steter Umwandlung, Bildung und Rückbildung begriffen. Wie im Gehirne das Positive, Nervose, das Feste, Unwandelbare die Oberhand hat, die Materie, als das Untergeordnete, im Haargefäße und dessen Productionen als das Minimum erscheint, so ist im vegetativen Organe das Negative die Masse, durch die Säfte dargestellt, das Ueberwiegende, die positive Seite, die Nervosität in materieller Rücksicht das Minimum mit der Arterie vereint, daher diese nach dem positiven Pole

Digitized by Google

heraufrückt, dagegen der Nerve, in der Maſſe ſich verlierend, nur noch als ätheriſcher Nervenhauch, die Lebensidee in ſich tragend, als organiſches Licht in das Dunkel der Materie ſich vertheilt. Hier aber erſcheint nun das Capillargefäß als Nervoſität und Plaſticität in Eins verſchmolzen, die Indifferenz in ſich tragend, formgebend, dem organiſchen Leben dienend. Dieſe Formel der Triplicität läßt ſich im organiſchen Leben bis zur kleinſten Einzelheit durchführen, wozu hier nicht der Ort iſt, ſo wie wir auch zugeben, daß manches ſich noch anders und beſſer geſtalten laſſen mag, als hier geſchehen. Wir erlauben uns nun noch folgende Reſultate dieſer idealen Anſicht anzudeuten. 1) Wir ſehen, daß das Sinnlich-wahrnehmbare in der Function der Indifferenz die Bewegung iſt, wir brauchen daher den Begriff der Irritabilität nicht als inhaltsleer zu verwerfen, oder als bloßen Nothhelfer für die Erſcheinungen der Erregbarkeit anzuſehen, ſondern wir können ihn, als Benennung für die Indifferenzfunction, wiefern ſie den innern Grund aller organiſchen Bewegung in ſich trägt, brauchen. 2) Wir dürfen ſchließen, daß nie und nirgends, weder in der höhern ſenſitiven noch in der niedern plaſtiſchen Region des thieriſchen Organismus die vegetative Seite deſſelben ohne einen poſitiven Pol, d. h. ohne die regulirende Oberherrſchaft der Nervoſität iſt, daß folglich 3) die Function eines jeden Organs, und da dieſe mit der Form deſſelben innig verbinden iſt, auch dieſe von dem Nerven deſſelben beſtimmt wird, wieferne nemlich der Nerve des Organs mit der Arterie Eins wird, und die poſitive Seite darſtellt. 4) Daß jede Abnormität der Function des plaſtiſchen Syſtems ſo gut als des nervöſen und der Indifferenz ſelbſt urſprünglich von der nervöſen Seite beginnt, ſie rühre nun von einer innern Abweichung derſelben von der Lebensidee, oder von einer äußern Beſchränkung oder Ueberwältigung, der Oberherrſchaft des Nerven her. 5) Daß alles, was auf den Organismus als ein, eine beſtimmte Lebensidee durchführendes Weſen einwirkt, zuerſt auf die Nervoſität, als das die Function, nemlich die ſpecifiſche Lebensäußerung Beherrſchende, einwirken muß, da denn wieder nur diejenige Verſchiedenheit Statt findet, welcher Art die Einwirkung iſt, ob ſie nemlich vorzüglich a) die nervöſe Seite der Indifferenz, oder b) der poſitiven Sphäre, oder c) der vegetativen ergreift. Da unter dieſen die Indifferenz das Leben in ſeinem Mittelpuncte trägt, das organiſche und geiſtige Centrum, Poſitives und Negatives auf das innigſte verbunden, ſo folgt daraus, daß, ſobald die Indifferenz krankhaft ergriffen iſt, Krankheit erſcheinen muß, welche ſich am allgemeinſten im Körper verbreitet, das Leben in ſeiner Tiefe er-

Digitized by Google

schüttert und auch am meisten gefährtet; da hingegen je weiter der Organismus nach seinen Polen hin krankhaft ergriffen wird, also nach der positiven Seite hin, Krankheit der geistigen Functionen, oder nach der negativen Seite hin, Abweichungen der vegetativen Functionen, das organische Leben zunächst weniger gefährdet ist. 6) Jede Krankheit im Körper muß also nothwendig eine Beschränkung des Nervensystems mit sich führen, die sich von dem Krankheitsheerde über das ganze System erstreckt und selbst in Entfernung von dem Sitze der Krankheit in abnormen Empfindungen äußern kann. —

Die Untersuchung über das Zustandekommen abnormer Gefühle und deren Bedeutung in Krankheiten, ist sehr vollständig (im §. 117.); es wird besonders auf die mit jeder Thätigkeit im Nervensysteme nothwendig verbundene materielle Veränderung aufmerksam gemacht. Nach der so eben aufgestellten Ansicht können wir aber nicht beistimmen, wenn (S. 319. i.) gesagt wird, daß die Annahme des Satzes — daß gewisse Potenzen rein auf die Nerven und auf eine andere Weise, als durch den Weg der Ancignung wirken können — einmal der Grundidee von einem organischen Körper entgegen sey, dann, daß ihr auch die offenbar organische Beschaffenheit der Nervensubstanz und eine ruhige Beobachtung der Gesetze, nach welchen Erscheinungen durch sie zu Stande kommen, widerspreche. Weder die angeführten Gründe dafür, (besonders in Beziehung auf die Einwirkung der s. g. Imponderabilien) noch die in der Anmerkung a) geäußerte Polemik gegen die höhern speculativen Ansichten der Natur und des Lebens, scheinen uns genügend für diese Behauptung; wir können uns übrigens hier nur auf die im Anfange schon auseinandergesetzte Würdigung der Erfahrungstheorie gegen das aus einer lebendigen Idee geflossene System, beziehen. —

Im §. 118. (S. 328 u. ff.) wird das gesetzmäßige Zustandekommen abnormer Bildung und deren Bedeutung in Krankheiten von allen Seiten beleuchtet. Dieß ist demnach die negative Seite des Organismus, wo die Masse das Hervorstechende ist, die Indifferenz deshalb ihr dient, die Nervosität, materiell das Minimum, mit der Indifferenz innigst verbunden, sich in die Masse versenkt. Dynamisch genommen ist das Nervöse nach der Idee des Positiven immer das Beherrschende. Für die Erfahrung kann deshalb immer die Arterie, als Repräsentant der positiven Seite, als Stoff zuführendes Gefäß die Hauptrolle haben, immer bleibt in der Idee die Nervosität als das, was die Arterie durch die Vereinigung mit ihr zum positiven Pol emporhebt, das Beherrschende, das aber, eben

Digitized by Google

weil es hier in seiner relativ niedern Sphäre ist, sich der Indifferenz nähert, ihr deshalb auch in der Erscheinung sich anschmiegt und mit ihr zusammen schmilzt. Sehr richtig ist daher (§. 119. S. 336.) die Aufstellung dreier Hauptmomente der kranken Bildung, des Blutes, der Gefäße und der Nerven, und mit der ganzen Darstellung würden wir vollkommen zufrieden seyn können, wenn nur der Antheil des Nerven selbst genauer bestimmt und deutlich als Beherrschung des Capillargefäßes ausgesprochen wäre. So viel aber auch von dem Antheile und dem Einflusse des Nervensystems auf das Bildungsleben gesprochen wird, so erfährt man doch nicht, was es denn eigentlich gesetzmäßig zu bewirken hat und bewirkt. Auch vermissen wir hier wieder eine genaue Unterscheidung des vegetativen Nervensystems von dem sensitiven und eine bestimmte Auseinandersetzung, welcher Art die Einwirkung und der Einfluß eines jeden ist, welche nothwendig, und welche zufällig und willkührlich ist, und unter welchen Bedingungen jede erfolgt. — Der Einfluß der Nerven auf die Bildung wird noch bei der Untersuchung über das Zustandekommen abnormer Bewegungen (§. 125.) weiter erörtert, aber auch hier bleibt dem Leser noch die Frage: wenn abnorme Erregung sich dem Bildungsleben mittheilt und störend auf dasselbe einwirkt, was für ein Geschäft haben denn die Nerven im normalen, ruhigen Zustande? Sie sind doch nicht allein da, um Störung zu erregen oder zu verbreiten, oder die Empfindung davon dem Gemüthe mitzutheilen. Das letztere ist schon natürlich Folge der Beschränkung der Nerventhätigkeit. — Daß das Bewegungsvermögen keine der plastischen Kraft entgegengesetzte Kraft sey, ist sehr richtig, nur fragt sich, welche von der andern abgeleitet sey, worüber wir uns schon oben geäußert haben. Wie wichtig und vortheilhaft übrigens die hier aufgestellten Sätze für die Beurtheilung und Behandlung abnormer Bewegungen (Krämpfe und Lähmungen) sind, wird jeder unterrichtete Leser selbst finden.

Daß eine ganze Unterabtheilung der Untersuchung über den Antheil, welchen die Säfte an der Erzeugung der Krankheiten haben, gewidmet ist, können wir, in Hinsicht der Wichtigkeit der Säfte auf die organische Bildung überhaupt, und für die Erzeugung der Krankheit insbesondere, nicht mißbilligen. Jeder Leser muß zugeben, daß diese Untersuchung gründlich und vielseitig ist, und es ist gewiß, daß bisher der Zustand der Säfte in Krankheiten, und der Antheil, welchen sie an denselben haben, mit unter zu sehr vernachlässigt worden ist, und daß es nöthig und heilsam für die Praxis ist, wieder mehr

Digitized by Google

Aufmerksamkeit darauf zu wenden. Wir müssen hier zuvörderst auf die oben gegebene Skizze des Inhalts zurückweisen. Manche Wahrheit ist darin herausgesetzt, z. B. über das Belebtseyn der (edlern) Säfte, über die stete Wechselwirkung derselben mit den festen Theilen, u. s. w. Dem Satze (§. 137. S. 392), daß in den Säften ursprünglich und eben so, wie in den festen Theilen, Abnormitäten entstehen können, müssen wir freilich nach unserer oben ausgesprochenen Ueberzeugung, daß keine Einwirkung auf den organischen Körper die Nerven vorbeigehen könne, wenigstens einige Beschränkung entgegen setzen. Diese Abnormitäten können sich nemlich nur auf Fehler der Quantität erstrecken, da hingegen Fehler der Qualität nie ursprünglich, sondern immer nur von vorausgegangener Wirkung der festen Theile, und namentlich der Nerven, entstehen können. Wir können indessen unsere Meinung mit jener Behauptung sehr nahe bringen, denn wir geben zu, daß die vorausgehende Einwirkung von äußern Einflüssen zuweilen sehr flüchtig und in der Erscheinung kaum bemerkbar seyn könne. —

Wir wollen diese Erinnerungen, welche sich auf den Inhalt des Werks bezogen, hiermit schließen, um nur noch ganz kurz einige, die Form desselben betreffend, beifügen zu können. So gebildet und rein der Styl in demselben ist, so wird es dem Leser doch nicht leicht, den Inhalt desselben sich deutlich zu machen und zu einer Uebersicht über das Ganze zu gelangen. Die Ursachen davon scheinen uns, außer der Eigenthümlichkeit des Gegenstandes selbst, folgende zu seyn. Der Vortrag scheint an vielen Orten zu weitschweifig, der Ein- und Abtheilungen, besonders aber der allgemeinen Bemerkungen, ehe der Leser an die Hauptsache kommt, sind zu viele; es wird zu viel auf dem Papiere untersucht, was den Leser aufhält und nicht selten verwirrt, indem er die Resultate zu wissen verlangt und wünscht, daß die Untersuchung dem Schreiben schon vorausgegangen wäre. Es fehlt ferner auch nicht an Wiederholungen und an unnöthiger Polemik. Die Belege dazu wird jeder Leser selbst finden, und mögen uns hier erlassen werden, um den Raum nicht unnöthig aufzuwenden. Der mündliche Vortrag erlaubt allenfalls noch eher solche Abschweifungen und etwas Weitläufigkeit, allein der Schriftsteller sollte darin strenger seyn. Uns dünkt, das Buch könnte ein Drittheil der Bogenzahl verringert worden seyn, ohne wesentlich zu verlieren, ja es könnte nur gewonnen haben, wenn mit Vermeidung alles des bemerkten Unnöthigen die Resultate der Untersuchungen in systematischer, leicht zu überschauender Ordnung in kurzen, gedrängten Paragraphen aufgestellt, und nun zu jedem Paragra-

Digitized by Google

phen gleich die nöthigen Beweise und Erklärungen beigefügt worden wären. Schließlich können wir aber mit voller Ueberzeugung versichern, daß dieses Werk sehr viel Gutes, mitunter neue Ansichten, viele für die Praxis fruchtbare Gedanken enthält, daß zumal wiederholtes Studium desselben den gebildeten Arzt gewiß für die angewandte Mühe belohnt. Will der Verf. auf unsere Erinnerungen hie und da Rücksicht nehmen, so glauben wir um so mehr, daß die baldige Fortsezzung dieses Werkes zu wünschen ist, und gewiß einen wohlthätigen Einfluß auf das practische Handeln der Aerzte haben wird.

Z.

X.

Gemmen, gedeutet von Arthur vom Nordstern, mit 16 Kupfertafeln in Aqua-Tinta und 16 Liedern zwischen jeder Tafel. Leipzig, Brockhaus. 1818. Im größten Octav. Preis 1 Thlr. 8 Gr.

Sinnbilder der Christen, erklärt von Arthur vom Nordstern. Mit 21 Holzstichen und eben so viel erklärenden Gedichten, auf 4 Seiten zwischen jeder Tafel. Leipzig, Brockhaus. 1818. In groß Quart. Preis 9 Thlr.

Gebrauch und Mißbrauch der Sinnbilder und Embleme, worin unsere Vorfahren ihren Scharfsinn und Räthselwitz so vielfach übten, ist jezt, wo eine andere Zeit anders räthselt und spielt, zwar einzelnen Literatoren, Bücher- und Bilderfreunden durch so manches, für damalige Zeit mit Geist und Lehre reich ausgestattetes Werk hinlänglich bekannt, aber die Sache selbst ist fast gänzlich veraltet. Damals war die Sinnbilderei und Devisensprecherei mit den wohlbezahlten Wappenherolden und Wappenmalern im Dienste der Höfe und in stattlichen Ritterburgen, bei Tourniren und Carousseln, gar wohl gelitten. Man erstaunt, wenn man in der neuesten Ausgabe von des Jesuiten Menestrier Bilderphilosophie, diesem fast 2 Jahrhunderte lang

Digitized by Google

gebrauchten Orakel in allen Bedürfnissen dieser Art, in der Philosophia imaginum (Amsterdam, Wäsenberg, 1695) in der vorgesetzten historischen Einleitung allein 51 Schriftsteller aufgeführt findet, welche alle diesen Stoff in eignen, zum Theil in mehrere Bände auslaufenden Werken behandelt, wobei auch nicht einmal ein Deutscher oder Engländer erwähnt ist. Wie viel Ausgaben haben des berühmten mailändischen Rechtslehrers Alciatus Embleme, wie viel Erweiterungen und Zusätze hat des Spaniers, Saavedra, Ideal eines klugen Fürsten, in hundert Sinnbildern erhalten? Doch ist uns, da Beruf und eigne Lust uns auch mit diesen Gegenständen zu beschäftigen gebot, nichts befriedigender vorgekommen, als des Neapolitaners Capaccio Werk delle Imprese, welches, mit vielen guten Holzschnitten geschmückt, zuerst in Neapel 1592 in 4. erschienen ist, und das wir bei dieser Veranlassung gern in Erinnerung bringen.

Mag auch Uebertreibung, Nachäffung, Pedanterei dieß ganze Wesen, das besonders durch die Schulen der Jesuiten großen Vorschub erhielt, sehr verschrien und in unsern Tagen zur Rumpelkammer verurtheilt haben; man sollte doch auch hier das Gute beibehalten und das Kind nicht mit dem Bade ausgeschüttet haben. Unser Charaden- und Räthselwesen leistet uns wahrlich kaum Ersatz dafür; darum verdienen die hier anzuzeigenden zwei Werke, deren äußeres Ansehn durch einen Bund verschwisterter Künste eben so geschmückt erscheint, als ihre Auswahl geistreich, ihre dichterische Erklärung gemüthvoll und anmüthig genannt werden mag, dankbare Anerkennung und gerechte Würdigung. Das erste, die Gemmen, gründet sich auf 16 antike Intaglios bei Maffei, Passeri, im Museo Florentino und im Braunschweigischen Cabinet (die letztere möchte man als wirkliche Antiken nicht verbürgen; aber die Ideen sind dennoch klassisch und die Cinquecentisten hatten wenigstens geistreiche Vorbilder), die hier, mäßig vergrößert, auf 16 von Dresdner Künstlern unter den Augen des Dichters sorgfältig gearbeiteten Tafeln in der gefälligen Aqua-Tinta-Manier gestochen erscheinen. Es sind Gemmenbilder, wie sie uns aus alten Ringsteinen mit gewinnender Anmuth so oft ansprechen. Ein jedes hat seine eigne Allegorie, schön, oder doch bedeutsam gedacht und zu sinnreicher Ausdeutung einladend. Vorzüglich werden jedem, der mit der alten Psychefabel und ihren mannichfaltigen Verzweigungen und Anspielungen nicht unbekannt ist, die Gemmen No. 3. 7. 8. 9. durch sinnbildliche Darstellung und zart allegorisirende Auslegung willkommen seyn. Eros im Block, die bekannte Gemme aus dem Florentinischen Museum, erhält dadurch, daß der auf dem Riegel des Blocks sitzende

Schmetterling als tröstende Psyche ausgedeutet wird — unerkannt naht Psyche, tröstet ihn, der für sie muß leiden — eine feine Beziehung. Die Gemme könnte wohl auch als Titelvignette für Grillparzer's Sappho eine angemessene Stelle finden. Die auf einem Schiffchen von zwei Delphinen über den Ocean zu den Inseln der Seeligen fortgezogene Psyche auf der 7ten Gomme aus Borioni, macht ein zartes Gegenstück zu No. 8. dem Eros, der auf einem Thierkruge (der bekanntlich im Alterthume auch im fröhlichsten Euphemismus Aschenkrug wurde) segelnd, die Asche der Geliebten ins stille Küstenland hinüber führt, mit kleiner Abänderung auch noch bei uns auf dem Grabstein einer früh vollendeten Jungfrau oder Braut anwendbar.

In beglückten Inseln drüben,
Jenseits unbekannter See,
Ruhe was von meinem Lieben,
Was von Dir mir übrig blieben —
Deine Asche, Agathé.

Wir wissen ja, daß, wie auf alten Vasengemälden oft das Wort καλός auf schöne Jünglinge deutet, so auf Grabmalen und Aschenkrügen das ἀγαθή den geliebten Frauen zukommt. Auch auf der Räthselgemme No. 9., wo der Todtenkopf auf eine späte Zeit hinweiset, wo das Christenthum schon das Skelet geweiht hatte, ist doch auch der Psyche-Schmetterling, der allerdings auch noch ins Christenthum überging, nicht zu verkennen. Eine Gemme aus der Braunschweiger Sammlung, wo ein Eros, auf einem Altar stehend, einen Jüngling und eine Jungfrau hochzeitlich kränzt, erhält in der Auslegung eines der zierlichsten Hochzeitgedichte, die je unbestellt gesungen worden sind. Die oft entstehende Verlegenheit, bei einer Hochzeitfeier seine Theilnahme auf eine schickliche Weise auszusprechen, würde durch Ueberreichung dieser Gemmen, besonders um dieses Kränzespendens willen — so ist die Gemme betitelt — aufs beste beseitigt werden können.

Aber auch Ironie und strafender Scherz spricht aus einigen dieser Gemmen. Ein sogenannter Hahn-Griphus aus Maffei, gemme figurate, wird mit seiner Aehre im Schnabel in einen Kriegsverpflegungs-Commissär ausgedeutet, wo wir uns nur die Berichtigung erlauben, daß die dem Schlangenstabe gegenüberstehende Geräthschaft kein Krug, sondern ein Beutel in antiker Form ist. So erhält das Gemmenbild aus Passeri Lucernis (es ist Kennern zur Genüge bekannt, daß alle sogenannte culs de lampe auf schönen alten Lampen völlig als eine Art-

Digitized by Google

von Cameen zu beurtheilen sind), wo eigentlich die dreizackige Harpune mit zwei darauf angehangenen jungen Thunfischen oder Pelamiden zu sehen ist, scherzend auf den brittischen Dreizack Bezug, an welchem sich einige Continentalfische durch brittischen Köder haben fangen lassen. Doch wir können die scherzhafte Laune des Dichters und seinen Witz im Ausdeuten alter Gemmenbilder nicht besser charakterisiren, als durch Mittheilung eines ganzen Gedichts, welches die Auslegung eines geschnittenen Jaspis in Passeri's gemmis astriferis macht. Man denke sich den ägyptischen Wasservogel, Ibis, der eine Eidechse, als Symbol des Nil-Ungeziefers, im Schnabel, eine häßliche Maske auf dem Rücken trägt und seine Kralle auf ein geducktes Häschen setzt. Dieß wird von dem Dichter so besungen:

Heil, Ibis, dir, die an dem Nilgestade
Dem Wurmgezüchte wehrt,
Die Aecker reinigt, daß nicht Wurm noch Made
Des Landmanns Lohn verzehrt.

Wohl hältst du fest, damit es nicht entwische,
Das arge Ungethüm,
Es frißt nicht aus und hält stets offne Tische,
Heil dir und wehe ihm!

Von deinem Fittig hebt als Vogelscheuche
Die Maske stier den Blick.
Doch fürchten je die faulen Diebesbäuche,
Verspottung, Strafe, Strick?

Du trittst dem Hasen, der keck, unverholen,
Obwohl sonst feiger Tropf,
Den Baum benagt, des Armen Kraut gestohlen,
Gerechtest auf den Kopf.

Ach, Ibis! Geist ist immer mehr als Pflanze,
Drum bitt' ich: tilge sie,
Heuschrecken gleich sich mästend, sie die ganze
Nachdrucker-Compagnie!

Auch schon aus dieser kleinen Probe wird deutlich, daß dem Dichter das Technische, wie das Geistige des Verses ganz zu Gebote steht. Sämmtliche 16 Gedichte, das Dedicationssonet nicht einmal mit eingerechtet, sind ein jedes in einer andern Form und neuen Verschränkung des Reims, aber zwang-

los und mit Anmuth sich bewegend, als trüg' es keine Fesseln, die unerlaßlichste Bedingung bei solchen Scherzen, da es stets wahr bleibt, was der alte Dichter sagte: Turpe est, difficiles habere nugas. Wir haben nur einen Druckfehler bemerkt. Statt Thoe in der Ueberschrift zur 4ten Gemme, muß es Zoe heißen. Das erste wäre gar keine griechische Form.

Unsere Xylographik oder Holzschneidekunst hat in der neuern Zeit, von England ausgehend, einen ganz neuen Charakter angenommen. Darnach wurde sie vorlängst in Göthe's Propyläen nach Verdienst gewürdigt. Sie ist durch diese neue Verfeinerung und Zierlichkeit durchaus in die Ornamentir- und Ausschmückungskünste übergegangen und hat sich — wenn wir aufrichtig sprechen wollen — zum niedlichen Kammermädchen gemacht, welches der Dame Typographie zwar dienet, aber oft mehr beliebäugelt wird, als die Matrone selbst. Es liegen unter den Verlagsartikeln des trefflichen deutschen Kunsthändlers in London, Ackermann, aus seinem Repository of Arts ganz unvergleichliche Proben dieser in England jetzt so hoch gestiegenen verzierenden Holzschneidekunst vor uns. Wir gedenken hier nur der unvergleichlichen Religious Emblems being a Series of Engravings in Wood. Es sind 21 allegorische Holzschnitte nach biblischen Stellen, wozu nach des berühmten J. Thurston Zeichnungen — denn auf die Vorzeichnung kommt hier sehr viel an — vier der jetzt lebenden größten Holzschnittkünstler in England, Nesbit, Branston, Clennel und Hole ihre ganze Kunst aufboten. Die erste Ausgabe dieser religiösen Sinnbilder erschien in London bei R. Ackermann im Jahre 1808, die zweite 1810. Es war dabei die Absicht des Verlegers, die größten Talente in der Holzschneidekunst zur Darstellung solcher Gegenstände zu vereinigen, welche ein allgemeines Interesse auch für nicht Eingeweihte in der Kunst hätten. Bewick's Werke für die Naturgeschichte, die Uebersetzung von Bürger's Leonore, der Chavy-Chace (von Somerville mit Bewick's Holzschnitten im Jahre 1796) und andere Gedichte, die, mit Holzschnitten von der höchsten Zierlichkeit geschmückt, nach und nach in England erschienen waren, hatten doch alle mehr oder weniger nur einseitige Liebhaber befriedigt. Noch jetzt schämen sich in England, selbst in den obersten Ständen, besonders unter den Frauen, viele der altväterischen Gottesfurcht nicht. Ackermann konnte das allgemein gebräuchliche, durch den Kirchengebrauch geheiligte Gebetbuch, the common

Digitized by Google

prayer brook, mit einer Eleganz herausgeben, die an Luxus gränzt, und eines großen Absatzes gewärtig seyn. Jedermann weiß, mit welcher Pracht auch in Beziehung auf die chalkographische Ausstattung, Macklin's Bibel und andere heftweis erscheinende Bibelausgaben, die nur selten zu uns herüber aufs feste Land kommen, in dem brittischen Reiche herausgegeben werden konnten, und welche ausgezeichnete Unterstützung sie fanden. So war es also eine sehr richtig berechnete Unternehmung, ausgewählte biblische Kernsprüche zu einer allegorischen, oft auch nur buchstäblichen Darstellung in Figuren und Bildwerken zu benutzen, und so aufs neue den emblematischen Weg zu betreten, den besonders die Jesuiten, wie z. B. in Hugo's piis desideriis, in einigen Ausgaben von Balde's geistlichen Gedichten, die wir nun aus Herder's Terpsichore kennen, und ähnlichen Werken, zur Erweckung der Andacht und frommer Gefühle schon längst eingeschlagen hatten. So wurden denn 21 Sprüche, zum Theil wirklich nach ältern Bildern der Art, von J. Thurston gezeichnet und von den nahmhaftesten Künstlern gestochen. Ueber die Erfindung der Bilder wäre wohl manches zu erinnern. Es fehlt nicht an befremdenden und wunderbaren Gestaltungen, die aber vielleicht manchem Beschauer in England, der Füßly's, Blake's und anderer dort sehr bewunderter Künstler fantastische Ausgeburten schön findet, am meisten zusagten. Nur nenne man nicht nordisch, was durch den Orientalismus des Christenthums überall, auch in den südlichsten Ländern unsers Welttheils, Jahrhunderte lang so gebildet und dargestellt worden ist. So mag die Weltkugel, welche der Teufel mit seinem Dreigespann, Haß, Aberglaube und Lüge, auf seinem Triumphwagen fortschleppen will, die aber mit dem Polar-Anker des Glaubens an den Himmel befestigt ist, zu Epheser II, 2, als die Welt in Gefangenschaft, oder das auch früher schon so gebildete Emblem nach der bekannten Stelle des Psalmisten: wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser, so schreiet meine Seele, Gott, zu dir! wo ein angeschossener Hirsch die auf ihm in verschleierter Frauengestalt sitzende Seele einem Springquell zuträgt, wo aus den fünf Wunden oder Blutbrünnlein des Gekreuzigten das frische Lebenswasser hervorspringt, allerdings vor dem Richterstuhle des classischen Geschmacks nicht bestehen. Allein die Composition selbst hat doch so viel Gefälliges, ist im letzteren Falle mit einer so reizenden Landschaft und mit so malerischem Baumschlag umgeben, daß man das Ganze nicht ohne Vergnügen und Aufregung frommer Empfindungen anzusehen vermag. Die meisten Erfindungen mag man aber auch geistreich und in der Darstellung gelungen nennen. Wie ergrei-

Digitized by Google

send sind die zwei in Contrast gestellte Blätter, der Tod des Frommen und des Gottlosen, erfunden! Wie geistreich ist die Stelle aus Jesaias: wenn du durchs Wasser gehst, will ich bei dir seyn! durch den an einem Kreuze auf einem Fels am Meere sitzenden, die schiffbrüchigen Seelen mit den Seilen seiner Liebe, die an das Kreuz befestigt sind, aus den brandenden Wogen emporziehenden Heiland! wie anmuthig die Stelle aus dem Hohenliede, wo die Geliebte sich nach ihrem Bräutigam sehnt, durch den Besuch zweier Töchter von Jerusalem bei der Sehnsüchtigen! wie erhaben die Flucht der verzweifelnden Sünderinnen vor dem Blitze des Allsehenden unter den Mantel des Grabes, das hier als halbverschleierter Greis, als Hades, in umnachteter Grotte sitzend, sie vergeblich zu verhüllen bemüht ist — wie lebhaft ist dieß alles uns vor Augen gebracht! Doch wir müßten in der That sämmtliche Embleme durchgehen, wenn wir auch nur der Composition in jedem Gerechtigkeit widerfahren lassen wollten. Das Vorzüglichste bleibt immer die meisterhafte Ausführung in Schatten und Licht in diesen Holzschnitten, die, sobald man nur die ganze Manier überhaupt als statthaft zugegeben hat, schwerlich durch etwas Vollendeteres (selbst durch die erst im Jahre 1813 auch bei Ackermann erschienenen Somervillischen Gedichte mit Nisbit's herrlichen Holzschnitten, Hobbinhole Fieldsports and the Bowling green) übertroffen werden wird.

Auch in Deutschland wünschten viele, nachdem bei dem wieder eröffneten Verkehre mit England einzelne Exemplare dieser religiösen Sinnbilder herübergekommen waren, diesen Triumph der neuesten Holzschnittkunst eigenthümlich zu besitzen. Allein es hielt schwer, sich ihn zu verschaffen. Endlich ward durch den unternehmenden Verleger der hier anzuzeigenden deutschen Ausgabe mit dem Eigenthümer der Holztafeln, mit Hrn. Rudolf Ackermann selbst der Vertrag geschlossen, daß er für eine deutsche Ausgabe eine erfoderliche Anzahl von Abdrücken nach den noch sehr frischen Originaltafeln in London selbst besorgte und an den deutschen Herausgeber überließ. Dadurch ist ein sehr wünschenswerthes Besitzthum allgemein zugänglich geworden. Allein die deutsche Ausgabe hat nun auch noch durch die Vereinigung der Dichtkunst mit den bildenden Kunstleistungen der Britten entschiedene Vorzüge erhalten. Die Originalausgabe hat eine Vorrede über die Geschichte der Holzschneidekunst, meist aus dem bekannten Werke von Papillon, welche hier um so eher wegbleiben konnte, als durch das verdienstliche Unternehmen des Hofraths Becker, in Gotha, die ausgesuchtesten Holzschnitte aller deutschen Meister nach den Der-

schauischen Originalplatten in drei Lieferungen in Royalfolio (Gotha 1808—1816) herauszugeben, und dazu aus eigner Ansicht eine vollständige Geschichte der alten Holzschneidekunst mit Kennerschaft zu entwerfen *), alles, was etwa der englische Vorredner zur Widerlegung der von Landsen gegebenen irrigen Erklärung des Kreuzschnitts (cross-hatching), die er bloß durch den Gebrauch von Metalltafeln erklärbar findet, angeführt hat, mehr als überflüssig gemacht worden ist. In der Originalausgabe ist jedem Bilde zur Erklärung von einem Herrn Thomas, Kaplan des Grafen von Corke, ein frommer prosaischer Stoßseufzer als Erklärung beigefügt, dessen dürftige Nüchternheit durch die gute Absicht nicht veredelt werden kann. Hier hat die deutsche Ausgabe eine weit würdigere Ausstattung bekommen. Die Gunst des Zufalls hatte demselben geist- und gemüthvollen Dichter, der uns die Gemmen gab, schon vor einigen Jahren ein Exemplar der Religious Emblems in der Originalausgabe zugeführt. Bloß zur Erholung nach wichtigen Staatsgeschäften und zur Befriedigung des eignen Bedürfnisses nach dem Erguß frommer Begeisterung, dichtete Arthur vom Nordstern, dem wir schon viele geistliche Lieder und unter andern eine treffliche Variazion des Ambrosianischen Lobgesanges verdanken, die uns in der Leipziger musikalischen Zeitung mitgetheilt wurde, zu jedem dieser Embleme ein eignes Gedicht voll herzerhebender Andacht und Innigkeit, ohne alle Absicht weiterer Bekanntmachung. Da wurde ihm die Absicht des Buchhändlers bekannt, der mit R. Ackermann wegen der Originalabdrücke in Unterhandlung getreten war, und er gestattete gern, daß seine Dichtungen der deutschen Ausgabe zu Begleiterinnen gegeben wurden. Man müßte seine eigne Erklärung

*) Das Beckersche Unternehmen, dem sich später auch die schönen Denkmäler aus der Reformation zugesellten, ist eins der preiswürdigsten, die für die Geschichte der Kunst und Sitten unserer Vorfahren im 15ten und 16ten Jahrhunderte, gemacht worden sind. Es enthält in allen drei Lieferungen über 180 Tafeln im größten Format, worunter nicht weniger als 32 Blätter aus mehreren Bogen zusammengesetzt sich befinden, von alten, zum Theil vorher gar nicht gekannten Meistern, auch einige Inkunabeln der Holzschneidekunst, mit einer lehrreichen Erklärung und gründlichen Geschichte der Holzschneidekunst. Kein Kunstsammler mag es füglich entbehren. Aber seine Erscheinung fiel in eine unruhige und drangsalvolle Zeit. Möge der wackere Herausgeber hinlängliche Aufmunterung in dem jetzigen lautverkündigten Deutschthume finden, um noch eine vierte Lieferung mit der noch von A. Dürer geschnittenen, bisher unbekannten Passion in 14 Blättern zu geben!!

Digitized by Google

darüber in dem kurzen Vorworte hören: „Aehnliche Stimmung im eignen Geiste wahrnehmend und festhaltend, glaubt der Dichter, indem er, so viel möglich, durch Anwendung der Bibelsprache, einen allen christlichen Bekenntnissen gemeinsamen Führer und für lebendiges Herzensgefühl den Ausdruck des vielfach abwechselnden Rhythmus wählt, den Geist dieser Sinnbilder richtig aufzufassen, treu darzustellen und seinen Sängen den Zugang zum Herzen zu sichern.“ Und so ist es auch. Die Harfe dieses frommen Dichters ist ein eben so rein gestimmtes, als vielbesaitetes Polychord. Sämmtliche 21 Embleme haben jedes ein besonderes Gedicht in verschiedenem Klang- und Versmaaß erhalten. Doch das wäre immer nur das Verdienst eines geübten und gewandten Verskünstlers. Allein zu diesem tritt die wahre Weihe des lyrischen Dichters, in dessen reiner Brust der göttliche Funke zu himmlischer Begeisterung erglüht. Da die Sinnbilder sämmtlich auf Sprüchen der Bibel beruhen, die auch in hebräischer und griechischer Ursprache beigesetzt sind, so war es angemessen, in den erklärenden Liedern auch noch von andern passenden Bibelstellen Gebrauch zu machen. Die Leser, welchen die Bibel überhaupt noch etwas ist, werden bei der mannichfaltigen Anwendung biblischer Stellen den Staatsmann achten lernen, der das Erhabenste der Dichtkunst und Moral aus den heiligen Urkunden so gut auszuwählen und so rührend anzuwenden wußte. Statt aller weitern kritischen Beurtheilung stehe hier als Probe das kleinste dieser Lieder. Das 13te Emblem zeigt uns eine der Welt absagende, zum Licht sich aufschwingende Seele. Das Bild hat etwas Magdalenenartiges. Die zart umschleierte Gestalt hat sich alles eiteln Putzes entladen. Der Prunkschawl, der stolzbefiederte Hut und andere Abzeichen des Weltsinns, fliegen herab zur Erde. Es ist freilich zunächst auf die englischen Ladys berechnet, trifft aber auch bei uns seine Stelle. Der Spruch ist aus dem Briefe an die Römer: Laßt uns ablegen die Werke der Finsterniß. Dazu folgendes: **Bürdenfreier Aufflug**, überschriebenes Gedicht.

Die Nacht ist vergangen,
der Tag kommt herbei.
Ein himmlisch Verlangen
hat Herzen umfangen,
das machet uns frei.
Von oben erklangen
Gesänge uns neu.

Digitized by Google

Die Nacht ist vergangen,
der Tag kommt herbei.

Nach Oben gerichtet
die Seele, der Blick!
Und freudig verzichtet
Auf das, was verpflichtet
dem Erdengeschick,
Dafür es vernichtet
das himmlische Glück.
Nach Oben gerichtet
die Seele, der Blick.

Die irdischen Schranken,
sie sind uns verhaßt,
Die eiteln Gedanken,
Das Straucheln, das Schwanken,
das Putzwerk, die Last
Tief hinter uns sanken. —
Dort Rettung, dort Rast.
Die irdischen Schranken,
sie sind uns verhaßt.

Uns täuschten, uns trogen
die Ahnungen nicht.
Gleich Aaren wir flogen,
In flammende Wogen
getaucht das Gesicht.
Herauf zu dem Bogen
voll Farbe und Licht.
Uns täuschte, uns trogen
die Ahnungen nicht.

Möchten diese Gesänge einen Tonsetzer finden, dem die heilige Cäcilia in seeligen Stunden ihre fromm-begeisternde Weihe gab. Er wird die ganze Fülle seiner Kunst hier zeigen können, da jedes Lied bei verschiedenem Rhythmus auch einen andern Charakter hat. Einige sind wirklich schon auf bekannte Kirchenmelodien, wie z. B. das Lied der Beständigkeit zu der am Kreuze auf der Weltkugel knieenden Glaubensfestigkeit, auf die Gesangweise: wachet auf, ruft euch die Stimme! gedichtet. Ja, es würden kleine Cantaten daraus genommen werden können, wie z. B. in No. 6., die Ruhe der Müden, wo der

Digitized by Google

Führer der Wanderer und der Hirte mit der Stimme der Rettung abwechselt, und dann der höchst anmuthige und herzschmelzende Wechselgesang im 14ten Liede, wo die Töchter Jerusalems mit der Sulamith ihre Gefühle tauschen. Ueberhaupt dürften wir diese Sinnbilder der Christen wohl in jedem der Hausandacht gewidmeten Zimmer als ein köstliches Zimmergeräthe wünschen. Sie würden mit den Kupferstichen nach Füger's Zeichnungen, nach Klopstock's Messias, zugleich mit Klopstock's Psalmen und Liedern, die wir erst vor einigen Jahren in der bei Göschen erschienenen Ausgabe von Klopstock's Werken ganz vollständig erhielten, und mit Herder's geistlichen Liedern im 18ten Theile seiner Werke für Kunst und Poesie, ein abendländisches Kleeblatt in dem Sinne ausmachen, in welchem uns jüngst Hr. v. Hammer in Wien ein morgenländisches Kleeblatt gab.

XI.

Kreuz- und Queer-Züge eines Deutschen auf den Steppen der Staats-Kunst und Wissenschaft. Von Wilhelm Traugott Krug, der Philosophie Professor in Leipzig. Daselbst bei W. Rein und Comp. 1818. 248 S. 8. (Preis: 1 Thlr.)

Von jeher haben umfassende Begebenheiten und langwierige, verwickelte Kämpfe, die lebhaften Köpfe des Zeitalters außerordentlich aufgeregt, und große Reibungen der Meinungen verursacht. In der Geschichte des öffentlichen Geistes seit den Kreuzzügen bilden sich von selbst die wichtigsten Zeiträume durch die Feindschaft der Welfen und Wiblinger in Deutschland und Italien, die Bestrebungen der Lombardischen Städte, die Kämpfe zwischen Frankreich und England, die Kämpfe der römischen und der selbständigen Kirche, den Abfall der Niederlande, den Befreiungskrieg von Nord-Amerika, und den bürgerlichen Umsturz in Frankreich. Besonders seit dem letzten ist ein Umlauf von Gedanken über den Staat, ein Drang der Vorstellungen, eine Verschiedenheit der Ansichten, ein Inbegriff von Wider-

Digitized by Google

sprächen, entstanden, größer gewiß, als die ähnliche Erscheinung bald nach der Kirchenverbesserung im sechszehnten Jahrhundert. Je höher die Verwirrung steigt, je überspannter auf der einen Seite die Foderungen einiger kurzsichtigen Schriftsteller sind, je roher und empörender auf der andern die Staatsgrundsätze Vieler, sowohl von der Feder, als vom Degen: desto nöthiger wird, daß Männer sich in die Sache mischen, welche theils mit der wirklichen Welt so bekannt sind, wie mit der Philosophie und Geschichte, theils nicht durch Vorherrschaft der Einbildungskraft zur Einseitigkeit verführt werden. Zu diesen gehört der Verf. der gegenwärtigen Sammlung von Aufsätzen, deren einige früher schon einzeln gedruckt gewesen, aber nun verbessert worden, andere neu ausgearbeitet sind.

Wer den Strom der Schriften über Staatsgegenstände nicht unbeachtet vorüberfließen läßt, den wird zuvörderst der Inhalt des ersten Aufsatzes, und besonders manche Aeußerung darin, ansprechen: „Was ist Politik, und was soll sie seyn?" Ueberzeugt von der Nothwendigkeit, die Rechts-Idee, so oft sie verfällt, als Wegweiser für die menschliche Reisegesellschaft, wieder aufzurichten, machen wir vorzüglich aufmerksam auf die, dahin gehörenden, Gedanken in diesem Aufsatze. Daß Unerleuchtete darüber lächeln, ist gleichgültig. Rechtssinn soll in der Staatsführung herrschen; die Staats- und die Rechts-Lehre sind verschwistert; das Rechtsgesetz ist das oberste der Gesellschaft, unter dessen Schirm sich Alles entwickeln muß, was in die menschliche Natur gelegt ist. Wo der Verf. auf die wenigen, von solchem Geiste beseelt gewesenen, Staatsmänner kömmt, hätte, neben dem einzig angeführten Sülly, zum wenigsten noch Walpole genannt werden sollen. — No. II, „Militärische Politik". Nachdrückliche Worte gegen die stehenden Heere (im Gegensatze der Landwehren), und über die Unterhaltung des kriegerischen Sinns im ganzen Volke. — Einen stachlichen Gegenstand nimmt der Verf. im dritten Aufsatze in die Hand, an dem sich schon Mancher verwundet hat: „Ueber bestehende Gewalt und Gesetzmäßigkeit in staatsrechtlicher Beziehung." Losungswort ist der Paulinische Spruch: Jedermann sey unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Gegenüber wird ein anderer Spruch gestellt: Jedermann sey Unterthan der Obrigkeit, die gesetzmäßig ist. Den Ausdruck „gesetzmäßig" in dem zweiten Spruche, haben, nach der Ausführung des Verf., diejenigen in beschränktem Sinne genommen, von denen er neuerlichst, in Beziehung auf die Ereignisse der Zeit, als Grundsatz aufgestellt worden, namentlich die Anhänger der Bourbons. Sie verste-

Digitized by Google

hen darunter die Rechtlichkeit der erblichen Herrschaft. Aber in diesem Sinne ist der Grundsatz unrichtig, da er nur auf Staaten anwendbar wäre, in denen eine Erbherrschaft bestände, ja selbst auf diese nicht streng, da auch in ihnen irgend einmal ein Herrscher aufgestanden ist, der die Herrschaft nicht von den Vätern ererbt hatte. Es muß also die, in jenem Spruche angedeutete, Gesetzmäßigkeit der erblichen Herrschaft unter einem höhern Gesetze, unter dem allgemeinen Rechtsgesetze, stehen. Bei genauer Untersuchung laufen demnach die Rechtsforderungen in beiden Sprüchen auf Eins hinaus: es sind blos zwei verschiedene Arten, einen und denselben Rechtsgrundsatz auszudrücken. So genehmigt also der Verf. den, von verschiedenen philosophischen Rechtslehrern aufgestellten, bedenklichen Satz: „wer in dem wirklichen Besitze einer Herrschaft ist, der herrscht rechtmäßig." Wenn ein Volk der Gewalt weicht, und sich einer anmaßlichen Herrschaft fügt, so unterwirft es sich, wenn auch ungern, doch frei; wodurch die Herrschaft rechtlich wird. Jede bestehende Regierung darf man unbedenklich als eine Wirkung der Volksfreiheit, als einen Ausfluß der ursprünglichen Machtvollkommenheit der Nation, betrachten. Es würde sogar frevelhaft seyn, da, wo die rechtliche Ordnung der Dinge, welche Staat heißt, besteht, über deren Ursprung zu klügeln. Die Vernunft gebietet, den Schleier der Vergessenheit über das Unrecht zu werfen, durch welches eine bestehende Gewalt gegründet worden (S. 49—51). Selbst Bonaparte war, bis zu seiner Abdankung im Jahre 1814, von Rechts wegen Beherrscher Frankreichs, und also auch von Gottes Gnaden, da jede bestehende Obrigkeit von Gott verordnet ist. Weil er aber die, von Gott und seinem Volke ihm verliehene, Macht auf gesetzwidrige Art mißbrauchte, ward sie ihm von Gott und von Rechts wegen wieder genommen (S. 54. 58.).

In dieser schwierigen Untersuchung kommt Alles auf die Beantwortung der Frage an: ob eine Herrschaft als rechtmäßig gelten könne, die durch Ueberlegenheit und Zwang gegründet worden? Ein gewisses Gefühl sträubt sich dagegen. Nicht Furcht vor den Folgen der Weigerung, sondern herzliche Freiwilligkeit, muß Statt haben, wenn Unterwerfung eines Volks die Grundlage einer rechtlichen Herrschaft seyn soll. Hugo Capet war ein unrechtmäßiger Beherrscher. Dadurch aber, daß von ihm, bis auf Ludwig VII. im Jahre 1179, die französischen Grundherrn rein freiwillig den ältesten Sohn des zeitigen Königs als Nachfolger anerkannten, bildete sich die Rechtlichkeit der erblichen Herrschaft. Solche Beispiele finden sich auch in England, Schweden und andern Reichen. Auffallend

Digitized by Google

ist, daß der Verf. selbst, in einem andern Zusammenhange (S. 87) anerkennt, die freie Einwilligung beider, einen Vertrag schließenden, Theile, sei das echte und wesentlichste Erforderniß eines solchen. In Ansehung der Besitz-Ergreifung ist es wohl im Staats- wie im Privat-Recht: dadurch wird keine Gewalt zum Recht geweiht, daß Unterdrückte, aus Ohnmacht zum Widerstande, dort ihre rechtlich bestehende Verfassung aufgeben, hier ein rechtlich erworbenes Eigenthum, z. B. Grundstücke da, wo eindringende Sieger sie in Beschlag nehmen. Auch die Zeit kann die Rechts-Idee nicht mit solcher Anmaßung aussöhnen, nach dem alt-deutschen Sprichworte: tausend Jahre Unrecht sind nicht eine Stunde Recht. So können wir nicht umhin, von dem Verf., der die Wesentlichkeit des Rechtszustandes im Staate in das Bestehende setzt, darin abzuweichen, daß wir sie in das Ursprüngliche setzen.

Gegen die lehrreiche Entwickelung in No. IV.: „Ueber das Eroberungsrecht", werden nur Wilde sich auflehnen, die von Leidenschaft betäubt sind. Nachdem der Grundsatz ermittelt worden, auf dem dieses Recht beruht, werden die Bedingungen abgeleitet: kein Vertilgungskrieg, kein Aufdringen einer andern Verfassung, keine Beraubung und Erpressung. Dagegen aber auch die Befugnisse des Siegers: Hebung der gewöhnlichen, und Auferlegung von Kriegs-Steuern, Maaßregeln zur Sicherung des besetzten Landes, Entschädigung für die Kriegskosten. Diese letzte geschieht am füglichsten durch die Abtretung eines, mit Mäßigung und Billigkeit bestimmten Theils des eroberten Gebiets, die sich aber nur auf das Land, nicht auf die Bewohner, erstrecken darf, so daß es diesen frei stehen muß, ihr unbewegliches Vermögen zu veräußern, und mit dem beweglichen davon zu ziehen. Denn Menschen können nicht erobert, nicht abgetreten werden. Warlich, dieser Satz des Verf. bleibt eine rechtsgültige Foderung, wie sehr auch und wie lange die Zahlung verweigert wird. Die Seelenhändler unserer Zeit werden einst in der Geschichte neben den Urhebern der Abschaffung des Sklavenhandels widerwärtig auffallen.

N. V. handelt: „Von dem politischen Gleichgewicht und Uebergewicht, von Universalmonarchien und Völkervereinen, als Mitteln, die Völker zum ewigen Frieden zu führen." Der Aufsatz schließt sich ungezwungen an den vorigen an. Ja wohl ist es eine der höchsten, aber auch der schwierigsten Aufgaben der Staatskunst, unter den Völkern einen dauerhaften Zustand des Friedens zu erreichen, wie ihn die Rechts-Idee fodert. Das völkerschaftliche Gleichgewicht, das der Verf. bündig, nach Genz, darstellt,

Digitized by Google

reicht dazu nicht aus, wie die Erfahrung gelehrt hat. Das Uebergewicht eines Staats über die andern, wodurch diese zum Frieden gezwungen werden sollten, wäre vielmehr für diese ein Beweggrund zum beständigen Kriege. Eben so wenig kann theils eine Universalmonarchie, theils ein Völkerverein oder Staatenbund, zum Ziele führen. So bleibt die Ueberzeugung, dasselbe sey nur ein, der Vernunft vorschwebendes, deshalb aber doch für die Anwendung nicht fruchtloses, Ideal, dem sich die Völker durch Verbesserung ihres natürlichen, bürgerlichen und sittlichen (mit Einschluß des religiösen) Zustandes blos annähern können, ohne es jemals ganz zu erreichen. Am Schlusse dieser Ausführung folgt ein Wort über den heiligen Bund, diese merkwürdige Erscheinung unserer Zeit. Menschen, die an nichts Großes glauben können, die an einer höhern sittlichen Ausbildung der Völker mit vornehmen Dünkel zweifeln, haben darüber gespöttelt, oder gar die Sache verdächtig gemacht. Mit Theilnahme hört man im entgegengesetzten Geiste einen Mann darüber sprechen, der gewiß das Helldunkel nicht liebt, vielmehr, wo solches einbrechen will, zur Aufhellung beiträgt.

Sinnreich ist der No. VI. gelieferte „Beitrag zur Theorie des Geldes." Dasselbe wird vorgestellt in dreien steigenden Verhältnissen: 1) Geld in der ersten Potenz, im positivus, Sinnengeld, weil blos eine sinnliche Wahrnehmung dabei Statt findet, z. B. Vieh; — 2) Geld in der zweiten Potenz, im comparativus, Verstandesgeld, weil der Verstand dabei thätig ist, durch Bildung des Begriffs der Natur eines Tauschmittels: Metallgeld; — 3) Geld in der dritten Potenz, im superlativus, Vernunftgeld, weil die Vernunft dabei mitwirkt, durch Bildung der Idee des Geldes, als eines allgemeinen Werthmessers: Papiergeld. Bedingungen und Folgerungen von dem letzten sind: a) nur der Staat kann es schaffen, weil nur er vollkommene Bürgschaft gewähren kann; — b) nur das ist wirkliches Papiergeld, das eine Beziehung auf Metallgeld, als dessen Stellvertreter, hat; — c) es muß im Verkehr unbedingt zahlungsgültig seyn; — d) es hat eigentlich nur Gültigkeit im einheimischen Staate. — Wie sachkundig auch diese Gedanken durchgeführt sind, so bleiben doch Bedenklichkeiten übrig. Zuvörderst liegt in dem Metallgelde, als Geld in der zweiten Potenz vorgestellt, keine Steigerung des Sinnengeldes; es steht zu diesem in keiner Beziehung; es verhält sich zu demselben nicht, wie das Papiergeld zu dem Metallgelde, wo das zweite wirklich durch das erste vorgestellt und vertreten wird. Ursprünglich mögen Metallstücke, mit dem Zei-

Digitized by Google

chen eines Rindes, Kalbes ꝛc. Stellvertreter eines solchen Stükkes Vieh gewesen seyn (Plin. hist. nat. XXXIII. 3.), diese Vorstellung ist aber seit Jahrtausenden verschwunden. In wiefern also das Metallgeld dem Sinnengelde nicht über-, sondern zugeordnet ist, sind beide, um die Sprache des Verf. beizubehalten, Geld in der ersten Potenz. Beide mögen einmal heißen Sachgeld, das Papiergeld aber, als Gegensatz, Begriffsgeld. In wiefern nun der Verf. beide Gattungen von Geld in dem Verhältnisse der Steigerung vorstellt, geräth er mit sich selbst in einigen Widerspruch, durch die Behauptung: ein Maaßstab von Dingen, die einen Werth haben, könne nur aus Dingen von Werthe bestehen; nun sey Geld ein solcher Maaßstab: es können also nur werthvolle Dinge dazu gewählt werden. (S. 124). Wir setzen hier nämlich voraus, daß er unter „werthvollen Dingen" nicht einen idealen Werth verstehe, sondern Geldstoff von eignem Werthe. Einen solchen aber hat doch das Papier- oder Begriffs-Geld nicht: es kann also nicht der comparativus vom Sachgelde seyn, sondern es ist dessen Repräsentant. Daß in jener Schlußfolge der Obersatz unrichtig sey, räumt der Verf. mittelbar selbst ein, wenn er S. 133 sagt: die Gültigkeit des Papiergeldes hänge von dem Credit des Urhebers ab. Wär' es ein an sich selbst werthvoller Maaßstab, so bedürft' es keines fremden Credits. Hieran knüpft sich die Bemerkung, daß S. 139, 140 die Begriffe von Geld und Münze verwechselt sind. Der Verf. leugnet daselbst, daß sich das Metallgeld zum Weltgelde eigne: „die eigentliche Gültigkeit des Metalls, als Geld, hängt ab „von dem Staate, der es nach einem gesetzlich bestimmten Münz„fuße ausprägen läßt. Wahres Weltgeld könnte das Metall„geld nur unter der Bedingung werden, daß alle Staaten der „Erde einerlei Münzfuß annähmen." Bekanntlich aber wird im Großhandel nicht auf den ganzen Münzfuß, sondern bloß auf das Korn, gesehen: dieses ist allgemeiner Maaßstab. Daß nur der Staat Papiergeld schaffen könne, ist auch zu bestreiten. Man weiß, daß eine Verbürgung im Allgemeinen (General-Hypothek) nicht so beliebt ist, als eine zuverlässige besondere. Und sollen die Banknoten kein Geld seyn?

N. VII: „Staats- und völkerrechtliche Ansicht vom deutschen Bunde, nebst Aussichten in die Zukunft. Von Heeren ist der deutsche Bund ein Bundesstaat genannt worden. Fruchtbar zeigt unser Verf. das Irrige dieser Benennung, und entwickelt, daß der heutige Bund der Deutschen ein Staatenbund sey, wie ihn auch der östreichische Gesandte in der ersten amtlichen Rede genannt hat.

In zweien Dingen irrt der Verf.; sie haben jedoch keinen Einfluß auf den Kern der Untersuchung. Er zählt das vormalige deutsche Reich zu den Bundesstaaten (S. 145. 151.). Ein solcher war es eben so wenig, als ein Staatenbund. Nach dem Grundgedanken des Staatsrechts von Deutschland war dieses Reich in den letzten fünf Jahrhunderten eine eigne Art von Königreich, dessen unmittelbare Staatsbürgerschaft aus Reichsfürsten, Reichsfreiherrn und Reichsstädten bestand. Denn vermöge der, gesetzlich noch geltenden, Lehnverfassung, stellte der zeitige König, im Namen der Reichsgenossenschaft, den Obereigenthümer des größten Theils der Reichslande vor. — Weder die alte, noch die neue Geschichte soll ein politisches Ganze aufzuweisen haben, ähnlich dem deutschen Bunde (S. 149). Die alte doch. Man darf nur an die Völker-Vereine zu Delphi, Mykale, Ephesus, Triopium und andere, denken.

An der Erörterung der Frage in No. VIII.: „Wer soll Haupt des deutschen Bundes seyn?", sieht man, von welchem Nutzen es seyn kann, wenn Männer von Einsicht und Geist sich darauf einlassen, unweise Einfälle und verkehrte Behauptungen einer Beurtheilung zu unterwerfen. In den Vossischen Zeiten hat ein Herr Ernst Trautvetter gemeint, Oestreich sey eigentlich eine römisch-deutsche Macht, und deshalb auf das italische Volksthum gewiesen; Preußen dagegen sey eine rein deutsche, und dadurch zur Bundesvorsteherschaft geeignet, welche es, als Beschützer des Rheingebietes, nach dem Vorbilde des ehemaligen Rheinbundes, ausüben müsse. Was die Religionsweihe betreffe, deren der neue deutsche Bundeskönig bedürfen werde, so schicke sich dazu nicht das Christenthum, sondern die altdeutsche Edda. Schwerlich können in so wenigen Zeilen so viele Irrthümer und Verkehrtheiten gehäuft werden. Rühmliche Erwähnung verdient, daß der Verf. die Blößen mit Mäßigung aufdeckt, ohne jenen satyrischen Kitzel, an dem viele der jetzigen politischen Schriftsteller leiden.

In N. IX. ist von zweien wichtigen Staatsverordnungen die Rede; von der, über die Anordnung und Verfassung des königlichen geheimen Raths in Wirtemberg, vom 8. Nov. 1816; und von der, über die Einrichtung des königlich preußischen Staatsraths, vom 20. März 1817. Beide werden zergliedert, geprüft und verglichen, wobei die zweite den Vorzug erhält. — N. X.: „Wer wird siegen?", im Frühjahre 1815 geschrieben; bezieht sich auf das wichtige Ereigniß, das damals Europa bewegte. — N. XI.: „Ueber die rückgängige Bewegung unsers Zeitalters." Worte zu ihrer Zeit. Der Verf. spricht den Muth zu, daß von manchen

Digitized by Google

Versuchen, das Veraltete wieder ins Leben zu rufen, gewisse Schlaken wieder unter zu mischen, nichts zu besorgen sey. — Von den „politischen Miscellen" unter N. XII. setzen wir, der Kürze wegen, blos die Ueberschriften her: 1) Proclamation eines afrikanischen Fürsten an sein Volk beim Antritte seiner Regierung. 2) Die Furcht vor Amerika. 3) Die europäischen Finanzen. 4) Behandlung neu erworbener Provinzen. 5) Die Auswanderungsverbote. 6) Politischer Undank. 7) Der Löwe und die Vögel. Eine Fabel. 8) Einige Fragen zu beliebiger Beantwortung.

U.

XII.

Ueber Deutschlands National-Bildung. Vom Professor Joseph Hillebrand. Frankfurt am Main, bei den Gebrüdern Wilmans. 1818. 8. Preis 1 Thlr. 4 Gr.

Der deutsche Patriotismus ist in seiner jetzigen Aufregung noch zu neu, als daß er die Richtung, die ihm gebührt, schon in völliger Bestimmtheit könnte gefunden haben. Er bringt fürs erste alle Meinungen und Redensarten in Bewegung; und leider! es verräth sich, wie wenig wahre Einsicht dahinter war.

Zu den sehr schwankenden, und verschiedener Deutungen fähigen Redensarten gehört auch das Wort National-Bildung. — Wir wollen zuerst die wichtigste hervorheben, unabhängig von dem angezeigten Buche.

Deutschlands innere Lage ergibt bekanntlich kein vortheilhaftes Verhältniß gegen die auswärtigen großen Mächte. Bei dem Mangel an politischer Einheit kann es auch die politischen Aufgaben in Europa nicht selbst aufstellen; es muß sie nehmen, wie das Ausland sie bestimmt; und indem es sie nothgedrungen zu lösen sucht, so gut es kann, befindet es sich fast immer in einem nachtheiligen Vertheidigungs-Zustande. Diese Schwierigkeit würde geringer seyn, wenn Preußen größer, oder wenn Oestreich eine rein-deutsche Macht wäre. Alsdann würde sich ein bestimmtes Uebergewicht ergeben, welchem, in Hinsicht auf

Digitized by Google

das Ausland, die sämmtlichen deutschen Staatskräfte nur zur Unterstützung dienen könnten. — Nun ist aber keine gewaltsame Veränderung zu wünschen; schon bloß darum, weil eine solche allemal vom Unrecht ausgeht und mit Unrecht endigt. Was denn soll man wünschen? Nichts anderes, als daß die Deutschen Eine Nation darstellen mögen durch Einheit des Geistes; daß so viele verschiedene deutsche Staaten nur eben so viele Mittelpuncte der Verwaltung seyn, und die Unterthanen der mehreren Landesherren sich gegenseitig in keinem andern Verhältnisse fühlen mögen, als wenn sie blos Einwohner verschiedener Provinzen eines und desselben Staates wären. Das ist das weit entfernte Ziel, dem wir uns nähern werden, wenn die ständischen Verfassungen allmählig eine aufgeklärtere politische Meinung hervorbringen, und zugleich derselben Einfluß auf die Regierungen verschaffen. Hierbei wird vorausgesetzt, daß in Deutschland die öffentliche Meinung nur dann aufgeklärt seyn kann, wenn sie Einheit des Verfahrens gegen das Ausland, als das erste Nothwendige, und diese Nothwendigkeit als ihren ersten Glaubensartikel betrachtet.

Allein von diesem Ziele sind wir noch beinahe durch unsre ganze bisherige Nationalität geschieden. Der Deutsche ist gewöhnt an ein kleines Vaterland; wird dieses nicht unmittelbar verletzt, so bleibt er, vermöge seiner natürlichen Unreizbarkeit (die man auch Phlegma) nennt), gern in Ruhe; wartend, bis etwa die Gefahr näher komme. Auch ist das kleine Vaterland der deutschen Freiheitsliebe weit bequemer, als ein ausgedehntes seyn würde und seyn könnte; denn große Staaten verfolgen große Zwecke, sie brauchen dazu große Mittel, und ihre Bürger müssen große Lasten tragen! Dadurch wird das ganze Leben mehr beschränkt, in bestimmtere Vorschriften eingefugt, als dem Deutschen lieb ist. Und was wäre auch gegen seine natürliche Neigung zur Unabhängigkeit und zu kleineren Verbindungen einzuwenden, wenn keine Unsicherheit von Außen Statt fände? Die Menschenwürde ist nicht in Gefahr; sie hat auch bei der bisherigen Lage der Dinge nicht gelitten; die ganze Nothwendigkeit der politischen Wachsamkeit und Vereinigung rührt von zufälligen, von äußern Umständen her, die jedoch jetzt unvermeidlich sind.

Also: eine neue National-Bildung ist nöthig; nicht etwa darum, weil der Trieb, der in dem alten deutschen Stamme schon ist, und schon wirkt, es also foderte, sondern gerade umgekehrt darum, weil die alte Nationalität dasjenige nicht leisten würde, was die Umstände erheischen. Diese neue Nationalbildung ist aber blos etwas, das sich auf die äußeren politi-

Digitized by Google

schen Verhältnisse bezieht; diese muß die Nation anders, denn bisher, betrachten und behandeln; hierüber muß die öffentliche Meinung sich berichtigen, (wie sie denn im letzten Decennium schon zum Theil gethan hat,) und diese Meinung muß sich alsdann, wie alle andere Meinungen, von den Eltern auf die Kinder fortpflanzen. Soll noch mehr geschehen, so ist das eine Angelegenheit der deutschen Staaten, also der Regierungen, der Landstände und der Bundes-Versammlung; nimmermehr aber kann das Phantom, National-Erziehung genannt, worüber heut zu Tage sich Einige die Köpfe zerbrechen, in unsere Pädagogik aufgenommen werden. Hieraus würde eine Verkünstelung entstehen, gegen die man nicht nachdrücklich genug warnen kann; — jedoch muß man zugleich warnen gegen einen Mißverstand der Worte. Daß in der ganzen Nation die Jugend solle erzogen werden, — und daß dieses eine Angelegenheit der Nation sey; desgleichen, daß diese Erziehung nicht anti-national, nicht etwa französirend, seyn solle, daß sie nicht die Ausländerey begünstigen dürfe, daran zweifelt Niemand; und wenn man das Wort National-Erziehung hierauf beschränkt, so ist kein Streit. Unternimmt aber Jemand, aus dem (immer schwankenden) Begriffe der deutschen Nationalität, positive Principien für die Erziehung der deutschen Jugend abzuleiten, dann ist Streit vorhanden; denn dann wird das ächte Ideal der Pädagogik durch heteronomische Grundsätze (um mit Kant zu reden) verfälscht und verdorben.

Auf diesem Irrwege nun befindet sich der, übrigens wohlmeinende und geradsinnige, Verfasser des angezeigten Buches. Gleich im Anfange der Vorrede schon verräth er sich, — und benimmt zugleich seinem Recensenten die Hoffnung, ihn enttäuschen zu können. Denn nicht blos behauptet er: „Sittlichkeit, Wahrheit und Glückseligkeit seyen, jedes für sich, gleich würdige Hauptzwecke der menschlichen Natur, welche durchaus genommen werden müsse, wie sie nun einmal sey," — sondern er führt auch einen Göttingischen Recensenten an, der ihm die vollkommen richtige Erinnerung gegeben hatte, Alles, was man sich als Bestimmung des Menschen denken möge, müsse nach moralischen Principien gewürdigt werden. Dieses führt er an, um eine nichtssagende Gegenrede zu halten, die damit endigt, daß er ein „ganz neues" System der praktischen Philosophie ankündigt, welches er (der sehr fruchtbare Schriftsteller!) schon ausgearbeitet habe. Unglücklicher Weise für ihn, ist die praktische Philosophie gerade die Wissenschaft, worin das ganz Neue schlechterdings ganz falsch seyn muß; denn die Tugend ist nicht eine Sache,

Digitized by Google

die noch erst zu erfinden wäre. Und so liegt mindestens in den Worten (denn wir trauen übrigens diesem Manne recht gern alles Gute zu) eine so große Uebereilung, wie sie dem Urheber einer neuen Darstellung der praktischen Philosophie durchaus nicht begegnen darf, wenn Hoffnung seyn soll, daß er hierin etwas leisten werde. Damit aber nicht gar zu viele, und gar zu leicht hingeworfene praktische Philosophieen die Welt überschwemmen mögen, kann es nützlich seyn, einmal wieder an Schleiermacher's Kritik der Sittenlehre zu erinnern; ein Werk, das vortrefflich dazu dienen wird, hinzuweisen auf die Tiefe und Weite der Forschungen, welche man muß durchgearbeitet haben, um sich in der praktischen Philosophie eine Stimme anmaaßen zu dürfen. Rec. ist übrigens in der Empfehlung dieses Schleiermacher'schen Werkes desto unbefangener, da er mit der eigentlichen Tendenz desselben ganz und gar nicht einverstanden ist.

Ueber Nationalität denkt der Verf. so, wie leicht Jeder mit ihm denken wird, der nicht tiefer geforscht hat, wie er. Nationalität sey das Resultat einer Uebereinstimmung der Individualitäten einer Nation; man lerne sie kennen aus der Geschichte eines jeden Volks, (also ist die Rede von einer schon vorhandenen Nationalität, — anstatt daß hier Alles darauf ankam, diejenige zu bestimmen, die uns fehlt, deren wir bedürfen, und zu der wir eben deshalb gebildet werden müssen;) nun sey aber kein Mensch auf einmal das, was er seyn könne und seyn solle; vielmehr seyen seine Anlagen gleichsam befangen in dem Zwange eines unentwickelten Organismus, (ein gewöhnlicher psychologischer Irrthum,) die Entwickelung geschehe theils von selbst, theils aber auch durch die bestimmte Thätigkeit anderer Menschen; die letztere müsse sich nach den vorhandenen Eigenthümlichkeiten richten, jedoch ohne Verletzung des Allgemeingültigen; (diese Bestimmung hat den Verf. gehütet, daß er nicht noch weit tiefer in den Irrthum versank,) so müsse denn auch die Bildung einer Nation sich nach ihren Eigenthümlichkeiten richten, — folglich bedürfe man neben den Mitteln und Anstalten, wodurch der Mensch überhaupt veredelt werde, noch anderer, welche die Volksthümlichkeit erhöhen und bewahren.

Sollen wir hier den Verf. eines offenbaren Schlußfehlers zeihen? Ohne Zweifel muß man sich nach den Eigenthümlichkeiten jedes Gegenstandes richten, den man behandeln will, — nämlich in Ansehung der Mittel, weil man ihn sonst nicht in der Gewalt haben würde, — nicht aber in Ansehung der Zwecke; wenigstens ist das letzte nicht unmittelbar klar, und würde einen

besondern Beweis erfodern, daß die vorhandenen Eigenheiten etwas Achtung gebietendes, und darum Zwecke setzendes wären. Wo nun dieses letztere nicht klar vor Augen liegt, wird man da schließen dürfen: ich muß mich nach vorhandenen Eigenthümlichkeiten richten, also muß ich sie (nicht etwa überwinden oder umgehen, sondern) erhöhen und bewahren?

Einen so lächerlichen Schluß kann der Verf. nicht im Sinne gehabt haben. Sondern ihm hat der Gedanke vorgeschwebt: die Eigenthümlichkeiten der Deutschen seyen etwas an sich Vortreffliches, Achtungswerthes; darum müsse man auch nach ihnen sich keineswegs bloß richten, wie nach den Eigenheiten von Holz und Stein, die man mit den ihnen angemessenen Werkzeugen behandelt, — sondern man müsse sie ehren, und ihrem guten Triebe zu Hülfe kommen, wo er deren bedürfe. Daß der Verf. so dachte, zeigt seine Beschreibung der deutschen Nationalität, die nichts anders ist, als eine Lobrede. Er rühmt, nicht ohne rhetorischen Schmuck, die Anlagen für inniges Gemüthsleben, für gesetzmäßige Freiheit, und für das Himmlische. Wir wollen dabey, was die Thatsache anlangt, alle Bemerkungen zurückhalten, und bloß erinnern, daß wir nicht mehr im Jahre 1813 leben, wo jede Rede gut war, wenn sie nur Muth machte; und daß auch der Spruch: de mortuis nil nisi bene, auf die deutsche Nationalität, Gottlob! noch nicht paßt; — sie braucht noch keinen Leichensermon; sondern es ist noch Zeit, ihr den Spiegel vorzuhalten, damit sie sich bessere von ihren Fehlern! — Angenommen indessen, der Verfasser hätte wirklich eine historisch-vollständige Darstellung der deutschen Nationalität gegeben: wie wäre denn nun sein Schluß beschaffen, durch welchen er die Nothwendigkeit einer Nationalbildung deduciren wollte? Ohne Zweifel so: Wenn man die Deutschheit vergleicht mit dem Ideale der Tugend, so findet sich, daß sie vortrefflich ist; also muß sie erhöhet und bewahrt werden. Zu diesem Schlusse fehlt bloß noch der Obersatz: was in der Vergleichung mit dem Ideale der Tugend sich als vortrefflich bewährt, das muß erhöhet und erhalten werden. Und hiemit sind wir nun wieder auf dem ersten Wege; nur Schade, es findet sich, daß wir einen ganz unnützen Umweg gemacht haben. Wenn die deutschen Eigenheiten so vortrefflich sind, — dann gerade braucht man auf sie gar keine besondere Rücksicht zu nehmen, denn sie liegen schon stillschweigend in dem Ideale der Tugend, dem Zielpuncte der wahren Pädagogik. Und umgekehrt: wenn man erst noch auf sie Rücksicht nehmen muß, so steht es schlimm um ihren Werth! sie liegen dann nicht in der Idee der Tugend, und sind folglich

Digitized by Google

entweder gleichgültig — und dann muß die Rücksicht bloß darin bestehen, daß man ihnen nicht unnütz widerstreite; oder sie sind verkehrt, — und dann muß man ihnen entgegenarbeiten. In allen diesen Fällen kommt von einer besondern deutschen National-Bildung im Sinne des Verfassers nichts zum Vorschein.

Dies ist so offenbar, daß man nicht nöthig haben sollte, es auseinander zu setzen. Aber es gibt eine Sinnesart, die sich sträubt, die Wahrheit gelten zu lassen. Diese Sinnesart ist ursprünglich das gerade Gegentheil dessen, was sie scheinen will, und wofür sie selbst sich hält. Sie ist Ausländerey, Nachahmungssucht der Fremden; gerade dasselbe, dem sie zu widerstreben sich einbildet. Man hat gehört, daß die Engländer auf ihre Nationalität stolz sind; die Franzosen desgleichen auf die ihrige, — und so fort bis zu dem himmlischen Reiche der Chinesen, über die wir freylich lachen, wenn sie sich für das erste Volk der Erde halten. Wenn nun jeder Fremde sich in seiner Eigenthümlichkeit gefällt: warum (so fragt man sich) sollten wir nicht auch ein so großes Gut, die Selbstzufriedenheit, besitzen und genießen? Warum sollten wir die allgemeine Mode nicht mitmachen, welche verlangt, daß man sich im Spiegel besehe, und das Bild, was der Spiegel zurückgibt, als ein erhabenes Muster betrachte, dem man suchen muß zu gleichen, eben darum, weil man ihm schon wirklich gleicht. Zwar haben sonst die deutschen Philosophen viel von Ideen und Idealen geredet, und von denselben gelehrt, sie dürften schlechterdings nicht aus der Wirklichkeit genommen werden; jede empirische, also auch jede historische Beymischung verderbe sie unfehlbar sogleich. Zwar hat der Deutsche diesen Philosophen sehr geduldig zugehört, er hat sie allen ausländischen Weisheitslehrern ausdrücklich vorgezogen; und dadurch bewiesen, daß gerade solche Lehren, die das Ideale und das Historische streng und schroff einander entgegensetzen, dem deutschen Ohre wohlklingen, dem deutschen Gemüthe zusagen; welches eben wegen seiner Anlage zum Himmlischen (wie unser Verf. sie nennt) nichts anderes nachahmungswürdig findet, als nur das wahrhaft Musterhafte, das Ewige, was eben so wenig die Zeit kennt, als den Raum, und eben so wenig in der deutschen Vorzeit als in der französischen Geschichte oder der chinesischen, zu suchen ist. Doch was hilfts, hievon heutiges Tages noch zu reden? Diese Lehren sind veraltet; diese Philosophen sind nicht nach der neuesten Mode!

Andere Weise sind aufgestanden; sie haben gelehrt, daß die ursprüngliche Einheit nicht Eins sey, sondern ein Inbegriff

von Indifferenzen, Gegensätzen und Polaritäten. Seitdem hat man angefangen, die Spaltungen eben so nothwendig zu finden, als das Eine, welches sich spaltet; die Individualitäten gleich wesentlich, wie das Allgemeine; also auch die Unterschiede der Nationalitäten eben so würdevoll, als die Menschheit. Es muß nun Deutsche, Franzosen, Engländer, — es mußte Griechen, Römer und Carthager geben, — sonst wäre die Welt nicht vollständig. Wer hindert uns, weiter zu schließen: es müsse Franken, Sachsen und Schwaben, oder Preußen, Oestreicher und Baiern geben; wer hindert uns, die Duplicität, Triplicität oder Quadruplicität zu suchen, — oder besser noch, die Pole der Deutschheit zu bestimmen, welche in der ursprünglichen Indifferenz des germanischen Stammes Eins seyen? In Beziehung auf unsern Verf. wäre dies freylich nur eine Andeutung, wie viel noch daran fehle, daß er seine Nationalbildung der Deutschen vollständig bestimmt, und aus den Quellen abgeleitet hätte, und wie leicht er könne überboten werden, von solchen, die in jene Geheimnisse tiefer eingeweiht sind, als Er!

Uns aber, die wir diesen Expansionen der mancherley Polaritäten, und diesen Contractionen derselben zu den Indifferenzen aller Arten und Grade schon seit Anbeginn der absoluten Identität ziemlich indifferent zugesehen haben, — uns fällt es diesmal, bei Gelegenheit der Nationalbildung, ein, daß diese ganze Weisheit nichts weniger als national, nichts weniger als deutsch, sondern ihrem Wesen nach Spinoza's Eigenthum, — also von orientalischem Ursprunge ist. Denn Spinoza war bekanntlich von Geburt ein Jude. In der That, dem Orient gehört dieses Ausstrahlen der Vielheit aus der Einheit; und wer mit orientalisch-intellectualer Anschauung den Occident betrachtet, dem müssen die Deutschen, Franzosen, Engländer, und so weiter, in ihrer Bedeutung als integrirende Theile dieses Einen Occidents so nothwendig und wesentlich verschieden erscheinen, daß an dem Fortbestehen ihrer entgegengesetzten Eigenthümlichkeiten ohne Zweifel das Heil und die Existenz unsers Welttheiles hängt. Wir behalten uns vor, diesen wichtigen Gegenstand anderwärts weiter zu verfolgen, — denn, die Wahrheit zu sagen, wir fühlen uns zum Scherzen nicht recht aufgelegt; auch ist die Frage, nach welchem Musterbegriffe die Deutschen sollen gebildet werden? so ernsthaft als irgend eine.

Demnach, ausdrücklich widersprechend dieser falschen Philosophie von ausländischem Ursprunge, und allen den Folgerungen, die entweder aus ihr gezogen sind, oder noch gezogen werden können, behaupten wir, daß kein anderes Muster, als nur

Digitized by Google

das allgemeine der Menschheit, würdig sey, dem Deutschen bei seiner Bildung vorzuschweben; und daß alle deutsche Nationalität etwas rein Natürliches, Kunstloses, Unbewußtes seyn und bleiben müsse, wenn sie nicht ins Fehlerhafte sich verlieren solle.

Die Natur ist allerdings mannichfaltig; und sie ist am reizendsten dann, wenn sie eben so wenig scheint nach einer Regel geformt, als aus launenhafter Willkühr entsprungen zu seyn. So hat auch das Individuale und das Nationale seinen Reiz; indem eben die Eigenthümlichkeiten dem Zuschauer zur Probe des wirklichen Daseyns dienen; während in seiner Ansicht die gleichen Exemplare aus Einer Form sich überall, wo dergleichen vorkommen, in bloße Beispiele zu einem allgemeinen Begriffe zu verwandeln scheinen, die nichts haben, woran die eigne Realität eines jeden unter ihnen sich erkennen ließe. Mag denn also jedem Dinge sein Stempel, jedem Menschen sein Gesicht, jedem Volke seine Sprache, sammt den Sprichwörtern, Liedern und Tänzen, — mag jeder Nation Alles verbleiben, woran ihre Landsleute sich erkennen, so lange und so weit es unschuldig ist. Denn wir wollen hier nicht jene ängstliche (und nach der Ueberzeugung des Rec. unrichtige) Lehre gelten machen: daß es keine moralische Adiaphora gebe. Wer dies annimmt, der muß auch selbst jenen unschuldigen Individualitäten den Vorwurf machen, sie seyen nicht mehr unschuldig, wieferne sie absichtlich beybehalten werden, sondern sie müßten nothwendig einer Kritik nach allgemeinen Grundsätzen unterworfen werden, von der in keinem Falle zu erwarten ist, das sie einem Volke sein Eigenthümliches ganz beysammen lasse, indem sie vielmehr Einiges behalten, Anderes verwerfen wird.

Unserem Verfasser scheint es nur gar nicht eingefallen zu seyn, daß man ihn von dieser Seite angreifen könne. Nichts ist leichtfertiger, als wie er S. 121 seines Buchs, an die allgemeine Bestimmung eine besondere anhängt; gleich als ob Niemand gezweifelt, Niemand verboten hätte, empirische Bestimmungen mit rationalen zu vermengen. Deutschland hat sich dergestalt verjüngt, daß ein Professor, der ein ganz neues System der praktischen Philosophie ausgearbeitet liegen hat, nicht mehr nöthig findet, sich auch nur um Kant, und um die Streitfragen, welche mit dessen Lehre in Verbindung stehen, zu bekümmern! Und darüber entschuldigt ihn nicht etwa die gedrängte Kürze, oder die Menge schwerer Untersuchungen; — denn seine Schreibart ist lästig durch ihre Breite; und von tiefer Nachforschung haben wir keine Spur bemerkt. — Wenn

Digitized by Google

es aber die Maxime des Verf. war, das, was ihm veraltet schien, mit Stillschweigen zu übergehen, so finden wir ihn sehr inconsequent weiterhin, wo er, nach seinem eigenen Ausdrucke, „Zeter ruft" über die Privat-Erziehungs-Institute. Da diese das Unglück haben, dem Verf. zu misfallen, so mochte er sie nach Belieben tadeln, (Gründe, die etwas bedeuten könnten, haben wir nicht gefunden, auch wird dergleichen Niemand bei einem Zetergeschrey erwarten). Aber ihm eben so wenig, als dem Verf. des bekannten Buchs über Humanismus und Philanthropismus, kam es zu, die Erinnerung an Basedow's Philanthropin, und an die Anstalten Campe's, Salzmann's, Pestalozzi's, mit einer Schmach zu beladen, unter welcher alle schuldige Dankbarkeit erliegen muß. Leider ist es ein bekannter Nationalzug der Deutschen, die Verdienste der Landsleute zu verkennen. Doch pflegt man den Todten die Ehrerbietung nachzuzahlen, die man den Lebenden misgönnt. Eben jetzt kürzlich ist Campe gestorben, — ein Mann, dessen pädagogischen Geist unsre Lobpreiser des Humanismus nicht besitzen, und darum nicht zu würdigen wissen. (Am wenigsten Herr Hillebrand, der S. 241 den richtigen Satz, die griechische Sprache müsse im Jugendunterricht der lateinischen vorangehen, zwar so hinstellt, daß man glauben möchte, diese Lehre sey seine eigene Erfindung; dabey aber verräth, daß er von den allgemeinen Gründen, aus denen der Satz folgt, und die für Frankreich eben so gut als für Deutschland gelten, nichts versteht.) Da nun einmal das vor uns liegende Buch, welches vom Philanthropinismus hätte schweigen können, die übeln Nachreden gegen denselben sehr zur Unzeit wieder erhoben hat: so ist es desto mehr zur rechten Zeit, jetzt laut zu widersprechen. Erstlich: in den pädagogischen Instituten ist der pädagogische Eifer erwacht; dieser Eifer hat die Aufmerksamkeit geweckt, bei Privatpersonen und bei Regierungen; dieser Aufmerksamkeit verdanken die Schulen ihre mannichfaltigen neuern Verbesserungen. Zweytens: der nämliche Eifer muß immer von neuem aus den Instituten hervorgehen; denn die öffentlichen Schulen drücken ihn immerwährend nieder, anstatt ihn zu erzeugen. Oder kennt man etwa nicht die Klagen der meisten Schulmänner über das Lästige ihres Amts? Sieht man nicht die offenbaren Ursachen dieser Klagen? Die Schulen sind Stiftungen des Staats; sie stehen unter seinen Befehlen, unter seiner Aufsicht; dazu kommen noch hundert ängstliche Rücksichten auf das Publikum. Aber die Vorsteher der Institute fühlen sich als Schöpfer ihres Werkes; und der Enthusiasmus, der sie das Werk beginnen hieß, würde gleichmäßiger fortwirken, wenn man in

Digitized by Google

den verwickelten und sorgenvollen ökonomischen Verhältnissen, denen sie nicht entgehen können, ihnen zu Hülfe käme, ihnen einen sichern Boden bereitete, anstatt sie, wie unser Verf., nach so vielen Vorgängern, eines Egoismus zu beschuldigen, dessen Umtriebe in den gewöhnlichen öffentlichen Schulen man vermuthlich niemals beobachtet hat — ? Drittens: solche Erfahrungen, die einen wissenschaftlichen Werth haben, können auf Schulen schlechterdings nicht, sondern nur von Eltern, von Hauslehrern und in den Instituten erworben werden. Denn diese Erfahrungen müssen genau seyn, sie müssen aus vollständiger Beobachtung ihres Gegenstandes entspringen; und das verhindert auf Schulen die Menge der Lehrlinge, und die Beschränktheit auf Stunden, zwischen denen die häusliche Einwirkung hineintritt. Viertens: aus den Erfahrungen und dem Eifer, verbunden mit der philosophischen Untersuchung, entsteht das Quantum pädagogischer Kunst und Kraft, was in der Welt vorhanden ist. Der Staat und die Nation verstehen als solche keine Pädagogik, so wenig als sie Medicin und Mathematik, und irgend eine andere Wissenschaft verstehen. Sie thun ihre Schuldigkeit, wenn sie die Kundigen nach eigner Ansicht wirken lassen und dabei unterstützen. Aber auch der beste Staat wird diese Schuldigkeit niemals rein und ganz durch die öffentlichen Schulen erfüllen; denn bei diesen hat er stets die Aemter und die verschiedenen Stände im Auge, zu deren Leistungen die nöthigen Kenntnisse und Geschicklichkeiten sollen erworben werden. Darum wird immer von neuem die eigentliche Menschen-Erziehung sich in die Privat-Institute flüchten, oder sich den Hauslehrern anvertrauen müssen. Und Heil dem Staate, der solche Privat-Institute beschützt, der sie gern emporblühen sieht! Heil ihm, dem die Engherzigkeit des National-Interesses fremd bleibt; wenn schon die politische Nothwendigkeit ihn zwingt, sich den schädlichen Einwirkungen der Ausländer, die in solcher Engherzigkeit befangen sind, entgegenzustemmen.

Von der ganzen berühmten National-Erziehung bleibt nun, nach dem Gesagten, Nichts übrig, außer einem einzigen Puncte, über welchen unser Verf. manches Gute sagt, das jedoch weder neu noch vollständig ist. Denn zuvörderst zwar versteht sich von selbst, daß die Geschichte der Deutschen es ist, durch welche jeder Deutsche die geselligen Verhältnisse kennen lernen muß, in denen er lebt; und daß er eben aus ihr die Nothwendigkeit erkennen wird, sich sein Vaterland so groß zu denken, als das Gebiet der deutschen Sprache, wiefern nicht politische Grenzen dieß unmöglich machen. Aber ferner, ist etwa die deutsche Geschichte so beschaffen, daß sie unsrem patrio-

Digitized by Google

tischen Eifer kein Hinderniß in den Weg legen sollte? Vor der Leipziger Schlacht war der Anblick derselben so traurig, daß man ihre niederschlagende Wirkung im Jugend-Unterrichte fürchten mußte. Da war kein Lichtpunct zu finden, der das Ganze hätte erhellen können. Selbst die Reformation, diese größte Kraftäußerung der Deutschen, erschien anders dem Katholiken, anders dem Protestanten; und Alle mußte die Trennung und Schwächung schmerzen, die daraus entstanden war. Belehrend zwar ist unstreitig unsere ganze Geschichte für den, der das National-Interesse schon empfindet; aber begeisternd für dies Interesse fängt sie erst jetzt an zu werden. Und hat man auch erwogen, in wie weit die deutsche Geschichte faßlich ist für die jüngern Jahre? Sie ist verwickelt mit der ganzen Historie von Europa. Das Urtheil über historische Verknüpfungen erfodert männliche Umsicht und Besonnenheit. Ein solches Urtheil nachplaudern, ist leicht, aber dergleichen Plauderey ist nur neue Nahrung für die ohnehin nicht kleine Anmaaßung der heutigen Jugend. Darum sind wir der Meinung: unsere Schriftsteller seyen mehr berufen, deutsche Geschichte für das reife Alter klassisch darzustellen, als unsere Schulen, dieselbe sehr weitläufig, und mit Zeitverlust für andere Lehrgegenstände, den Knaben und Jünglingen vorzutragen.

Wir glauben genug über das angezeigte Buch, und über dessen Gegenstand gesagt zu haben; nur das Auffallende mag noch bemerkt werden, daß unser Verf. kein Freund des Turnwesens ist, welches doch bei seinem Eifer für deutsche Volksthümlichkeit wäre zu erwarten gewesen. Der angegebene Grund: die Turnanstalt gehe nicht aus dem Volke hervor, ist offenbar nichtig. Was und wie viel geht denn bei uns aus dem Volke hervor? Durch großen und fast allgemeinen Beifall hat sich das Turnen schnell verbreitet; daher kann hier von etwas „methodisch Aufgedrungenem“ und darum Verwerflichem“ gar nicht die Rede seyn. Gymnastische Uebungen sind in aller Erziehung nothwendig, sie bedürfen allerdings auch meistens der Leitung und Aufsicht. In Deutschland waren sie längst gewünscht; es fehlte nach dem Unterrichte, den GutsMuths gegeben, nur noch an einer kräftig anregenden Gelegenheit. — Wodurch haben denn die Turnlehrer Anstoß gegeben? Ueber diese Frage schweigt der Rec., weil der Streit schon viel zu stark aufgeregt ist. Aber es ist eine wahre Gewissensfrage für diejenigen, die einer an sich guten Sache durch zufällige Beymischungen geschadet haben.

Digitized by Google

XIII.

Essai sur l'instruction des aveugles, ou exposé analytique des procédés employés pour les instruire; par le Docteur Guillié. (*μεγα βιβλιον μεγα ειναι κακον.* Callimaque.) Paris, imprimé par les aveugles, 1817. 20 Kupfer. 224 Seiten. gr. 8.

Da jetzt der Blindenanſtalten in Deutſchland immer mehr werden, und da der Blindenunterricht eigentlich von Deutſchland ausgegangen iſt, (denn Hauy, der die erſte öffentliche Blindenanſtalt anlegte, hat, nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe, den Unterricht von dem blinden Fräulein Paradis in Wien und dem blinden Weißenburg in Mannheim entnommen,) ſo wird dieſe Schrift, welche nach 30jährigem Stillſchweigen über die Pariſer Anſtalt (denn ſeit Hauy's Schrift 1786 war nichts darüber erſchienen) wieder auf einmal neues Licht darüber verbreitet, auch in Deutſchland nicht ohne Theilnahme wenigſtens im Auszuge aufgenommen werden. Da ich den Blindenunterricht ſelbſt ſeit 12 Jahren übe und liebe, ſo kann ich wenigſtens nicht ohne Sachkenntniß darüber ſprechen.

Nach der Zueignung an den König in der Vorrede beginnt Seite 11 bis 30 die Einleitung, und hierauf in 3 Theilen das Werk ſelbſt: I. Allgemeine Betrachtungen über die Blinden, S. 31 bis 62; II. Leben merkwürdiger Blinden, S. 63 bis 97; III. Unterricht der Blinden, S. 98 bis 213; endlich ein Schluß, S. 214 bis 222. Ich will von Anfang bis Ende die wichtigſten Bemerke herausheben.

Einleitung S. 12 ſagt Hr. Guillié, daß die Erziehung der Sehenden mit der Geburt beginne, da ſie mit Leichtigkeit die Spiele ihrer Gefährten nachahmen und die Blicke einer Mutter für ſie der beſte Unterricht ſeyen; welches alles für den Blinden verloren ſey. So ſehr ich hiemit in Hinſicht des über Sehende Geſagten übereinſtimme, ſo muß ich doch in Rückſicht des über die Blinden Bemerkten widerſprechen. Auch der Blinde ahmt die Spiele der Gefährten leicht und gerne nach, vorausgeſetzt, daß die Gefährten ſich ſeiner annehmen; und wenn auch nicht der Blick der Mutter, ſo iſt doch ihre Stimme auch für ihn bildend und erziehend. Aber freilich iſt es das traurige Loos der meiſten armen blinden Kinder, daß man ſich nicht ſehr um ſie bekümmert, ſie ſtill im Winkel ſitzen läßt, und was man ihnen an

Digitized by Google

Handreichungen leistet, gerade für sie verderblich wird. Denn wenn die Aeltern oder Verwandten alles gethan zu haben glauben, wenn sie dieselben Morgens an- und Abends ausziehen, am Tage sie füttern, so überlegen sie nicht, daß es weit besser wäre, diese Kleinen anzuhalten, sich selbst an- und auszukleiden, ihnen die Hand so lange zu führen, bis sie es können, und den Tag über sie ins Freie, in Hof oder Garten zu lassen, damit ihre Glieder durch Gebrauch sich stärken, ihre Kenntnisse sich erweitern, ihr Gemüth sich erheitere. Durch Nichtbefolg dieses heiligen Rechts der Kinder geschieht es so häufig, daß die Blinden den Gebrauch ihrer Hände und Füße, die feste Haltung ihres Körpers verlieren, dumpf und stumpf vor sich hinbrüten, ja in heimliche Sünden verfallen, und so ein unkräftiges, sieches Dasein davon tragen. Ich habe schon oft daran gedacht, wie dies zur Kunde aller Aeltern kommen könnte; ein Mensch ist zu schwach, es durch alle Gauen laut zu schreien. Da hat mir am zweckmäßigen erschienen, daß die Pfarrherren jährlich einmal eine Blindenpredigt hielten, etwa an dem Sonntage, wenn von der Heilung der Blinden die frohe Botschaft lautet.

S. 13 sagt der Verf., daß für die Blinden die sittliche Welt nicht vorhanden sei, da sie alles auf sich bezögen. Allein wenn das erste sittliche Gefühl, das sich in dem kindlichen Herzen regt, das Bewußtseyn einer unendlichen Liebe ist, das in der Hingebung der Mutter an dem Säugling sich offenbart, so lebt dies beim blinden Kinde so gut wie beim sehenden, ja da das blinde Kind recht gut seine Hilfsbedürftigkeit fühlt und die Hilfleistungen der Sehenden schätzen lernt, so entwickelt sich ein Gefühl der Dankbarkeit und des Wohlwollens, das den Blinden in die sittliche Welt hineinführt.

I. Theil S. 32 bemerkt der Verf. sehr richtig, daß die größere Feinheit des Tast- und Hörsinnes bei den Blinden nicht etwa, wie Viele gemeint haben, durch ein Ueberströmen des Nervensafts von dem mangelnden Sinne zu den übrigen Sinnen, sondern durch die nöthig gewordene Uebung der andern Sinne bewirkt wird. Ich habe oft beobachtet, daß blinde Kinder, die nicht im Tasten oder Hören geübt worden waren, viel ungeschickter darin waren, als sehende Kinder, welche Uebung gehabt hatten.

S. 39 und 44 bleibt der Verf. nicht seiner vorigen Beobachtung treu, daß blos Uebung die Kräfte schärfe. Denn wenn er bei Blinden eine große Gedächtniß- und Urtheilskraft annimmt, so kann dies nur bei gehöriger Uebung jener Seelenkräfte Statt finden. Ich habe schon oft blinde Kinder von

Digitized by Google

außerordentlich schwacher Gedächtniß- und Urtheilskraft gefunden.

S. 52 spricht der Verf. den Blinden die Scham ab; allein dies hab' ich nicht bestätigt gefunden. Im Zustande der Unschuld kann Scham nicht statten, aber mit dem Gefühle der Schuld erwacht sie, der Mensch mag blind oder sehend seyn.

S. 54 Anm. führt der Verf. Diderot's Bemerk über die Grausamkeit der Blinden an. Nun hab' ich zwar selbst beobachtet, daß die Blinden z. B. gern Thiere schlachten hören, aber ich glaube, daß man hieraus zu viel folgert. Auch sehende Kinder wohnen dem Schlachten gerne bei, und bei einer Hinrichtung sind Tausende sehender Menschen zugegen. Ich glaube, daß dies mehr der menschlichen Neugierde als der menschlichen Grausamkeit zuzuschreiben sey. Selbstverübte Grausamkeiten, z. B. Quälen der Thiere, habe ich bei Blinden nicht beobachtet.

S. 56 werden die Blinden der Gottläugnung beschuldigt. Ich habe eher umgekehrt Hang zur Schwärmerei gefunden.

S. 60 entscheidet der Verf. die Frage, ob die Blinden oder die Taubstummen unglücklicher? zu Gunsten der Blinden. Hier muß ich bemerken: wer soll die Frage entscheiden? Sollen es jene 4sinnigen Menschen selbst, so ist das Ergebniß, daß in der Regel jeder sich für glücklicher und den andern für unglücklicher hält. Sollen wir 5sinnige Menschen sie entscheiden, so wird das Urtheil bald so, bald so ausfallen, je nachdem man mehr die Selbständigkeit oder die Mittheilung liebt. Vielleicht möchte bei Armuth die Taubheit, bei Reichthum die Blindheit erträglicher seyn, da der arme Blinde bei weniger Erwerb doch mehr Bedürfnisse hat, z. B. das eines Führers, der arme Taubstumme aber so gut wie ein Sehender ein Handwerk erlernen kann, und der reiche Blinde sich alle geistige Genüsse der Geselligkeit verschaffen kann, die der reiche Taubstumme nicht in dem Maaße genießt.

II. Theil, S. 86, kommt bei Lesueur die Behauptung vor, daß die Blinden in der Regel undankbar seyen. Dies hab' ich doch in solcher Allgemeinheit nicht getroffen.

S. 88 ist sehr richtig bemerkt, daß die Sehenden sich scheuen, Blinde in die Lehre oder zur Arbeit zu nehmen. Eine Auskunft wäre hier, wenn die Meister von Seiten des Staats eine Belohnung bekämen, wenn sie einen Blinden in die Lehre nehmen, wie es in Berlin der Fall mit den Meistern ist, die einen Taubstummen nehmen.

S. 91 wird eines Blinden erwähnt, der durch das Gehör

Digitized by Google

die Größe und die Bewegungen der Sprechenden unterscheiden konnte. Dies hab' ich nicht nur ebenfalls bemerkt, sondern sogar Zöglinge gehabt, die es hören konnten, ob der Sprechende Pockengruben hatte oder nicht.

S. 97 ist eine wunderliche Verwechselung, wie sie aber Franzosen schon oft begegnet ist, z. B. mit den Heideschnucken, den bekannten Schafen in der Lüneburger Heide, die ein Franzose für ein wildes Volk gehalten. In der angeführten Stelle Halberstadii — refertur scheint er die Stadt Halberstadt für einen Mann zu halten, indem er sie übersetzt Halberstad parle.

III. Theil, S. 103—118, vom Lesen. Hier kann ich durchaus nicht der Meinung sein, daß man früher vom Zeichen (dem Buchstaben) als vom Bezeichneten (dem Laute) spreche. Hörübungen müssen sowohl bei Sehenden als noch vielmehr bei Blinden, die vorzüglich aufs Hören angewiesen, den Leseübungen vorangehen.

S. 119—125, vom Drucken. Daß Blinde eben so gut wie Sehende Drucker sein können, ist klar; nur beim Sezzen müssen sie einen sehenden Vorleser haben, so daß also hier gerade noch einmal so viele Menschen gebraucht werden, als auf gewöhnliche Art, es müßte denn das zu Setzende tastbar gemacht sein, wo aber dann freilich an Zeit beim Durchtasten verloren gehen würde.

S. 126—130, von Büchern für Blinde. Daß die zwischen jedem zusammengeklebten Blatte eingeschlossene Luft die Abplattung der erhobenen Blindenschrift verhindere, hab' ich nicht bestätigt gefunden. Uebrigens ist der Nutzen dieser Blindendruckschrift, im Verhältniß der großen Kosten, sehr beschränkt, sowohl weil das Lesen durch Tasten zu langsam geht und im Verhältniß des Schreibens steht, da jeder Buchstabe einzeln durchgefühlt werden muß, als weil solche Blindendrucke wegen ihres nothwendig großen Raumes nur sehr beschränkten Umfang haben können. Uebrigens bin ich mit Hrn. Guillié einverstanden, daß geschichtliche Namen von den Blinden leichter bemerkt werden, wenn sie dieselben nicht blos hören, sondern auch tasten, so wie überhaupt jeder Eindruck auf die Seele um so fester wird, durch je mehr Sinne er geschieht. Aber dazu braucht man keine so viel Raum und Geld kostende Blindendruckerei, sondern dies verrichtet eben so gut ein ganz einfacher Lesekasten für Blinde, wie er z. B. in der Blindenanstalt zu Berlin aus einer gepreßten Holzmasse zu haben ist. Für die Sitten- und Glaubenslehre halt' ich Druckschrift für weniger nöthig, weil hier kein Auswendiglernen, sondern eine

Digitized by Google

Entwickelung von Ideen ſtattet. Höchſtens könnte ein erhoben gedrucktes Spruchbuch, wegen der auswendig zu lernenden Sprüche wunſchwerth ſeyn, wiewohl ich der Meinung bin, daß bei Blinden das Gedächtniß recht geübt werden müſſe, damit er wie Simonides ſagen könne: omnia mea mecum porto.

S. 131—144, vom Schreiben. Die als 2 verſchiedene Jungfrauen angegebenen blinden Schreiberinnen in der Schweiz, Eliſabeth Waldkirch und Walkier, ſind ohne Zweifel Eine Perſon, und letzter Name nur eine verhunzte Ausſprache des erſten. Außer dem in Paris gewöhnlichen Schreibkaſten, wo wagerechte Drähte die Zeilen abtheilen, iſt in Zürch und Berlin nach jenem Simonidesſpruche noch eine einfachere Schreibweiſe für die Blinden eingeführt, nämlich Faltung des Papieres, wodurch ebenfalls gerade und gleich breite Zeilen entſtehen.

S. 145—151, von der Erdkunde. Sehr richtig ſagt der Verf., daß hier blos mündlicher Vortrag nicht genüge, ſondern daß, wie bei Sehenden, ſichtbare, hier taſtbare Karten da ſein müßen. Nur über die Ausführung dieſer Karten bin ich nicht mit ihm einverſtanden. Die Pariſer Karten werden durch Aufleimen von Draht, der mit Papier umwickelt iſt, und durch Einſchlagen kleiner Nägel in die auf Pappe geleimte Karte bereitet. Durch den Draht werden die Linien, alſo Gebirge, Flüſſe, Grenzen, durch die Nägel Punkte, nämlich Städte und Inſeln, bezeichnet. Hier tadel' ich nun, daß dies kein treues Abbild der Erdoberfläche gibt, indem das Meer gleich hoch mit dem Lande, die Flüſſe ſogar über das Land erhoben und mit den Gebirgen gleich bezeichnet, und die blos eingebildeten und mehr der Geſchichte angehörigen Staatengrenzen auf dieſelbe Weiſe angegeben ſind. An eine Darſtellung der verſchiedenen Bergkuppen und der Hochebenen iſt hier vollends nicht zu denken. Will man ein naturgemäßes Abbild der Erdoberfläche haben, ſo bleibt kein anderes Mittel als ſogenannte Reliefs oder Hochbilder, wie ſie Pfiffer von der Schweiz machte, und wie ſie von der ganzen Erdkugel und von dem Lande der Deutſchen insbeſondere in der Berliniſchen Blindenanſtalt, aus einer eigenen Holzmaſſe gepreßt, zu finden ſind. Hier erſcheinen Hochgebirge mit ihren Hauptgipfeln, Mittelgebirge, Hochebenen, Tiefebenen, Flüſſe und Meere nach ihren wirklichen Abſtufungen, Städte ſind nach ihrer Bevölkerung entweder als Vierecke, Dreiecke oder Kreiſe angedeutet, Staatengrenzen werden ganz ausgeſchloſſen, dagegen die Sandwüſten durch aufgeleimten Sand, der nie abgeht, die großen Waldſtrecken durch Moos bezeichnet, ſo daß

Digitized by Google

hier Blinde sowohl als Sehende ein wirkliches Naturgemälde der Erde bekommen.

S. 152—158, von Sprachen. Vortrefflich ist, was Guillié über die aus Indien herstammende Wechselbelehrung und über das Schädliche der Lancaster'schen Belohnungen und Strafen sagt. Was übrigens die von ihm so gerühmte Interlinearmethode beim Unterricht fremden Sprachen betrift, so muß sie bei der Größe und Weitläufigkeit der Blindendruckschrift nur auf kleine Stücke sich erstrecken. Ueberhaupt bin ich der Meinung, daß der Sprachunterricht bei Blinden besser mündlich betrieben werde, da die Blinden Sprachen doch nur des Sprechens wegen erlernen. Auf diese Art hab' ich Blinde in ältern und neuern Sprachen unterrichtet.

S. 159—164, von der Größenlehre. Beim Rechnen kann ich nicht mit der Pariser Lehrart übereinstimmen. Wie beim Lesen wird nämlich das Zeichen statt des Bezeichneten zur Grundlage gemacht, und die Blinden rechnen auf ihren Rechentafeln mit erhobenen Zahlzeichen oder Ziffern, statt daß sie mit Zahlen selbst im Kopfe rechnen sollten. In der Berlinischen Blindenanstalt z. B. werden den Zöglingen an kleinen hölzernen Würfeln die Zahlenverhältnisse entwickelt. Warum bei der Formlehre der Verf. die hölzernen Körper verwirft, seh' ich nicht ein, da der Begriff einer Ecke und Kante z. B. doch wirklich körperlich ist. Ueber das hiebei angeführte Farbenfühlen hab' ich viele hundert Versuche an Tuchstücken gemacht, wo von 630 Malen 386 Male die Farben wirklich getroffen, 244 Male aber nicht getroffen wurden.

S. 165—169, von der Tonkunst. Sehr wahr ist es, daß erhobene Tonzeichen oder Noten den Blinden beim Spielen nichts helfen, da ihre Finger, die sie zum Lesen brauchen müssen, schon beim Spielen der Tonwerke in Anspruch genommen sind. Die einzige Anwendung der erhobenen Noten wäre beim Gesange, wo die Finger unbeschäftigt sind; dies geschieht in der Londoner Blindenanstalt. In der Berlinischen Anstalt können mittels der Lesekasten die Tonzeichen auf doppelte Art, entweder mit Zahlen (nach Nägeli) oder mit Buchstaben, (da im Deutschen die Töne Buchstabennamen haben) bezeichnet werden. Wenn der Verf. übrigens S. 168 sagt, daß die Tonkunst nur von Blinden selbst gelehrt wird, so widerspricht der Anmerk, wo die Herren Düport, Habenek, Jadin, Dacosta und Baudouin angeführt sind, und S. 166, wo ein sehender Vorsänger erwähnt wird.

S. 170—174, von den Mitteln der Mittheilung zwischen Blinden und Taubstummen. Sehr viel Gu-

Digitized by Google

tes ist über die gegenseitige Zeichensprache gesagt. Nach der deutschen Lehrart, wo die Taubstummen auch die Wortsprache lernen, ist am Tage selbst eine Mittheilung durch Sprechen möglich.

S. 175—177, von den Handarbeiten. Ich bin ganz damit einverstanden, daß jeder Zögling ohne Ausnahme Handarbeiten lernen muß, und daß es nicht sowohl auf eine große Menge verschiedener Handwerke, als vielmehr darauf ankomme, Handbeschäftigungen zu wählen, die den Blinden vortheilhaft sind.

S. 178—180, vom Strikken. Sehr erleichternd ist es, wenn man zum Anfange dem Blinden recht starke Stricknadeln und recht starkes Garn gibt. Späterhin werden seine Finger, gleich Storchschnäbeln, von selbst Alles ins Kleine ziehen.

S. 181—182, vom Spinnen. Für Blinde ist es leichter, wenn der Rokken nicht, wie in Paris, in der Hand gehalten wird, sondern am Spinnrade ist.

S. 183—185, von Geldbeuteln. In Paris werden dieselben auf zwei Arten gelehrt, entweder über den Becher (moule à dents), oder am Weberahmen (metier à baguettes). Die erste Art hält der Verf. selbst für unpassend bei Blinden. In den deutschen Blindenanstalten sind auch noch zwei andere Arten üblich, gestrikte und netzartige. Wenn Hr. Guillié übrigens hiebei bemerkt, daß das weibliche Geschlecht trocknere Hände als das männliche habe, so find' ich dies weder in der Erfahrung bestätigt, noch auch einen wissenschaftlichen Grund dafür, da das männliche Geschlecht weit trocknere Fleischfasern hat, dagegen die Frauen saftreicher sind, weshalb Budde in seiner Arithmetik des menschlichen Lebens die südliche Halbkugel wegen vorherrschender Flüssigkeit die weibliche, die trocknere nördliche aber die männliche nennt.

S. 186—187, vom Netz- und Gurtmachen. Daß das Netzmachen sowohl für Sehende als vorzüglich für Blinde so schwer sei, daß es mit Seide gar nicht ausgeübt werden könne, find' ich nicht. Die Blinden in Berlin und Dresden machen seidene netzartige Geldbeutel.

S. 188—189, von Tuchschuhen. Noch einfacher ist es, statt der ledernen Riemen hölzerne Pflökke zum Anschlingen der Tuchekken zu machen.

S. 190—192, von Tuchteppigen. In Paris und Berlin werden diese Teppige auf einem wagerechten Rahmen, dagegen in Zürch an einem senkrechten gemacht; nur ist in Paris der Rahmen an der Wand fest, in Berlin freistehend.

Digitized by Google

S. 193—195, von Plüschschuhen. Recht gut.

S. 196—197, vom Peitschenflechten. Der Verf. gesteht selbst, daß dies seit Erfindung der Maschinen wenig einbringe.

S. 198—199, vom Leinweben. Weswegen das Weben ausschließend für männliche Zöglinge sein soll, seh' ich nicht, da von Homers Zeit an Mädchen dasselbe verrichteten. Uebrigens scheint mir diese Arbeit für Blinde nicht geeignet, da sie, wie der Verf. selbst anführt, weder den Aufzug machen, noch einen gerissenen Faden auffinden können.

S. 200—201, vom Stuhlflechten. Statt Stroh wird in Berlin und Dresden Bindfaden genommen, der nachher, gelb gefirniß, wie spanisches Rohr aussieht.

S. 202—203, von der Seilerei.
S. 204—205, vom Korbmachen.
S. 206—208, von Strohmatten.
} Diese 3 Arbeiten erfodern einen großen Raum.

S. 209—213, von den Spielen der Blinden. Statt der Spiele, wobei die Blinden auf einem Flekke sitzen, scheinen mir Leibesübungen im Freien weit zweckmäßiger.

S. 214—222, Schluß. Bei Blinden ist eine Neigung zum Dichten allgemein bemerkbar, und alle Barden von Homeros bis Ossian sind uns als blind geschildert.

XIV.

Karikaturen des Heiligsten. Von Henrich Steffens. In zwei Theilen. Erster Theil. Leipzig: F. A. Brockhaus. 1819. 8. VI und 451 Seiten. (Preis: 2 Thlr. 12 Gr.)

Wohl ist das Heilige, seit die Welt steht, von den Erdgebornen oft karikirt worden, so daß sie es zur abgeschmacktesten und lächerlichsten Fratze verzerrten. Da traten denn Witzlinge auf und spotteten darüber, als wär' es ein Unheiliges; und obwohl das Heilige dadurch nichts an seiner innern und ewigen Würde verlor, so ward es doch nicht in dieser überall erkannt, wie es sollte. Die Begriffe verwirrten sich, man stritt und zankte

Digitized by Google

und schlug sich darob; und selbst Viele von denen, die sich klüger und besser als Andere dünkten, meinten am Ende wohl gar, das sogenannte Heilige sei nur eine Erfindung der Politik, um den Pöbel leichter im Zaume zu halten. Die Gebildetern müßten es also wenigstens äußerlich achten, wenn sie auch im Herzen es geringschätzten und unter der Maske hervor einander anlächelten, wie römische Augurn, wenn sie einander begegneten. Solches Irrsal hat sich von den griechischen Sophisten herab bis auf unsere Zeiten erhalten; und wiewohl es zu allen Zeiten auch rüstige Bekämpfer gefunden, so spukt es doch noch immer in vielen Köpfen, weil man andererseits nicht aufgehört hat, das Heilige zur Karikatur zu machen und es eben dadurch entweder dem lachenden Spötter preiszugeben oder doch bei eingebildeten Halbwissern in übeln Verdacht zu bringen.

Es ist und bleibt daher gewiß verdienstlich, wenn Männer von Geist und Kraft und gutem Willen, wie der Verfasser des vorliegenden Werkes, immer von neuem auftreten als rüstige Kämpfer für das, was der Menschheit ewig theuer und werth sein soll, weil darauf nicht bloß das wahre Wohlsein, sondern auch die innere Würde des Menschen beruht. In welchem Geiste hier gekämpft werden solle, wird unsern Lesern am besten einleuchten, wenn wir ihnen aus der Einleitung (welche eine treffende, obwohl etwas zu lang gedehnte und zuweilen unklare Vergleichung der körperlichen Kurz- und Weitsichtigkeit mit der geistigen enthält) die letzten Worte mittheilen. „Es gibt" — sagt der Verf. S. 14 und 15 — „zu allen Zeiten solche „Irrthümer, die sich eben aus der Zeit selbst gebären, ja die „mit demjenigen, was die Zeit als das Höchste und Heiligste „verehrt, auf das Innigste verflochten sind. Es scheint den „Meisten gefährlich, solche Irrthümer anzugreifen. Aber eben „diese, ehe sie fester eingewurzelt sind, aufzudecken, ist das „Heilsamste. Diejenigen, die ihre Furcht verbergen möchten, „täuschen sich selbst, indem sie vorgeben, daß es nicht rathsam „sei, solche Irrthümer anzugreifen, weil man leicht dem Gu„ten, was sich entwickeln will, schaden könnte. Dieses Gute „betrachten sie wie ein krankhaftes Kind, dessen Launen und „Tücken man schonen müsse, damit es nicht zu Grunde gehe. „Was sich aber von der Liebe abwendet, ist nicht das Gute, „hat mit dem Guten nichts gemein, dieses aber, aus der Liebe „geboren, ist stark und fest in sich, ja es ist eben die wahre „Gesundheit der Zeit selbst. — Andere reden so: Ein jedes „Frische und Herrliche, was sich in der Zeit gestalten will, fin„det Gegner, die um so gefährlicher sind, da sie die Macht der „Gewohnheit, die Kraft der schlechtgewordenen Vergangenheit

Digitized by Google

„auf ihrer Seite haben. Auf die Schwäche der neugebornen „Zeit aufmerksam zu machen, heißt diesen die gefährlichsten „Waffen in die Hände geben. Das kommt, denk' ich, auf die „Art an, wie es geschieht. Wer strafend in seiner Zeit her„vorzutreten wagt, muß alles Nichtige von sich abzuwen„den trachten. Auf meinem Kampfplatze mit meinen Waf„fen kann nur kämpfen, wer mir zugehört." Das klingt freilich etwas eigenliebig und anmaaßend, und scheint selbst zu beweisen, daß der Verf. noch nicht alles Nichtige von sich abgewendet habe. Indessen lenkt er wieder etwas ein, indem er hinzusetzt: „Ob nun jenes richtende Maaß, welches wir als „ein solches aufzustellen wagen, wirklich der Zeit entnommen „ist [sei] und als ein solches allen Besseren beiwohne, ist frei„lich die Frage. Daß es so sei, ist aber unsere Hoffnung wie „unser Glaube. Irrten wir, so haben wir nichts zu verlieren; „denn in einem Irrthume begehren wir nicht zu leben, und „sollten wir ihn als einen solchen erkennen, dann hätte das „Dasein selbst seinen Werth für uns verloren, und über „diesen Verlust gibt es keinen, der nennenswerth wäre." Das Letzte ist wohl wahr; aber sollte wirklich das Dasein selbst seinen Werth für den verloren haben, der zur Erkenntniß gekommen, daß er in einem Irrthume befangen gewesen? Das wäre ja baarer Gewinn für das Leben, weil man nun frei von jenem Irrthume die Wahrheit um so leichter und reiner erkennen könnte. Und ist dem beschränkten Menschengeiste in und für dieß Leben nicht mehr gewährt, als ein aufrichtiges Streben nach dem Wahren, wie nach dem Guten und Schönen, so ist es wohl nicht recht, den ganzen Werth des Lebens auf etwas zu setzen, von dem man, wie der Verf. selbst, doch eingestehen muß, daß man sich wohl darin irren könnte. Auch hier scheint noch nicht alles Nichtige abgewendet zu seyn. Doch zuletzt erhebt sich der Verf. wirklich darüber, indem er noch beifügt: „Und so sei der Kampf gewagt! Auf Gott al„lein steht unsere Hoffnung. Der darf nicht, wie wir, die „Liebe suchen, da er die Liebe ist, wie der Weg, die Wahrheit „und das Leben. Auf seinen Weg" [seinem Wege]" wollen „wir, wie seine Gnade es uns gönnt, wandeln: seiner Wahr„heit nachstreben, seines Lebens theilhaftig zu werden suchen." — Wir wollen nun sehen, wie der Verf. diesen schönen Vorsatz ausgeführt, und ob er ihm überall treu geblieben.

Zuvörderst müssen wir Rechenschaft geben von der innern Organisazion dieses Werkes; was um so nöthiger ist, da es dem Verf. (nach der heutigen Unart vieler Schriftsteller, das Lesen und Verstehen ihrer Schriften durch keinen logischen Wegweiser

Digitized by Google

zu erleichtern) nicht gefallen hat, sich in einer Vorrede darüber zu erklären oder irgend eine Inhaltsanzeige beizufügen.

Der Hauptgegenstand dieses ersten Theils der Karikaturen ist der Staat, mit dessen allgemeiner Betrachtung die Abhandlung S. 16 beginnt. Nachdem nun der Verf. seine Grundansicht von dem Staate ausgesprochen, so zerfällt sein Werk in folgende Unterabtheilungen, hergenommen von den verschiedenen Ständen der Gesellschaft, um deren Bestimmung, Verhältniß und Ausartung nachzuweisen: Der Bauer, S. 66. Der Bürger, S. 78. Der Adel, S. 96. Der Gelehrte, S. 104. Dann folgen drei Abschnitte mit den Ueberschriften: Erziehung, Unterricht, S. 108. Verfassung, Gesetz, S. 129. König, Beamte, Krieger, S. 139. Nun erst beginnen die Karikaturen; und zwar zeichnet der Verf. anfangs zwei Hauptkarikaturen unter den Titeln: Der Bequeme oder Glückseligkeit und Ruhe, S. 174. Die Unruhen oder Freiheit und Deutschheit, S. 197. Dann folgen die besondern Karikaturen nach den vier Ständen der Gesellschaft, nämlich 1) der Bauer, in drei Karikaturen, S. 245., nebst einem Anhange, welcher von der persönlichen Treue, als einem nothwendigen Elemente des Staats, oder von der Hörigkeit handelt, S. 266. — 2) Der Bürger, in zwei Karikaturen, S. 281. — 3) Der Adel, in drei Karikaturen, S. 309. — 4) Der Gelehrte, S. 340. Hier verläßt der Verf. die bisherige Methode, jeden Stand in seinen verschiedenen Ausartungen und Verzerrungen zu zeichnen, und gibt dafür zwei Abhandlungen unter den Titeln: Preßfreiheit, als ein nothwendiges Element des Staats, S. 342. Erziehung, Unterricht — die Turnplätze, S. 410 bis ans Ende.

Daß dieser Plan eben nicht sehr methodisch angelegt ist und zu vielen Wiederholungen führen mußte, obgleich der Verf. selbst (S. 419) sagt, daß zur geistigen Erzeugung „strenge Beschränkung, sichere Form, Methode" gehöre, bemerken unsere Leser wohl von selbst. Doch wollen wir darüber nicht mit dem Verf. rechten, sondern lieber gleich zur Sache fortgehen.

Der Staat ist also, wie gesagt, der Hauptgegenstand des ersten Theils dieser Schrift. Richtig bemerkt der Verf. gleich anfangs, daß nur die Idee des Staats das richtende Maaß für die herrschenden Abweichungen, die wir in der Erscheinungswelt wahrnehmen, sein und daß nur die Philosophie uns dieses richtende Maaß an die Hand geben könne. Treffend sagt er in dieser Beziehung S. 22: „Nur Unkundige wagen

„es, die Weisheit zu schmähen, die den Ursprung und die Entstehung solcher Schmähungen selbst nachzuweisen vermag, und „ihr allein gebürt es, Richterin zu sein in der eignen Sache; „denn ist sie das Maaß aller Dinge, so kann sie durch nichts anders „gemessen werden, und ist ihr eignes Maaß." Wenn aber der Verf. es zugleich als einen Vorzug unserer Zeit rühmt, „daß man, wenigstens unter uns, nicht mehr den Staat aus „bloßen abstrakten Begriffen zu konstruiren sucht, ihn auch „nicht mehr als etwas durch die Menschen Verfertigtes betrachtet, wodurch sie gewisse irdische Bedürfnisse" [gewissen irdischen Bedürfnissen] „abzuhelfen gesucht haben": so möchten wir ihn

1. fragen, ob wohl je ein Mensch so thörig gewesen, den Staat aus bloßen abstrakten Begriffen konstruiren zu wollen? Was der Verf. so zu nennen beliebt, war nichts anders als ein Suchen nach der Idee des Staats, die, genau genommen, doch auch nichts anders ist, als was die Logiker einen abstrakten Begriff nennen. Denn die Idee als solche entsteht nur in mir, wenn und wiefern ich den Staat in abstracto denke, und der Staat in concreto ist nur die Offenbarung oder äußere Erscheinung der Idee, mehr oder weniger von ihr abweichend. Soll also die Idee des Staats, wie der Verf. selbst ganz richtig sagt, das Allgemeine, Unwandelbare, von den Zeiten und ihrem Wechsel Unabhängige, der gemeinsame Haupttypus der Staaten seyn, so muß ich, um die Idee zu denken, wegsehen von dem Besondern, Zufälligen und Wechselnden in der Gestaltung und Entwickelung der Staaten, mit einem Worte — abstrahiren. Aber den Staat selbst, wie er leibt und lebt, aus bloßen abstrakten Begriffen konstruiren zu wollen, ist gewiß noch keinem Menschen von gesundem Verstande eingefallen. Sodann möchten wir auch

2. fragen, ob jene beschränkte Ansicht vom Staate, nach welcher man ihn als etwas durch die Menschen Verfertigtes betrachtet, wodurch sie gewissen irdischen Bedürfnissen abzuhelfen versucht haben, wirklich unter uns nicht mehr angetroffen werde? Noch ganz neuerlich fanden wir sie in einem vielgelesenen, angeblich aus dem Englischen übersetzten, Buche ganz deutlich ausgesprochen; und der Verf. schaue nur recht um sich her, so wird er finden, daß dieselbe Ansicht noch bis heute in den Köpfen recht vieler Menschen, besonders der sogenannten Praktiker und Empiriker, spukt und daß eben diese Menschen es sind, welche die Weisheit, die eine höhere Ansicht vom Staate geltend machen will, als eine Träumerin, wo nicht gar als eine Umwälzerin schmähen.

Digitized by Google

Jener gemeinen und höchst verderblichen Ansicht vom Staate ist nun zwar die ganze vorliegende Schrift ihrem innersten Wesen nach entgegengesetzt; und dieß ist gewiß etwas höchst Verdienstliches. Aber der Verf. hat selbst sein Verdienst dadurch geschmälert, daß er hin und wieder den Vertheidigern jener Ansicht, wenn auch unabsichtlich, Vorschub thut. So sagt er S. 19, die unreife versuchte Beantwortung der Fragen, welche jetzt alle Gemüther in Bewegung setzen — und alle diese Fragen haben keinen andern Zweck, als eine höhere Ansicht vom Staate für das Leben geltend zu machen — habe ein benachbartes Land in unübersehbares Elend gestürzt. Wie kann der Verf. jetzt noch eine so unreife Behauptung in Ansehung des Ursprungs der französischen Staatsumwälzung und alles daraus hervorgegangenen Elends aufstellen? Weiß er denn gar nichts von dem Elende, das dieser großen Begebenheit vorausging und sie hervorrief? nichts von den Hofkabalen in Versailles, nichts von dem Widerstande des Adels und der Geistlichkeit in Frankreich, nichts von den unbefugten Einmischungen auswärtiger Mächte in die innern Angelegenheiten des französischen Volks, wodurch dieses erst zu den gewaltsamsten Konvulsionen und Explosionen gereizt wurde? Wie sehr werden ihm die Herren Praktiker und Empiriker Dank wissen für die neue Entdeckung, daß die unreife versuchte Beantwortung gewisser, ihnen sehr ungelegener, Fragen Frankreich erst ins Elend gestürzt habe! Sie werden nicht unterlassen, eben deswegen diese Fragen als ganz unnütz, ja höchst schädlich, abzuweisen und das Glück zu rühmen, das die Franzosen genossen, als man in Frankreich noch nicht solche Fragen aufwarf und zu beantworten versuchte, als noch die Minister durch Lettres de cachet regierten, die Richter mit der Folter untersuchten, der Adel den Bauer für sich arbeiten ließ, und die Geistlichkeit die Gewissen beherrschte, um Bartholomäusnächte zu veranstalten. — So werden eben diese Herren auch nicht unterlassen, es utiliter anzunehmen, wenn der Verf. (ebendas.) „das Wort Freiheit das göttlichste und das furchtbarste der Sprachen unserer Zeit" nennt, welches, „wie ein böser Dämon alle Verhältnisse chaotisch unter einander werfen, alles Böse in dem Menschen aufwecken, alle ungestüme Leidenschaften in Bewegung setzen" könne. Wir unsers Orts finden in dem Worte, das auch schon vorlängst in den Sprachen, wie die dadurch bezeichnete Idee in den Köpfen aller Zeiten vorhanden war, weder etwas Göttliches noch etwas Furchtbares. Ueber den Sinn dieses Wortes aber, und noch mehr über die Sache selbst, ist zu allen Zeiten gestritten worden, und dieser Streit wird auch wohl so lange

Digitized by Google

dauern, als es noch Egoisten gibt, die für sich alle Freiheit und also für Andere gar keine oder nur so wenig als möglich wollen und die diesen Willen auch geltend machen dürfen, weil ihnen Gesetz und Verfassung noch nicht die Schranken angewiesen haben, innerhalb deren sie sowohl als Andere und Andere sowohl als sie, also Alle gegenseitig, frei sein sollen. Bei dieser gegenseitigen Freiheit unter gesetzlichen Schranken kann dann unmöglich das Wort Freiheit, das so unschuldig ist, wie das Wort Religion, dem man aber oft ebenso wie jenem alle Gräuel menschlicher Leidenschaftlichkeit oder Thorheit aufgebürdet hat, „wie ein böser Dämon alle Verhältnisse chaotisch un„ter einander werfen, alles Böse in dem Menschen aufwecken, „alle ungestüme Leidenschaften in Bewegung setzen."

Wenn es nun gemeine und beschränkte Ansichten vom Staate gibt, die, ins Leben eingeführt, sehr verderblich werden können, und denen sich der Verf. daher mit lobenswerthem Eifer entgegensetzt: so gibt es auf der andern Seite auch so ungemeine und unbeschränkte oder überspannte Ansichten vom Staate, daß sie, wenn man auch nur den Versuch machen wollte, sie ins Leben einzuführen, nicht minder verderblich werden könnten. Leider müssen wir dahin auch die Ansicht des Verf. vom Staate rechnen. Er spricht dieselbe S. 24 und 25 in folgenden Worten aus: „Herrscht die Freiheit nur da, wo „die Nothwendigkeit des Ganzen als ihr innerster Aus„druck hervortritt, so muß, wo der Staat in seiner Reinheit „sich zeigt, der allgemeine Wille eins mit dem beson„dern sein, was ein Jeder will, zu erstreben sucht, von dem, „was das Ganze will, ununterscheidbar sein; die Treflichkeit eines jeden Bürgers (und er ist in einem solchen „Staate das vollkommne Bild der Tugend selbst) „wird aus dem Ganzen, die Herrlichkeit des Ganzen aber aus „einem Jeden hervorstrahlen. Kurz die Idee des Staats, „dir eine eben so vollkommne und vollendete Orga„nisazion aller Staaten unter sich voraussetzt, ist „von der Kirche nichts Verschiedenes, sie ist die Gemein„schaft der Heiligen." — Der Verf. erlaube uns hier folgende Fragen und Bemerkungen:

1. Was heißt die dunkle Formel, es herrsche die Freiheit nur da, wo die Nothwendigkeit des Ganzen, als ihr innerster Ausdruck hervortrete? Ist sie vielleicht auf folgende Art zu verstehn? In einer Uhr tritt die Nothwendigkeit des Ganzen in seiner Gestalt und Bewegung als der innerste Ausdruck der Freiheit des schaffenden Künstlers dann hervor, wenn die Uhr den Zwecken desselben völlig entspricht, also

einen durchaus gleichförmigen und der angenommenen Zeittheilung angemessenen Gang hat. Dieß auf den Staat angewendet, würde also nach dem Verf. im Staate die Freiheit herrschen, wenn er ganz wie eine Maschine gestaltet wäre und sich fortbewegte. Aber wessen Freiheit denn? Nicht die der einzelen Bürger — denn die wären ja nur die Räder und Getriebe in der Staatsmaschine — sondern bloß die des schaffenden Künstlers, unter welchem hier wohl niemand anders als der Regent oder sein Ministerium zu verstehen wäre. Aber wie? So fielen wir ja ganz in die allergemeinste Ansicht vom Staate zurück, nach welcher derselbe auch nichts weiter als eine Maschine sein soll, die von den Regierenden nach Belieben gestaltet und gestellt wird. Fern sei es von uns, diese Ansicht dem Verf. aufzubürden! Aber jene dunkle Formel führt beim Versuche, sie aufzuhellen, sehr natürlich darauf. Was wollt' er also eigentlich damit sagen?

2. Wie ist es möglich, daß in einem Staate, auch in seiner höchsten Reinheit gedacht, der allgemeine Wille mit dem besondern so eins sei, daß dasjenige, was ein Jeder will oder zu erstreben sucht, von dem, was das Ganze will, ununterscheidbar werde? Da müßte ja entweder alle Individualität schlechthin aufgehoben sein, oder der sogenannte allgemeine Wille müßte jeden besondern so unterjocht haben, daß dieser gar nichts Eignes mehr wollen oder erstreben könnte. Das Erste ist physisch unmöglich; wie der Verf. selbst zugeben muß, da er kurz vorher (S. 23) gesagt hatte, kein Mensch sei ein Mensch überhaupt, sondern dieser bestimmte Mensch, mit diesen [durch einen lächerlichen Druckfehler steht „tiefen"] Fähigkeiten, diesem Streben, dieser Eigenthümlichkeit. Das Zweite aber ist moralisch unmöglich; denn wie könnte noch von Recht und Pflicht und Sittlichkeit überhaupt in einem Staate die Rede sein, wo der allgemeine Wille jeden besondern bis zur völligen Ununterscheidbarkeit des beiderseitigen Wollens (wenn dann noch Beiderseitigkeit statt fände) unterjocht hätte! Und kämen wir dann im Grunde nicht wieder auf das schon verworfene Staatsmaschinenwesen hinaus?

3. Wenn in einem Staate, wie der Verf. sich ihn denkt, jeder Bürger das vollkommne Bild der Tugend selbst ist, wie möchte da wohl überhaupt noch von Verfassung und Verwaltung des Staats, von einer gesetzgebenden, richtenden, vollziehenden, aufsehenden, strafenden Gewalt, von einem regierenden und einem regierten Theile, von Staatsbeamten, obrigkeitlichen Behörden u. s. w., kurz von einem Staate die Rede sein? Die Bürger, als vollkommne Tugendbilder und Tugend-

Digitized by Google

spiegel (wieferne sich ein Tugendbild in dem andern abspiegelte), müßten ja dann schon hier auf Erden leben, wie die Engelein im Himmel, und alles jenes Räder- und Triebwerk in der sogenannten Staatsmaschine wäre ja völlig überflüssig. Wir befänden uns im Stande der Unschuld, im Paradiese, oder vielmehr im Himmelreiche, wo Gott allein der Oberherr und von irdischen Reichen und Herren nicht weiter die Rede ist.

4. Wie kann der Verf. ferner sagen, daß die Idee des Staats eine eben so vollkommne und vollendete Organisazion aller Staaten unter sich voraussetze? Nach seiner Idee könnt' es ja gar nicht mehre von einander abgesonderte Staaten geben; denn nach seiner Idee ist der Staat nichts von der Kirche Verschiednes, ist er die Gemeinschaft der Heiligen selbst. Lassen wir einstweilen diese Idee gelten, so ist offenbar, daß es nur Einen Staat geben kann, wie es nur Eine Gemeinschaft der Heiligen gibt. Aber auch davon abgesehen, so ist es schon an sich ein ganz falsches Verfahren, die Idee des Staats als abhängig zu denken von der Organisazion der Staaten, wie es doch der Verf. vermöge jener Voraussetzung thut. Daß es mehre Staaten auf der Erde gibt, ist eine empirische Thatsache, mit der die Idee des Staats als ein reines Erzeugniß der Vernunft nichts zu schaffen hat. Man kann ebensowohl denken, daß es nur Einen Staat auf der Erde gebe, wenn man etwa voraussetzt (und diese Voraussetzung ist doch wohl eben so gut als die des Verf. erlaubt), daß das Menschengeschlecht nur erst aus Einem Volke bestehe, welches Einen Staat bilde, oder daß die vielen Völker, in welche das Menschengeschlecht sich allmälig verzweigt hat, an demselben politischen Stamme vereinigt seien, also ebenfalls nur Einen Staat bilden. Die Idee des Staats, als das Unwandelbare, von den Zeiten und ihrem Wechsel Unabhängige, würde immer dieselbe bleiben. Sagt doch der Verf. selbst (S. 16): „Weder das Volk in seinem gegenwärtigen Zustande, „oder wie es geworden ist, noch in seinem vergangenen Zustande, „oder wie es gewesen ist, kann das rechte Maaß der Betrach„tung abgeben." Dasselbe gilt von dem ganzen Menschengeschlechte. Dieses sei klein oder groß, eine Familie, ein Volk, ein Staat, oder eine Mehrheit von Familien, Völkern und Staaten — die Idee des Staats ist und bleibt immer dieselbe, oder sie ist keine Idee, sondern nur ein Bild von der in Raum und Zeit beschränkten Wirklichkeit entlehnt, das man nicht als Richtmaaß für das Gegebne brauchen kann, weil es selbst nur dieses Gegebne, und noch obendrein sehr unvollkommen, abbildet. Die Idee des Staates setzt also bloß voraus, daß irgend

Digitized by Google

eine Menschenmenge räumlich und zeitlich vereinigt sei, und bestimmt nun durch ihren Gehalt den Zweck und die Art dieser Vereinigung, nicht aber, daß mehre Staaten neben einander existiren und bereits unter sich eine vollkommne und vollendete Organisazion erreicht haben oder irgend einmal eine solche erreichen möchten. Denn die Idee weiß nichts von solcher Mehrheit; und wenn auch einmal, wie Einige glauben, alle Staaten der Erde sich in einen allgemeinen oder Weltstaat auflösten, so würde dadurch die Idee des Staats nicht im Mindesten verändert werden. Wenn nun endlich

5. der Verf. sagt: „Die Idee des Staats ist von „der Kirche nichts Verschiedenes, sie ist die Gemeinschaft „der Heiligen" — so ist schon der Ausdruck höchst fehlerhaft. Es müßte doch heißen entweder: Die Idee des Staats ist von der Idee der Kirche ꝛc., oder: Der Staat ist von der Kirche ꝛc. Denn zwischen der bloßen Idee des Staats und der Kirche selbst als einer bestehenden Gesellschaft kann doch nicht das Verhältniß der Einerleiheit oder Identität stattfinden. Es findet aber auch nicht Statt zwischen dem Staate und der Kirche als bestehenden Gesellschaften, außer etwan im römischen Kirchenstaate, wo Staat und Kirche sich so durchdrungen haben, daß sie völlig Eins geworden. Will uns nun etwa der Verf. diesen Staat als einen Musterstaat vorhalten? Schwerlich. Denn er ist bekanntlich einer der schlechtesten Staaten, weit entfernt von einer vollkommnen und vollendeten Organisazion, und nichts weniger als eine Gemeinschaft der Heiligen; man müßte denn die dort seit langer Zeit ihr schändliches Gewerbe treibenden Banditen und Räuber auch für Heilige halten. Also kann nur von der Idee des Staats und der Idee der Kirche die Rede sein, wenn der Verf. behauptet, daß sie nichts Verschiedenes seien, also im Verhältnisse der Identität stehen. Mit andern Worten und deutlicher ausgedrückt kann dieß nichts anders heißen, als: Staat und Kirche, idealisch oder in ihrer höchsten Vollkommenheit gedacht, sind eine und dieselbe Gesellschaft. Wir wissen nicht, ob der Verf. diesen Satz aus irgend einer Alles in Eins auflösenden, einer sogenannten absoluten Identitätsphilosophie entlehnt hat; aber soviel wissen wir, daß, wenn der Verf. unmittelbar darauf hinzufügt: „Man wird uns dieses zugeben," zu jenem Man nur äußerst Wenige gehören dürften. Den Verf. widerlegen können wir freilich nicht, da er, wie schon bemerkt, ausdrücklich sagt: „Auf meinem „Kampfplatze mit meinen Waffen kann nur kämpfen, wer „mir zugehört." Aber erlauben muß er uns doch, unsre An-

Digitized by Google

sicht der seinigen gegenüber zu stellen. Die Leser mögen dann urtheilen, welche die richtigere sei.

Nach unsrer Ansicht findet zwischen Staat und Kirche, nicht bloß vermöge der Erfahrung, sondern auch kraft der Idee, folgendes Verhältniß Statt: Beide sind große Menschenvereine, in und durch welche sich die Menschheit entwickelt und fortbildet. Insoferne sind sie allerdings identisch. Aber in andrer Hinsicht sind sie auch wieder wesentlich verschieden. In und durch den Staat entwickelt und bildet sich die Menschheit innerhalb der Sphäre des Rechts und der Gesetzlichkeit; in und durch die Kirche aber innerhalb der Sphäre der Religion und der Sittlichkeit. Diese beiden Sphären mögen immerhin in einander greifen, ja sich durchdringen, soweit es nur immer die Natur der Dinge verstattet; eins und dasselbe sind sie aber nicht, und können und sollen es nicht werden, so lange der Mensch Mensch bleibt, d. h. ein sinnlich-vernünftiges Wesen, ein Wesen, das mit den Füßen auf der Erde wandelt und das Haupt zum Himmel erhebt. Darum ist der Staat mehr äußerlich und weltlich, die Kirche mehr innerlich und geistlich. Darum waltet im Staate die Gerechtigkeit mit der Waage in der einen und dem Schwerte in der andern Hand, in der Kirche die Frömmigkeit mit dem Kreutze in der einen und der Bibel in der andern Hand. Wehe der Menschheit, wenn beide ihre Rollen vertauschen, wenn die Kirche richten und der Staat bekehren will! Und dreimal Wehe, wenn sie sich gar in eins verschmelzen, wenn Petri Stuhl zum Herrscherstuhle wird und der, so darauf sitzet, das Kreuz in der einen und das Schwert in der andern Hand trägt! — Wir halten es also, um es kurz zu fassen, mit jenem großen Meister, der da sagte: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, „und Gotte, was Gottes ist!“ Und dabei wird es wohl auch bleiben bis an der Welt Ende, um so mehr, da der Verf. späterhin (S. 138) mit sich selbst im Widerspruche sagt: „Der „Staat in seinem völligen, vollendeten Sein wäre die Gemeinschaft der Heiligen, also kein Staat.“ Das nenn' ich mir doch eine Philosophie, die erst sagt, was der Staat seiner Idee, also seinem Wesen nach sei, und hinterher versichert, daß, wenn der Staat eben das geworden, er kein Staat wäre!

Wir haben uns bei Darstellung und Würdigung der Grundansichten des Verf. so lange verweilt, daß wir das Uebrige unmöglich mit gleicher Ausführlichkeit behandeln können. Aber für manche bedeutende Einzelheit müssen wir doch noch die Aufmerksamkeit unsrer Leser in Anspruch nehmen.

Digitized by Google

In die allgemeine Untersuchung über den Staat hat der Verf. auch eine Untersuchung über die Freiheit aufgenommen. Er fürchtet (S. 32), „daß Vielen diese Untersuchung „als thörig erscheinen werde; denn zu jeder Zeit ist es nur „Wenigen gegeben, das wahre Räthsel der Zeit und ihre Be„deutung zu fassen.“ Als thörig möchte nun wohl jene Untersuchung an sich Keinem erscheinen; wir finden daher in dieser Hinsicht den vornehmen Gegensatz zwischen den Vielen und Wenigen am unrechten Orte. Aber es fragt sich, ob der Verf. das große Räthsel, an dem schon so Viele sich vergebens versuchten, als ein rechter Oedipus gelöst hat. Und dieß bezweifeln wir. Es kommt uns vielmehr vor, als hab' er die Sache nur noch mehr verwickelt, weil er den Unterschied zwischen innerer und äußerer Freiheit nicht beachtet. Es ist klar, daß, wenn von Freiheit im Staate oder von bürgerlicher Freiheit die Rede, hauptsächlich die äußere oder relative, die Unabhängigkeit von fremder Willkür, gemeint sei, die aber freilich mit der innern oder absoluten, der Willensfreiheit, in genauer Verbindung steht. Es kam nun darauf an, eben diese Verbindung nachzuweisen. Statt dessen fragt der Verf. (S. 44): „Ist etwa die bürgerliche Freiheit, die ihr so laut fodert, „von einer eignen Art? Ist die Freiheit, wo sie erscheint, „nicht dieselbe, ewige, eine, die alles ist oder nichts, ganz oder gar nicht, nie theilweise, gerettet werden kann?“ Auch hier scheint den Verf. eine alles identifizirende Philosophie, die bei scheinbarer Tiefe doch keiner Sache recht auf den Grund kommt, irre geführt zu haben. Dinge, die unter demselben Hauptbegriffe stehen, sind freilich in sofern einerlei, eins und dasselbe; aber sind sie denn darum auch in jeder Hinsicht oder absolut identisch? Die Alten sagten treflich: Qui potest mori, non potest cogi — oder: Auch als Sklav, auch in Fesseln, auch auf der Folter ist der Weise frei — nämlich innerlich. Also kann man dieß auch im türkischen oder algierischen, überhaupt in jedem despotisch eingerichteten oder verwalteten Staate sein. Aber ein freies Bürgerthum findet da nicht Statt; und von diesem allein ist die Rede; das ist es, was jetzt so laut gefodert wird. Hätte nun der Verf. klar und deutlich gezeigt, wie aus der innern Freiheit die Foderung der äußern nothwendig hervorgehe, wie die eine ohne die andere nicht vollständig sich äußern könne u. d. g., so müßten ihm die Leser Dank für die gewonnene Belehrung wissen. Statt dessen aber gibt er ihnen ein dunkles und verworrenes Räsonnement, in welchem bald Alles bald Nichts als Art der Freiheit erscheint. So heißt es (S. 45): „Daß ich in dieser be-

Digitized by Google

„stimmten Zeit, in dieser bestimmten Umgebung, von der äußern „Natur in diesem Maaße ergriffen erscheine, ist ursprünglich „meine eigne That.“ Wie? Das Geborenwerden an diesem Tage und an diesem Orte, von diesen Eltern und in diesem Volke, oder die Empfindung der Wärme im Sommer und der Kälte im Winter, des Hungers und des Durstes, wenn man lange nichts genossen, wäre ursprünglich des Menschen eigne That? — Dagegen heißt es wieder bald hinterher: „Aber selbst der Treflichste, und dieser am meisten, wird es „am klarsten fühlen, daß keine irdische Kraft ihn erlösen kann; „immer tiefer in der Schuld verstrickt, findet er sich „von unauflöslichen Ketten umschlungen. Ein böser Geist hat die Natur und alle Kräfte mit seinem „giftigen Hauche angesteckt, er spricht in lockenden Tönen aus der Luft, das rieselnde Wasser, das starre Gebirge „ruft uns mit verführerischer Stimme, ein allverzehrendes „Ungeheuer hat jede Blüthe verpestet, und unser „Inneres auch; das Geschlecht scheint in blödsinniger Verwirrung das Heiligste und Niedrigste sinnbetäubend zu ver„mengen, und wenn wir glauben, das Höchste und Treflichste, „Schönheit und Wahrheit ergriffen zu haben, so verwandeln „sie sich, während wir uns glücklich in dem endlich erlangten „Besitze dünken, in ein grinsendes Zerrbild, das uns er„schreckt.“ Der Verf. mag wohl es gut mit der Menschheit meinen und auch die Natur fleißig studirt haben. Aber er gibt hier von beiden ein recht grinsendes Zerrbild, eine recht scheusliche Karikatur, ohne sie vielleicht geben zu wollen. Wäre das Bild wahr und treu, nun so hätt' er immerhin sein Buch ungeschrieben lassen können. Denn wenn ein böser Geist die ganze Natur sammt allen ihren Kräften mit seinem giftigen Hauche angesteckt, wenn ein allverzehrendes Ungeheuer jede Blüthe und unser Inneres auch verpestet hat; wenn Jeder von uns, auch der Treflichste, immer tiefer in der Schuld verstrickt, sich von unauflöslichen Ketten umschlungen findet: so ist ja alles Jammern und Klagen eben so vergeblich, wie alles Thun und Lassen, und selbst des Verf. Schreiben. Doch nein, er verweist uns gleich darauf (S. 47) an die „göttliche Gnade“. Aber wie? ist denn diese Gnade nie wirksam gewesen? Und wenn sie es gewesen, aber bisher so gar nichts ausgerichtet hat, was bürgt denn dem Verf. dafür, daß sie künftig ihm und uns helfen, daß sie ihn und uns aus den unauflöslichen Ketten befreien werde? Ist denn aber der Mensch ein bloßer Klotz und Stein, aus dem die göttliche Gnade macht, was ihr beliebt, ohne Zuthun des Menschen? Nein, antwortet hier wie-

Digitized by Google

der der Verf. (S. 51): „Wir dürfen nicht zugeben, daß jeder „Keim der Freiheit der Wahl verschwunden sei, denn mit ihr „würde auch die menschliche Gestalt ganz verschwinden." Und (S. 53 und 54): „Der Kampf ist für einen Jeden unentschieden; ob das Streben abwärts dem Nichtigen zu oder aufwärts der winkenden Gnade entgegen gerichtet ist, hangt von „uns selbst ab." — Was denken nun die Leser zu dieser wunderlichen Theorie von der Freiheit, nach der bald Alles, bald Nichts, bald wieder doch Etwas von uns abhangt oder unsere That ist? So viel dünkt uns wenigstens daraus hervorzugehn, daß es zweifelhaft bleibt, was der Verf. eigentlich unter Freiheit verstehe und ob er zu den „Wenigen" gehöre, die das Räthsel der Vereinigung der Freiheit mit der Naturnothwendigkeit im Menschen gelöst haben, oder nicht. Wir glauben indeß, daß die Lösung noch Keinem gelungen sei, auch nie gelingen werde, und entschuldigen deshalb den Verf. gern; nur hätt' er nicht so, als wollt' er und könnt' er, sich geberden, auch nicht so vornehm auf die „Vielen" herabblicken sollen. Denn das ziemt sich kaum dann, wenn man es besser als die Vielen macht. Viel treffender und lobenswerther ist dagegen, wenn der Verf. späterhin (S. 63) sagt: „Keiner ist unschuldig geblieben, keiner dünke sich weise. Die Unschuld ist der „Grund alles Daseins, die Einheit vor aller Scheidung, die „über alle Erscheinung hinaus liegende Vergangenheit; die Weisheit ist das Ziel alles Daseins, die Einheit nach der Scheidung, die über alle Erscheinung hinaus liegende Zukunft." Aber das Freiheitsräthsel wird dadurch immer nicht gelöst; es folgt nur daraus, daß wir an die Freiheit glauben müssen, wenn wir uns von der Schuld wieder losmachen und nach der Weisheit streben sollen.

In dem Abschnitt: der Bauer, hat der Verf. die hohe Bedeutung des Ackerbaues in natürlicher und geschichtlicher Beziehung vortrefflich entwickelt. Eben so richtig sind die Folgerungen, die er daraus in Ansehung der politischen Wichtigkeit des Bauernstandes zieht. — „Wenn wir" — sagt er (S. 75 ff.) — „in unsern Tagen die Freiheit des Bauernstandes fodern, so hat diese Foderung eine große und tiefe Bedeutung. „Sie ist keineswegs bloß aus Mitleid mit seiner Lage, auch „nicht bloß durch das Gefühl, daß ihm von Rechts wegen die „Freiheit gebüre (obgleich in diesem Gefühl auch das Höchste „liegt) entstanden. Die Knechtschaft des Bauern ist „eine Fessel des ganzen Staats. Je freier Ein menschliches Organ des Staates ist, desto freier, in sich lebendiger „sind alle. — Eine Ständeversammlung daher, in welcher die

„Stimme des Bauern nicht eben so vernehmlich hervortritt, „als die des Bürgers, des Adels, des Gelehrten, ist schon da„durch keine freie; es fehlt ihr, um frei zu sein, ein we„sentliches Element.“ Auch was der Verf. späterhin (S. 258 ff.) über dieses wichtige Thema unsrer Zeit sagt, gehört zu den schönsten Partien dieses Buches.

In dem Abschnitt: der Bürger, hat uns vorzüglich angesprochen, was der Verf. über die Erhebung des Handwerkes zur Kunst, über die Freude des Handwerkers und des Künstlers an ihren Erzeugnissen, unabhängig vom bloßen Gewinne, über die Würde der Volksfeste, und über die Bedeutsamkeit des Handels für das menschliche Leben sagt. „Der Handel“ — heißt es (S. 92) in der letzten Beziehung — „ist die zirkuli„rende lebendige Flüssigkeit des Staatslebens. Ohne die Man„nichfaltigkeit der Produkte aufzuheben, setzt er die Einheit al„ler, und die unendliche Verkettung aller irdischen Verhältnisse „wird organisch gegründet, erhalten“ [erhält] „die lebendige „Anmuth und Beweglichkeit nur durch ihn. Der allgemeinste „Ausdruck dieser organischen Lebendigkeit ist das Geld.“ Und nun vergleicht der Verf. auf eine sinnreiche Art das Geld mit dem Lichte, welches, selbst keine Gestalt, dennoch alle Gestalten erhellet, die ganze Fülle der Welt für jedes schauende Auge entfaltet und eine wahrhaft unendliche Beziehung ist, die aus der Relativität des bloß Endlichen und Bedingten in großer Freiheit heraustritt.

Wegen des Abschnitts: der Adel, werden sich wahrscheinlich manche Glieder dieses Standes dem Verf. höchlich verbunden erachten. Denn man findet hier die Nothwendigkeit des Adels, als eines besondern Organs des Staates, in der Gestalt der Pärschaft, durch eine Art von Deductio a priori dargethan. Indessen hat uns diese Dedukzion doch nicht befriedigt, wiewohl wir nicht zu denen gehören, welche (nach S. 102) durch den Adel sich gehemmt und bedrängt fühlen, und daher, wie der Verf. meint, ganz recht und billig (?) die selbstangelegten (?) Ketten tragen. Man kann dem Verf. zugeben, daß ein Staat nicht aus lauter vereinzelten Personen bestehen könne, weil diese zu beweglich und wechselnd sind; daß es also im Staate auch Korporazionen geben müsse, als ein Beharrendes und Bleibendes, welches dennoch eins sei mit dem Wechselnden. Aber muß denn dieß gerade eine Adelskorporazion sein? Jede Familie, jedes Dorf, jede Stadt, ist ja schon eine solche Korporazion, und noch mehr das ganze Volk als eine große Gemeine, die immer beharret, während die Einzelen ab- und zutreten. Auch kann es eine Menge anderwei-

Digitized by Google

ter Korporazionen geben, Innungen, Zünfte, Künstler- und Gelehrtenvereine, kirchliche Gesellschaften, Orden u. d. g., in welchen das Wechselnde mit dem Beharrlichen zur Einheit verschmolzen ist, ohne daß dieses Beharrliche gerade ein auf großen Grundbesitz fundirter erblicher Adel wäre, wie ihn der Verf. verlangt (S. 100). Hat es nicht in alten Zeiten Staaten gegeben und gibt es deren nicht noch in unsern Zeiten, die keinen solchen Adel hatten und haben, ohne darum etwas Wesentliches zu vermissen? Wir wollen nicht eben behaupten, daß, wo ein solcher Adel einmal ist, er, wie in Frankreich während der Revoluzion, zu vertilgen sei. Soll er aber nicht alles das Unheil stiften, was er überall und zu allen Zeiten gestiftet hat: so muß er in seinen Ansprüchen dergestalt gesetzlich beschränkt werden, daß er nicht seinem besondern Korporazionsinteresse nach den Umständen bald das Interesse des Fürsten, bald das des Volkes unterordnen und aufopfern könne. Und sollte wirklich „die heitere Zuversicht, die lebendige Gewandtheit, die „anmuthige Fülle, die alles Aengstliche und Sorgenvolle verdrängt," sich nur in einer erblichen Adelskorporazion entwickeln können? Arme, unglückliche Menschheit, wenn dieß wahr wäre! Aber es ist nicht wahr, laut unwidersprechlicher Erfahrung, die uns eben so viele Bürgerliche mit, als Adelige ohne jene Eigenschaften zeigt. Auch widerspricht sich der Verf. selbst, wenn er einerseits (S. 99) einen Punkt im Leben fodert, „wo „die Anstrengung, die Mühe, die Sorge zurücktritt," und jenen Punkt für den Adel als ein wesentliches Element des Staats in Anspruch nimmt, andererseits aber (S. 247) die Behauptung aufstellt: „Alle wahre Heimat der Menschen ist nur durch „die Arbeit, durch die Mühe." Denn wenn gleich diese Behauptung in einer sogenannten Karikatur auftritt, so erscheint doch hier nur das, was daraus gefolgert wird, als Uebertreibung oder Karikatur, nicht der Satz selbst. Kurz, wir finden in dem ganzen Räsonnement des Verf. über den Adel nichts als Sophisterei, ähnlich der Sophisterei derer, welche den Katholizismus vertheidigen und rühmen, weil sie nicht den wirklichen Katholizismus vor Augen haben, wie er leibt und lebt, sondern einen selbstgeschaffenen, den sie auch den reinen nennen, der aber nirgend als in ihrem Kopfe existirt. Wir bemerken hiebei nur noch, daß der Verf. fälschlich immer Adliche schreibt statt Adelige oder Adlige; denn die Endsylbe ist nicht lich, sondern ig, weil das l zum Stammworte gehört — also adel-ig, wie woll-ig, winkel-ig, zottel-ig, schimmel-ig ꝛc.

Den Abschnitt: der Gelehrte, beginnt der Verf. mit einer Vergleichung, die etwas mislich ist. Er vergleicht näm-

Digitized by Google

lich (S. 104) den eigentlichen Gelehrten mit dem Bauer, den Talentvollen mit dem kunstreichen Arbeiter, und das Genie mit dem Adel. Da möchte wohl Mancher denken, der mit dem Verf. nicht gleiche Ansicht vom Adel hat, das Genie sei etwas Ueberflüssiges; oder man könnte an Lessing's Ausspruch erinnert werden: „Wer mich ein „Genie nennt, dem geb' ich eine Ohrfeige, daß er denken soll, „es seien zwei." Aber heutzutage sind die großen Geister nicht mehr so grob, sondern sie lächeln gar freundlich, wenn man sie Genies nennt, wäre ihre sogenannte Genialität am Ende auch nichts weiter, als eine affektirte Originalität. Besser hat uns die Behauptung (S. 106) gefallen, „daß der gelehrte Stand „sich aus sich selbst geistig erzeugen muß, daß keine fremde „Gewalt bestimmend in ihn eingreifen darf, ohne sein Wesen zu zerstören" — desgleichen (S. 107), „daß ein jedes „eigenthümliche geistige Streben, ohne irgend eine Rücksicht, wenn es auf eine gesunde Weise hervortritt, einen „unbedingten Werth hat." Nur fehlt es leider oft an der gesunden Weise, besonders da, wo jene affektirte Originalität sich hervordrängt. Schön und treffend ist auch das Wort über die Preßfreiheit (S. 107): „Seitdem die Presse erfunden ward, „denkt der Staat durch die Presse. Sie ist das lebendige Organ aller geistigen Mittheilung. Es gibt in unsern Tagen in „keinem Staate Gedankenfreiheit, wenigstens für den Staat „nicht, wo es keine Preßfreiheit gibt; und da vernünftiges „Handeln nur aus den freien Gedanken entspringt, so fehlt „dieses, alle freie Entwickelung ist gehemmt, die Gesetzgebung „ohne Sinn und Bedeutung, und von diesem gehemmten Punkte „aus vibrirt die Hemmung in allen Richtungen nach allen Punkten des Lebens hin, allenthalben Keime erstickend und zerstörend." Diesen Gedanken führt aber der Verf. tiefer unten (S. 342—410) weiter aus, wo er die Preßfreiheit als ein nothwendiges Element des Staats betrachtet.

Für die christlichen Theologen wird es eine große Neuigkeit sein, vom Verf. zu erfahren, daß in der christlichen Kirche das neugeborne Kind mit zwei bedeutungsvollen Symbolen empfangen werde, Taufe und Exorzismus, und daß diese beiden Symbole wesentlich zusammengehören (S. 109). Den Exorcismus hält der Verf. insonderheit darum für nöthig, weil in dem neugebornen Kinde ein ursprünglich Böses das Göttliche schon vor aller Erscheinung durch eine Unthat verfinstert, oder wie es auch (S. 110) ausgedrückt wird, weil die hölliſche Gewalt ihre Ketten um das Kind geſchlungen hat. Es ist nur zu beklagen, daß durch die wörtliche Aus-

treibung des Teufels und das Bekreutzen des Kindes der Teufel doch nicht wirklich ausgetrieben wird, sondern eben nach der Taufe erst sein Wesen im Kinde recht zu treiben anfängt, weshalb auch der Verf. sagt, alle Erziehung im engern Sinne sei ein fortgesetzter Exorzismus. Dieß mag wohl gelten, wie man's nimmt. Aber der Teufel, den die Erziehung auszutreiben hat, wird wahrlich nicht durch Beschwörungsformeln und Bekreutzigungen ausgetrieben. Ist es doch, als wenn sich unsre besten Köpfe verschworen hätten, dem gröbsten und tollsten Unsinne von Neuem das Wort zu reden. Sie glauben freilich selbst nicht daran; das merkt man wohl. Aber ihre Rede klingt doch fromm und altgläubig; und das Klingen ist ja eben die Hauptsache. — Uebrigens ist das, was der Verf. von der Erziehung und dem Unterrichte sagt, recht gut; es würde jedoch noch besser sein, wenn er nicht auch hier wieder alles zu vereinerleien und zu verräthseln gesucht hätte. So sagt er (S. 108): „Das Wesen der Erziehung „ist von dem Wesen des Staats nicht verschieden; „beide wollen dasselbe." Und was wollen sie denn? „Die aus „dem Göttlichen geborne Eigenthümlichkeit in dem räthselhaften „Streite des irdischen Lebens, im Ganzen und Einzelen, retten „und befördern." Wie räthselhaft! Andre sagten einfacher und deutlicher, die Erziehung suche die Menschheit in dem einzelen noch unmündigen Menschen auf eine seiner Eigenthümlichkeit angemessene Weise zu entwickeln und ihn dadurch zur Mündigkeit zu erheben. Das klingt aber freilich nicht so original. Wenn nun der Staat auf seine Weise auch zur Entwickelung der Menschheit in den zum Bürgerthume vereinigten Menschen mitwirkt, so folgt daraus doch nicht, daß die Erziehung und der Staat wesentlich einerlei oder, wie der Verf. auch sagt, daß die Erziehung der Staat selbst, in seiner Entwickelung begriffen, sei. Weiterhin (S. 113) heißt es wieder: „Die Wis„senschaft, ihrer Idee nach, ist nichts von dem Staate „Verschiedenes; sie ist der Staat selbst, in seiner Ent„wickelung betrachtet." Oben (S. 25) wurde aber ebendieß auch von der Kirche gesagt. Also sind nach dem Verf. Erziehung, Wissenschaft, Staat und Kirche, dem Wesen oder der Idee nach, gar nicht verschieden, sondern eins und dasselbe. Eine solche, alles identifizirende, Philosophie mag wohl Manchem sehr tiefsinnig scheinen; indessen sagt ein zwar gemeines, aber doch sehr treffendes Sprüchwort, daß in der Nacht alle Kühe schwarz sehen.

Dieselbe Dunkelheit tritt dem Leser wieder entgegen, wo von Verfassung und Gesetz die Rede ist. Bei Gegenstän-

Digitized by Google

den, über welche in unsern Tagen so viel Verworrenes und ebendarum Widerstreitendes gesprochen worden, müßte dem Leser eine deutliche und bestimmte Erklärung recht willkommen gewesen sein. Aber wie erklärt sich der Verf. darüber? S. 130 heißt es: „Die Form des Ganzen, insofern sie erzeugt „wird aus einem jeden Bürger, ist die Verfassung; die „Form des Ganzen, insofern sie die eigenthümliche Natur eines „jeden Bürgers erhält und bestätigt, ist Gesetz." Diese Erklärungen sind so dunkel, daß sie eigentlich nichts erklären, nichts aufhellen. Wenigstens wird der, so nicht schon vorher weiß, was Verfassung und Gesetz ist, es aus diesen Erklärungen gewiß nicht lernen. Dieß ist um so mehr zu bedauern, da sonst dieser Abschnitt eine Menge herrlicher Gedanken enthält, z. B. S. 137: „Ein Staat, der den irdischen Besitz beschützt, aber keine Preßfreiheit duldet, beweist deutlich, „daß er die Idee des Eigenthums nur auf der niedrigsten Stufe „des äußern Scheins begriffen hat." Was soll man nun von Staaten denken, die zwar keine Preßfreiheit, aber doch den Nachdruck dulden, ja gesetzlich erlauben, privilegiren, also auf zwiefache Art sich an dem höhern Eigenthume vergreifen?

Wenn der Verf. S. 139 behauptet, unsre Zeit zeichne sich vor allen übrigen dadurch aus, „daß die Völker einen Monarchen und die Monarchen freie Völker wollen": so möchten wir ihn wohl fragen, woher ihm diese doppelte Kunde gekommen. Aber er beleidigt zugleich alle republikanische Völker der alten und der neuen Welt, wenn er S. 141 sagt: „Es gilt nicht bloß für einen Mangel an Gefühl, wenn man „die Nothwendigkeit eines Königs, als gemeinsamer Gegenstand" [gemeinsamen Gegenstands] „der allgemeinen Verehrung, es „gilt auch für Mangel an Verstand, wenn man die Nothwendigkeit des Königs, als inneres Zentrum" [inneren Zentruns] „der allgemeinen Freiheit, leugnet". Die Republikaner der alten und neuen Welt möchten gegen dieses absprechende, durch gar nichts begründete Urtheil wohl sehr protestiren; sie möchten wohl fragen, ob denn der Gegenstand allgemeiner Verehrung und der Mittelpunct allgemeiner Freiheit gerade ein König sein müsse, und ob die Dionyse, die Neronen, die Attilas, die Napoleons ꝛc. ꝛc. auch Gegenstände allgemeiner Verehrung und Mittelpunkte allgemeiner Freiheit gewesen? — Wir wollen darum nicht denen beipflichten, welche behaupten, daß die republikanische Verfassung schon an sich besser sei, als die monarchische; wir wollen nur der Anmaaßung entgegentreten, welche die, so nicht gleicher Meinung sind, flugs

Digitized by Google

eines Mangels an Gefühl und Verstand beschuldigt. Uebrigens aber glauben wir, daß die Menschheit sehr wohl in beiden Verfassungsformen gedeihen könne, und daß es wenigstens Mangel an Menschen- und Geschichtskenntniß verräth, wenn man die eine der andern unbedingt vorzieht; wobei wir nicht einmal in Anschlag bringen wollen, daß es auch monarchische Republiken oder republikanische Monarchien gegeben hat, und noch gibt. Und wenn der Verf. (S. 144) für die Monarchie selbst eine „repräsentative Verfassung" fodert, weil sonst jede Regierung ein bloßes „Surrogat", ein „interimistischer Nothbehelf" sei — fodert er im Grunde damit etwas anders als eben eine republikanische Monarchie? Denn nur durch jene Verfassung wird der Staat ein wahres Gemeinwesen (res publica) aller Bürger; außerdem ist er bloß eine Privatsache des Fürsten nach dem bekannten Ausspruche Ludwig's XIV.: L'état c'est moi.

Wie der Verf. aus seiner Idee des Staats die Nothwendigkeit eines Königs zu deduziren sucht, so auch die Nothwendigkeit der Beamten und der Krieger, ja des Krieges selbst. Er hat freilich vorausgesehn, daß man ihm den Einwurf der Inkonsequenz machen werde. Denn wenn die Idee des Staats (nach S. 25) eine vollkommne und vollendete Organisazion aller Staaten unter sich voraussetzt, und wenn der Staat nach derselben Idee von der Kirche nicht verschieden, vielmehr wie diese eine Gemeinschaft der Heiligen ist: so scheint es allerdings, daß es unter den Menschen auf Erden so wenig wie unter den Engeln im Himmel Krieg geben könne, mithin der Wehr- oder Kriegerstand etwas an sich Ueberflüssiges, ja wie der Krieg selbst ein großes Uebel sei. Allein er begegnet jenem Einwurfe (S. 160) durch die Bemerkung, daß die Staaten sich nur bestreben, jene Idee darzustellen, mithin die Idee noch nicht dargestellt sei, auch nie dargestellt werden könne. Durch den Krieg werde daher nur die Hemmung abgewiesen, die von außen jenem Streben entgegenstehe. Dieß paßt jedoch nur auf den Vertheidigungskrieg, und es folgt daraus keineswegs, daß der Krieg selbst „etwas Heiliges und Großes" sei, wie es S. 161 heißt. Denn der Vertheidigungskrieg setzt einen Angriffskrieg voraus, und da dieser nichts anders als eine gewaltsame Störung des Rechtsverhältnisses unter den Völkern ist, so kann die Vernunft den Krieg selbst auf keine Weise billigen, sondern ihn nur als ein Nothmittel zur Abwehrung des Unrechts zulassen. Entwickelt sich nun dabei von Seiten derer, die den Krieg führen, ein edler Sinn, wie er sich in dem alten Dulce et decorum est pro patria mori ausspricht: so wird dieser

Sinn freilich auch dem so geführten Kriege ein edles Gepräge aufdrücken. Aber an sich ist der Krieg nun und nimmer etwas Heiliges und Großes. Die Vernunft fodert vielmehr, daß das Rechtsverhältniß unter den Völkern nicht gestört werde, daß von keiner Seite gewaltsame Eingriffe in den Freiheitskreis der Völker geschehen; sie fodert also den Frieden, und zwar einen dauerhaften, also der Idee nach ewigen. Nennt der Verf. (S. 160) diese Idee „Unsinn", weil ein irdisches Dasein mit einem ewigen Frieden nicht verbunden sein könne, so gilt dieß im Grunde von allen Ideen; denn keine einzige läßt sich in einem irdischen Dasein ganz verwirklichen. Sind sie aber deswegen Unsinn? Dann enthielte ja das ganze Werk des Verf. nichts als Unsinn, da es von lauter Ideen redet! Wie konnte doch der Verf. einen Vorwurf sich aneignen, den die allergemeinsten Praktiker schon tausendmal aller Theorie entgegengesetzt haben? — Der ewige Friede ist eigentlich nichts anders als das Ideal eines durchgängigen Rechtszustandes der Völker; und weit gefehlt, daß man nach der Versicherung des Verf. (S. 382) aufgehört haben sollte, davon zu reden, wird man vielmehr stets davon reden. Denn nach der Verwirklichung dieses Ideals sollen wir immerfort streben, wenn wir gleich voraus wissen, daß wir es nie erreichen werden. Aber ebendeswegen soll auch niemand den Krieg selbst als etwas Heiliges und Großes preisen. Denn sonst müßten wir vielmehr nach dem Kriege als nach dem Frieden streben, also nach dem ewigen (nur allenfalls zur Erholung durch kurze Waffenstillstände unterbrochenen) Kriege. Es dürfte nicht mehr heißen: Pax paritur bello, sondern umgekehrt: Bellum paritur pace; und derjenige wäre zu loben, der den Frieden nur mit dem Vorbehalte des bald wieder anzufangenden Kriegs schlösse und in dem Friedensvertrage selbst schon den Saamen zum nächstkünftigen Kriege ausstreuete. Gewiß hat dieß der Verf. nicht sagen wollen. Aber es folgt nothwendig, wenn man den Krieg schon seiner Idee nach (S. 161), also schlechthin als Krieg, für etwas Heiliges und Großes erklärt. Der Verf. scheint demnach selbst hier das Heilige karikirt zu haben.

Was nun die von S. 174 an folgenden Karikaturen betrift, so sind sie, wie der Verf. selbst in dem vorausgeschickten „Uebergange" bemerkt, nicht persönliche, sondern bloß allgemeine Darstellungen. Der Verf. hält zwar jene Darstellungsweise, wo man „irgend eine Person als Repräsentant" [Repräsentanten] „der herrschenden Karikatur hervorhebt", nicht nur für vortheilhafter, sondern auch für untadelhaft. Allein sein besserer Genius scheint ihn doch von einer Darstellungs-

Digitized by Google

weise abgemahnt zu haben, die so leicht zur Ungerechtigkeit verleitet und immer etwas Gehässiges hat. Daß die Darstellungen des Verf. kräftig und lebendig seien, ist nicht zu leugnen. Hin und wieder ist freilich in der Zeichnung zu viel Verzerrtes und in der Färbung zu viel Grelles; aber solche Uebertreibungen liegen schon im Wesen der Karikatur und können daher dem, der einmal Karikaturist sein will, eigentlich nicht zum Vorwurfe gereichen. Indessen gibt es doch auch hier ein gewisses Maaß; und daß der Verf. dieses überall mit Besonnenheit gehalten, möchten wir keineswegs behaupten. Besonders in der zweiten Karikatur: Die Unruhigen oder Freiheit und Deutschheit, wird der Verf. in der That zuweilen ungerecht gegen die, welche damit gemeint sind. Wenn daher diese S. 211 gegen den Verf. so redend eingeführt werden: „Wie „hast du Wahres und Falsches, Teuflisches und Göttliches unter einander gemengt, Deutschheit und Jakobinismus!" so möchten wir sagen, daß hier den Verf. sein eignes Gewissen nicht mit Unrecht zur Rede gestellt habe; und die darauf folgende Verantwortung will uns keineswegs genügen.

Auch das hier oft vorkommende verächtliche Herabblicken auf die Masse will uns nicht gefallen, z. B. S. 220 und 221: „Die Masse der Menschen ist wie die Masse der Natur, „das scheinbar Todte, dasjenige, in welchem das Lebendige keineswegs auf jedem Punkte, sondern nur im Ganzen wahrgenommen wird. — Alles daher, was von der Masse kommt „als anmaaßlich gestaltendes Prinzip, ist schlecht, zerstörend, falsch." Das möchte wohl nicht immer der Fall sein. Die Masse handelt freilich meist nach Gefühlen, gleichsam instinktartig; aber der Instinkt leitet sie auch oft richtiger, als die, welche nach sogenannten Grundsätzen handeln und sich weit über die Masse erhaben dünken. Muß doch der Verf. selbst nachher gestehn, daß die Masse „keineswegs an sich schlecht, sondern „nur der Egoismus der Masse oder das Vorherrschen." Aber jener Egoismus und dieses Vorherrschen findet sich vielleicht noch mehr bei solchen, die nicht zur Masse gehören, z. B. bei einem Napoleon, der doch übrigens keiner von denen war, die „überhaupt zu eingeschränkt oder zu schlecht, um irgend „eine eigenthümliche Stellung im Staate zu erlangen". Der Verf. redet oft von der Liebe und von Christus, als dem positiven Kern aller Liebe (z. B. S. 243). Aber Christus hat nie so verächtlich von der Masse gesprochen, hat nie gesagt: „Die Masse ist dumm und schlecht" (S. 263); vielmehr wandt' er sich vorzugsweise an sie, nahm aus ihr seine nächsten Gehülfen, und tadelte gar sehr jene Schriftgelehrten

Digitized by Google

und Pharisäer, die da sagten: „Ich danke dir, Gott, daß ich „nicht bin, wie andre Leute.“ Auch hat Christus nie gesagt: „Es gibt keine Methode, um die Dummen klug oder die „Schlechten gut zu machen“ (S. 263); vielmehr ging eben sein ganzes Streben darauf, sich der Dummen und Schlechten anzunehmen, weil, wie er sagte, „nicht die Gesunden, sondern „die Kranken des Arztes bedürfen.“ Und wenn er gleich nicht alle Geistigkranke heilen konnte, so gelang es ihm doch mit vielen. Endlich hat jener große Meister auch nie gesagt: „Alles „Edle und Herrliche der Zeit ist nur für den Edlen“ (S. 263); vielmehr befahl er seinen Jüngern ausdrücklich: „Gehet „hin in alle Welt und prediget das Evangelium“ — das doch wohl das Edelste und Herrlichste jener Zeit war — „aller Kreatur!“ — also nicht bloß den Edlen, sondern auch den Dummen und Schlechten, der Masse. Ist es nun wahr, was der Verf. bald darauf (S. 264) sagt, daß sich in den Worten einer Lehre „der Teufel verkriecht, der den Redenden gefangen „hält, auch ohne sein“ [dessen, nämlich des Redenden] „Wissen „und gegen seinen“ [dessen] „Willen“: so möcht es fast scheinen, als habe sich in jenen Worten des Verf. ohne Wissen und wider Willen desselben auch ein Teufelchen verkrochen, das wir nicht nennen wollen.

Vorzüglich gelungen ist dasjenige, was der Verf. (S. 266 ff.) über die persönliche Treue als ein wesentliches Element des Staates sagt. Mit Recht findet er darin den eigenthümlichen Grund einer freien Unterwerfung, einer Hingebung des Einen an den Andern aus innerem Antriebe, einer wahren Huldigung, wodurch das Verhältniß des Regenten und des Unterthanen ebensowohl als das des Herrn und des Dieners als ein rein menschliches, keinen von beiden Theilen entehrendes, bedingt ist. „Gesetzt, ein Schwacher unterwarf sich dem Star„ken, was könnte ihn vermögen, in der Unterwerfung zu blei„ben, wenn er etwa in der Zukunft sich nicht mehr schwach „fühlte? Die Treue. Wenn aber diese das Verhältniß be„gründet hat, dann ist es nicht aus der Schwäche entsprungen, „sondern aus der ursprünglichen Stärke einer eigenthümlichen „Natur. — Und nun von Seiten des Herrn — was kann ihn „bewegen, die Unterwerfung anzunehmen? War es Selbst„sucht, der Vortheil, den er aus der Unterwerfung erhält: wie „schauderhaft dann, wenn man sich denkt, daß, was so aus der „Schlechtigkeit entsprang, das Gepräge des Ewigen tragen soll! „Dann wären die Staaten aus der Hölle, nicht aus dem Him„mel entsprungen. Hat aber die Liebe, die, wo sie herrscht, „alles ist oder nichts, auch hier sich thätig bewiesen, dann hul-

Digitized by Google

„der diese keine Knechtschaft; sie erkennt in der Treue, die den „Untergebnen an unser Dasein knüpft, die göttliche Gabe, die „sie gewähren läßt, oder sie wird den Schwachen stark machen, „damit die Unterwerfung in freiwillige Hingebung verwandelt „werde.“ Eben dieß wendet dann der Verf. auch auf das Privatverhältniß zwischen Herrn und Diener an, und behauptet mit Recht, es gebe nichts Empörenderes, als die Behauptung, daß jemand schon durch seine Abstammung von Dienenden zum Dienen verpflichtet, also ganze Geschlechter zur ewigen Dienstbarkeit verdammt seien. Auch hier müsse eine freiwillige Hingebung statt finden, wenn der Diener nicht als Knecht erscheinen und auf alle Entwickelung seiner Eigenthümlichkeit verzichten solle, was gegen die göttliche Ordnung sei. So richtig uns dieß alles scheint, so geht der Verf. doch wohl zu weit, wenn er eben daraus die Folgerung zieht, daß jeder Dienende einen bestimmten Herrn haben sollte, dem er mit persönlicher Treue anhange und fortwährend seine Dienste widme, und daß daher die Klasse der Tagelöhner, weil sie bald diesem bald jenem wechselnd diene, die unglücklichste in jedem Staate sei. (S. 278). Der Handwerker, der auf Bestellung arbeitet, wie Schuhmacher, Schneider, Tischler, Schlosser, Haarkräusler, Bartputzer u. d. g., steht ja im Grunde in demselben Verhältnisse, als der Tagelöhner, der sich z. B. vom Holzmachen oder Graben nährt und jedem zu Dienste steht, der eine Klafter Holz gemacht oder ein Stück Land umgegraben haben will. Ja selbst in den höhern Wirkungskreisen des Arztes, des Sachwalters, des Sprachmeisters u. d. g. findet ein ähnliches Verhältniß Statt, wenn gleich die Dienste hier von andrer Art sind, als dort. Entspringt aber die wahre bürgerliche Freiheit, wie der Verf. (S. 279) sagt, „nur aus dem Gefühl eigenthümlicher Tüchtigkeit“, so kann dieß Gefühl der Tagelöhner so gut haben, als jeder andre Arbeiter. Auch halten wir es für eine wunderliche Redensart, wenn der Verf. (um zu beweisen, daß jeder Bürger nach dem allseitigen freien Gedeihen des Eigenthümlichen streben solle) sagt, der Staat sei „nicht aus ei„nem leeren, phantasie- wie geist- und herzlosen Rechtsbegriffe“, sondern „aus Gott, aus der Liebe geboren.“ Stammt denn der Rechtsbegriff oder, richtiger zu reden, die Rechtsidee nicht auch aus Gott und aus der Liebe? Und ist diese Idee etwas so ganz Leeres, daß sie weder auf den Geist noch auf das Herz noch auf die Einbildungskraft erregend einwirken kann? Weiß der Verf. gar nichts von jenen Heroen der Vor- und Mitwelt, die, von dieser Idee ergriffen und begeistert, selbst ihr Blut dafür versprützten, selbst ihr Leben dafür aufopferten? Gewiß,

Digitized by Google

man muß einen sehr schlechten und gemeinen Begriff vom Rechte haben, wenn man ihm so seltsame Prädikate beilegen kann. Aber der Verf. verbessert sich tiefer unten (S. 344) selbst; denn da gesteht er, daß das innere Wesen des Rechts die Liebe selbst sei, aus welcher es entsprang.

Wir übergehen, um nicht zu weitläufig zu werden, die übrigen Karikaturen, und erlauben uns nur noch ein paar Bemerkungen über die letzten beiden Abschnitte dieses anziehenden Werkes, welche von der Preßfreiheit und den Turnplätzen handeln.

Der Aufsatz über die Preßfreiheit ist dem Verf. ganz vorzüglich gelungen; ja wir tragen kein Bedenken, ihn für den gelungensten im ganzen Buche zu erklären. So viel auch schon über diesen Gegenstand geschrieben worden, der Verf. hat ihn dennoch von mancher neuen, bisher unbeachteten, Seite zu fassen gewußt. Niemand, der in dieser hochwichtigen Angelegenheit mitzusprechen oder mitzuhandeln hat, sollte den Aufsatz des Verf. ungelesen lassen. Wir wünschten daher, daß es dem Verf. gefallen möchte, diesen Aufsatz besonders abdrucken zu lassen, damit er ein größeres Publikum erhielte, weil Viele, vornehmlich aus der Klasse der Weltleute und Geschäftsmänner, die in dieser Angelegenheit doch einen bedeutenden Einfluß haben, nicht gern Werke von größerem Umfange lesen. Dann wünschten wir aber auch, daß der Verf. wenigstens Eine Stelle abändern möchte, wo er doch eine kleine Blöße gegeben zu haben scheint. Er behauptet nämlich, und zwar mit vollem Rechte und siegenden Gründen, daß, wo Zensur ist, keine Preßfreiheit (im wahren, vollen Sinne des Wortes) sei. Nun kehrt er aber (S. 356) diesen Satz auch um, und sagt: „Wo „keine Zensur ist, da ist Preßfreiheit, selbst wenn die „Strafen auf Preßvergehungen noch so schwankend in ihren „Bestimmungen, wenn sie von der ungereimtesten Strenge sind.“ Das ist nun aber gewiß nicht der Fall. In einem Staate, wo jede freimüthige, den An- und Absichten der Regierung nicht entsprechende, Schrift gleich nach ihrem Erscheinen vernichtet und deren Verf. mit dem Tode bestraft würde, wär' es doch ungereimt, von Preßfreiheit zu reden. Ist die Zensur, wie der Verf. (S. 362) mit treffendem Witze sagt, ein bethlehemitischer Kindermord, so wäre jenes Verfahren Vater- und Kindermord zugleich, also ein doppeltes Verbrechen. Bloße Zensurfreiheit ist noch keine Preßfreiheit. Darum verlangt auch der Verf. späterhin mit Recht das Schwurgericht (jury) zur Beurtheilung von Preßvergehen. Ja es ist dieß die einzige Art, wie in einem wohl organisirten Staate die

Idee der Preßfreiheit realisirt werden kann. Der obige Satz müßte daher eigentlich so lauten: „Wo keine Zensur und ein Schwurgericht ist, da ist Preßfreiheit.“ Denn alsdann muß auch die Gesetzgebung in Bezug auf Preßvergehen milder sein, oder — sie findet keine Anwendung, weil das ex aequo et bono urtheilende Schwurgericht in allen Fällen sein Nichtschuldig aussprechen würde, wo das Gesetz zu streng und hart wäre. Dann bedürfen wir auch keines griechischen Ostrazismus, der nach dem Verf. (S. 382) „auf eine eigenthümliche Weise wieder unter uns hervortreten kann.“ Absit omen! — Den Vorschlag, die Zensur bloß theilweise (für gewisse Klassen von Schriften oder Schriftstellern) aufzuheben, verwirft der Verf. (S. 400), und auf seinem Standpuncte mit Recht, indem er die theilweise Aufhebung der Zensur als eine allgemeine und fortdauernde Maaßregel betrachtet. Wenn man sie aber nur als vorübergehende und vorbereitende Maaßregel für solche Staaten betrachtet, die noch ganz in den Fesseln der Zensur schmachten und deren Regierungen aus Furcht vor der Presse diese nicht auf einmal und wie mit einem Schlage frei geben wollen: so ließe sich der Vorschlag doch wohl hören. Die Furcht vor der Presse gleicht der Gespensterfurcht. Man sage denen, die sich vor Gespenstern fürchten, noch so oft, daß sie sich nicht fürchten sollen; man zeige ihnen noch so klar, daß sie keine gegründete Ursachen zu einer solchen Furcht haben: sie fürchten sich doch, weil ihre Phantasie einmal mit Schreckbildern erfüllt ist. Eben so wenig hilft es, Regierungen, die sich vor der Presse fürchten, durch Ermahnungen oder Beweisführungen von dieser Furcht erlösen zu wollen — und zwar um so weniger, da manchen ihr Gewissen sagt, daß sie doch wohl einige Ursache haben dürften, sich vor der, durch die Presse sich weithin aussprechenden und immer mehr verbreitenden und verstärkenden, öffentlichen Meinung zu fürchten. Man muß also jene Regierungen allmälig von ihrer Furcht zu entwöhnen suchen. Und dieß kann bei nicht ganz schlechten Regierungen (d. h. solchen, die nicht durchaus illiberal und despotisch sind) am leichtesten durch eine theilweise Aufhebung der Zensur geschehen. Denn wenn solche Regierungen nur erst durch Erfahrung belehrt sind, daß sie bestehen können, wenn auch nicht jedes Buch, das in ihrem Lande gedruckt wird, vor dem Drucke von einer öffentlichen Behörde geprüft worden: so werden sie um so leichter geneigt sein, vernünftigen Vorstellungen Gehör zu geben und der Presse ihr volles Recht, nicht bloß durch Aufhebung aller Zensur, sondern auch durch Einführung des Schwurgerichts, ohne welches die

Digitized by Google

Presse nun und nimmer frei wird, widerfahren zu lassen. Der Verf., der als Naturforscher gar wohl weiß, daß die Natur keinen Sprung macht, und auch im vorliegenden Werke das Gesetz der stetigen Entwickelung auf die Menschenwelt und alle Verhältnisse derselben scharfsinnig anwendet, wird also wohl obigen Vorschlag, von dieser Seite betrachtet, nicht mehr so gar thörig finden. Es gibt freilich auch in dieser Beziehung Ultras, welche die ganze und volle Preßfreiheit gleich mit einem Sprung erhaschen wollen; und wir möchten diese Ultras nicht so sehr tadeln, wenn wir uns nur von der Möglichkeit dessen, was sie wollen, überzeugen könnten. Sind ja doch schon deutsche Regierungen, welche großherzig genug dachten, um in ihren Ländern unbeschränkte Preßfreiheit einzuführen, wieder eingeschüchtert und zu neuen Beschränkungsversuchen verleitet worden, weil andre Regierungen sich noch zu sehr vor der freien Presse fürchteten! Diese Furcht also, als den ersten und im Grunde einzigen Feind der Preßfreiheit, müssen die Freunde derselben vor allen Dingen zu vernichten suchen; sonst ist alles ihr Streben umsonst. Sie werden aber jenen Feind auch, und zwar vorzüglich, dadurch vernichten, wenn sie mit dem Verf. (S. 398) sich der „stinkenden Gemeinheit" derer widersetzen, welche gern das Recht haben möchten, „das Frechste laut auszuschreien", welche gern „König und Behörde und jeden würdigen Geist mit schmutzigen Ausdrücken bewerfen" möchten. Das ist es eigentlich, was der guten Sache am meisten schadet, weil es auch wohlwollende Regierungen verleitet, die freie Presse zu scheuen — was aber freilich der „tolle Haufe" jener frechen Schreier nicht begreifen kann oder will.

Dem letzten Aufsatze: die Turnplätze, merkt man es an, daß er an einem Orte geschrieben, wo diese Plätze manchen Unfug veranlaßt und dadurch auch die Besseren zum Unwillen gereizt haben. Ob der Verf. (nach S. 411) „alles reiflich erwogen, besonnen und kaltblütig geprüft", ob er das Gute vom Schlechten, das Wesen vom Unwesen, den rechten Gebrauch vom Misbrauche überall gehörig geschieden, ob er nicht manches übertrieben, das Verzerrte noch verzerrter gemacht habe, um nur recht handgreiflich zu zeigen, daß die Turnplätze höchst schädlich und gefährlich seien — das wollen wir nicht entscheiden. Doch müssen wir bemerken, daß der Verf. durchaus nicht das Turnen selbst verwirft, sondern bloß „die Turnplätze, als eigne von Schule und Familie gesonderte „Institute" (S. 451). Sind sie denn aber das irgendwo? Haben irgendwo die Turner die Schule nicht mehr besucht, den Familienkreis verlassen und sich auf dem Turnplatze angesiedelt?

Digitized by Google

Ist dieß der Fall gewesen, so müßten solche Turnplätze allerdings aufgehoben werden. Außerdem aber wüßten wir an einem Turnplatze so wenig auszusetzen, als an einem Fechtboden, Tanzboden, Reitstalle, Schwimmplatze u. dgl., wo freilich auch allerlei Unfug getrieben, allerlei halsbrechende Dinge unternommen, allerlei schlechte Gesinnungen genährt werden können. Aber deswegen spricht man doch nicht gleich das Anathem über dergleichen Plätze aus.

Indem wir noch den Wunsch äußern, daß der Verf. uns bald mit der Fortsetzung dieses anziehenden, die wichtigsten Angelegenheiten der Gegenwart umfassenden Werkes beschenken möge, müssen wir ihn zugleich bitten, auf seine Sprache mehr Fleiß zu verwenden. Diese ist, bei aller Lebendigkeit, doch sehr fehlerhaft, sowohl in grammatischer als rhetorisch-stylistischer Hinsicht.

1. Grammatische Fehler. Fast auf allen Seiten finden sich falsche casus, oder falsche genera, oder falsche modi, oder falsche Beziehungen der pronomina, oder sonst falsche Wortbildungen und Zusammenstellungen. Da diese Fehler so häufig und gleichsam regelmäßig vorkommen, so können sie nicht bloße Schreib- oder Druckfehler sein, sondern man muß annehmen, daß der Verf., der Geburt nach kein Deutscher, mit unsrer Sprache noch nicht recht vertraut geworden. Um nur einige Beispiele zum Beleg anzuführen, so sagt der Verf. S. 60: „Unter Elemente [Elementen] des Staats verstehen wir". S. 61: „An dieses [diesem] Erkennen die Versuche der Gegenwart erproben". S. 62: „Der Schleier, der über alles [allem] Dasein ruht". S. 180: „Die [den] königlichen Rechte [Rechten] huldigen." In diesen und unzähligen andern Stellen ist der Akkusativ mit dem Dative oder Ablative verwechselt. Minder häufig, aber doch ebenfalls sehr oft, findet die umgekehrte Verwechselung Statt, z. B. S. 92: „Auf ihr [sie] bezogen". S. 397: „Die Einsicht von dem [in den] Ursprung"; wo eigentlich die Präposizion falsch ist und den falschen Beugungsfall herbeigeführt hat. Auch Genitiv und Dativ, Nominativ und Akkusativ werden oft verwechselt, z. B. S. 171: „Sie entsagt vieler Vortheile" [vielen Vortheilen, oder: Sie entsagt sich ꝛc.] S. 218: Sich einem Streben [eines Strebens] bewußt". S. 169: „Eine Person als Repräsentant [Repräsentanten] hervorhebt" — denn nicht der Hervorhebende ist der Repräsentant, sondern er hebt die Person als Repräsentanten hervor — und so öfter in der Appozizion. Wie die Beugungsfälle, so verwechselt der Verf. auch oft die Geschlechter, z. B. S. 101, wo dessen

statt deren steht, weil der Verf. ein männliches Subjekt im Sinne hat, während er es doch durch ein weibliches Wort, Gestalt, bezeichnet; ein Fehler, der S. 233 wiederkehrt, wo er auf Natur (was hier einen Menschen bedeutet) bezogen wird. S. 170: „Gründlichkeit ist Liebe in seiner [ihrer] Einheit mit der Kraft". S. 264: „Eine tiefe in seinem [ihrem] Haupttypus bleibende Form". S. 297: „Die Enthüllung einer eigenthümlichen Natur in seinem [ihrem] Streben". Umgekehrt heißt es dagegen S. 300: „Das Leben wird sich mit dem Mechanischen, als ihrem [seinem] festen Grund und Boden versöhnen" — denn auf Sonderung im vorhergehenden Satze kann ihrem nicht bezogen werden. Ganz willkürlich verbindet der Verf. daß bald mit dem Indikative, bald mit dem Konjunktive, und zwar in einem und demselben Satze, z. B. S. 129: „Daß — liege — ist — sei". S. 261: „Daß — habe — hat". S. 321: „Daß — will — wird — abstumpfe und lähme". Eben so willkürlich interpungirt der Verf., so daß dem Leser das Verständniß mehr erschwert als erleichtert wird. Und gleiche Willkür herrscht in der Orthographie des Verf., indem er z. B. S. 263 weinig, essigt, faulicht schreibt, wo man nicht begreift, warum das eine Adjectiv sich auf ig, das zweite auf igt, das dritte auf icht endigt. Der Verf. sage nicht etwa, daß diese Bemerkungen zu kleinlich seien und dadurch „die Sprache in eine enge Manier eingeschnürt" werde (S. 433). Denn jede Sprache hat ihre Regeln, und diese darf kein Schriftsteller verletzen, ohne sich selbst zu schaden. Die Schrift des Verf. würde sich viel besser lesen, wenn sie nicht von so vielen grammatischen Fehlern entstellt würde. Aber es finden sich darin auch

2. rhetorisch-stylistische Fehler. Ein Hauptfehler dieser Art ist, daß der Verf. zu viel Worte macht. So ist es ihm nicht genug zu sagen, daß etwas ein Gegenstand der allgemeinen Verehrung oder ein Zentrum der allgemeinen Freiheit sei; er nennt einen solchen Gegenstand auch noch einen gemeinsamen und das Zentrum ein inneres (S. 141), als wenn sich beides nicht von selbst verstände. Diese üppige Wortfülle gibt der Rede des Verf. oft den Anschein eines steifen Gangs, so daß man poetische Prosa oder prosaische Poesie zu vernehmen glaubt. Ebendadurch wird aber seine Rede auch oft dunkel, besonders da der Verf. lange Perioden liebt, ohne sie doch in den Zwischensätzen geschickt zu verbinden und das Ganze gehörig abzurunden. Manchen dieser Perioden fehlt sogar der Schluß,

Digitized by Google

wie S. 315 und 378; andre sind gleichsam zerhackt, wie S. 20. Da diese nicht so lang ist, wie jene, so wollen wir sie ganz hersetzen: „Die verschiedenen Formen des Daseins, die „sich, sinnlich angesehen, wechselseitig drängen und hemmen, „äußerlich verkettet, wenden sich nach innen, dem eigenen „Wesen zu, und bilden das Maaß einer eigenen, sich selbst ge„nügenden Gestaltung, so daß die Schranke, die, nach außen „gerichtet, sich selbst und die Umgebung zu begränzen scheint, „nach innen gewandt, schrankenlos, in einer jeden Form das „eigenthümliche Wesen, und dadurch die Schönheit offenbart". Durch eine solche Schreibart mag sich wohl ein eigenthümliches Wesen, aber gewiß keine Schönheit offenbaren. Und was will der Verf. mit jener Schranke sagen, die, nach außen gerichtet, sich selbst und die Umgebung begränzen, nach innen gewandt aber, schrankenlos sein soll? Wir zweifeln, daß der Verf., als er dieß schrieb, einen klaren Gedanken hatte oder daß die Leser einen solchen herauslesen werden. — Gewiß hätte der Verf. die meisten dieser Fehler vermeiden können, wenn er Fleiß genug auf die Darstellung gewandt hätte. Denn aus andern Stellen erhellet wohl, daß er den deutschen Sprachstoff sattsam beherrscht und ihm auch eine gefällige Form zu geben vermag. Desto mehr Pflicht aber ist es für ihn, bei Fortsetzung dieses Werkes mehr auf seiner Hut zu sein.

Kaum war das Vorstehende niedergeschrieben, so kam uns noch folgende kleine Schrift zu: Die gute Sache, von Henrich Steffens. Eine Auffoderung zu sagen, was sie sei, an alle, die es zu wissen meinen; veranlaßt durch des Verf. letzte Begegnisse in Berlin. Leipzig: F. A. Brockhaus. Im März 1819. 70 S. 8. (Preis: 8 Gr.)

In der Einleitung erzählt der Verf., wie unfreundlich er in Berlin von einigen Freunden und Bekannten wegen seiner Aeußerungen über das Turnwesen und andre Angelegenheiten des Tages aufgenommen worden, und was für böse Absichten man ihm deshalb angedichtet habe. Dagegen vertheidigt er sich nun, und zwar so, daß ihn jeder billige Leser von dem Vorwurfe böser Absichten hoffentlich freisprechen wird. Auch haben wir ihm diese nie zugetrauet. Die Veranlassung zu jenem Vorwurfe hat er freilich selbst durch den vornehmen, hin und wieder schneidenden Ton gegeben, in welchem er sich äußerte. Seltsam aber muß es dem unbefangenen Leser scheinen, wenn er S. 12 die Worte liest: „Keine getäuschte Hoffnung, nicht

Digitized by Google

„der Untergang dessen, was euch das Theuerste zu sein scheint, „nicht die Misverständnisse der Welt, vermögen „die innere Ruhe zu stören, die, in stiller Betrachtung versun„ken, in den Gährungen der Zeit und in den Verwickelungen „derselben den allmächtigen Geist erkennt, der sich in eurem „Innern kund thut" ꝛc. — und wenn er dann damit S. 16 vergleicht, wo der Verf. den furchtbaren Eindruck beschreibt, den der unerwartete Empfang in Berlin auf ihn machte: „Der „feste Boden, auf welchem ich sicher und ruhig stand, war wie „durch plötzliches Erdbeben erschüttert und der Fels des Ver„trauens schien unter meinen Füßen einzustürzen. Wenige mö„gen eine ähnliche Erfahrung erlebt haben, wenige sich von den „verworrenen, vernichtenden Gefühlen, die mich betäub„ten, einen Begriff machen können". Allerdings werden wenige begreifen, wie ein Mann von Grundsätzen, dessen innere Ruhe die Misverständnisse der Welt nicht zu stören vermögen, so betäubt, ja vernichtet sein kann, wenn man ihn misversteht — besonders da der Verf. S. 58 versichert, er habe diesen Erfolg vorausgesehen. Wie konnte ihn denn da der unfreundliche Empfang einiger von seinen Freunden und Bekannten in Berlin so heftig erschüttern, daß ihn nach S. 17 nicht einmal der Beifall „der herrlichsten über jeden Verdacht erhab„nen Personen" zu beruhigen vermochte?

Um nun nicht weiter misverstanden zu werden, drängt der Verf. von S. 25 an seine Ansicht von der guten Sache, deren Vertheidigung er sowohl in seinen Karikaturen als in andern Schriften beabsichtigt habe, in 60 kurze §§. zusammen, welche in der That die Ansicht des Verf. recht klar darstellen, aber sie doch nicht durchaus zu rechtfertigen vermögen. Wenn der Verf. z. B. in den Karikaturen so verächtlich von der Masse gesprochen und sie so unbedingt dumm und schlecht genannt hatte: so sagt er hier S. 40, er verstehe unter der Masse „das Schlechte, Thörichte und Knechtische in einem Je„den und unter Allen". Dann ist aber sein Satz: „Die Masse ist dumm und schlecht", eine leere Tautologie; denn er heißt eben nichts anders als: Das Dumme und Schlechte ist dumm und schlecht, woran man freilich weder zweifeln noch irgend einen Anstoß nehmen kann. Aber in den Karikaturen, wo der Verf. so viel von hochbegabten, eigenthümlichen und vornehmen Naturen redet und diesen die Masse entgegensetzt, scheint er doch das letzte Wort in einem ganz andern Sinne genommen zu haben. — Um ferner seine in den Karikaturen dargelegte Ansicht von der Nothwendigkeit des Adels im Staate zu rechtfertigen, sagt er hier S. 61:

Digitized by Google

„Ich hab' es versucht, mir einen großen, in sich geschlossenen „Staat, der alle Elemente menschlicher Bildung aus „sich entwickeln sollte, ohne Adel anzuschauen. Es ist mir „durchaus nicht gelungen. Die ganze Ansicht stürzte bei dem „bloßen Versuche zusammen". Das glauben wir gern. Jedem andern denkenden Kopfe wird das Gleiche begegnen, wenn er unter dem Adel das höhere Element menschlicher Bildung, das wahrhaft Edle in einem Volke versteht. Ein Staat, in welchem sich nur Unedles und Gemeines, Dummes und Schlechtes, mit einem Worte, lauter Masse (in der hier vom Verf. angenommenen Bedeutung) fände, müßte in sich selbst zusammenstürzen. Aber in den Karikaturen war ja von etwas ganz Anderem die Rede, von einer ständischen und erblichen, auf großen Güterbesitz begründeten (leider auch viel Masse enthaltenden) Adelskorporazion. Ohne diese läßt sich ein Staat nicht nur denken oder, wie der Verf. sagt, anschauen; es existirten und existiren auch in der That Staaten ohne solche Korporationen. Die Denkbarkeit oder Anschaulichkeit der Sache ist also faktisch erwiesen. Der Adel (im Sinne des Verf.) gehört nicht ad esse des Staats. Ob ad melius esse — das ist eine Frage, für deren Untersuchung hier kein Raum ist. So viel ist aber klar, daß, wenn der Staat nach der Idee des Verf. eine Gemeinschaft der Heiligen wäre, er eigentlich aus lauter Edelleuten bestehen müßte. Und vielleicht wär' allem Streite zwischen Adel- und Bürgerstand am besten abgeholfen, wenn einmal ein weiser Regent den herzhaften Entschluß faßte, nicht alle Edelleute zu Bürgern — was sie nun einmal nicht sein wollen — sondern alle Bürger zu Edelleuten zu machen, wie man schon jetzt im Oestreichschen jeden wohlgekleideten Mann einen Herrn von ** oder einen gnädigen Herrn nennt. Ein Volk von lauter Edelleuten — welche erhabne Idee! Das wäre recht eigentlich die große Nazion!

Noch ein ernstes, aufrichtiges und gutes Wort zum Abschiede. Der Verf. wünscht, daß man seine Ansichten prüfen möge. „Diejenigen vor allen begrüß' ich" — sagt er S. 66 — „die, obgleich dem Scheine nach meine Feinde, „dennoch mit mir einerlei Sache verfechten, und nur die Schwächen meiner Versuche schonungslos aufzudecken suchen, je strenger, je klarer, desto besser". — Wir gehören weder dem Scheine noch der Wirklichkeit nach zu den Feinden des Verf., sondern schätzen ihn sehr hoch sowohl wegen seiner ausgezeichneten Geistesgaben als wegen seines lebendigen Eifers für alles Wahre, Gute und Schöne. Aber weder jene Gaben noch die-

Digitized by Google

ser Eifer schützen den Schriftsteller vor Verirrungen. Darum soll eben die Kritik das thun, was der Verf. verlangt, die Schwächen der schriftstellerischen Versuche schonungslos, streng und klar aufdecken. Wir haben dieses Verlangen des Verf. so gut zu erfüllen gesucht, als wir vermochten, und hoffen, daß der Verf. uns nicht zürnen werde, weil wir sein Verlangen für wahrhaft hielten.

XV. *)

1. Kurzer Abriß der deutschen Gymnastik, ein Leitfaden für Lehrer und Schüler von J. C. F. Guts Muths. (Auch unter dem Titel: Katechismus der Turnkunst.) Frankfurt a. M., bei Wilmans. 1818. (Preis: 12 Gr.)
2. Würdigung der Turnkunst nach der Idee, von A. B. Kayßler, Professor der Philosophie, u. s. w. Breslau 1818. Bei Joseph Max.
3. Turnziel. Von Henrich Steffens. Ebendaselbst. (Preis: 16 Gr.)
4. Turnziel. Turnfreunden und Turnfeinden, von Dr. Franz Passow. Ebendaselbst. (Preis: 22 Gr.)
5. Zur Rechtfertigung meines Turnlebens und meines Turnziels, von Franz Passow, Prof. an der Königl. Universität. Ebendaselbst.

Das Turnwesen, an sich gut und heilsam, würde ein eben so klarer Gegenstand seyn, wenn es nicht durch zufällige Beimischungen entstellt wäre. Es entspricht, seiner Natur nach,

---

*) Dieser Artikel ist, wie der Leser leicht selbst bemerken wird, von einem andern Mitarbeiter, als der vorhergehende.
A. d. Red.

Digitized by Google

zweien Foderungen zugleich, die längst aufgestellt waren, ehe den Mann, der ihm seinen jetzigen Namen gab, die Zeitumstände so sehr begünstigten, daß er es im Großen zur Ausführung bringen konnte. Die beiden Foderungen sind: erstlich, eine durchgehends zweckmäßige und zulängliche Uebung des Leibes; und zweitens, Anordnung einer solchen Lebensart für die Jugend, wobey sie nach eigenem, und zwar nach eigenem richtigen Sinne, eine in ihren Augen ernste Wirksamkeit betreiben könne. Die erste Foderung ist sehr bekannt; insbesondre hat der verdienstvolle Verf. von Nro. 1 sich schon vor einem Viertelsjahrhunderte bemüht, ihr zu genügen. Die zweyte läßt sich, sammt ihren Gründen, in einem Buche nachweisen, das über ein Jahrzehend alt ist; und vielleicht war sie damals schon nicht neu. In beiden Foderungen liegt aber nicht die mindeste politische Beziehung; noch weniger ist's der Sache angemessen, daß Männer sich darum entzweyen, weil die Jugend eine, in ihren Augen ernsthafte, Wirksamkeit betreiben soll; vielmehr ist jugendlicher Eifer für Männer oft ein Gegenstand des stillen Lächelns; und es kann kaum anders seyn, wenn wirklich der Standpunct der Männer hoch genug und ihre Umsicht weit genug ist, um gegen den engen Gesichtskreis der Jugend das rechte Verhältniß zu behaupten. Nun sind zwar die Verfasser von Nro. 2, 3, 4 und 5 sämmtlich Männer, die, nach ihrer eignen Meinung, auf dem höchsten Standpuncte der Wissenschaft stehen. Allein sie müssen sich gefallen lassen, daß ihnen dieß von andern bestritten, ja gänzlich abgeläugnet wird. Die sogenannte philosophische Begründung, welche hier dem Turnwesen untergelegt wird, hat daher wenig zu bedeuten; um desto weniger, da das Wesentliche des Gegenstandes sich aus dem Werke des Herrn GutsMuths deutlich erkennen läßt.

In No. 1 ist in gehaltreicher Kürze dasjenige beisammen, was „bei der Ausführung der Turnübungen, mitten im muntern Gewühle der Jugend," als Anleitung und Erinnerung nöthig seyn kann. Voran gehn drey kurze Hauptstücke, von dem Bildungswesen des Menschen, vom Wesen der Turnkunst, und die zehn Gebote der Leibeszucht. Zum Schlusse noch eins: über die Turnerschaft und ihre Gesetze. Mit Recht steht im Vordergrunde die Bemerkung, daß die ungeordneten Leibesübungen, welche das tägliche Leben herbeiführt, kein Gleichmaaß der Stärke und Gewandtheit in den verschiedenen Gliedern hervorbringen; daher die Gymnastik kunstmäßig betrieben werden müsse. Hauptzweck sey: Erhaltung des Gleichgewichts zwischen Geist und

Leib *). Aus den zehn Geboten der Leibeszucht schreiben wir mit Vergnügen folgendes ab: „Du sollst Gott fürchten und lieben, der dir deinen Leib als Diener mitgegeben, — darum sollst du, neben rechtschaffener Uebung und Bildung des Geistes, deines Leibes nicht vergessen, — in dem körperlichen Schwachen wohnt wohl das Wort, der Trost, die Aufmunterung; aber nicht die leibliche Thatkraft, nicht das Mitgehen, nicht Hülfe gegen Noth. — Streng sollst du meiden, was den Leib schwächt, abmattet, und dir den männlichen Sinn entzieht; dagegen sollst du ihn halten in gehöriger Zucht, damit du lange lebest in Gesundheit und Ehren. Ein gutes Schwerdt in die Gluth gesteckt, wird wie Bley; ein starker Leib in die Weichlichkeit, wie Brey. — Du sollst aber dein Muth- und Kraftgefühl unter der Zucht deines Geistes in Demuth halten. Du sollst nicht den fremden Zweck im Auge haben, dich zur Schau zu stellen und zu gaukeln, auf daß nicht Jemand komme und dir Geld biete, wie den Gauklern, und damit das Uebungswesen nicht in Unehre verfalle. Was du zur Schau thust, geschehe höchstens nur für deinen Nebenmann zur Belehrung und Ermunterung. Muthwillig aber mit seiner Leibeskraft Jemanden zu nahe treten, heißt Gefallen haben an der unvernünftigen Stärke des Rosses. Sondern du sollst Schild seyn und Schirm, Arm und Waffe den Deinigen, dem Schwachen, dem verunglückenden Bruder, dem Wohnsitze und Vaterlande, ja selbst dem wehrlosen Feinde. Du sollst die edle Sinneskraft schärfen. Du sollst Maaß halten in der Arbeit des Leibes. Du sollst nicht vergessen, daß der Geist der eigentliche Mensch ist, daß seine Entwickelung über der leiblichen steht. Darum sollst du der geistigen Ausbildung nicht die Zeit stehlen für die leibliche; sondern in dieser thun, was recht ist, und die Zeit weislich gebrauchen und eintheilen; auch kein Geschäft darob versäumen." — Nun noch Proben aus dem fünften Hauptstücke; — „Die Turner eines Platzes bilden eine Gesellschaft. Etwas muß sie vereinen, ein Band muß da seyn, das sie umschlingt; und Ordnung, die sie erhält. Der Zweck des Turnens ist das einzige Band; das angenommene Gesetz schafft die Ordnung. So ernst indeß auch das Turnwesen zu nehmen ist, so soll es doch mit Lust und Freude von Statten gehn." Unter den allgemeinen Gesetzen ist das erste: Jeder soll thun für die Ehre der Turnerschaft,

*) Diß schließt die Rücksicht auf besondere Constitutionen, und auf vorzügliche geistige Entwickelungen nicht aus; was wir hier im Voraus gegen Herrn Steffens, und gegen eine Folgerung aus seinem Systeme, bemerken.

Digitized by Google

was er in Sittlichkeit nur immer vermag, damit nicht ein eigener Flecken des Einzelnen an unschuldiger Turnsache und der Gesellschaft abschmutze. Das zweyte: der Turnplatz werde kein Zankplatz. Hierauf folgt eine Menge anderer Vorschriften, die darin zusammenlaufen, daß dem Turnlehrer ruhig und anständig solle gehorcht werden. Endlich noch besondere Gesetze für die einzelnen Klassen der Turn-Uebungen.

Wenn das Turnwesen sich so darstellt, wie hier: so begreifen wir nicht, wie es Feinde haben könne. Im Gegentheil: alle diejenigen, welche pädagogische Einsicht besitzen, müssen ihm als Freunde zufallen. Sie müssen auf den ersten Blick begreifen, daß keine Art von Thätigkeit so allgemein aus dem eignen Sinne der Jugend hervorgehn kann, als die Uebung des Leibes; daß eben in diesem Puncte die Zöglinge nur darauf warten, der Rath und der Verstand des Erwachsenen solle ihnen helfen, das zweckmäßig und ordentlich einzurichten, was sie ohnehin vorzunehmen wünschten. Hier ist die natürlichste Berührungsstelle zwischen dem Manne und dem Knaben, ja zwischen dem Manne und dem Jünglinge. Aber noch mehr! Hier ist der natürliche Anfangspunct aller Bildung zur wahren Geselligkeit. Denn Gesellschaft erfodert einen ernsten, selbstgewollten Zweck; einen solchen Zweck, den der Einzelne nicht für sich allein, sondern nur in Verbindung mit Vielen fassen kann oder mag. Und welchen gemeinsamen Zweck kann denn die Jugend sich setzen? Soll sie um einen Heerd, um einen Altar, um eine Kriegsfahne, — oder gar um ein Buch sich versammeln? Nahrung reicht man ihr, Religion lehrt man sie, den Streit verbietet man ihr, und Bücher sind zu fremd und zu gelehrt; das Alles paßt nicht, um den eigentlichen Geist activer Geselligkeit in der Jugend hervorzulocken. Aber zu Leibesübungen sammelt sie sich von selbst und gern; hier fühlt Jeder den allgemeinen Zug, den Schwung der ganzen Menge. Oder meint man vielleicht, Leibesübung sey kein Gesellschaftszweck; man könne ja auch für sich allein dergleichen treiben; es komme ja doch einem Jeden nur auf die Uebung seiner eigenen Gliedmaaßen an? Das wäre gerade so klug geredet, als ob Jemand die Kirchen für unnütz erklärte, weil ja doch im Grunde jeder Einzelne darin seine Erbauung suche, seine Andacht verrichte, welches sich eben so gut zu Hause thun lasse! — Nein, gerade umgekehrt! Je größer die Gemeinde, je voller die Kirche, desto inniger, desto erhebender die Ahnung Dessen, der Allen wohlthut und Allen gebietet; — und eben so, je zahlreicher die Gesellschaft der Knaben und Jünglinge, desto ernster zugleich und munterer die Anstrengung, daß die Uebungen ganz

gelingen mögen, ohne Störung durch irgend einen; und desto lebendiger und heißer der Wetteifer der Geschicklichkeiten, der hier wie überall die Würze des Spiels ausmacht. Oftmals, im Streite über die größern Vorzüge des häuslichen oder des öffentlichen Unterrichts, hat man eben darum den letztern gepriesen, weil er ein frühes geselliges Band unter den Mitschülern knüpfe; aber offenbar sind die Genossen einer Gymnasial-Klasse weit loser verbunden, als die Turner Eines Platzes, weil jene meist passiv, und nur wenig zusammenwirkend, neben einander lernen; diese weit mehr aufgeregt, einander nachahmend oder helfend, sich versuchen und üben. Wenn endlich über den Vorschriften des Herrn GutsMuths gehörig gehalten wird, so läßt sich nicht absehn, welcher Anlaß zu jenem Dünkel, jener Anmaaßung vorhanden wäre, den man wohl sehr mit Unrecht dem Turnen zur Last gelegt hat, anstatt ganz andre Ursachen davon in dem Zeitgeiste, und besonders in den unbehutsamen Begünstigungen, in dem allzulaut geäußerten Beifalle reifer Männer bei jugendlichen Festen u. d. gl. zu suchen und zu finden. Das ist sehr klar: soll das Kraftgefühl der Jugend, welches allerdings mit ihrer Leibes-Uebung wächst, in gehörigen Schranken bleiben, so muß nothwendig das männliche Alter sich selbst an Würde und an sichtbarer Ueberlegenheit so viel zusetzen, daß das Verhältniß zum mindesten bleibe wie zuvor. Und da unser Zeitalter sich zu freyeren Verfassungen hinneigt: so kann die unleugbare Gefahr eines solchen Ueberganges nicht anders vermieden werden, als indem zugleich aller jugendliche Uebermuth zurückgewiesen, und den Rathschlägen des reifen Alters ihr ganzes, ihnen gebührendes, Gewicht beigelegt wird. Aber diesem Allen steht das Turnen auch nicht im Geringsten im Wege; — sobald es nach den obigen Vorschriften betrieben wird. Erkennt der Leib den Vorrang des Geistes, so bleiben auch die Leibes-Uebungen an der untergeordneten Stelle, wo sie den Kräften des Geistes nicht zur mindesten Eifersucht Grund geben können.

Was sagen nun zu dem allen die Verf. von 2, 3, 4, 5? Aus 2 und 3 erfährt man, daß die Herrn Professoren Kayßler und Steffens, Collegen an der Universität zu Breslau, in Streit gerathen sind, der jedoch noch im freundschaftlichen Tone geführt wird; aus 4 und 5 geht hervor, daß Hr. Professor Passow und Hr. Prorector Menzel, an demselben Orte, gegen einander mit der heftigsten Erbitterung kämpfen; ja aus dem Umschlage von No. 5 sieht man, daß dort noch mehrere Federn wegen derselben Sache zu Felde gezogen sind. Unter solchen Umständen können die Gegner des Turn-

wesens gar leicht ohne ihr Verdienst den Sieg davon tragen; denn wer Frieden wünscht, wird den Keim der Unruhen zertreten. — Da wir keinen Beruf finden, uns in fremden Streit zu mischen, so werden wir über 4 und 5 gar nichts sagen, sondern uns mit der bloßen Anzeige begnügen; und über 2 und 3 uns so kurz fassen, als der Gegenstand, und seine öffentliche Wichtigkeit, es gestattet.

Alle Philosophie, am unrechten Orte angebracht, läuft Gefahr, ins Lächerliche zu fallen. Wenn jene des Hrn. Prof. Kayßler (im Wesentlichen die Schelling'sche) an sich richtig wäre, so gehörte sie doch nicht hieher; denn die Nützlichkeit des Turnens leuchtet auf dem Standpuncte des gemeinen Verstandes vollkommen ein, und zwar aus den eigenen Gründen des Verfassers; und wenn wirklich hier eine Veranlassung wäre, bis zur Ideenlehre aufzusteigen, (freylich könnte man eben so gut, ja noch eher, ein Mühlrad nach einer Idee würdigen,) so paßte doch dies nicht für eine Einladungsschrift zu einer Schulprüfung, wie die gegenwärtige es seyn soll; — wo nicht etwa das Publicum zu Breslau in einem bisher unerhörten Grade sich mit Philosophie beschäftigt. Sollte aber trotz allem diesen die ernste Wissenschaft und die muntre Turnkunst mit einander in Berührung kommen: so müßte die erstere der andern an Muth und Munterkeit zum mindesten gleich stehn; nicht aber in so melancholischem Tone reden, wie diese hier! Man höre nur folgende Expectoration: „Der Verfasser ist durch „langes Nachdenken zu der Einsicht gelangt, daß vor allen Din„gen diejenigen, welche einen bessern Zustand aufrichtig wün„schen, und durch die Beschaffenheit unserer Zeit ihn zu hoffen „sich berechtigt glauben, ihn selbst zu erleben oder irgend einen „Vortheil aus der Umgestaltung zu gewinnen verzichten müssen." (Rec. hat eine sehr viel schlechtere Meinung, als der Verfasser, von der Beschaffenheit unsrer Zeit; und ist völlig überzeugt, daß heute, wie immer, das Böse mit dem Guten, der Irrthum mit der Wahrheit zugleich im Wachsen begriffen ist; aber dennoch sieht er nicht, was ihn hindern könnte, sich an dem geringen Uebergewichte des Guten, was wirklich vorhanden zu seyn scheint, zu erfreuen, und auch so viele Fortschritte, als er irgend für möglich hält, gern erleben zu wollen. Die Ermahnung des Verfassers verräth bloß, daß er selbst mit überspannten Hoffnungen gekämpft hatte, weil sein Denken und Beobachten nicht ruhig genug war, und er sich verleiten ließ, zu glauben was er hoffte). „Sodann wandte sich, da „Erziehung und Bildung sein Beruf ist, sein Blick auf die „Jugend, auf die niedern und höhern Bildungs-Anstalten der-

Digitized by Google

„selben, und ruhte endlich auf den Hochschulen, von welchen „die Pfleger der sittlichen Menschheit zunächst ausgehen, und „insbesondre erwartete er von der deutschen Phi„losophie die Richtung der wissenschaftlich Gebil„deten auf das Göttliche in allen Lebens-Verhält„nissen. Allein er fand dort wie überall keinen „Anfang; die Philosophie aber mußt' er endlich „als einen Geist anerkennen, der seinen Leib nicht „finden kann, und ohne ihn in Sehnsucht sich ver„zehrt; und so überzeugte er sich endlich," (in der That sehr spät von einer so leichten Sache!) „daß mit bloßem „Denken und Meinen, mit Reden und Berathen so wesentliche „Dinge nicht gemacht werden, sondern daß der gründliche An„fang zur wahren und fortwachsenden Verbesserung unseres Zu„standes nur" (sage nur! ein Sprung von einem Extrem aufs andre!) „von kräftigen Lebensthaten zu erwarten sey, wie sich „die Geschichte der Menschheit ja auch sonst in Zeiten, die „zu einer größern Umgestaltung reif waren, erwiesen „hat. Und diese kräftigen Lebensthaten — welche sind sie? Für eine derselben wird nunmehr — sehr ernsthaft — das Turnen erklärt; und damit man ja nichts misverstehe, noch obendrein hinzugesetzt, der Verfasser habe eben nur den wahren Anfang und den ersten festen Grund einer wirklich bessern und bleibenden Gestaltung des Lebens gesucht, und ihn in der Turnkunst gefunden!!!

Und jetzt, o ihr guten Turner, wenn Euch Eure Kunst, wenn Eure Turnplätze Euch lieb sind, — betet recht inbrünstig folgendes bekannte Gebet: Schütze uns, o Herr! vor unsern Freunden, denn vor unsern Feinden brauchen wir uns nicht zu fürchten.

Daß die Sehnsucht eines redlich forschenden Denkers durch den Schelling'schen Irrthum nicht gestillt wurde, ist natürlich; daß er nun mit dieser Sehnsucht sich nicht zu lassen weiß, daß er Seufzer ausstößt, dergleichen man von wahrer Wissenschaft niemals hören wird, läßt sich auch begreifen. Aber Rec. hat wirklich Mühe, sich in den Grad von Gedankenverwirrung hinein zu versetzen, der nöthig ist, um alle die heterogenen Dinge, die hier durch einander gemengt, und in einander gezerrt sind, sich nach Art des Verfassers vorzustellen. In der That, einem wachenden Menschen thut es wehe, sich künstlich in den Zustand des Traums zu versetzen; und hier wird gleichwohl nichts weniger als das erfodert. Doch wir wollen die Mühe nicht scheuen! Also — die Grundfarbe unseres Traums ist: Erwartung einer größeren Umgestaltung. Gesetzt, diese ereigne sich, und unsre Zeit sey dazu reif: was wird zum Vorschein

kommen? Etwa eine bessere Verfassung? Verantwortliche Minister? Beschränkung des stehenden Heers? Nein! sondern Richtung auf das Göttliche. Wessen? Etwa des Volks im Ganzen genommen, dessen Zustand sich umgestaltet hat? Nein! sondern der wissenschaftlich Gebildeten. Diese also sollen im Strome schwimmen, statt ihn zu leiten? Ja! denn die deutsche (sage: Schelling'sche) Philosophie ist ein Geist, der seinen Leib nicht finden kann. Und was folgt daraus? Etwa, daß die deutsche Philosophie von vorn anfangen muß, um sich auf ihre ersten Probleme, und auf die Mittel, sie zu lösen, besser zu besinnen wie bisher? Nein! Herr Professor Kayßler weiß, ohne Zweifel, daß die deutsche Philosophie schon alles Mögliche versucht hat, (wir wissen das gerade Gegentheil). Die Denker können so wesentliche Dinge (Richtung der wissenschaftlich Gebildeten auf das Göttliche!) nicht machen, sondern die Verbesserung unseres Zustandes (hier wenigstens wird doch wohl der innere und äußere Zustand der Gesellschaft gemeint seyn?) muß durch kräftige Lebensthaten begonnen werden. Also das Philosophiren, was man sonst für eine der kräftigsten Thaten des innern, wahren Lebens hielt, ist keine solche? Was sollen die gefoderten Thaten denn eigentlich thun? Und welches ist das Werk, das sie, nicht etwa vorbereiten, sondern unmittelbar vollbringen, um dessenwillen sie Thaten, kräftige Thaten, kräftige Lebens-Thaten genannt werden? Wollt Ihr es sehen? Schaut auf die Thurnplätze; schaut, wie man springt, ringt, schwingt, schwimmt, klettert und so weiter. Zwar, die Turner selbst wissen nichts von den Thaten, die sie thun, sie glauben bloß sich zu erholen von geistiger Arbeit, und sich zu üben auf künftige Dienste, welche der Leib dem Geiste, als Gehülfe zu dessen Thaten, schuldig seyn wird. Die Turner hoffen auf die Schätze der Wissenschaft, welche in dem Besitze der Männer seyen, und welche man ihnen in reifern Jahren darbieten werde, damit sie lernen, zu was für Zwecken denn eigentlich die Körperkraft geübt sey, indem diese Kraft nur äußere Erscheinungen hervorbringen kann, die keinen Werth in sich selbst haben. Hoffet nur nicht, ihr Turner! die oberste Wissenschaft, welche alle Zwecke wägt und ordnet, und in der zugleich selbst die vollkommenste Turnkunst, nämlich die Gymnastik des Geistes enthalten ist, — sie hat, laut Hrn. Prof. Kayßlers Versicherung, in sehnsüchtigen Seufzern ihr Leben verhaucht! — Aber hütet Euch, wir rathen es Euch ernstlich, vor den Lobpreisungen, mit denen man Eure jugendliche Uebungen jetzo in die Wolken erhebt. Ihr wißt,

Digitized by Google

daß Euer Geräth auf dem Turnplatze stark und fest, und ja nicht übermäßig hoch, sondern in allen Theilen wohl abgemessen seyn, daß auch in euren Uebungen Ordnung, und in den Bewegungen Eurer Gliedmaaßen Zusammenhang und eine richtige Folge seyn muß, wenn alles wohl gelingen soll. Nun ist aber in den Lobeserhebungen, durch welche man Eure Köpfe schwindlig macht, an einer sehr wesentlichen Stelle, die gerade recht fest und wohlgefugt seyn mußte, Maaß und Zusammenhang vermißt worden. Also gleichen diese Lobeserhebungen einem Kletterbaume, der viel zu hoch, und unten beschädigt ist; wenn nun Eure Turnkunst dahinauf steigt, so stürzt sie unfehlbar herunter und bricht den Hals. —

Wer eine ausführliche Recension der Kayßler'schen Schrift verlangt, dem bietet sich auf den ersten Bogen von Nro 3. eine solche dar; und zwar eine strenge, scharf tadelnde, dennoch aber in die Form eines freundschaftlichen Briefes — nicht eingekleidete, sondern hineingezwungene; so daß diese Form dem Leser weh thut, dem sie nicht anders als unnatürlich bey solchem Inhalte vorkommen kann. Was Herr Prof. Kayßler, als Freund, als College, dabei empfinden mußte, — das hat zwar der entferntstehende Leser nicht zu entscheiden; aber die Frage danach kann er nicht los werden; daher wir unserer Seits, unbekannt mit den Personen, und um sie unbekümmert, das Buch für ein in der Form verunglücktes literarisches Product halten; so wie wir es dafür auch dann halten würden, wenn der Name Kayßler bloß erdichtet wäre. Die Philosophie des Hrn. Prof. Steffens ist hier eben so unnütz, als die des Hrn. Kayßler; selbst das Schauspiel, was dargestellt wird, nämlich: das Schelling'sche Reich in Unfrieden mit sich selbst, kann hier nicht einmal die Gegner des genannten Reichs interessiren; denn es ist jetzt vom Turnwesen die Rede und nicht von den Krämpfen einer auf dem Kopfe stehenden Philosophie. Am Schlusse wird indessen Rec. über diesen Punct noch etwas beyfügen.

Vom Turnwesen vernimmt man hier allerdings Einiges, das Bedenken erregen kann. „Schon in den traurigen Tagen des „allgemeinen Drucks, als wenige Freunde in gefährlicher Ver„bindung lebten, nahm ich unter diesen eine Richtung wahr, „die mir Sorge machte. Sie trat im Kriege entschiedener her„vor. Ich habe sie, wo sie erschien, vom ersten Anfang „an bekämpft, immer bestimmter und stärker, je mächtiger sie ward. Den Frühling 1817 bracht' ich in Berlin zu. „Ich erfuhr dort, wie sehr eine falsche Ansicht herrschend zu „werden drohte — ich sah' es wohl ein, wie viel ich wagte,

Digitized by Google

„wenn ich, eben nach der Art, wie ich bis hieher er„ſchienen war, dieſe Anſicht bekämpfen wollte.“ (Wie hängt das zuſammen? Nachdem einer ſchon gekämpft hat, nennt er es noch gewagt, kämpfen zu wollen, und das wegen der Art, wie er bisher ſeinen vertrauten, ſogar in gefährlicher Verbindung mit ihm ausdauernden Freunden, erſchien?) „Als ich „Berlin verließ, war dieſer Kampf beſchloſſen. Die Unterneh„mungen der Turnfreunde machten nur einen Theil der zu be„kämpfenden Maſſen (!) aus. — Die Sache iſt von großer „Bedeutung, es gilt einen gefährlichen Irrthum, der „die Redlichſten umſtrickt hat.“ (Hört! hört!) „Ich ge„ſteh' es, daß, obgleich ich von der Schädlichkeit der Un„ternehmung überzeugt bin, ich dennoch keineswegs wünſche, „daß ſie durch Verbote von Oben unterdrückt werde. Verbote „können nur hemmen, niemals vernichten, was innerlich die „Geſinnung in Anſpruch genommen hat.“ Hier müſſen wir Hrn. St. geradezu widerſprechen, und ihn einer Verwechſelung beſchuldigen. Wäre von Unterſuchungen, von Meinungen, von Gegenſtänden eines fortſchreitenden Denkens die Rede, dann hätte Hr. St. recht; das Denken würde ſich nicht verbieten laſſen. Aber Geſinnungen, vollends Unternehmungen, ſind viel wandelbarer; ihre ſcheinbare Härte iſt nur Sprödigkeit, es ſey denn, daß ihnen ganz klare Gedanken, lange Erfahrungen, urſprüngliche Triebe der menſchlichen Natur zum Grunde liegen. So etwas ſich einzubilden, könnte höchſtens einigen ganz verblendeten Turnfreunden durch grobe Selbſttäuſchung begegnen; und das erſte kräftige, durch ein Paar Beiſpiele nachdrücklicher Beſtrafung bethätigte Verbot würde ihnen bald die Augen öffnen. Die Frage iſt alſo bloß: ob denn wirklich etwas Strafbares, oder auch nur etwas Gefährliches vorhanden ſey? In dieſem Falle wäre der Staat nicht bloß berechtigt, ſondern verpflichtet, und überdies mit weit mehr als hinreichender Macht verſehen, die junge Giftpflanze auszureißen und ſammt allen ihren Wurzeln zu vernichten. Unſeres Bedünkens hätte daher Hr. St. wohl Urſache gehabt, etwas behutſamer zu Werke zu gehn. Wir (Hr. St. und Rec.) leben zwar unter einem ſehr milden Scepter, aber einen großen Kreis von Freunden eines gefährlichen Unternehmens beſchuldigen, heißt dennoch, die Machthaber aufmerkſam machen; und was daraus entſtehen kann, läßt ſich nicht durch hinzugefügten guten Rath: ſie möchten die Sache nicht durch Verbote unterdrücken, beliebig abwenden.*) Hr Prof. St. aber iſt nichts weniger als

*) Iſt vor dem bekannten Verbote geſchrieben. A. d. Red.

behutsam; denn gleich nachdem er mit Hrn. Kayßler fertig geworden, erinnert er an Georg Forster; einen Namen, den er höchst sorgfältig verschweigen mußte, wenn er freundschaftlich warnen, und nichts Verdächtiges anregen wollte. Leider aber ist das der heutige Ton unsrer Schriftsteller über öffentliche Dinge! Sie sprechen, wie es ihnen einfällt, ohne alle Scheu, daß etwas höheren Orts auffallen könne. Aber die Ehre ihrer unüberlegten Freymüthigkeit gebührt nicht ihnen, sondern ihren Regierungen, die weise und schonend genug sind, von der Gewalt nicht eher Gebrauch zu machen, als bis es nöthig ist. Gleichwohl ist der Schade nicht gering; denn die Regierungen können für ein freymüthiges Wort nur dann Achtung empfinden, wenn es gehörig begränzt, und mit der Wirkung, die es beabsichtigt, genau ins Gleichgewicht gesetzt ist. Und was ist wichtiger als eben diese Achtung; insbesondere für Schriftsteller, die wirken und nicht bloß laut reden wollen?

Was ist denn nun endlich das Gefährliche, wogegen wir gewarnt werden? Es kostet Mühe, dies aus dem seltsamen Gerede in Schelling'scher Manier, aus den langgestreckten, von Rhythmus weit entfernten Perioden, aus dem schaalen Witze von „Butter, Milch, Sahne, enfin Fett," (S. 68 und 69 dreymal wiederhohlt!) herauszufinden.

„Die Unternehmung ist keineswegs bloß abwehrend, sie „hat, auch auf eine positive Weise, ein neues Organ erzeugt, „welches, da es in der Erscheinung als ein besonderes hervor„tritt, ohne Reaction auf die übrigen Formen niemals gedacht „werden kann; und dieses ist aus der vermeintlichen „Einsicht hervorgegangen, daß es die hinlängliche „Kraft besitze, diejenige Gesinnung zu erwecken, „die bey den Bürgern nothwendig ist, wenn der in „sich gelähmte Staat sich mit neuer Thätigkeit kraft„voll gestalten soll." Das ist des Hrn. St. Bericht von der Thatsache. Nun seine Gründe dawider: Die Erfahrung konnte nicht leiten; denn eine ähnliche kennt die ganze Geschichte nicht. Man kann nicht wissen, ob Vertrauen und Liebe, auf den Turnplätzen entstanden, für das ganze Leben bestehn, und in allen Verhältnissen richtig wirken werde. Das Zusammenleben, wo Leibesübungen das verbindende Mittel sind, kann für sich nichts Geistiges erzeugen. (Man sieht, Hr. St. schickt die leichten Truppen voraus. Der letzte Satz ist übrigens offenbar falsch; schon darum, weil reine bloße Leibesübung, ohne geistiges Wollen und Wirken, ein Unding ist. Jetzt aber kommt schwere Artillerie.) „Eine Anstalt, die bey einem ganzen Volke „alle Knaben und Jünglinge in ein großes Bündniß vereinigt,

„hat, nachdem die Richtung gegeben worden, das Maaß nicht „in ihrer Gewalt. Es entsteht ein Streben nach physischer „Kraftausbildung, welches die eigenthümliche Gestaltung der „Zeit überfliegend, in eine formlose Unendlichkeit hineinspielt. „Spritzen kann man für mögliche Feuersbrünste aufbewahren, „mancherley Geräthe für mögliche Gefahren; aber ein Magazin „von physisch ausgebildeten menschlichen Kräften, die sich mit „Bewußtseyn ausbilden, für einen zukünftigen möglichen Ge„brauch aufzuhäufen, wäre ein gefährliches Experiment; denn „sie verhalten sich nicht so ruhig, wie das Geräth. — Wie „wollt ihr die Gefahr abwehren? durch euren guten Willen? „durch eure Versicherung, daß ihr es nicht so meint? durch „Sitten und Lehrsprüche, daß der Turner nicht seyn solle ein „Schlagetodt, sondern fein bescheiden? traut ihr wirklich Euren „Lehren eine solche Kraft zu?"

Jetzt liegt die ganze Sache deutlich vor Augen; als Einbildung und Thorheit auf beyden Seiten. Die Turnfreunde haben die ganze Welt um sich her vergessen, bis auf den schmeichelhaften Wahn, die Welt sey ein Stoff, der seine Bearbeitung von ihnen erwarte. Hr. St. erhebt sich zur Hälfte aus diesem Wahn, er zeigt ihnen diese Welt als rohe, widerspenstige Kraft, die ihnen wohl zu mächtig werden könne, und darin hat er Recht; er vergißt aber mit ihnen gemeinschaftlich, daß es noch andre Kräfte gebe, die ordnend und regierend in die Welt hineinwirken, und denen das Regiment nicht merklich schwerer noch leichter werden wird, ob nun eine Turnanstalt in dieser Welt ist oder nicht. Das Wunderbarste aber ist, daß dem Hrn. St. nicht bei dem Magazine physischer Menschenkräfte, ein weit größeres Experiment ähnlicher Art einfiel, nämlich die Landwehr! Knaben und Jünglinge sind noch keine Männer; aber ein bewaffnetes, und zum Kriege vorgeübtes Volk würde allerdings furchtbar seyn, wenn nicht das allgemeine Bedürfniß der Ordnung, und die verständige Fürsorge der Regierung einander unaufhörlich entgegenkämen, wenn nicht die leiblichen Kräfte von den noch weit stärkeren und eben so fortwährend neu erzeugten geistigen Kräften gebändigt und verbraucht würden, — mit einem Worte, wenn nicht Staat, Kirche und Schule vorhanden wären, von denen der erstere den Misbrauch des jugendlichen Turnens so gut als der männlichen Waffen bewacht und verhindert, die beyden andern aber dafür sorgen, daß Lehr- und Sittensprüche, gleichviel ob auf dem Turnplatze oder wo immer anderwärts gelernt, nicht leere Worte bleiben, sondern in die Gesinnungen der Menschen eindringen, und als Thaten wiederum aus ihnen hervorgehn. Ist aber irgendwo

Digitized by Google

der Staat gelähmt, die Kirche in Lauheit und die Schule in Trägheit versunken — den preußischen Staat, worin Hr. St. lebt, kennt Rec. von der entgegengesetzten Seite, und von ihm kann also hier nicht die Rede seyn — dann müssen wir freylich die Turnanstalt in eine solche unglückliche Gegend nicht einlassen, sondern die nöthige Verbesserung, anstatt ein „neues Organ" zu erzeugen, bey den längst bekannten Haupt-Organen des gesellschaftlichen Lebens anbringen, deren Functionen durch keine krankhafte Metastase auf andre Puncte dürfen verlegt werden.

Weiterhin macht sich Hr. St. noch Sorge wegen des Erstickens eigenthümlicher Keime in der still sinnenden Seele mancher Kinder. „Indem jede freye Stunde, die dem Kinde übrig „bleibt, in Anspruch genommen wird, sind alle unbefangene „Kinderspiele verscheucht, oder wenigstens zurückgedrängt." Wo das geschieht, wo nicht das Kind beobachtet und seiner Entwickelung gemäß behandelt wird: da ist's allerdings schlimm; da ist eine starke Rüge begründet. Aber wie kommt denn das Turnwesen dazu, daß dieser Vorwurf gerade ihm aufgebürdet wird? Musik und Zeichnen, Tanzen und Französisch oder Englisch — das sind die gewöhnlichen Lückenbüßer, die man in jede leere Stunde der Kinder glaubt einschieben zu müssen, ohne beachtet zu haben, ob wirklich die Muße sich in Müßiggang verwandelt hatte oder nicht.

„Giebt es aber nicht eine körperliche Stärke, die in unbe„grenzter und zerstreuender Umgebung errungen, der eigenthüm„lichen geistigen Ausbildung schädlich werden kann?" Gewiß! — „Mancherley andre Mittel der physischen Erziehung lassen sich „denken; öffnet nur den Käficht, und der Vogel wird von selbst „heraus hüpfen." Vielleicht; und nach Umständen! — „Das „eigentlich Positive in der Ausbildung für den Krieg ist der „Muth; diesen beleben die Turnplätze nicht, weil von ihnen „die Gefahr (die eigentliche Schule des Muthes) entfernt gehalten wird." Halb wahr und halb falsch. Der Muth hat zwey Factoren; Unerschrockenheit ist der eine, und diesen giebt der Turnplatz nicht; Bewußtseyn der Fähigkeit zum Handeln und Dulden ist der andre, und dieser wächst allerdings aus der Uebung; und am besten aus vollständiger Uebung hervor. — „Das ist das Tadelnswürdige, ja Schädliche und auf alle Weise „zu Verwerfende, daß ihr das Heiligste, was uns an das Va„terland bindet, nicht in den gegebenen Formen, sondern in „leeren Begriffen und Gefühlen, für welche ihr ein neues Or„gan willkührlich bildet, zu suchen wagt. Ihr habt gar kein „Vaterland; habt es vernichtet, um alle Zuneigung einem Phan-

„tom zuzuwenden, welches nirgends ist.“ Hoch tragisch! Wen aber diese Vorwürfe treffen mögen, das wissen wir nicht zu sagen. — „Eure Unternehmung, in ihrer formlosen, unbestimm„ten Unendlichkeit“ (giebt es auch eine geformte bestimmte Unendlichkeit?) „muß die Aufmerksamkeit der Schlechten fesseln. „Lauernd steht das Böse, um unter die unreifen Begriffe al„lerley Unkraut zu säen. Jede irdische Unternehmung von „Bedeutung erregt Widerstand; wenn dieser nun bedenklich wird, „wenn alsdann der Verführer in lockender Gestalt erscheint, „Unterstützung anbietend, werdet ihr stark genug seyn, die Ver„führung abzuweisen? Die Nothwendigkeit zusammenzuhalten, „um den äußern Widerstand abzuwehren, wird euch verblenden.“ Diese Worte haben wir nur unvollkommen ausgezogen, und legen dabey die Hand auf den Mund. Giebt es Personen, die sich so etwas mußten sagen lassen, so mögen sie sich vertheidigen, oder ihr Herz reinigen. Der Zusatz: „Ich beschuldige keinen,“ soll indessen auch hier nicht fehlen.

Und jetzt zum Schlusse, nachdem über das Turnwesen vermuthlich genug gesagt worden, noch einige Worte über den Streit zwischen Kayßler und Steffens. Beyde sind Männer von literarischem Ruf; und wenn nicht tiefe Denker, doch achtungswerthe Gelehrte. Von diesen erklärt einer den andern, ganz freundschaftlich und mit dem traulichen Du ihn anredend, öffentlich für „ein unglückliches Opfer der neuern speculativen „Regung der Zeit, die in ihrer mächtigen Erscheinung für das „Ganze so segensreich ist. Was in Deinen (Kayßler's) Dar„stellungen als speculative Vernunft hervortritt, ist einem ne„ckenden Dämon ähnlich, denn wenn Du sie aufsuchen willst, „entflieht sie, indem sie die Formen des irdischen Ver„standes mit denen des göttlichen“ (die Hrn. Professor Steffens ohne Zweifel sehr wohl bekannt sind?) „sinnver„wirrend vermischt, als hemmende Fesseln Dir anlegt, und „wenn Du über irdische Verhältnisse einen Ausspruch wagst, „dann drängt sie sich Dir wieder auf, allenthalben die traurig„sten Verwüstungen anrichtend.“ — Uns fallen dabey die bekannten Verse ein:

Da Götter menschlicher noch waren,
Waren Menschen göttlicher.

Dies ist auch der Umkehrung fähig. Die Menschen sind heutiges Tages so göttlich, daß sie sogar die Formen des göttlichen Verstandes mit denen des irdischen zu vergleichen wissen; man bedenke nun, wie menschlich die Gottheit muß geworden seyn! Jetzt möchte wohl Jemand glauben, mit die-

Digitized by Google

sen wenigen Worten wäre Hrn. Kayßler geholfen: allein zum Unglück kann er sie nicht brauchen. Denn er ist selbst ein Philosoph nach Schelling'scher Art, und soll demnach allerdings die göttlichen Verstandesformen kennen, und sich wohl hüten, sie mit den irdischen zu vermischen. — Abgesehen nun von der Wahrheit, von der hier gar nicht die Rede seyn kann, ist so viel klar, daß Hr. Steffens die Consequenz des Schelling'schen Systems besser inne hat, als Herr Kayßler. Ob aber die Inconsequenz des letzten nicht vielleicht von einer dämmernden Ahnung herrühre, daß die ganze Lehre, welcher er anhängt, ein neckender Dämon sey, der ihm nicht bloß hemmende, sondern schnürende, und beynahe würgende Fesseln anlege — das können wir nicht entscheiden. Uebrigens erinnert sich Rec., früher eine Schrift von Hrn. Kayßler gesehen zu haben, in der mehr Präcision herrschte, und die für seinen Scharfsinn rühmlicher war, als die gegenwärtige. Und wenn es ihm belieben sollte, sich Genugthuung zu nehmen, so bietet ihm das Ende von der Schrift des Hrn. Steffens reiche Gelegenheit dar; es kommt nur darauf an, ob er sich entschließen kann, dies gräuliche Wortgewirre durchzuarbeiten. Den Rec. schreckt der bloße Anblick schon, und erinnert ihn, daß es Zeit ist, die Feder wegzulegen. *)

*) Nachdem alles Vorstehende niedergeschrieben, und zum Absenden schon eingesiegelt war, erhielt Rec. das neueste Büchlein des Hrn. Prof. Steffens, betitelt: Die gute Sache u. s. w. veranlaßt durch des Verfassers letzte Begegnisse in Berlin. Nicht beauftragt, dasselbe zu beurtheilen, schweigt Rec. darüber gänzlich; findet aber sehr nöthig zu bemerken, daß er von jenen sogenannten Begegnissen nichts gewußt, und eben so wenig mit Hrn. Steffens jemals in einem andern Verhältnisse, als in dem seines philosophirenden Gegners, in diesem aber freylich mit dem klarsten Bewußtseyn und der vollkommensten Entschiedenheit gestanden habe und noch stehe. Daß nun aus widerstreitenden philosophischen Principien auch entgegengesetzte Ansichten über Lebensverhältnisse und deren richtige Behandlung entstehen, soll Jeder wissen, der mit der Philosophie nicht bloß gespielt, sondern sich ein ernstliches Studium daraus gemacht hat. Hieraus allein ist die vorstehende Recension zu erklären; es soll in dieselbe nichts hineingelesen, wohl aber nicht mehr noch weniger herausgelesen werden, als was wirklich und deutlich darin steht.

XVI.

Ueber die gegenwärtigen Verhältnisse des christlich-evangelischen Kirchenwesens in Deutschland, besonders in Beziehung auf den preußischen Staat. Von dem königl. preuß. Ober-Präsidenten der Provinz Sachsen, Friedrich von Bülow, zu Magdeburg. 2te Auflage. Magdeburg 1818. 190 S. 8. (Preis: 21 Gr.)

Bey den meisten unsrer Leser dürfen wir die Kenntniß dieser, binnen Jahresfrist zum zweiten Male aufgelegten und in vielen Zeitschriften besprochenen Schrift voraussetzen. Daher begnügen wir uns, sie daran zu erinnern, daß es der Hauptzweck ihres Verf. sey, gegen das im preußischen Staate beginnende Synodalwesen und die in eben diesem Lande beabsichtigte Vereinigung der lutherischen und der reformirten Kirche sich zu erklären. Die in der ersten Abtheilung gegebene Darstellung der Hauptereignisse, durch welche die christlich-evangelische Kirche zu dem Standpuncte gelangt sey, auf welchem sie gegenwärtig steht, enthält eine kurze Reformationsgeschichte, in welcher der Kenner derselben etwas Neues nicht findet. Die zweyte Abtheilung beschreibt das Verhältniß der evangelischen Kirche in Deutschland gegen den Staat und die Landeshoheit und erwähnt namentlich die hierüber im preußischen Landrechte festgesetzten Bestimmungen. In der dritten Abtheilung stellt der Verf. seine Ansichten von dem gegenwärtigen Zustande und den zeitigen Bestrebungen der evangelischen Kirche in Deutschland und besonders im preußischen Staate dar, und spricht seine Wünsche und Befürchtungen aus. Seine Mittheilungen kommen auf folgende Hauptpuncte zurück: Der Verfall der öffentlichen Religiosität ist keineswegs so groß, als von Manchen behauptet wird; und wenn er nicht ganz abgeläugnet werden kann, so liegt die Ursache des Uebels in den Geistlichen, welche entweder den Lehrbegriff ihrer Kirche in ihren Vorträgen umgehen, oder unwürdig wandeln und ungeschickt lehren, in dem mangelhaften Schulunterrichte, besonders auf dem Lande, und in der Vernachlässigung der Gesetze, welche die Beförderung der Sonntagsfeyer bezwecken. Von den Synoden aber, von denen viele eine Wiedergeburt der evangelischen Kirche hoffen, ist kein Heil

Digitized by Google

zu erwarten; höchstens können sie dazu dienen, die Geistlichen näher unter einander zu verbinden und ihren Amtseifer und ihre wissenschaftliche Fortbildung zu befördern. Allein eine Repräsentation der Kirche, eine legislative und executive Behörde können und sollen sie nicht seyn; in dem Synodalwesen liegt die Tendenz zur Erneuerung der Hierarchie. Mehrere Geistliche, welche das Synodalwesen empfehlen, haben deutlich genug hierarchische Plane und Anmaaßungen verrathen. Daher ist es bey den bestehenden Verhältnissen zu lassen, nach welchen der Staat nicht nur die Oberaufsicht über die Kirche führt, sondern auch alle gesetzgebende und ausübende kirchliche Gewalt als ein Recht, das er mit Niemandem theilt, behauptet. Eben so wenig ist, wenigstens im gegenwärtigen Augenblicke, in den Verhältnissen der Lutheraner und der Reformirten etwas zu ändern. Der hier und dort in's Werk gesetzte veränderte Ritus bey der Abendmahlsfeyer wird schwerlich allgemeinen Eingang finden, und wenn es geschähe, so würde doch hieraus eine völlige Vereinigung und Verschmelzung der beiden protestantischen Confessionen nicht hervorgehen.

Dies sind die Grundsätze des Verf., welche er mit Klarheit und Umsicht vorträgt, fern von dem antikirchlichen Geiste und von der Feindseligkeit gegen den geistlichen Stand, welche in den letzten Zeiten Männer seines Verhältnisses nur zu oft gehegt und geäußert haben. Im Gegentheile spricht sich in dieser Schrift Achtung des Christenthums, Liebe zu der protestantischen Kirche, und aufrichtige Schätzung des geistlichen Standes unverkennbar aus. Manche Vorschläge des Verf. beweisen nicht nur, daß er in einem ausgebreiteten Geschäftskreise die Lage der Dinge kennen lernte, sondern auch daß er die mit seinen Grundsätzen vereinbare Verbesserung des Kirchenwesens aufrichtig wünscht. Er erkennt die Nothwendigkeit an, die äußere Lage vieler Geistlichen zu verbessern, und wenn er für die Unterstützung des Schulwesens die Einführung einer Schulcasse, zu welcher jeder Staatsbürger beitragen solle, vorschlägt, so sind wir ganz seiner Meinung, da die für diesen Zweck in mehreren Ländern eingeführte Erhöhung des Schulgeldes theils ein unzureichendes Mittel ist, theils für den Vater einer zahlreichen Familie drückend wird. Auch verdenken wir es dem Verf. keineswegs, daß er gegen diejenigen, welche ihr Eifer für die Sache der Kirche und der Geistlichkeit zu weit geführt hat, wie dieses wohl mit Schuderoff und mit den Verfassern der Grundlinien einer künftigen Verfassung der protestantischen Kirche im preußischen Staate der Fall seyn mag, mit Lebhaftigkeit sich erklärt, wenn gleich

Digitized by Google

dergleichen Excentricitäten bei allen, die eine Idee mit Feuer ergreifen, eben so natürlich als verzeihlich sind *).

Allein die Resultate des Verf. in seinen Urtheilen über das Synodalwesen und die Vereinigung der Lutherischen und Reformirten können wir auf keine Weise billigen. Der Verf. verkennt die in dem Wesen jeder Gesellschaft gegründeten Rechte, sich als solche auszusprechen und sich selbst Gesetze zu geben, erhebt sich nicht von dem, was unter dem Gange zufälliger Ereignisse sich gebildet hat, zu dem, was seyn kann und soll, vergißt, daß seit den letzten dreyßig Jahren insbesondere, nicht nur die theologische Lehrweise, sondern auch der Glaube der Völker wesentlich sich verändert hat, und fürchtet, wo in der That nichts zu fürchten ist. Wohl ist es weise, nicht mit roher Hand störend und zertrümmernd in das Bestehende einzugreifen, wohl können die Kirchen ihre Konfessionen nicht wie die Kleider wechseln, wohl ist eine Trennung ohne Feindschaft einer erzwungenen Vereinigung vorzuziehen. Allein die Vervollkommnung des Bestehenden, die Bildung der von dem Zufalle geschaffenen bürgerlichen und kirchlichen Verfassungen nach den Grundsätzen des Rechtes bleibt ewig das Verlangen und das Streben des Weisen. Unter zufälligen Ereignissen hat das bestehende Verhältniß unserer Kirche zu den Staaten sich gebildet; durch Usurpation, nicht durch Verträge (denn wenn sind sie geschlossen worden, wo stehen sie geschrieben?) haben die Fürsten die sogenannten Episkopalrechte, welche nichts anders als die Gesellschaftsrechte der Kirche sind, erworben. Was ist natürlicher als daß zu einer Zeit, wo in den Völkern das Verlangen nach rechtlichen Verfassungen erwacht, auch in der Kirche der Wunsch sich regt, eine Verfassung zu erhalten, durch welche es ihr möglich werde, als Gesellschaft aufzutreten und zu handeln, und die ihr als einer für einen eigenthümlichen Zweck vereinigten Gesellschaft zukommenden Befugnisse auszuüben? Liegt hierin irgend etwas Tadelswerthes, ist nicht dieser Wunsch

*) Darin aber thut der Verf. der Parthey, gegen welche er kämpft, offenbar unrecht, daß er die Schrift: Auch einige Gedanken über die Wiederherstellung der protestantischen Kirche, von Kirchhof. Leipzig 1817., als einen Beweis von den hierarchischen Anmaaßungen derselben anführt. Denn diese Schrift, welche die Einführung eines protestantischen Papstes, des Cölibates, der Ohrenbeichte u. s. w. empfiehlt, ist eine Satyre auf eben die Parthey, welche der Verf. bestreitet. Wohl konnte es ihm begegnen, daß er den Scherz mit dem Ernste verwechselte; allein befremden muß es, daß er seinen Irrthum in der zweyten Auflage seiner Schrift nicht anerkannt und zurückgenommen hat.

Digitized by Google

eben so eine Frucht der Zeit, wie das Streben der Völker nach rechtlichen Verfassungen? Das Evangelium ist unwandelbar; die Kirchen aber stehen, wie alle in der Welt vorhandene Institute, unter der alles umwandelnden Gewalt der Zeit. Warum sollen sie nicht, wenn die Ansichten ihrer Mitglieder sich verändert haben, auch ihre öffentlichen Bekenntnisse und Lehrnormen ändern können? Was Menschenhand gemacht hat, warum soll es nicht Menschenhand wieder umbilden? Je weniger es sich verkennen läßt, daß der öffentliche Glaube im protestantischen Deutschland wesentlich sich verändert hat, desto weniger hätten diejenigen eine so ernste Rüge, wie der Verf. über sie ergehen läßt, verdient, welche den Gedanken geäußert haben, daß es wohl Zeit seyn möchte, an eine Revision und Umbildung der öffentlichen Symbole zu denken. Was ist natürlicher, als daß in denen, welche die Fortschritte theilen, die die Theologie seit den letzten dreyßig Jahren gemacht hat, der Wunsch erwacht, die Resultate der Wissenschaft auch in das Leben eingeführt und den Widerstreit zwischen dem Glauben so vieler mit manchen der geltenden Dogmen ausgeglichen zu sehen? Individuelle Ansichten der Reformatoren legten den Grund zu der Trennung der lutherischen und der reformirten Kirche. In den Principen waren die Reformatoren einverstanden, in den Principien stimmen Lutheraner und Reformirte zusammen. Diejenigen, welche über die Grundsätze einig sind, können sich vereinigen, und solche Vereinigung ist offenbar da, wo die Getrennten unablässig einander berühren, für beide Gewinn. Soll die Trennung ewig währen? Woran sollen wir erkennen, daß es Zeit sey, die Vereinigung zu stiften? Warum soll es jetzt nicht geschehen, da beide Theile friedlich neben einander stehen, und, daß sie über das Wesentliche einverstanden seyen, laut und wiederholt erklärt haben?

Wir stehen auf einem andern Standpuncte als der Verf., und von diesem aus erscheint uns das von ihm in Anspruch genommene Synodalwesen nicht nur als völlig unbedenklich, sondern auch als heilsam, und die von ihm widerrathene Vereinigung der Lutheraner und der Reformirten als möglich und sehr wünschenswerth. Es sey uns erlaubt, diese unsre Ansicht gegen die des Verf. zu rechtfertigen, um, so viel an uns ist, der Wirkung seiner Schrift zu begegnen, und vielleicht auch ihn, den gewiß wahrheitliebenden, rechtlichen und für das Gute erwärmten Mann, wenn er vielleicht diese Blätter lesen sollte, für eine Sache zu gewinnen, welche wir für ersprießlich und zeitgemäß halten. Wir werden aber um so unbefangener urtheilen können, da wir in gar keiner Beziehung zu dem Verf.

Digitized by Google

stehen, und in einem Lande leben, wo weder an der Einführung des Synodalwesens noch an der Vereinigung der Lutheraner und Reformirten gearbeitet wird.

Das Hauptbedenken des Verf. gegen die Synoden ist, daß durch dieselben die Einführung einer neuen Hierarchie vorbereitet werde. Die Geistlichen, meint er, wollten sich durch die Synoden zu den Herren und alleinigen Repräsentanten der Kirche machen, das Hoheitsrecht des Staates ebensowohl als die Freiheit der evangelischen Kirche werde durch dieselben gefährdet. Dieses Bedenken aber scheint uns völlig ungegründet und bei der Darlegung desselben wird der Verf. in der That mehr als einmal ungerecht gegen den geistlichen Stand. Im Protestantismus liegt kein hierarchisches Princip; da nur, wo, wie in der katholischen Kirche, die Idee von einer geistlichen, von Gott stammenden Gewalt herrscht, welche in der ununterbrochenen Aufeinanderfolge rechtmäßiger Bischöfe durch die heilige Weihe fortgepflanzt werde, ist der Grund zu hierarchischen Anmaaßungen und Bestrebungen gelegt. Behaupten aber das die Geistlichen unsrer Kirche? Schreiben sie sich eine von Gott stammende geistliche Machtvollkommenheit zu, durch welche der Klerus von den Laien unterschieden und zu der Regierung der Kirche berechtigt sey? Nein, nicht zu dem hierarchischen Systeme des Katholicismus neigen die Vertheidiger der Synodalverfassung sich hin; nur die Rechte fodern sie für die Kirche zurück, welche in dem Wesen jeder Gesellschaft bedingt sind, der protestantischen Kirche aber entzogen wurden. Eine Repräsentation der Kirche als Kirche wollen sie; nichts weiter. Kann das aber hierarchische Tendenz und Anmaaßung genannt werden? Muß nicht jede Gesellschaft wünschen, als solche anerkannt zu werden und sich aussprechen zu können? Kann irgend eine Gesellschaft wünschen, in einer andern gleichsam unterzugehen und von einer fremden Behörde ihre Gesetze zu empfangen? Ist aber nicht die evangelische Kirche wirklich in den Staaten untergegangen? Schreibt sie selbst ihren Lehrern vor, was sie lehren sollen, gibt sie sich selbst ihre Gesetze? Muß sie es sich nicht gefallen lassen, daß der Staat, d. h. oft nichts anders als ein Minister des Cultus oder ein Consistorialpräsident, die Verpflichtung auf dieses oder jenes Symbol jetzt aufhebt und jetzt einführt, und nach Gutdünken ihren Cultus verändert? Wohl darf die Kirche sich der Aufsicht des Staates nicht entziehen wollen und muß seinen Schutz suchen; mit Recht verlangt der Staat, daß sie nichts ohne sein Vorwissen und seine Genehmigung unternehme, und nur das gesetzliche Kraft für sie erhalte, was er gebilligt und als vereinbar mit

seinen Zwecken erkannt hat. Allein als Kirche zu gelten, d. h. als eine für einen eigenthümlichen Zweck vereinigte Gesellschaft, und als solche durch eine Repräsentation, d. h. durch Synoden zu erscheinen und zu handeln, muß sie wünschen und fodern. Wer kann das tadeln und hierin hierarchische Tendenz und Anmaaßung finden? So wenig man einem Volke revolutionären Geist deshalb beimessen kann, weil es eine repräsentative Verfassung verlangt, eben so wenig kann man einer Kirche hierarchische Anmaaßung vorwerfen, wenn sie in Synoden sich darzustellen und als Gesellschaft zu erscheinen wünscht. Freilich waren es meist Geistliche, welche das Synodalwesen empfahlen. Was aber folgt daraus? Liegt es nicht in der Natur der Sache, daß diejenigen, welche kirchliche Aemter verwalten, auch am lebhaftesten für die Kirche sich interessiren und am dringendsten sich aufgefodert fühlen, ihre Sache zu führen? Wo aber haben diese Geistlichen sich für die Repräsentanten der Kirche erklärt, und gefodert, daß Nichtgeistliche von den Berathungen der Synoden ausgeschlossen seyn sollen? Wo haben sie die Synoden der Aufsicht des Staates entziehen wollen? Der Gedanke, das Synodalwesen zu erneuern, ist ja in Preußen nicht einmal von den Geistlichen, sondern von der Regierung selbst ausgegangen; erst als die Regierung ihren Willen, daß die Synoden sich erneuern sollten, erklärt hatte, ward die Aufmerksamkeit der Geistlichen auf dieses alte Institut, durch welches allein die Kirche eine repräsentative Verfassung erhalten könne, hingelenkt.

Als völlig grundlos erscheint daher die Befürchtung des Verf., daß die Erneuerung des Synodalwesens eine Erneuerung der Hierarchie zur Folge haben werde. Dachte denn der Verf. nicht daran, daß die reformirte Kirche in mehreren Ländern stets eine Synodalverfassung gehabt hat, ohne daß dadurch der Staat beeinträchtigt und die Freiheit der Kirche gefährdet worden wäre? Sind nicht die Grundsätze der reformirten Kirche auch die der evangelischen? Was dort ohne Gefahr für den Staat und die Freiheit der Gemeinden geschah, warum sollt' es nicht auch hier geschehen können?

Wir unsers Ortes fürchten nicht nur nichts von den Synoden, sonder hoffen auch von ihnen, und halten ihre Einführung für zeitgemäß und wünschenswerth. Denn durch sie wird die Kirche einen Vereinigungspunct, ein Mittel, die Fortschritte der Wissenschaft in das Leben einzuführen, und eine Schutzwehr gegen die Beeinträchtigungen willkührlicher Gewalt erhalten. Das einzige Band, was dermalen die evangelische Kirche vereiniget, sind ihre Symbole. Allein abgesehen davon, daß nicht

Digitized by Google

aller Orten dieselben Symbole gelten, so ist jedes Symbol ein todter Buchstabe, dessen Kraft sich nothwendig schwächen muß, je weiter sich die fortschreitende Zeit von der darin ausgedrückten Ansicht entfernt. Nur das Gegenwärtige und Lebendige, das aus der Zeit hervorgehet, und, was es von ihr empfieng, ihr wiedergiebt, kann ein kräftiges Leben wirken. So wenig eine geschriebene Verfassungsurkunde den Staat, eben so wenig kann ein Symbol die Kirche auf ewige Zeiten zusammenhalten und Kraft und Leben ihr geben. Hier wie dort bedarf es einer lebendigen Kraft, einer Repräsentation, in welcher die Intelligenz sich concentrire und der Gesammtwille des Volkes oder der Kirche sich ausspreche. Volksversammlungen und Kirchenversammlungen sind in einem und demselben Bedürfnisse gegründet. Auch die Staaten indessen, welche einer repräsentativen Verfassung entbehren, haben doch in dem Fürsten ein lebendiges Princip, und die katholische Kirche findet in dem römischen Bischof ihren Mittel- und Vereinigungspunct. Die evangelische Kirche aber wird nur durch ein geschriebenes Symbol, nicht durch eine gegenwärtige und lebendige Kraft zusammengehalten, und es ist daher nicht zu verwundern, daß sie immer weiter aus einander geht und gleichsam lockerer und schlaffer wird. Nur in Synoden, in repräsentativen Versammlungen der Gemeinden kann sie einen Vereinigungspunct und ein lebendiges Princip wieder finden. Wie eines Vereinigungspunctes, so bedarf die Kirche auch eines Mittels, die Fortschritte der Wissenschaft in das Leben einzuführen. Wohl dürfen kirchliche Institutionen eben so wenig als bürgerliche mit voreiliger Hast verändert werden, und oft vergehen Jahrhunderte, ehe das Bedürfniß einer Veränderung gefühlt wird. Allein die Welt stehet nicht still, kein Volk, keine Kirche bleibt unverrückt auf einem Standpuncte; Gesetze und Verfassungen, Dogmen und Gebräuche veralten, jede Gesellschaft muß sich allmählig wiedergebären und verjüngen, wenn ihr nicht eine Epoche gänzlicher Auflösung und erschütternder Umwandlung kommen soll. Wie nun soll eine Kirche sich zeitgemäß fortbilden und die Fortschritte der Wissenschaft in ihre Lehren und in ihren Gottesdienst einführen? Soll sie ohne weiteres die Liturgie annehmen, welche etwa ein Minister des Cultus sich ausgesonnen hat? Soll das Consistorium ihren Glauben bestimmen, indem es den Geistlichen vorschreibt, was sie lehren und nicht lehren sollen? Jede Gesellschaft hat das Recht, sich selbst zu constituiren und sich fortzubilden, wie sie es den Bedürfnissen der Zeit angemessen findet; auch die Kirche hat dieses Recht und sie übt es, wenn sie durch die Synoden, welche ihre Gesammtheit darstellen und den Willen der Ge-

Digitized by Google

meinden aussprechen, ihre Symbole bestimmt und ihre Liturgieen verändert. Und da die Synoden im Auftrage der Gemeinden handeln, und, was sie beschließen, nur in Folge gemeinsamer Berathung beschließen, so läßt sich erwarten, nicht nur daß sie Reiferes und Vollkommneres, als Einzelne, zu Stande bringen, sondern auch, daß ihre Beschlüsse leichter Eingang bei den Gemeinden finden werden. Endlich bedarf die evangelische Kirche einer Schutzwehr gegen Beeinträchtigungen vielfacher Art, gegen welche sie sich dann nur wird sichern können, wenn sie als Gesellschaft auftritt und sich ausspricht, und als solche anerkannt und behandelt wird.

Aus diesen Gründen halten wir die Einführung des Synodalwesens, wie unvollkommen es auch in seinen Anfängen seyn mag, für heilsam, und versprechen von ihm der evangelischen Kirche eine bessere Zukunft. Möchten nur nicht Männer von solcher Einsicht und solchem Einflusse, wie der Verfasser, der Sache entgegenwirken, und Befürchtungen erregen, zu denen weder in den Grundsätzen des Protestantismus noch in der Denkart der evangelischen Geistlichen irgend ein Grund vorhanden ist! Möchten solche Männer, statt dem Zeitgeiste zu widerstreben, ihn nur weise zu leiten suchen! So unmöglich es ist, in den Völkern das einmal erwachte Verlangen nach repräsentativen Verfassungen zu unterdrücken, eben so unmöglich ist es, der evangelischen Kirche die Rechte auf immer zu verweigern, welche ihr als einer auf einen eigenthümlichen Zweck gerichteten Gesellschaft zukommen, und sie in einer ewigen Vormundschaft des Staates zu halten. Sie wird, früher oder später, als Kirche sich wieder fühlen, auftreten und handeln, nicht um dem Staate sich entgegen zu stellen, sondern um, unter seiner Aufsicht zwar, aber nicht durch seine Gesetze und Machthaber, die Formen, deren sie bedarf, sich zu bilden und zeitgemäß sich zu entwickeln.

So wenig als in dem Urtheile über die Synoden stimmen wir in dem Urtheile über die Vereinigung der Lutheraner und Reformirten mit dem Verf. überein. Mag auch in den Maaßregeln, durch welche diese Vereinigung eingeleitet werden sollte, hier und dort gefehlt worden seyn; die Sache bleibt immer wünschenswerth und ausführbar. Jede Trennung ist, wenn auch nicht Zwietracht, doch Entfernung, und hindert hier die Benutzung gemeinschaftlicher Güter, dort die Beförderung gemeinschaftlicher Zwecke, und trägt jederzeit den Saamen der Zwietracht in sich. Ueber die Principe sind ja Lutheraner und Reformirte längst einverstanden, kein Theil hängt mehr mit superstitiöser Verehrung an seinen Symbolen. Nichts hindert

die Vereinigung als theils eine kleine Verschiedenheit in den Gebräuchen, theils die Schwierigkeit einige äußere Verhältnisse zur Zufriedenheit beider Theile zu bestimmen. Wie aber, wäre wirklich diese Schwierigkeit so groß als sie den Verf. dünkt? Sollte jene Verschiedenheit in den Gebräuchen die Vereinigung derer, die über das Wesen der Sache einig sind, hindern können? Soll die Trennung ewig währen? Kann ein passenderer Zeitpunct gedacht werden, als eben der gegenwärtige, wo der Partheygeist schläft, beide Theile sich freundlich zu einander geneigt haben, und, in dem Genusse des Friedens, der Blick der Völker auf ihre innern Angelegenheiten sich wendet?

XVII.

Systematischer Grundriß des praktischen europäischen Völkerrechts. Für akademische Vorlesungen und zum Selbstunterricht entworfen von D. Julius Schmelzing. Erster Theil. Rudolstadt, im Verlage der Hofbuch- und Kunsthandlung. 1818. XXIV. und 302 S. gr. 8. (Preis: 1 Rthlr. 12 Gr.)

Es führt zu sehr interessanten Resultaten, wenn man das was man im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts zur Vorbereitung auf den künftigen höhern Staatsdienst rechnete, und womit man auch in der That bis in die Zeit nach dem Hubertsburger Frieden ausreichte, mit dem vergleicht, was allmählig seit diesem Zeitpuncte in den Kreis der Staatswissenschaften gezogen worden, und wie bedeutend, besonders seit dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts, der Umfang von Kenntnissen erweitert worden ist, ohne welchen man weder mit Ehre noch mit Nutzen an der Spitze einzelner Zweige der Staatsverwaltung stehen, an der obersten Leitung des Staates in seinem Innern, und an den Verhandlungen desselben mit dem Auslande, entweder im einheimischen Departemente der auswärtigen Angelegenheiten, oder als Gesandter und Geschäftsträger an auswärtigen Höfen, Antheil nehmen kann.

Denn zu einer Zeit, wo es noch keine wissenschaftlich aus-

geprägte Statistik, noch keine philosophisch begründete und historisch erläuterte Politik, noch keine Geschichte der drei letzten Jahrhunderte aus dem Standpuncte der Politik, noch kein physiokratisches und Smithisches System, noch keine selbständige Nationalökonomie, noch keine befriedigende Darstellung des praktischen europäischen Völkerrechts gab, reichte es für jene Zwecke der Vorbereitung zum höhern Staatsdienste in den innern und auswärtigen Angelegenheiten aus, wenn man Kameralistik und Diplomatik gehört, den Grotius und Pufendorf studirt, und den du Mont und Rousset in ihren Sammlungen fleißig gelesen hatte.

In jener ruhigen Zeit konnte man um den leichten Preis für einen Staatsmann gelten, wenn man auf der Hochschule die halbjährigen Vorträge über die Encyklopädie der sogenannten Kameralwissenschaften besucht, etwas Diplomatik nach Mabillon, Toustain und Tassin, nach dem Chronicon Gottwicense und Walther's ganz in Kupfer gestochenem Lexicon diplomaticum, nach Baring's Clavis diplomatica und nach Joachim's trockenem Compendium hinweggebracht, ein schwerfälliges, unverständliches Mandat für die lieben Unterthanen, oder eine breite, mit Citaten wohl durchspickte, Deduction gegen einen auswärtigen Hof in französisch-lateinisch-deutschen Ausdrücken niedergeschrieben, und, als Vorbereitung auf den Gesandtendienst, den Wicquefort und Vattel gelesen hatte. Damals war man schon ein gemachter Staatsmann, und würdig in die fürstliche Kammer als Kammerrath einzutreten, wo es noch besondere Forstgemache, Berggemache u. s. w. gab, wenn man nur die allgemeinsten, in den Kameralwissenschaften zusammengewürfelten Ansichten und Grundsätze der Oekonomie, der Technologie, der Berg- und Forstkunde sich angeeignet hatte. Noch hatte kein Thär die erste, kein Beckmann die zweite, kein Werner die dritte, und kein Burgsdorf und Cotta die vierte bearbeitet; noch war die Bevölkerung und der Wohlstand nicht so hoch gestiegen, daß die Praxis der Oekonomie und Technologie nothwendig hätte um- und fortgebildet werden müssen, und noch war ein Ueberfluß an Holz vorhanden, daß man nicht an die bessere Bewirthschaftung der fürstlichen, geschweige an die der Privat-Waldungen dachte. Noch hatte man keine Ahnung von dem Bedürfnisse besonderer landwirthschaftlicher Institute, besonderer Berg- und Forstakademieen, und von dem selbständigen Anbaue und der ins Einzelne herabsteigenden Begründung jener vier Kameralwissenschaften; gab doch eine encyklopädische Zu-

sammmenstellung derselben eine nothdürftige Uebersicht über das Ganze!

Schon glaubten einige Lehrer und Schriftsteller der Kameralwissenschaften etwas Großes geleistet zu haben, wenn sie, als Anhang zu jenen ganz empirischen Wissenschaften, unter dem Namen Politik, einige damals nur selten unter sich zusammenhängende Grundsätze der Polizei- und Finanzwissenschaft beifügten, um zu zeigen, wie die Regierungen auf Feldbau, Gewerbsfleiß, Handel und Bevölkerung einwirken, wie sie der Feuer- und Wassersnoth begegnen, wie sie die Volksaufläufe (damals gewöhnlich nur von übermüthigen Handwerkern veranlaßt) dämpfen, die Domainen und Regalien gehörig benutzen, und in der Vermehrung der indirecten Steuern und Abgaben eine unerschöpfliche Hülfsquelle für den gesteigerten Hofaufwand, für die Vergrößerung der stehenden Heere, für die Aufbringung der Zinsen in Hinsicht der mit jedem Jahrzehend anwachsenden Landes- und Kammerschulden, bisweilen auch für die Liebhaberei, einen namhaften Schatz zu sammeln, finden könnten. So war die entstehende Polizei und Finanz, nach ihrer ganzen empirischen Roheit, in die Hände der Kameralisten gekommen.

Allein dies alles veränderte sich in der langen Friedenszeit zwischen dem Hubertsburger Frieden und der französischen Revolution, und noch mehr seit der letzten, als die erste französische Nationalversammlung in der wichtigen Sitzung vom 4. Aug. 1789 das ganze Lehnssystem, mit allen seinen Schattirungen, Einflüssen und Folgen, in einem europäischen Reiche von 25 Millionen Bevölkerung aufhob. Denn seit dem Hubertsburger Frieden lebten die Menschen, und mit ihnen die Staaten, schneller. Die Bevölkerung stieg, und mit ihr die Consumtion. Die erreichte Wohlhabenheit aller Volksklassen, besonders aber des dritten Standes und des Landmannes, führte zur Vermehrung der häuslichen Bedürfnisse, und diese wirkten wieder mit schneller Gewalt auf die höhere Production der landwirthschaftlichen Gegenstände, der Manufacturen und Fabriken, die beiden letztern auf die Erweiterung des Handels, und dies alles zusammen auf einen höhern Umschwung und eine gesteigerte Thätigkeit aller physischen und geistigen Kräfte im Innern der Staaten zurück.

Es erfolgte, was seit der, alles kräftige Volksleben des sechszehnten Jahrhunderts gewaltsam niederdrückenden, Zeit des 30jährigen Krieges nicht mehr sichtbar gewesen war: daß das innere Leben der Völker in den meisten civilisirten Reichen und Staaten Europa's, besonders aber in Teutschland, kräftig

erwachte; daß edle Fürsten und weise Diplomaten dieses erwachende innere Leben mit väterlicher Huld förderten, unterstützten und sorgfältig leiteten; daß namentlich die geistige Bildung des dritten Standes — getragen von einer zweckmäßig verbesserten häuslichen und öffentlichen Erziehung — Riesenschritte machte; daß neue Wissenschaften ins Daseyn, und bald aus der Schule und dem akademischen Hörsaale ins Leben treten; daß eine neue Macht in Europa — die Macht der öffentlichen Meinung — entstand, welche wenigstens damals Regenten, wie Maria Theresia, Friedrich 2., Gustav 3., und die beiden Pitte, als großbritannische Minister, nicht zu scheuen hatten; daß der europäische, zunächst aber der teutsche, Buchhandel eine unermeßliche Erweiterung gewann, und daß, unter dem Zusammenwirken aller dieser Umstände und Verhältnisse, die politische Mündigkeit der Völker, und ihres edelsten Theiles, des dritten Standes, vorbereitet und herbeigeführt ward. Wenn von der einen Seite der dritte Stand seit dieser Zeit unverkennbar nach seiner Emancipation strebte; so trat dagegen von der andern Seite auch das Veralten unzähliger Formen des innern Staatslebens unverkennbar hervor. Die fremdher den Teutschen im ausgehenden Mittelalter aufgedrungenen Gesetze für das Civil-, Lehns-, Kirchen- und Kriminalrecht reichten für die gesteigerten Bedürfnisse der reifenden Völker nicht mehr hin. Man fühlte dies, und half durch eine Unzahl ergänzender Mandate und Decrete nach; allein nur wenige Staaten wagten den, vom Zeitgeiste verlangten und gebotenen, Schritt eines ganz neuen, der Eigenthümlichkeit eines jeden Volkes völlig entsprechenden, Gesetzbuches. Die bisherigen Verwaltungsformen wurden als unzureichend gefunden. Man fühlte dies; aber man flickte am Bestehenden, statt das Ganze durchgehends, zum Heile der Fürsten und der Völker, — die jedesmal nur Ein Interesse haben und haben können, — neu zu gestalten. Man trennte die Justiz und die Finanzen; man verwandelte die fürstlichen Kammern in Finanzcollegia; man gab einzelne bessere Polizeigesetze, welche über die ältern gewöhnlichen der Kleiderordnungen, der Hunde- und Tabakspfeifenverbote u. a. hinausgingen; man lüftete die Fesseln der Leibeigenschaft, der Eigenhörigkeit und der gemessenen und ungemessenen Frohnen, indem man den Loskauf derselben verstattete; man ward in der Kriminalgesetzgebung milder, so daß die Galgen und Richtstätten in manchen Ländern zum Theile beinahe verwaiseten, und kein Amt im Staate ruhiger ward, als das des Scharfrichters. Allein die durchgreifende Umbildung der Gerechtigkeitspflege, die Oeffentlichkeit derselben, die Beschleunigung ihres Ganges, die Vereinfachung der Erhe-

Digitized by Google

bung und die gleichmäßige Vertheilung und Verminderung der Steuern und Abgaben, die völlige Aufhebung der Leibeigenschaft und Eigenhörigkeit, und die Aufnahme des dritten Standes in die Vertretung des Volkes durch seine Stände; — dies alles erfolgte noch nicht, wenn gleich unzählige Stimmen laut dafür sprachen.

Gleichzeitig mit dieser Wiedergeburt des öffentlichen Volkslebens und mit diesen, in vielen Ländern sichtbar hervortretenden, Nachhülfen der Verfassung, der Gesetzgebung und der Verwaltung im Einzelnen, verkündigten auch die Fortschritte der intellectuellen Kraft eine mächtige Um- und Fortbildung in den Wissenschaften. Hier in der idealischen Welt, konnte der Geist rascher fortschreiten, als die Regierungen in der wirklichen; nur langsam und allmählig war die letztere heraufzubilden und fortzuführen zu den errungenen Resultaten auf dem Gebiete der Theorie. Das System der Physiokraten seit Quesnay's Zeiten; die Lehre Adam Smith's, im Gegensatze gegen das durchgehends in der Praxis geltende Merkantilsystem; die neue Form des Natur- und Staatsrechts seit Rousseau's kühnen Behauptungen; die neuentstandene Statistik und europäische Staatengeschichte seit Achenwall's Fleiß, und fester begründet durch seine größern Nachfolger Schlözer und Spittler; die aus dem frühern Zwange und der vorigen Aengstlichkeit hervortretende Preßfreiheit, seit der muthige Schlözer in seinem Briefwechsel und in seinen Staatsanzeigen der Herold der Thaten trefflicher Fürsten und Staatsmänner, zugleich aber auch das Schrecken des reichsunmittelbaren Sultanismus auf halben und ganzen Quadratmeilen ward; die Begründung und weitere Verbreitung der kritischen Philosophie, mit ihrem, alle philosophische und alle positive Wissenschaften unaufhaltbar durchdringenden, Lichte; die Umbildung der bisherigen Politik durch Schlözer und durch die Männer aus der kritischen Schule; die Ausprägung der neuen Wissenschaft der Nationalökonomie auf teutschem Boden, von Soden, Lotz, Eschenmayer u. a., wodurch die Grundsätze Smith's erst tiefer begründet und berichtigt wurden; die Entstehung der politischen Geschichte und Geschichtsschreibung in den Schulen Schlözer's, Spittler's, Martens, Heeren's und anderer, die ihnen folgten, und die, weit über Grotius, Vattel und Moser hinausreichende, wissenschaftliche Behandlung des praktischen europäischen Völkerrechts durch Günther, Martens, Saalfeld, Schmalz u. a., neben den herrlichen, an du Mont und Rousset sich anschließenden, diplomatischen Sammlungen von Wenck, Martens, Koch, Schöll u. a.;

dies alles, zusammentreffend, in dem wichtigen Zeitraume des ausgehenden 18ten und des angehenden 19ten Jahrhunderts, innerhalb der Sphäre der praktischen Staatskenntnisse mit der versuchten und begonnenen politischen Wiedergeburt des innern Volkslebens in neuen repräsentativen Staatsformen in Frankreich und in Polen, mußte nothwendig zu den wichtigsten Folgen in einer Zeit führen, wo die Empfänglichkeit der geistigen Kraft unermeßlich erhöht, der Kreis jeder Erkenntniß vielfach erweitert, im Innern der Staaten vieles unverkennbar veraltet, durch den Krieg gegen Frankreich ganz Europa aufgeregt und in höchste Spannung versetzt, und mit dem völligen Untergange Polens im Jahre 1795, so wie mit den Siegen der französischen Republikaner, das bisherige System des politischen Gleichgewichts unwiederbringlich erschüttert worden war.

Denn dieses Zusammentreffen der Umbildung im innern und im äußern Staatsleben gab eben den Ausschlag in den Ereignissen des anhebenden neunzehnten Jahrhunderts. Im Innern die Vernichtung des Lehnssystems und die Emancipation des dritten Standes in Frankreich, in Holland, in der Schweiz, in Italien, und seit 1806 in vielen Ländern und Staaten Teutschlands; und nach außen der Umsturz des seit dreihundert Jahren mühsam erhaltenen und gestützten Systems des politischen Gleichgewichts; dies zusammen genommen, ward das Grab der alten Diplomatie, und zeigte, daß eine neue Zeit gekommen wäre, die in allen innern und äußern Staatsverhältnissen die Aufführung eines neuen haltbaren Systems verlangte. Die Anleitung dazu war in der Sphäre der Wissenschaft für das Innere bereits in den aufgestellten Disciplinen des philosophischen Staats- und Völkerrechts, und in der Nationalökonomie und veredelten Polizeiwissenschaft enthalten, und für das Aeußere in der zeitgemäß fortgeführten Statistik und politischen Geschichte der europäischen Staaten, so wie in den diplomatischen Sammlungen für das praktische europäische Völkerrecht, welche die Umgestaltung und Fortbildung der letztern Wissenschaft, in Angemessenheit zu der völlig veränderten Stellung der europäischen Mächte und Reiche gegen einander seit dem letzten Jahrzehend des neunzehnten Jahrhunderts, erleichterten.

Bevor wir aber zu der Anzeige und Prüfung des in der Ueberschrift genannten neuesten Versuchs dieser Art, das praktische europäische Völkerrecht im Charakter unserer Tage zu begründen und aufzustellen, übergehen, sey es erlaubt, eine kurze Uebersicht über das zu geben, was unter der, erst seit zwei

Jahrzehenden gewöhnlich gewordenen, Benennung Diplomatie, als eines abgeschlossenen Umfanges wissenschaftlicher Kenntnisse zur Bildung künftiger Staatsmänner, theils bisher verstanden worden sey, theils verstanden werden müsse; weil das praktische europäische Völkerrecht, welches D. Schmelzing zu einer neuen Form auszuprägen versuchte, einen wesentlichen Bestandtheil — doch aber immer nur den einen Theil — der eigentlichen Diplomatie im Sinne des Rec. bildet.

So häufig auch in neuern Schriften der Ausdruck Diplomat und Diplomatie gebraucht wird; so schwankt doch noch die Bedeutung und der Gebrauch desselben. Am gewöhnlichsten werden unter Diplomaten nur diejenigen Staatsmänner verstanden, welche sich mit den auswärtigen Verhältnissen der Staaten zunächst und ausschließend beschäftigen: die Mitglieder der Ministerien der auswärtigen Angelegenheiten, die Gesandten, die diplomatischen Agenten überhaupt, mit Einschluß der Consuln. Allein dieser Begriff scheint in mancher Beziehung zu eng zu seyn. Nur selten wird ein studirender Jüngling auf der Hochschule, und wenn er auch den Wunsch, das Bedürfniß und die Aussicht dazu hat, mit Sicherheit schon darauf rechnen können, daß er dereinst wirklich ausschließend der diplomatischen Laufbahn sich widmen könne. Er wird immer in andern höhern Staatsämtern vorher seine Kenntnisse und seine Kraft bewähren müssen, bevor er in das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, oder in den Kreis der diplomatischen Agenten bei dem Auslande übergeht. Er wird also bei seiner Vorbereitung zum höhern Staatsdienste nicht blos auf die Kenntniß der auswärtigen Angelegenheiten, auf das praktische europäische Völkerrecht, und namentlich auf das Gesandtenrecht sich beschränken dürfen, wenn seine Bildung nicht einseitig und unvollständig werden soll.

Allein eben so gegründet ist der Satz: daß diejenigen, welche dereinst dem diplomatischen Fache, und überhaupt dem höhern Staatsdienste in Ministerial-, Präsidial- und Directorial-Aemtern sich zu widmen gedenken, noch einer andern Vorbereitung und Bildung bedürfen, als die durch das römische, kanonische, lombardische und Kriminalrecht, durch den Civil- und Kriminalproceß, und durch die Referir- und Decretirkunst abgeschlossen wird. Selbst die Verbindung des philosophischen Staats- und Völkerrechts, der Nationalökonomie und Kameralwissenschaften, der Statistik und der europäischen Staatengeschichte mit jenem rein-juridischen Cursus reicht für diesen Zweck nicht aus; denn eben die Vorbereitung zum diplomatischen Fache muß die vielseitigste und umschließendste von allen, sie muß die

Krone aller akademischen Studien seyn, wenn, bei den in unserm Zeitalter unendlich gesteigerten Forderungen an den höhern Staatsmann, dieser nicht dereinst in Verhältnissen, die ihm ganz neu und ungeläufig sind, persönliche Blößen geben und seinem Vaterlande die größten Nachtheile zuziehen soll. Die halben Maasregeln in der Politik der letzten 25 Jahre, das gefährliche Schwanken und Tappen in den Räthseln der Diplomatie, die in vielen Kabinetten sichtbar hervortretende Unkunde an richtiger Beurtheilung und Würdigung der für die Schicksale der Völker und Reiche entscheidenden Augenblicke, und selbst der häufige Ministerwechsel an sehr vielen Höfen, hat wohl hinreichend es bewährt, daß man in der Nähe der Throne, an der Spitze der höchsten Behörden und in den Verhandlungen mit dem Auslande, weder mit der Masse rein juridischer Studien, noch mit den abgenutzten Künsten der veralteten Politik aus den Zeiten Ludwig's 14., noch auch mit bloßem guten Willen und reinem Vaterlandsgefühle, in einem Zeitalter ausreiche, wo die Kenntniß der innern und äußern Verhältnisse der gesammten Mächte und Staaten des europäischen Staatensystems, der tiefe Blick in die politische Geschichte der innern Entwickelung und der äußern Ankündigung der europäischen Reiche, die unbefangene Würdigung der intellectuellen und moralischen Kraft der Völker und ihrer einzelnen Stände, und das gründlichste Studium der noch bestehenden und der bereits erloschenen Verträge unter den einzelnen Reichen und Mächten, gewiß eben so nöthig für den Diplomaten geworden ist, der im öffentlichen Staatsdienste seinem Vaterlande nützen will, als die Kenntniß der einzelnen Höfe und der unmittelbaren Thronumgebungen, so wie die Aneignung des äußern feinen Tones und der Gewandtheit, welche allerdings dem Staatsmanne nicht fehlen dürfen, die aber eben so wenig die fehlenden nöthigen Kenntnisse ersetzen können, als wenn man durch eine schöngeputzte Marionette das geistvolle Spiel eines Schröder, Fleck und Iffland ersetzen wollte!

Mehr also im Ganzen, als noch vor 25 Jahren, wird von dem Diplomaten unserer Zeit verlangt, und zwar — weil er nicht weiß, ob er sogleich im äußern Staatsdienste wirken werde, und, wenn er dies auch wüßte, weil ihm die Masse größerer Einsicht gewiß nicht schaden kann — eine genaue Kenntniß des innern und des äußern Staats- und Völkerlebens aller europäischen Reiche und Staaten. In diesem erweiterten Umfange der von dem künftigen Diplomaten erwarteten Einsichten und Kenntnisse, weicht nun Rec. von dem gelehrten v. Martens ab, welcher den Kreis der Diplomatie vielleicht zu eng bezeichnete. Zwar stehen mit seinem „Cours diplomatique,

ou Tableau des relations exterieures des puissances de l'Europe" seine mehrmaligen Bearbeitungen des praktischen europäischen Völkerrechts in teutscher und französischer Sprache, und selbst sein „Grundriß der diplomatischen Geschichte der europäischen Staatshändel und Friedensschlüsse seit dem Ende des 15ten Jahrhunderts bis zum Frieden zu Amiens" in unverkennbarer Verbindung; allein, bei den unsterblichen Verdiensten, welche dieser gründlich gelehrte Staatsmann um den Anbau der diplomatischen Wissenschaften sich erworben hat, darf es doch nicht verschwiegen werden, daß sein, bis zum Jahre 1801 reichender, cours diplomatique nicht nur in den beiden ersten Theilen einer Fortführung durch die letztverflossenen höchst wichtigen 18 Jahre, sondern auch in dem dritten Theile, nach den gegenwärtigen Verhältnissen des europäischen Staatensystems, einer völlig neuen Bearbeitung bedarf; daß derselbe Fall eintritt bei seinen Lehrbüchern des praktischen europäischen Völkerrechts, welche noch auf der Grundlage des, bis zum Umsturze des teutschen Reiches in Europa geltenden, Systems des politischen Gleichgewichts beruhen, und nur — das teutsche Werk bis zum Jahre 1796, das zweite französische — bis zum Jahre 1801 reichen; und endlich, daß sein brav gearbeiteter Grundriß der diplomatischen Geschichte zwar weit über seinen Vorgänger Achenwall, selbst in der letzten neuesten Bearbeitung durch geistvolle Männer nach Achenwall's Tode, sich erhebt, daß aber ein Hauptpunct in demselben durchaus fehlt, der für den Diplomaten unserer Zeit unentbehrlich ist: die Hervorhebung des innern Lebens der europäischen Reiche und Staaten; theils weil dieses innere Leben schon in dem Zeitpuncte der letzten drei Jahrhunderte für den tieferforschenden Blick des politischen Historikers die jedesmalige Grundlage der äußern Ankündigung, Stellung und Geltung der Reiche und Staaten in der Mitte des europäischen Staatensystems bildet; theils weil dieses innere Leben seit den letzten 25 Jahren in sehr vielen europaischen Reichen durch repräsentative und ständische Verfassungen politisch wiedergebohren und neu gestaltet, — und dadurch also auch die äußere Ankündigung dieser Reiche wesentlich verändert worden ist. Der „Grundriß" von v. Martens enthält mithin nur die eine Seite, von welcher der Diplomat die Geschichte der europäischen Reiche auffassen muß, und zwar die äußere, bis zum Jahre 1802; allein die zweite Seite, eben so wichtig und lehrreich, wie jene, und, als Bedingung jener, vielleicht noch wichtiger und folgenreicher, fehlt beinahe ganz im Compendium von v. Mar-

Digitized by Google

tens. Aus diesem Grunde erklärt daher Rec. dieses gründliche Lehrbuch für unzureichend zum Vortrage der diplomatischen Geschichte in unserer Zeit; nach seinem Ermessen muß beides, das innere und das äußere politische Leben, in der Geschichte der europäischen Reiche und Staaten während der drei letzten Jahrhunderte unzertrennlich verbunden, und durchgehends aus der Ankündigung der Reiche und Staaten dieser nothwendige Zusammenhang ihres innern und äußern politischen Lebens nachgewiesen und bestimmt hervorgehoben werden, wenn der künftige Diplomat ein deutliches Bild von der factischen Geltung und politischen Kraft der einzelnen Reiche und Völker in dem gegebenen Zeitraume gewinnen soll. Dazu kommt in den Lehrbüchern des v. Martens über das praktische europäische Völkerrecht die vielleicht zu weit getriebene Vernachlässigung des philosophischen Völkerrechts. Rec. bescheidet sich gern, daß der Diplomat durch das bloße philosophische Völkerrecht zu seinem Berufe in der wirklichen Ordnung der Dinge nicht unmittelbar vorbereitet wird; allein er verlangt doch von dem Diplomaten, bevor er in den Kreis der Wirklichkeit eingeführt wird, einen am Lichte der Philosophie erhellten Geist, damit er im Stande sey, von dem Bestehenden zu dem letzten Grunde desselben, von dem Bedingten zu dem Bedingenden zurückzugehen, Bestimmtheit und Sicherheit des Urtheils sich anzueignen, und alles, was er als Staatsmann verhandelt oder niederschreibt, mit philosophischer Klarheit und Bündigkeit darzustellen. Rec. erinnert in dieser Hinsicht daran, daß Grotius und Pufendorf die Philosophie ungleich weniger verschmähten, als die neueren Diplomaten, und daß, abgesehen von ihrem Inhalte und politischen Charakter, die Reden von Burke und Fox, und die diplomatischen Noten Talleyrand's durchaus das Gepräge dieses durch Philosophie gebildeten politischen Geistes tragen. — Deshalb nähert sich Rec. in seinen Forderungen an den Diplomaten unserer Zeit ungleich mehr, als dem Herrn v. Martens, dem anonymen Verfasser eines Aufsatzes in dem juridischen Archive Th. 6, S. 294 ff., welcher daselbst folgende Grundzüge eines diplomatischen Kursus aufstellte. „Eine allgemeine Uebersicht über den innern Zusammenhang des rechtlichen Zustandes, welchem der künftige Staatsmann angehört, wird vorausgesetzt; vorausgesetzt die Philosophie, als Kenntniß des Menschen und der Weltverhältnisse, in welchen wir leben; eben so eine Uebersicht des innern Zusammenhanges der Geschichte und Statistik, der letztern, als eines Theiles der Geschichte, als Endresultat derselben im Momente der Gegenwart fixirt. Dann folge 1) die Geschichte des völkerrechtlichen Zustandes, wie er,

Digitized by Google

nach den kirchlichen, militärischen und politischen Beziehungen, sich ausgebildet hat, um eine Uebersicht von dem zu erhalten, was man das politische System von Europa nennt; 2) die Kenntniß der Urkunden der politischen Verhältnisse, und die Kenntniß der Sammlungen, wo sie zu finden sind, verbunden mit den literärischen Subsidien. 3) Er muß ferner bei den Grundsätzen des Völkerrechts einer allgemeinen philosophischen Ansicht sich bewußt seyn, zugleich aber die Fähigkeit des Verstandes haben, das Zeitgemäße zu erkennen, um theils in seinem eignen Handeln nicht aus seinen gegebnen Verhältnissen herauszutreten; theils auch mit unbefangenem Blicke zu beurtheilen, wie viel die allgemeinen Ideen und Grundsätze bereits Eingang in der Wirklichkeit gefunden haben, oder nicht. Um dies leisten zu können, muß er das Herkömmliche wissen, die streitigen und zweifelhaften Puncte, welche noch unentschieden sind, zugleich aber auch die Ereignisse, bei welchen sie zur Sprache kamen. Vorgänge und Autoritäten großer und geistreicher Männer (sagt der Verfasser) sind Waffen, die mehr wirken, als kategorische Imperative. — Endlich 4) verlangt der Verf. Uebung im Geschäftsstyle, nach allen Theilen des Geschäftsganges, und in allen Sprachen, die hieher gehören. Doch erinnert der Verf. sehr richtig, daß der Diplomat zuvor einen Styl überhaupt haben müsse." — Wie nahe oder fern die folgende Ansicht des Rec. von einem diplomatischen Kursus diesem anonymen Verfasser stehe, werden unsere Leser beurtheilen; nur bemerkt Rec. im Voraus, daß er in der philosophisch-politischen Bildung und in der stylistischen Uebung des künftigen Diplomaten mit dem Verf. völlig übereinstimmt; daß er aber, bei der Kürze der Andeutungen im juridischen Archive, nicht weiß, ob der Verf. mit ihm unter der Kenntniß des politischen Systems von Europa das innere und das äußere politische Leben der europäischen Völker und Reiche zugleich, oder blos das letztere versteht. — Außer diesem Urtheile eines denkenden Mannes, hat Rec. blos einen brav geschriebenen Artikel über Diplomatie im Conversations-Lexikon, eine kleine, unzureichende Schrift des Freiherrn von Liechtenstern „über den Begriff der Diplomatie," und eine beiläufige, nur halbrichtige, Definition der Diplomatie in der vierten Auflage des „Lehrbuches der Statistik" von dem wackern Meusel S. 3, kennen lernen, welche er, bei ihrer Kürze, nicht übergehen will. Meusel versteht unter Diplomatie: „die wissenschaftlich geordneten Kenntnisse und Grundsätze, die zur geschickten Betreibung der öffentlichen Geschäfte (auf Reichstagen, Friedenscongressen u. s. w.) erforderlich sind, oder die Wissenschaft der äußern Ver-

Digitized by Google

hältnisse, welche die Diplome, oder die von dem Regenten ausgegangenen schriftlichen Verhandlungen, zur Grundlage hat," wobei er an den Unterschied zwischen Diplomatie (nicht Diplomazie) und Diplomatik erinnert.

Nach dieser kurzen Uebersicht über die bisherige Literatur der Diplomatie in Teutschland, sey es dem Rec. erlaubt, seine Ansicht von dieser neuen, noch in ihrer systematischen Begründung und Gestaltung begriffenen, Wissenschaft aufzustellen. Er bescheidet sich, daß er fehlen kann; allein wenn er den Kreis dieser Wissenschaft weiter zieht, als seine bisherigen Vorgänger, so gesteht er, daß dies absichtlich geschieht, weil er für die Bildung künftiger Diplomaten nicht blos von der engen Sphäre der Vorbereitung zum äußern Staatsdienste ausgeht, sondern denjenigen Staatsmann für den vollendetsten hält, welcher — so weit dies einem menschlichen Geiste erreichbar bleibt — eben so gründlich und tief, als vielseitig und alle Bedingungen des innern und äußern Staatslebens umschließend, in seiner Bildung geworden ist. Rec., welcher die Ausführung seiner Grundsätze und Ansichten im Einzelnen, und die Belege derselben aus der Politik, Geschichte, Statistik und dem praktischen europäischen Völkerrechte, einem vielleicht künftig erscheinenden Systeme der Diplomatie vorbehält, drängt in der nachstehenden Uebersicht blos die Resultate zusammen, auf welche es bei dieser neuen Wissenschaft anzukommen scheint.

Jeder Staat muß, als ein politisches Ganze, in einer zweifachen Hinsicht betrachtet werden: nach seinem innern und nach seinem äußern Leben, welche zwar in einer steten Wechselwirkung stehen und einander in vielen Fällen gegenseitig bedingen, doch so, daß in der Regel das äußere Leben der Staaten, wie bei allen irdischen Organisationen, die Wirkung und Folge des innern Lebens bleibt.

Das innere Leben eines Staates wird aber erkannt an seiner Verfassung, an seiner Verwaltung, und an der Cultur des Volks, welches im Staate zu einem rechtlichen Vereine verbunden ist. Als wesentliche Bestandtheile der Verfassung erscheinen die Grundverträge, auf welchen die politische Einheit eines Staates in bürgerlicher und kirchlicher Hinsicht beruht: der Vertrag des Regenten mit dem Volke; die Theilung der drei Staatsgewalten (der gesetzgebenden, der richterlichen und der vollziehenden); die Form der Regierung; die Vertretung des gesammten Volkes durch seine

Digitized by Google

selbstgewählten Repräsentanten, oder der einzelnen Stände, in welche die Gesammtheit des Volks zerfällt, durch ständische Deputirte; und die rechtliche Form der Kirche zum Staate, so wie ihre Stellung gegen denselben nach dem einzig richtigen Territorialsysteme. Den Umfang der Verwaltung im Staate bilden als Hauptbestandtheile: die Gerechtigkeitspflege, die Polizei (mit Ausschluß der geheimen), die Staatswirthschaft überhaupt, als Resultat richtiger Grundsätze der Nationalökonomie, mit Einschluß der Finanzverwaltung, und das Kriegswesen. Die Cultur eines Volkes endlich wird ermessen nach den Fortschritten der physischen Cultur (wohin der Ackerbau mit allen Arten ländlicher Thätigkeit, der Gewerbsfleiß in seinen Verzweigungen, und der Handel in seinen mannigfaltigen Abstufungen gehören), der intellectuellen (im Anbaue und Fortbilden der gesammten Sprachen und Wissenschaften), der ästhetischen (in der Entwickelung und Ausbildung der schönen Künste), und der moralischen Cultur (nach der Ankündigung der Sitten und des Nationalcharakters im häuslichen und öffentlichen Leben).

Dagegen beruht das äußere Leben eines Staates auf seinem Verhältnisse zu dem ganzen übrigen europäischen Staatensysteme, und auf der Stellung, die er in der Mitte desselben behauptet. Die Grundbedingungen aber seines freien rechtlichen Verkehrs mit allen übrigen Staaten sind: seine Selbstständigkeit, nach welcher er ein politisches, von allen andern Staaten verschiedenes, Ganze für sich bildet, und seine Unabhängigkeit von jedem neben ihm bestehenden Staate, in Hinsicht aller Zwecke seines innern politischen Lebens, und der Art und Weise, wie er mit den andern Staaten durch Verträge, Gesandtschaften, durch Kriege und Friedensschlüsse in Wechselwirkung steht.

Die Harmonie und das Gleichgewicht zwischen dem innern und äußern politischen Leben eines Staates kündigt sich an: in Beziehung auf sich selbst, in der politischen Mündigkeit seines Volkes, und nach außen in der Geltung als eine Macht des ersten, zweiten oder dritten politischen Ranges in der Mitte des europäischen Staatensystems. Weder jene politische Mündigkeit, noch diese äußere Geltung sind zunächst an einen bestimmten großen Flächenraum nach Quadratmeilen, oder an eine bedeutende Bevölkerungsmasse, sondern an das Eigenthümliche in der Verfassung, Verwaltung und Cultur eines Volkes in seinem Innern, und an die daraus hervorgehende Kraft in der rechtlichen und klugen Behauptung seiner politischen Stellung gegen das Ausland gebunden.

Die Darstellung des innern und des äußern Lebens

der Staaten kann aber theils philosophisch, theils geschichtlich versucht werden. Sobald man nämlich, auf die Grundlage einer befriedigenden philosophischen Rechtslehre, die letzten und höchsten Bedingungen des Rechts und der Wohlfahrt, als der zwei Grundbegriffe alles Staatslebens, entwickelt, und aus der Vernunft nachweiset, wie theils in dem einzelnen Staate, nach seiner vertragsmäßig begründeten Verfassung, und zwischen allen neben einander bestehenden Staaten, durch die rechtlichen Bedingungen ihrer Wechselwirkung und gegenseitigen Verbindung, das Recht zur unbedingten Herrschaft gelangen, theils die Wohlfahrt jedes einzelnen Staates durch seine zeitgemäße und volksthümliche Verwaltung begründet, gesichert und fortgebildet werden soll; sobald entstehen, aus dem systematischen Umfange aller dieser Grundsätze und Lehren, die beiden Wissenschaften des philosophischen Staatsrechts und der Nationalökonomie, die man auch, als zwei einander gleichgeordnete Bestandtheile, unter dem gemeinsamen wissenschaftlichen Namen der Politik (oder der Staatslehre) verbinden, und im Zusammenhange vortragen kann, wo dann der erstere zugleich das philosophische Staatenrecht, und der zweite, nach Darstellung der Nationalökonomie, die Staatswirthschaft überhaupt mit der Finanzwissenschaft, die Polizei, und die Verhältnisse der Gerechtigkeitspflege so wie der Organisation des Kriegsstandes zur Nationalökonomie, in sich einschließt.

Sobald man aber, abgesehen von dem in der philosophischen Staatslehre aufgestellten Ideale eines vollkommnen Staates nach dessen innerem und äußeren Leben, zunächst bei den in der Wirklichkeit bestehenden Staaten verweilt, und im Laufe der Jahrhunderte die Art und Weise entwickelt, wie sich das innere Leben dieser einzelnen Staaten allmählig gestaltete und fortbildete, welche Stelle die einzelnen Staaten nach ihrer äußern Ankündigung im europäischen Staatensysteme einnehmen und behaupten, und wie mannigfaltig diese ihre Stellung in einzelnen Zeiträumen durch die Veränderungen in der Wechselwirkung des innern und des äußern Lebens bald gesteigert, bald vermindert ward (man denke nur an Frankreich unter Chlodowig, unter Karl dem Großen, unter Hugo Capet, Karl 7, Ludwig 11, Franz 1, Karl 9, Heinrich 4, Ludwig 14—16, unter Napoleon und Ludwig 18); sobald faßt man die Darstellung des politischen Lebens der Staaten aus dem geschichtlichen Standpuncte. Allein, weil bei einer solchen Darstellung der Geschichte der europäischen Staaten die höhere Idee des innern und äußern politischen Lebens, und der Wechselwirkung zwischen beiden festgehalten und durchgeführt, so wie dadurch der prag-

Digitized by Google

matische (ursachliche) Zusammenhang dieses innern und äußern Lebens ausgemittelt, und dieser Zusammenhang durch die einzelnen Thatsachen der Geschichte bewiesen und versinnlicht wird; so nennt man auch — im Gegensatze gegen die andern (chronologischen, annalistischen, geographischen, ethnographischen und synchronistischen) Behandlungsarten der Geschichte — eine solche Darstellung derselben: die Geschichte aus dem Standpuncte der Politik (welche unter den Teutschen erst mit Schlözer, Spittler, Martens und Heeren begann). — Diese historisch-politische Darstellung des Staates zerfällt aber wieder, nach den beiden geschichtlichen Grundbegriffen der Vergangenheit und Gegenwart, in zwei Untertheile:

a) entweder es wird im pragmatischen Zusammenhange und mit Rücksicht auf alle Bedingungen seines politischen Lebens erzählt, wie der Staat allmählig das ward, was er ist; dies ist die europäische Staatengeschichte aus dem Standpunkte der Politik;

b) oder der Staat wird dargestellt, wie er in dem Augenblicke der Gegenwart nach den Bedingungen seines innern und äußern politischen Lebens erscheint; dies ist die Statistik (oder Staatenkunde).

Nach diesem nothwendigen Zusammenhange zwischen Vergangenheit und Gegenwart hat Schlözer, der geistvollste Historiker Teutschlands, Recht, wenn er sagt: „Die Geschichte ist eine fortlaufende Statistik, und die Statistik eine stillstehende Geschichte.“ (Beide müssen von dem Diplomaten unzertrennlich verbunden, und mit gleicher Gründlichkeit erforscht werden; sonst gleicht er dem Menschen mit Einem Auge. Was auch die Lüder und ähnliche überspannte Gegner der Statistik, besonders in Hannover, gegen diese Wissenschaft geeifert haben; sie bleibt doch die zweite historische Grundwissenschaft, und der Mangel ihrer Kenntniß hat sich beim Deputationshauptschlusse, bei der Föderationsacte des Rheinbundes, und selbst nicht minder auf dem Wiener Congresse an den Diplomaten, und leider durch sie an einzelnen Staaten selbst, empfindlich genug gerächt. Sie ist allerdings durch die bloßen Tabellen- und Zahlenmänner gemißbraucht und ihres Geistes beraubt worden. Geschieht aber dasselbe nicht täglich auch mit der Geschichte, sobald diese in eine geistlose, das Gähnen erregende, Herzählung von Regentennamen, von Jahreszahlen, ohne innere Verbindung der mitgetheilten Thatsachen verwandelt wird, deren Stelle eine Anzahl kleinlicher Citaten ersetzen soll!)

So nöthig und unentbehrlich theils die philosophische,

theils die historisch-statistische Darstellung des innern und des äußern Lebens der Staaten für die Bildung eines jeden künftigen Staats- und höhern Geschäftsmannes bleibt, d. h. für jeden, welcher, nach seiner öffentlichen Anstellung und nach seinem Aufrücken im Staate, entweder mit der Leitung ganzer Zweige der Verfassung und Verwaltung beauftragt wird, oder welcher die Rechte seines Staates als Gesandter, Gesandtschaftsbegleiter, Consul u. s. w. bei auswärtigen Mächten vertreten soll; so bilden doch diese beiden Zweige der Wissenschaft nur die allgemeine Grundlage der Kenntnisse eines eigentlichen Diplomaten, d. h. eines Staatsmannes, der in irgend einem höhern Staatsamte an der Leitung des innern oder des äußern politischen Lebens seines Staates Antheil nimmt. Weder die philosophisch begründete Politik, noch die pragmatische Staatengeschichte, verbunden mit der Statistik, reichen allein aus zu diesem hohen Berufe. Der Diplomat muß, außer diesen vorbereitenden Kenntnissen, das gesammte europäische Staatensystem, nach seinem ganzen Umfange, nach seinen gegenwärtigen Bestandtheilen, und nach den politisch-historischen Grundbedingungen überschauen, auf welchen es beruht; er muß die gesammten europäischen Staaten, besonders aber die Hauptmächte des Festlands, welche im Vordergrunde des jetzigen politischen Systems stehen, nach allen Bedingungen ihres innern und äußern politischen Lebens kennen; er muß erforschen, in welchem Verhältnisse ihre repräsentative, ihre ständische, oder ihre reinmonarchische, ihre aristokratische, oder ihre Föderativ-Verfassung zur innern Entwickelung oder Niederdrükkung des Volkslebens, zu der Macht der einzelnen Ministerien und zu der kraftvollen oder theilweise gelähmten Ankündigung des ganzen Staatskörpers stehet; er muß endlich wissen, was nach Verträgen, Herkommen und Gewohnheit zwischen allen, oder doch den wichtigsten europäischen Staaten gegenwärtig gilt, und welche Verträge der letzten Zeit wieder durch spätere aufgehoben oder verändert worden sind, — überhaupt was zu dem Umfange des sogenannten praktischen europäischen Völkerrechts gehört.

Werden nun, in wissenschaftlicher Aufeinanderfolge, für die Bildung künftiger Diplomaten,

1) die Politik,

2) die pragmatische Staatengeschichte, nebst der Statistik, und

3) die in dem letztgenannten Abschnitte angeführten Gegenstände zusammenhängend erläutert; so entsteht daraus,

nach der Ansicht des Rec., der diplomatische Cursus, welcher

4) durch praktische Uebungen im diplomatischen Style beendigt wird.

Allein von diesem diplomatischen Cursus ist die Diplomatie, als eine besondere und selbstständige, neu zu begründende Wissenschaft verschieden, welche zunächst nur die unter No. 3 angeführten und in sich zusammenhängenden Kenntnisse zur systematischen Ordnung und Einheit verbindet. Sie ist zwar, ihrem systematischen Charakter nach, keine ursprüngliche, sondern eine abgeleitete, d. h. eine aus politischen, historischen und statistischen Resultaten hervorgegangene, Wissenschaft; sie behauptet aber ihre wissenschaftliche Selbstständigkeit durch ihren Grundbegriff, durch den innern nothwendigen Zusammenhang ihrer Theile, und durch ihren besondern Zweck. Die Diplomatie enthält nämlich, nach ihrem Grundbegriffe, die wissenschaftliche Darstellung des gesammten europäischen Staatensystems, nach seiner gegenwärtigen Beschaffenheit, nach den Grundbedingungen des innern und des äußern politischen Lebens der gesammten europäischen Staaten von Rußlands Riesenmacht an bis zum Freistaate St. Marino, und nach dem zwischen diesen Staaten auf Verträgen, Herkommen und Gewohnheit beruhenden praktischen Völkerrechte, welches letztere bisher als eine besondere Wissenschaft behandelt ward, hier aber, nach seiner Verbindung und Abhängigkeit von zwei andern wissenschaftlichen Bestandtheilen, den dritten Theil der Diplomatie, als einer neuausgeprägten Wissenschaft, bildet. Die drei, unter sich aufs innigste zusammenhängenden, Theile der Diplomatie sind daher:

1) Uebersicht über die gegenwärtige Beschaffenheit des politisch. Systems der europäischen Staaten:

a) Idee des politischen Gleichgewichts (und eines Völker-Staaten-Bundes seit Heinrich's 4. Zeiten);

b) Veränderungen und Schicksale des wirklich bestandenen politischen Gleichgewichts seit 1492—1648; dann bis 1763; zuletzt bis 1789; Verhinderung eines Principats in Europa; neue Gestaltung des europäischen Staatensystems seit dem Entstehen und der Ausbildung eines nordöstlichen Staatensystems; Stellung des letztern gegen das südwestliche seit 1763 (Katharina, Friedrich 2. und Gustav's 3. Nebenrolle in demselben); Erschütterung des politischen Gleichgewichts durch die Theilung Polens und den Umsturz des Lehnssystems in Frankreich; Vernichtung des po-

Digitized by Google

litischen Gleichgewichts durch den Rheinbund, theils wegen der Vernichtung der Verfassung Deutschlands, des bisherigen Mittelpuncts des politischen Geichgewichts in Europa, theils wegen des unter Napoleon entstandenen Centralstaates in Frankreich mit seinen Föderativstaaten.

c) Versuche, ein neues System des politischen Gleichgewichts zu begründen: α) durch Zurückführung Frankreichs im ersten Pariser Frieden auf seine vorigen Grenzen; β) durch die publicistischen und statistischen Entscheidungen des Wiener Congresses; γ) durch die Stiftung der sainte alliance (deren geheime Artikel aber noch nicht, nach Lord Liverpool's Erklärung, bekannt werden dürfen); δ) durch die am 15ten Nov. 1818 zu Aachen ausgesprochenen Grundsätze des Völkerrechts, als der Grundlage des gegenseitigen Verkehrs der europäischen Reiche und Staaten.

d) Uebersicht über das europäische Staatensystem nach seinen einzelnen Reichen und Staaten: α) nach ihrer Würde; β) nach ihrer Unabhängigkeit oder Abhängigkeit; γ) nach ihrem politischen Gewichte, als Mächte des ersten, zweiten, dritten und vierten politischen Ranges; δ) nach ihrer gegenwärtigen Verbindung unter einander (Vertrag von Chaumont, Theilnehmer und Nichttheilnehmer am heiligen Bunde u. s. w.).

2) Darstellung der Grundbedingungen des gegenwärtigen innern und äußern politischen Lebens der gesammten europäischen Staaten;

a) nach der Verschiedenheit ihrer Verfassung [α) repräsentative, β) ständische, γ) reinmonarchische, δ) republikanische und föderalistische];

b) nach der Verschiedenheit ihrer Verwaltung;

c) nach der Verschiedenheit und dem gegenwärtigen Standpuncte der Cultur ihrer Völker.

(In diesem Theile der Diplomatie würde das allgemeine positive europäische Staatsrecht in kurzen Umrissen, besonders nach der Verschiedenheit der Verfassungen in den einzelnen europäischen Reichen und Staaten, durchgeführt werden müssen. Noch fehlt uns völlig eine wissenschaftliche Bearbeitung desselben. Das Bedürfniß dieser Bearbeitung haben aber gefühlt und angeregt:

1) Schmalz, in seinem „Plane zu Vorlesungen über allgemeines positives europäisches Staatsrecht", Berl. 1815, 8. eine geistvolle Skizze, welche nur

zu weit in die Vorzeit zurückgeht, die, nach Rec. Ermessen, völlig der Geschichte überlassen, und blos das gegenwärtig wirklich Bestehende im innern Zusammenhange dargestellt werden muß. Möchte der Verf., welcher das praktische europäische Völkerrecht neulich (wenn gleich nicht erschöpfend) behandelte, diese Skizze, nach einem etwas verbesserten Plane, bald ausführen.

2) Bisinger, in seiner „vergleichenden Darstellung der Staatsverfassung der europäischen Monarchieen und Republiken", Wien 1818, 8.; ein gründlich gearbeitetes Werk, nur daß, für den hier ausgesprochenen Zweck, in demselben zu viel Statistisches und Genealogisches beigemischt ist.)

3) Systematische Entwickelung des zwischen den gesammten europäischen Staaten allmählig ausgebildeten, und auf Verträgen, Herkommen und Gewohnheit beruhenden praktischen (oder positiven) Völkerrechts.

(Noch immer sind, bei diesem Theile der Diplomatie, die trefflichen Arbeiten von Grotius, Vattel, Moser, Ompteda, Günther und v. Martens nicht zu vernachlässigen. Sie reichen aber, nach den in der Einleitung aufgestellten Gründen, nicht mehr für die gegenwärtigen Beziehungen der europäischen Mächte und Staaten gegen einander aus, weil, nach dem Umsturze des bis 1789 geltenden Systems des politischen Gleichgewichts, eine neue politische Ordnung zu bilden versucht worden ist, deren Gravitationspuncte die Wiener Congreßacte und die Acte des heiligen Bundes sind; nur daß für das Einzelne der neuen Beziehungen alle, in den neuesten Fortsetzungen des Recueil von Martens, und beim Schöll in seiner neuen Bearbeitung von Koch's histoire abrégée (in 15 Theilen) befindliche, Urkunden und Verträge sorgfältig berücksichtigt werden müssen. Dies ist nun in Schmalz's neuerlich erschienenem europäischen Völkerrechte nicht geschehen, weshalb dasselbe, bei seinen übrigen Lichtseiten, dem Zeitbedürfnisse nicht völlig genügt. Mehr hat in dieser Hinsicht das anzuzeigende Werk von Schmelzing versucht; doch ist es noch nicht beendigt, um es, nach seinem reinen Verhältnisse zu dem gegenwärtigen Bedürfnisse der Wissenschaft, bestimmt würdigen zu können.)

Ist nun die besondere und in sich selbstständige Wissenschaft der Diplomatie durch diese drei wesentlichen Be-

Digitized by Google

standtheile wirklich neu und erschöpfend begründet; so ergibt sich auch daraus sogleich der Zweck derselben. Dieser Zweck beruht darauf: 1) daß alles, was die Politik, Geschichte, Statistik und die noch zwischen den europäischen Mächten und Staaten geltenden Verträge für die getreue und erschöpfende Darstellung des gesammten europäischen Staatensystems in seiner gegenwärtigen Gestalt als Resultate in sich enthalten, nach seinem innern Zusammenhange zu einem neuen wissenschaftlichen Ganzen ausgeprägt werde (nach vorher im Einzelnen gehörter Politik, Geschichte und Statistik, deren Lehren hier nicht wiederholt, sondern deren Resultate hier nur nach einer neuen Anordnung und zu einer neuen wissenschaftlichen Gestalt verbunden und zusammengestellt werden); 2) daß, durch eine solche Darstellung der Diplomatie als Wissenschaft, der künftige Staatsmann seine Vorschule für den Eintritt in den höhern Staatsdienst erlange; er erhalte nun im innern oder im äußern Staatsleben dereinst seine Anstellung.

Nach dieser scharfen Abgrenzung und Inhaltsangabe der neuen Wissenschaft der Diplomatie, erhellt von selbst, daß sie, ihrem Grundbegriffe, ihren Theilen und ihrem Zwecke nach wesentlich verschieden ist: von der Politik, von der pragmatischen europäischen Staatengeschichte, von der Statistik, von den sogenannten Kameralwissenschaften, und von der historischen Hülfswissenschaft der Diplomatik, unter welcher man, seit Mabillon's Zeit, den Inbegriff der Grundsätze und Regeln verstand, nach welchen die Aechtheit historischer Urkunden, in Hinsicht ihrer innern und äußern Kennzeichen, erforscht, geprüft und beurtheilt wird. So nöthig und nützlich diese Wissenschaft, besonders für künftige Archivare und für einzelne Mitglieder der Ministerien der auswärtigen Angelegenheiten, bleibt; so hat doch die Diplomatik, abgesehen von ihrem wissenschaftlichen Werthe, seit den Umbildungen des gesammten europäischen Staatensystems in unsrer Zeit, sehr vieles von ihrer praktischen Brauchbarkeit verloren. Nicht ohne zureichenden Grund ist daher, für den künftigen Staatsmann im innern und äußern Staatsdienste, die Diplomatie an ihre Stelle getreten, welche, als Wissenschaft, zwar ganz zu dem Kreise der Erfahrungswissenschaften gehört, weil ihr Stoff aus dem Gegebenen und in der Wirklichkeit Vorhandenen entlehnt ist, welche aber nicht selten den Kreis des, aus der Vernunft selbst stammenden, Staats- und Völkerrechts berührt, weil ihr wissenschaftliches Gebiet theils nach leitenden politischen Ideen angeordnet und nur dadurch ihr syste-

Digitized by Google

matischer Zusammenhang vermittelt wird, theils weil bei dem Fortschreiten der europäischen Menschheit zur politischen Mündigkeit in unzähligen Fällen die Nachfrage nach dem Höhern, das über alle Erfahrung und über alles Völkerherkommen hinausliegt, nicht zurückgewiesen werden kann. Mag also immer das neue politische Gleichgewicht in Europa noch im Werden und Fortbilden begriffen seyn; so trat es doch zugleich mit zwei großen Ideen in die Wirklichkeit (wodurch es sich von dem ältern, blos empirisch entstandenen, politischen Gleichgewichte mächtig unterscheidet): durch die in dem heiligen Bunde vorherrschende religiöse, und durch die am 15. Nov. 1818 zu Aachen, im Angesichte von ganz Europa, ausgesprochene völkerrechtliche Idee. Liegt gleich darin, daß sogar die Könige und die Diplomaten den Charakter des neuen europäischen Gesammtvereins auf zwei, im Heiligthume des Menschen selbst enthaltene, Grundideen zurückführen, eine gerechte Anerkennung des fortgeschrittenen Geistes der Zeit und der reif gewordenen Völker unseres Erdtheiles; so müssen diese beiden Ideen doch noch im Einzelnen erst völlig durchgebildet werden, wenn sich die Kabinetspolitik von dem Ueberreste des alten Systems ganz befreien, und wenn, im wohlthuenden Geiste dieser Ideen, im Innern der Reiche und Staaten das Recht und die Wohlfahrt zur Herrschaft sich erheben, so wie in den auswärtigen Verhältnissen nie das Recht und die Wohlfahrt anderer Völker und Staaten, in Hinsicht der abzuschließenden Verbindungen und Verträge, aus dem Blicke verloren werden soll. Denn nur dann werden die Staaten von 5000 Menschen Bevölkerung in der Entwickelung ihres innern politischen Lebens, und in ihrem Verkehre nach außen, eben so gesichert seyn, wie die Riesenmächte des Festlandes von 30 — 50 Millionen! —

Indem Rec. zu dem vollständigen diplomatischen Kursus auch — nach der Beendigung der Theorie — die praktischen Uebungen im diplomatischen Style rechnet, versteht er darunter weder die bloße Uebung im Schwatzen der französischen Sprache, noch die rhapsodische Bearbeitung einzelner diplomatischer Aufgaben in deutscher oder französischer Sprache, sondern die planmäßig angelegte und durchgeführte Bearbeitung aller wichtigen Stoffe, welche zu dem innern und äußern politischen Leben der Reiche und Staaten gehören, mit Benutzung der dabei brauchbaren, öffentlich bekannt gewordenen Staatsschriften. Freilich setzt die Uebung im diplomatischen Style, nach der sehr richtigen Bemerkung des angeführten anonymen Verf. im juridischen Archive, einen Styl überhaupt voraus; denn unläugbar

findet man noch in unzähligen, jährlich erscheinenden Staatsschriften eine solche Vernachlässigung der grammatischen und logischen Correctheit, und der aus ästhetischen Gesetzen hervorgehenden Schönheit der stylistischen Form, daß man in Versuchung geräth, zu zweifeln, ob der Kopf, der diese Stoffe dachte, je logisch geordnet und gebildet ward, und ob die Feder, welche sie niederschrieb, je einen gründeten und wohlklingenden Periodenbau zu Tage förderte. Unter der Voraussetzung aber, daß der künftige Diplomat überhaupt eine Fertigkeit in den allgemeinen Formen stylistischer Darstellung bereits sich angeeignet habe, müssen die praktischen Uebungen im diplomatischen Style theils über die Verhältnisse im innern Staatsdienste, theils über die Mittheilungen an das Ausland, sich verbreiten. Es müssen, in aufsteigender und fortschreitender Folge, für das Innere: Entwürfe zu einzelnen Gesetzen, organische Decrete, Constitutionen, Publicanda, Patente, Ausschreiben von verwaltenden Behörden, Communicate einzelner Staatsbehörden gegen einander, Proclamationen, statistische Tabellen u. s. w.; und für die Verhältnisse gegen das Ausland: historische und politische Deductionen, Repliken, Dupliken, Manifeste, Verträge, Bündnisse, Friedensschlüsse, Creditive, gesandtschaftliche Noten, selbst geheime Artikel zu Verträgen, nach der Analogie der in dem praktischen Völkerrechte vorhandenen Stoffe, bearbeitet werden, um den künftigen Diplomaten an Vielseitigkeit der Darstellung, an richtigen politischen Tact, und an die Anwendung des, in der Politik, in der pragmatischen Staatengeschichte und in der Diplomatie, theoretisch Erlernten zu gewöhnen. Bei der großen Masse jährlich erscheinender politischer Schriften, fehlt uns doch noch eine, nach den einzelnen hieher gehörenden stylistischen Formen zweckmäßig geordnete, vollständige und dabei nicht überladene, und auf die Vorbereitung für den innern und äußern Staatsdienst berechnete, Sammlung der, nach Stoff und Form vollendetsten, neuesten Staatsschriften, welche, gleichsam als Musterbuch, zur Bildung im diplomatischen Style den künftigen Staats- und Geschäftsmännern in die Hände gegeben, und, nach deren Anordnung, ihre eigene Uebung in diesem Style geleitet werden könnte. Doch unterziehe Keiner sich einer solchen Sammlung, der nicht im vollständigen Besitze aller neuen Staatsschriften seit 25 Jahren steht, dem es an politisch-historischen Kenntnissen mangelt, und der nicht selbst eine höhere Fertigkeit in der stylistischen Darstellung erreicht hat, um neben dem Mittelgute nur das Bessere und Vorzüglichere auszuwählen!

Man sage übrigens nicht, daß Rec. von dem künftigen

Digitized by Google

Diplomaten zu viel verlange. Die Zeit nach dem westphälischen und nach dem Hubertsburger Frieden ist vorbei; die ungeheure Masse der über unsern Erdtheil ausgebreiteten Kenntnisse ist nicht wieder zu vertilgen. Der Diplomat, der seinem Staate nützen will, muß das wohlverarbeitete Resultat dieser Masse von Kenntnissen in sich tragen. Bei den Umbildungen des innern Volkslebens durch den Sturz des Lehnssystems, durch neue Constitutionen und durch die politische Mündigkeit der Völker, ist es nichts Geringes, jetzt, Angesichts eines aufgeklärten Volkes und des ganzen sich gegenseitig beobachtenden Europa, im Innern an der Spitze der Ministerien und der übrigen hohen Staatsbehörden zu stehen, oder die Angelegenheiten des Staates im Auslande zu leiten. Selbst da, wo die Verantwortlichkeit der höchsten Staatsämter nicht constitutionsmäßig ausgesprochen ist, findet diese Verantwortlichkeit Statt in der Macht der öffentlichen Meinung und in dem unbestechlichen Urtheile der civilisirten Welt. Eben so hat sich der Charakter in den auswärtigen Verhältnissen verändert; das bloße persönliche Repräsentiren der Gesandten, wie vor dem Ausbruche der französischen Revolution, reicht nicht mehr aus; man muß viel Kenntniß, viel Umsicht, viel Thätigkeit, viel Kraft, viel Ruhe und Consequenz besitzen, wenn man in den Unterhandlungen mit dem Auslande seinem Vaterlande nicht schaden will. Denn hat eine neue Ordnung in der politischen Welt begonnen; so müssen auch die künftigen Diplomaten von nun an ungleich mehr lernen, und ungleich vielseitiger vorgeübt werden, als ihre Vorgänger in der Zeit, welche mit der deutschen Reichsverfassung auf immer zu Grabe ging.

Wenden wir uns nun, nach diesen für die weitere Prüfung von denkenden und unbefangenen Staatsmännern aufgestellten Grundzügen der Diplomatie, als Wissenschaft, und eines gesammten diplomatischen Cursus, zu dem Werke des D. Schmelzing. Die Ausführlichkeit unserer Einleitung von der einen, und der noch fehlende zweite Theil des vorliegenden Werkes von der andern Seite, bestimmen den Rec., sein Urtheil über das Einzelne in diesem Werke, erst nach dem Erscheinen des zweiten Theiles, im Zusammenhange auszusprechen. Allein ein Urtheil im Allgemeinen über den wissenschaftlichen Charakter und Geist dieser Schrift ist schon jetzt möglich.

Der Verf. ist ein Mann von hellem Blicke, von vielseitigen, besonders historischen (weniger von philosophischen, politi-

Digitized by Google

schen und statistischen) Kenntnissen, von reicher Belesenheit, hauptsächlich in der neuern hieher gehörenden Literatur, von vertrauter Bekanntschaft mit seinen Vorgängern in der bearbeiteten Wissenschaft, deren neue Gestaltung ihm dringendes Bedürfniß zu seyn schien, und von einer preiswürdigen Freimüthigkeit. Rec. ist, wie schon aus der Einleitung erhellt, mit des Verf. Anerkennung der Verdienste von v. Martens, Saalfeld und Schmalz um den Anbau des praktischen europäischen Völkerrechts, und mit seinem Urtheile (S. V) über die Schrift von Schmalz einverstanden, welche, bei allen geistvollen Ansichten, die sie enthält, doch, wegen des Mangels der systematischen Form und der literärischen Hülfsmittel, bei akademischen Vorlesungen schwerlich als Grundlage gebraucht werden kann. Nur scheint der Verf. das treffliche — freilich nicht vollendete, sondern mit dem zweiten Theile abgebrochene — Werk des geh. Legationsraths Günther nicht näher gekannt zu haben; sonst hatte er dasselbe gewiß sogleich neben v. Martens genannt. Denn Saalfeld's Schrift ist doch nur ein kurzer Abriß, und kein System, und erschien in einer Zeit, wo, statt des zusammengestürzten politischen Gleichgewichts, der Riesenbau des französischen Centralstaates in der Mitte seiner Föderativstaaten begonnen hatte. Bei Saalfeld's vielseitiger Gelehrsamkeit ist zu wünschen, daß er diese Schrift bald neu und zeitgemäß überarbeiten möchte.

Der Verf. berechnet sein Werk theils für den Lehrvortrag, theils für den Selbstunterricht. Rec. gesteht ihm zu, daß, so weit sich dies aus einem Theile übersehen läßt, er diese schwierige Aufgabe zum Theile gelöset habe; denn der akademische Lehrer findet hier wissenschaftliche Anordnung der Materien, gedrängt geschriebene §§., und eine reichhaltige Literatur; der aber, welcher das Werk zum Selbstunterrichte benutzen will, wird in den Noten zu den §§. auf die weitere Ausführung der Hauptgegenstände hingeleitet. Demungeachtet darf Rec. nicht unbemerkt lassen, daß das Werk zum akademischen Lehrbuche zu ausführlich ist und zu theuer werden wird, und daß für den Selbstunterricht die Darstellung etwas blühender seyn sollte.

Doch mehr läßt sich noch in Hinsicht des Planes erinnern. Der Verf. theilt das praktische europäische Völkerrecht in drei Abtheilungen:

1) Die rechtlich-politische Persönlichkeit,
2) das Sachen-, und
3) das Obligationenrecht der Völker.

Die erste ist in diesem ersten Theile behandelt; die beiden letzten sollen im zweiten Theile dargestellt werden. Dagegen er-

Digitized by Google

laubt sich Rec. nur zunächst die Hauptausstellung, daß die Lehre von den Völkerverträgen, als die Grundlehre der ganzen Wissenschaft, bei dem Verf. an einen Platz gebracht wird (nämlich in die dritte Abtheilung), wo sie durchaus ihre Wirkung verfehlt. Aus dem Wenigen, was der Verf. darüber S. 126 — 129 beibringt, erhellt nicht, daß er die wichtigen Schriften von Dresch und Tröltsch über die Völkerverträge näher kennt. Denn wenn es gleich zu den Vorzügen des teutschen und französischen Compendiums von v. Martens vor dem Werke des Vfs. gehört, daß Martens die Lehre von den Verträgen an ihrem rechten Orte abhandelt; so ist doch eben auch diese Lehre bei Martens durchaus nicht befriedigend. So viel auch Rec. auf das philosophische Völkerrecht gibt, welches der Vf. S. XI. „als das unpraktische, sogenannte rationelle Staats- und Völkerrecht" bezeichnet, und welches, nach ihm, auf den teutschen Universitäten eine viel zu bedeutende Rolle spielt (??); so reicht doch der Lehrer des praktischen europäischen Völkerrechts mit der, aus dem philosophischen Völkerrechte hervorgehenden, Theorie der Völkerverträge nicht aus, und eben so wenig befriedigt die Theorie derselben bei Martens und einigen andern. So viel auch die reine Vernunft dagegen einwenden mag; so gibt es doch in der Wechselwirkung der europäischen Völker, nach dem Zeugnisse der Geschichte, außer denjenigen Verträgen, welche nach dem Maasstabe der rechtlichen Privatverträge geschlossen und beurtheilt werden, gewisse rein politische Verträge, für welche das philosophische Privat- und Völkerrecht keinen Maasstab darbietet. Rec. rechnet dahin alle Familien-, Schenkungs-, Kauf-, Tausch-, Abtretungs-, Subsidien-, Coalitions-, Theilungs-, Garantie-, Thronresignations-, Capitulations-, Waffenstillstands- und Friedensverträge unter Regenten und Völkern; denn wie könnten z. B. Karl's 6. pragmatische Sanction, die Vertauschung Oldenburgs von Dänemark gegen die eingetauschten Theile von Holstein (1773), die Abtretung Anspachs, Cleves und Neufchatels gegen Hannover von Preußen (1806), die Unzahl der Subsidienverträge seit dem Jahre 1740, die europäischen Coalitionen seit der Ligue von Cambray bis zur Erneuerung des Vertrages von Chaumont im Jahre 1815, die Verträge über die Theilung Polens, Venedigs und Sachsens, die Garantieen des westphälischen Friedens von Schweden und Frankreich, oder die Garantieen in der Wiener Congreßacte, die Thronresignationen Karl's 4., Ferdinand's 7., Gustav's 4., die nicht ratificirten Dresdner und Danziger Capitulationen vom J. 1813, der erzwungene Friede von Preßburg, Tilsit, Wien u. a. — ob sie gleich die völlige

Form der Verträge hatten, — anders als aus dem Standpuncte politischer Verträge gefaßt werden! Verträge dieser Art, welche besonders in der neuesten Geschichte noch häufiger als diejenigen vorkommen, die nach der Analogie der Verträge im Privatrechte abgeschlossen und geprüft werden müssen, können nur aus dem Gesichtspunkte der Politik, d. h. nur nach dem Verhältnisse beurtheilt werden, in welchem ein Volk und Staat, zur Zeit der Abschließung, nach seiner politischen Selbstständigkeit, nach seinen Rechten, und nach seinem Territorialbesitze zu dem mitcontrahirenden Theile, und oft selbst zu dem gesammten Auslande (d. i. zu dem ganzen europäischen Staatensysteme) sich befindet. Wir erinnern den Vf., der überall in seinem Werke zunächst die Beispiele aus der bayrischen Geschichte wählt, nur an den Vertrag von Ried vom 8. Oct. 1813! — Daß übrigens der Verf. seine meisten Beispiele aus der Geschichte Teutschlands entlehnt, ist gewiß für teutsche Diplomaten sehr zweckmäßig; nur daß er dabei (S. VII.) zu häufig Bayerns völkerrechtliche Beziehungen berücksichtigt, an deren Stelle jeder „ohne Schwierigkeit die einschlägigen seines Vaterlandes" setzen könne, gibt dem Werke mehr einen provinziellen, als einen allgemeinen, für ganz Teutschland entschiedenen, Werth. Auch hätte Rec. (S. VII f.) die entschuldigende Wendung hinweggewünscht: „Ich glaube nicht einen Vorwurf befürchten zu dürfen, und in keiner Hinsicht die den erhabenen Fürsten und erleuchteten Regierungen schuldige Ehrfurcht verletzt zu haben, wenn ich, mit edler Freimüthigkeit und Wahrheit, das Unrecht, den Egoismus, die Despotie und eine unedle Politik bei ihrem rechten Namen nannte." Wir leben ja nicht in der Türkei; und wohin wären wir gekommen, wenn wir das, was in der Geschichte mit Flammenschrift geschrieben steht, nicht bei seinem rechten Namen nennen sollten! Die Moral wird es zwar nie mit ihrem kategorischen Imperative dahin bringen, daß die Arrondirungspolitik, die unrechtmäßige Eroberungssucht, die Hinterlist und das jus fortioris aus der europäischen Politik ganz verschwinden; allein eben so wenig werden es Regenten und Diplomaten, welche die ewigen Gesetze der Völkermoral und des Völkerrechts verletzen, dahin bringen, daß die Geschichte zu ihren Unthaten schweige und ihr Strafamt verläugne. Nie wird ein Ludwig 15. neben Heinrich 4., nie Philipp 2. und Karl 9. neben Friedrich 2. und Maria Theresia genannt werden!

Was die stylistische Darstellung des Vfs. betrifft; so hat sie zwar durchaus nicht die höhere Gewandtheit, Lebendigkeit, Fülle und Kraft, welche, unbeschadet der Gründlichkeit, den Leser anzieht und festhält; doch ist der Ausdruck des Vfs.

Digitized by Google

im Ganzen bestimmt, klar und deutlich. Allein befremden muß es, daß er sich in unzähligen fremden Wörtern, und selbst in solchen gefällt, welche in unserer Sprache bereits ungleich besser ausgeprägt sind. Warum z. B. immer das Obligationen-Recht, stabile Gesandtschaften, Combinationen u. a. Warum braucht er solche harte Zusammensetzungen, wie Völkerrechts-codex, Völkerindividualitäten? Warum schreibt er unorthographisch vergrösern u. a.?

Der Vf. rechnet S. 40 die Diplomatie, nach dem von ihm gegebenen engeren Begriffe (als wissenschaftlicher Inbegriff der zur Leitung und Bewerkstelligung (?) der öffentlichen Geschäfte der Völker gehörigen Grundsätze, Maximen und Fertigkeiten) zu dem Kreise der, dem praktischen europäischen Völkerrechte verwandten, Wissenschaften. Rec. ist, nach den aufgestellten Ansichten, darüber andrer Meinung, und mag überhaupt mit dem Vf. über die ganz lockere Verbindung zwischen den, von ihm angegebenen, Vorbereitungs-, Hülfs- und verwandten Wissenschaften des europäischen Völkerrechts nicht streiten (denn sonst würde er fragen, nach welchem Grunde die Statistik eine Hülfswissenschaft, das Staatsrecht, die Politik und die Diplomatie hingegen verwandte Wissenschaften seyn sollen); allein wissen möcht' er doch, wie der Vf. (S. 40) zwischen Diplomatie und Diplomazie unterschiede, und bittet ihn, wenn diese Bitte nicht zu spät kommt, in der Vorrede zum zweiten Theile sich darüber zu erklären.

In der ziemlich vollständigen Literatur hat Rec. doch das „europäische Staats- und Völkerrecht von Herm. Fr. Kahrel, Herborn 1750. 8." und „Heinr. Gtfr. Scheidemantel, das Staatsrecht, nach der Vernunft und den Sitten der vornehmsten Völker betrachtet, 3 Theile, Jena, 1770—73. 8." vermißt. Warum schreibt der Vf. aber: Schlötzer (st. Schlözer), Kampz (st. Kamptz), Oldendorf (S. 53, st. Oldendorp), da doch die Schriften dieser Männer gewiß stets auf seinem Tische lagen?

Noch bringt Rec., am Schlusse dieser seiner vorläufigen Anzeige des ersten Theiles, folgende Bemerkungen bei. Die Hauptlehre des praktischen europäischen Völkerrechts von dem politischen Gleichgewichte steht S. 123 durchaus nicht an ihrer rechten Stelle, und dieses System ist weder philosophisch und politisch so gewürdigt, noch, nach seinem Daseyn, historisch so erörtert worden, wie es geschehen muß, um, nach seinem Umsturze in unsern Tagen, die gänzliche Umbildung des europäischen Staatensystems, und, mit diesem, die völlige Umgestaltung des praktischen europäischen Völkerrechts verstehen und er-

Digitized by Google

klären zu können. Es fehlt, als Mittelpunkt des neu begonnenen politischen Systems in Europa, die Charakteristik der wiener Congreßacte; denn dem Vf. wird die Erklärung des Fürsten Metternich wohl nicht entgangen seyn, „daß die wiener Congreßacte das heutige Grundgesetz des europäischen Staatskörpers bilde" (s. Allg. Zeit. 1818, Beil. 39, S. 154). Es fehlt, was aber bei dem Erscheinen dieses ersten Theiles fehlen mußte, die für das praktische europäische Völkerrecht höchst wichtige Erklärung vom 15 Nov. 1818. aus Aachen. Allein beinahe unvergeßlich ist es, die heilige Allianz bei dem Vf. nicht in der Reihe der Grundverträge des neuen politischen Systems in Europa, und nicht, nächst der wiener Congreßacte, als dessen zweiten Stützpunct, sondern — — (S. 91) bei der Eintheilung der Staaten nach der Verschiedenheit der Religionen, und zwar so beiläufig erwähnt zu finden, daß man meinen sollte, der Vf. hätte den Charakter dieser Urkunde nicht begriffen, und daß Rec. die ganze Stelle deßhalb nebst der unmittelbar darauf folgenden Nutzanwendung in Hinsicht der Kirchenvereinigung der drei christlichen Confessionen, noch zum Schlusse beyfügt: „Der christliche Tractat, woraus die heilige Allianz entstanden ist, hat den Grundstein zur großen feierlichen Aussöhnung der verschiedenen Kirchen gelegt. Diese heilige Allianz öffnet die Bahn, auf welcher alle Christen sich vereinigen sollen, den Bund der Einigkeit, der christlichen Liebe zu schließen; jener Mäßigung, jener Duldung und Einigkeit, welche der Herr seinen Jüngern so sehr anempfohlen; es ist ein Werk der göttlichen Vorsehung. Möchte die dritte Säcularfeier der lutherischen Reformation im Jahre 1817 wieder die Vereinigung der Lutheraner und Reformirten mit den Katholiken herbeiführen!" —

XVIII.

Th. Frognall Dibdin's bibliographical decameron. 3 Vols.

Zweiter Artikel. (vergl. 1 St. S. 226.)

Die Fortsetzung unsrer Nachrichten von diesem Werke mag ein seitdem aufgefundner Nachtrag zu den mit Gold gedruckten Büchern eröffnen. Die königliche Bibliothek zu Dresden besitzt ein Exemplar von Johann Brenzen's Auslegung der Evangelien, verdeutschet durch Jac.

Digitized by Google

Grettern (Frkf. a. M., Pt. Braubach, 1556, F.), in welchem das erste Wort des Titels und mehrere Initialen im Buche selbst mit Gold, andere Initialen mit Silber gedruckt sind. Es ist als erster bis jetzt bekannter deutscher Versuch dieser Art von decorative printing sehr merkwürdig, und selbst ein bereits früher im Auslande gemachter Versuch, die Dedication in einem Exemplare des veneb. Euklides von 1482, ist das Werk eines Deutschen, Ratdolt's. Doch wir kehren zu unserm Vf. zurück.

Der achte Tag (B. II. S. 423 — 533.) handelt von der ältern und neuern Buchbinderkunst. Als Vater derselben kann Phillatius betrachtet werden, welcher sich dabei zuerst des Leims bediente, und dem daher von den Athenienſern eine Statue gesetzt wurde. Fortschritte der Kunst zeigen sich im Bimsſteine, Cedernöl und dem cylinderförmigen Stabe (pumex, cedrium et umbilicus) der Alten. Mit ersterem wurde das Pergament geglättet, mit dem zweiten zur bessern Erhaltung und zur Verwahrung vor schädlichen Inſekten benetzt, und um den letztern wurde die Handschrift gerollt. Weitere Vervollkommnung war das Zusammenlegen des Pergaments in viereckige Gestalt, bald zwei Blätter in einander (Duerniones, Folio), bald 4 Blätter (Quaterniones, Quart, von diesen hätten noch Opuscoli di autori siciliani T. XII. Palermo 1771, 4. p. 67. angeführt werden können), sehr selten 8 Bl. (Octav). Auch Terniones finden sich. Nun wurden auch Decken nothwendig. Anfangs waren diese von Holz, ohne alle weitere Verzierung, nachher aber erstreckte sich der Luxus auch über sie. Sie wurden mit Pergament, Sammt oder Leder überzogen, mit Figuren verziert oder mit kostbaren Steinen besetzt, mit Elfenbein oder edlen Metallen ausgelegt. (Hier vermißt Rec. ein größeres Detail; vergl. Pfeiffer von Bücherhandschr. S. 72 ff. und Sanftl's Monographie über den berühmten, ehemals zu St. Emmeran in Regensburg verwahrten Codex evangeliorum. Auch die königl. Bibliothek zu Dresden besitzt einen lateinischen cod. membr. der vier Evangelien aus dem Anfange des 10ten Jahrh., dessen vorderer Einbanddeckel mit Steinen besetzt und mit einer Elfenbeinplatte von ungefähr 8 Zoll Höhe und 7 Zoll Breite verziert ist, welche die vier Evangelisten und die Kreuzigung, das Begräbniß und die Höllenfahrt Jesu in erhabner Arbeit darstellt.) Man heftete auch Vorsetzblätter (Fly-leafs) vor, welche häufig Stücke aus ältern Manuscripten waren, und daher die Aufmerksamkeit der Sammler verdienen. Der Verf. führt S. 436 ff. Beispiele an, wie man an alten Bücherdecken Fragmente bisher unbekannter alter Drucke fand. Eins der neuesten Beispiele ist die Entdeckung des noch von niemand erwähnten Lyfe of saynt Gregoryes mother. Wynkyn de Worde, 1515. (In Deutschland ist diese Sache häufig besprochen worden; s. unter andern den Neuen lit. Anzeiger 1806. S. 75. und 1808. S. 363.) Beiläufig wird der Bücherwurm erwähnt (S. 442 ff.), den vorzüglich das Schweinsleder anzieht, weshalb der Verf. dringend vor dieser Art des Einbandes warnt. Es werden mehrere Zeugen über die Beschaffenheit dieses Wurms abgehört, und dann aus eigner Ansicht eine Beschreibung desselben gegeben, nach welcher er den kleinen fetten Maden, die sich in den Lampertsnüssen finden, ähnlich ist, einen mahagonyfarbnen Kopf hat, und ausgestreckt einen Viertelzoll lang ist. Er bekommt späterhin Flügel und fliegt davon, daher man ihn selten findet. Es wird erwähnt, daß Hr. John Thorold seinem Buchbinder als Gegenmittel empfahl, eine gehörige Portion Alaun unter den Kleister zu mischen. Unsre deutschen Buchbinder thaten dieß längst. Bei Bänden, welche mit Eiweiß überfahren werden, ist es das sicherste, Salmiak

darunter zu mischen. Ueberhaupt ist dieser ganze Gegenstand in Deutschland weit gründlicher und vollständiger untersucht worden, als es hier geschieht; vergl. Hannöv. Magazin 1775. St. 12 — 14 und 28 — 29, Naturforscher St. 3. Art. 3. und Krünitz Encykl. Thl. 7. unter dem Art. Bücherwurm. Zweierlei fügt Rec. aus eigner Erfahrung bei. Man sehe darauf, daß der Buchbinder zu der Mischung, mit welcher die Marmorbände überstrichen werden, kein Rindsblut, und zur Erleichterung des Vergoldens keinen Rosenhonig (der sich leicht durch eine unangenehme Klebrigkeit verräth) nehme. Beides lockt den Wurm unfehlbar herbei. Ist es der Fall, so vertreibt man ihn durch bittre Uebertünchungen. Zugleich benutzt Rec. die Gelegenheit, sein Zeugniß gegen die Richtigkeit der fast allgemeinen Behauptung abzugeben, als sei russischer Juchten dem Bücherwurme ganz unzugänglich. Er hat einen in Rußland selbst gebundnen Juchtenband gesehen, der von dessen Verheerungen nicht freigeblieben war. Auch ist den ursprünglich englischen Bänden nicht ganz zu trauen. — Vom Sammtbande glaubt der Verf. die erste Spur im 14ten Jahrh. entdeckt zu haben. Seine Zeugen sind Chaucer im Prolog der Canterbury tales (a twenty books, clothed in black and red) und Rich. de Bury im 13 Cap. des Philobiblon (nach der Ausg. von 1599, im Mader'schen Abdruck c. 8. S. 31. qui libri olim purpura vestiebantur et bysso, nunc in cinere et cilicio recubantes). Die Sache an sich kann richtig seyn, nur beweisen diese Stellen nichts. Chaucer kann eben so gut Lederbände gemeint haben, deren es im Mittelalter rothe und schwarze gab, und Bury spricht offenbar von einer ältern Zeit, die er der seinigen entgegen setzt, so wie überhaupt purpura und byssus schwerlich durch velvet and silk übersetzt werden können. Gewiß ist, daß sich in der Bibliothek der Herzoge von Burgund bereits Sammtbände fanden. Seidenband kam in Matthias Corvinus Bibliothek häufig vor (und war in Deutschland in der letzten Hälfte des 16ten und ersten des 17ten Jahrhunderts bei Dedicationsexemplaren sehr gebräuchlich). Pergamentbände finden sich vom Anfange des 15ten Jahrh. an. Der älteste mit einer Nachricht versehene war zu Oxford 1467 gebunden (Casley MSS. Reg. 6. D. II.), hat aber jetzt einem neuen weichen müssen. Aeltere Rechnungen für Pergamentbände vom J. 1397 finden sich in Wharton's hist. of engl. poetry III, 145. Diese Pergamentbände waren im 15ten Jahrh. glatt und ohne alle Verzierung; bisweilen aber, bis gegen das Ende des 17ten Jahrh., am Rande umgeschlagen, so daß, wenn die vorstehenden Seiten der beyden Einbanddeckel zusammentrafen, der Schnitt oben, unten und in der Mitte völlig bedeckt war. Mit Anfang des 16ten Jahrh., vielleicht schon um 1490, findet sich die Sitte, diese Pergamentbände mit eingepreßten Figuren und Einfassungen zu verzieren. Besonders zeichnen sich in dieser Hinsicht die baseler Einbände in der Mitte des 16ten Jahrh. aus. Der Uebergang zu den Maroquinbänden veranlaßt eine große Note über Matthias Corvinus, und eine kleinere „subnote" über den eben so eifrigen Sammler Diego Hurtado von Mendoza, auf dessen angebliche Bücherräubereien hier Rec. nicht auf's neue hingedeutet wünschte, da die Unwahrheit derselben bereits von Andres in Ant. Augustini epistolis. Parmae, 1804, 8. praef. p. 9 ff. gründlich dargethan worden ist. Von Corvinus Bibliothek wird aus den bekannten Quellen eine Beschreibung gegeben, und ihre traurigen letzten Schicksale erzählt. (Genauere und zuverlässigere Nachrichten von den letztern enthält die von den Literatoren noch gar nicht benutzte Abhandlung von Jac. Fd. von Miller in L. von Schedius Zeitschr. von und

Digitized by Google

für Ungern B. 3. S. 165—170.) — Gepreßte Lederbände findet man schon um 1460, und unter ihnen einige von seltner Schönheit. Die Verzierungen bestanden früher gewöhnlich in Arabesken, später (nicht vor 1480) erblickt man Portraits und kleine historische Darstellungen, von denen hier einige abgebildet sind. Weit vollständiger wäre dieser Abschnitt geworden, wenn der Vf. J. Sal. Semler's Sammlungen zur Geschichte der Formschneidekunst. Lpz. 1782, 8. gekannt hätte. Auch erklärt sich die oben gerühmte Schönheit der baseler Arbeit dieser Art leicht, wenn man weiß, daß Holbein es nicht unter seiner Würde hielt, seine Kunstkenntnisse auch auf Einbände anzuwenden, vgl. Neuen lit. Anzeiger 1806. S. 100. In neuerer Zeit hat der londoner Buchbinder J. Hering Versuche dieser Art gemacht, welche aber Hrn. D. noch nicht ganz befriedigen. Der erste unsrem Vf. bekannte Maroquinband ist das Exempl. der gr. Anthologie von 1494 in der Cracherod'schen Sammlung im britt. Museum; aber die erste Veranlassung zur allgemeinern Einführung dieser Bände gab der eifrige Sammler J. Grolier, général des finances du roi, im 16. Jahrh., von welchem einige Nachricht gegeben, und ein Facsimile seiner Handschrift, so wie der gewöhnlichen Verzierung seiner Bücher beigefügt wird. Durch gleiche Zierlichkeit zeichnen sich die Bände des gleichzeitigen, aber übrigens ganz unbekannten Thomas Majoli und des großen Jac. A. de Thou aus. Letzterer ließ fast alle Bücher in Maroquin binden, und sich's auf's angelegenste seyn, Großpapiere oder doch Exemplare auf fein Papier zu haben. Daher werden auch Exemplare von ihm, so wie von Grolier und Majoli, in England sehr geschätzt und gesucht. Diana de Poitiers, Maitresse Heinrich's II. war ebenfalls leidenschaftliche Sammlerin, und ließ ihre Einbände auf's reichste verzieren. Im folgenden 17. Jahrh. standen vorzüglich die französischen Buchbinder im Rufe der Geschicklichkeit, und im 18. Jahrh. sind die Namen Padeloup (rother Maroquin in- und auswendig, mit goldnen Leisten und oft mit goldnen Vorsetzblättern), du Sueil (vielfarbiger Maroquin) und Derome bekannt. Letztrer muß sich hier vorwerfen lassen, a great cropper gewesen zu seyn, und den Rand der Bücher übermäßig verkürzt zu haben; ein Tadel, der auf alle neuere französische Buchbinder ausgedehnt, und namentlich mit den Exemplaren der gräfl. Hoym'schen Bibliothek bewiesen wird. Besonders ist der Vf. ein Feind von den bekannten Lieblingswörtern lavé und reglé, und findet auch an dem jetzigen pariser Modebuchbinder Bozerian dem jüngern viel auszusetzen. Er bindet zu flüchtig, schlägt die Bücher zu sehr, treibt seine Vorliebe für das lavor und regler zu weit, und seine Verzierungeu sind überladen. Ueberhaupt seien die französischen Buchbinder nicht mehr, was sie im 17. Jahrh. gewesen wären. Der Vf. wendet sich nun zu den englischen Buchbindern, und geht über das 17. Jahrh. schnell hinweg, indem er bloß sagt, ein dunkler Kalblederband sei damals der gewöhnlichste gewesen. Aber er hat hier die Gerechtigkeit vergessen, die er eben gegen die Franzosen so streng geübt hat. Dem Ausländer geziemt es, zur Steuer der Wahrheit, und auf daß jedem sein Recht geschehe, hinzuzufügen, daß die Arbeit der englischen Buchbinder des 17. Jahrh. wahre Sudelei war. Ein dunkelbrauner oder schwarzer Lederband ohne alle Zierde, mit schlechten blinden Linien und einem schmuzigen dunkelrothen oder rothgesprengten Schnitt ist das gewöhnliche Aeußere der damals in England gebundnen Bücher. Stark beschnitten, mit stumpfen Ecken, und so schlecht geheftet, daß sie auf keine Weise offen zu erhalten sind, sondern immer wieder zufallen, müssen sie jedem Freunde guter Einbände ein wahrer Greuel seyn. Den Anfang des 18. Jahrh. bezeichnet die Entstehung der

Digitized by Google

Bibliotheken von Harley und Sunderland. Ersterer ließ gewöhnlich in rothen Maroquin binden, und seine Bände sind (wahrscheinlich von Wanley) sehr gut gearbeitet. Kurz werden die Buchbinder Mead, West, Ratcliffe, Farmer und Pearson charakterisirt. Montagu arbeitete für die oxforder und Baumgarten für die cambridger Bibliothek, beide nicht ohne Verdienst. Aber Epoche machte der in England hochgefeierte Roger Payne, von welchem hier S. 506 ff. ausführliche Nachrichten gegeben werden. Er war im Walde bei Windsor 1739 geboren, und fand schon als Kind Gefallen daran, von Eichen und Buchen die Rinde abzuschälen, und Bücher daraus zu schnitzen. In spätern Jahren findet man ihn in Eton, wo er allem Anschein nach bei dem Buchhändler Pote eine Anstellung fand. In London, wohin er sich hierauf wendete, trat er mit dem Buchhändler Th. Osborne in Verbindung, welche aber wegen der Rauhheit und Störrigkeit beider nur von kurzer Dauer war. Von Thomas Payne, dem Vater des noch lebenden Buchhändlers gleiches Namens, unterstützt, etablirte er sich zwischen 1766—70 in Leicesterſquare, und nahm seinen Bruder Thomas zu sich, den er jedoch blos als Aufwärter brauchte. Bald erscholl der Ruf seiner wahrhaft künstlerischen Talente, und er hätte sich ein glänzendes Loos bereiten können, hätt' er nicht mit allen Tugenden auch alle Fehler der Künstler verbunden. Seine seltne Kunstfertigkeit verdrängte zwar jeden nachtheiligen Eindruck, welchen seine grellen Sonderbarkeiten aller Art, sein zurückstoßender Künstlerstolz, sein übertriebner Haß aller Abhängigkeit und die daraus entspringende Nichtachtung aller Verhältnisse des Lebens hätten machen können, aber er selbst zerstörte durch seine Neigung zum Trunke seinen ganzen Wohlstand. Schmuzig und abgerissen, mit wildem, stierem Blicke, verworrenem Haare und struppigem Barte zog er einher, und seinem Aeußern entsprach die dürftige Wohnung, von welcher hier S. 510 eine Abbildung gegeben wird. In den letztern Jahren seines Lebens nahm er den ihm an Talenten wie an Fehlern gleichen Rch. Wier mit dessen Schwester (welche beide vorher seit 1774 zu Toulouse für die Bibliothek des bekannten Mac-Carthy gearbeitet hatten) als Gehülfen zu sich. Allein sie lebten in ewigem Streite, der arme Payne mußte bisweilen die Herkuleskräfte seines Gehülfen thätlich empfinden, und die Trennung war unvermeidlich. In Kurzem zur äußersten Dürftigkeit herabgesunken konnt' er endlich dem Drucke der Abhängigkeit, die er stets so sehr gehaßt hatte, nicht mehr entfliehen, und sein Ende, welches im J. 1797 erfolgte, war von Umständen begleitet, welche eben so sehr Mitleiden als Unwillen erregen mußten. Sein vorzüglichstes Verdienst bestand in seinem Geschmacke, und seine Bände empfahlen sich hauptsächlich durch die Wahl und Ausführung seiner Ornamente, in denen er unübertrefflich war, so wie durch die Sorgfalt und Genauigkeit, welche er auf das Heften verwendete. Sein Lieblingsband war olivenfarbiger Maroquin, von ihm Venetianischer genannt. In der Restaurirung alter schadhafter Bücher, worin ihm Mistreß Wier mit seltner Kunstfertigkeit beistand, war er einzig; aus seinen Meisterhänden kehrten sie wie neu zurück, und er hat in dieser Hinsicht zuweilen wahre Wunder gethan. Dagegen gelangen ihm die Falze, die Fütterung und die Rücken der Bücher weniger, seine Pappen waren gewöhnlich zu dünn, und seine Bände, besonders im kleinen Formate, öffnen sich nicht gut. Seine Einbände werden jetzt sehr gesucht und theuer bezahlt. Lord Spencer besitzt viel von seiner Arbeit: unter andern den glasgower Aeschylus von 1795 mit Flaxman's Originalhandzeichnungen, dessen Einband nach der hier mitgetheilten Rechnung 16 Pf. 7 Sh. kostete. Es werden nun einige noch lebende englische Buchbinder kurz charakteri-

Digitized by Google

sirt. Mackinlay ist in Foliobänden am glücklichsten, kleinere Bände gelingen ihm nicht. Er ist mit Verzierungen zu verschwenderisch, seine Fütterung mit braunem Papier ist geschmacklos, und vorzüglich mißrathen ihm die Rücken. Kalthoeber wird etwas sauersüß abgefertigt, Staggemier zeigt Geschmack in den Verzierungen, Walther ist ein „tüchtiger, guter, ehrlicher Buchbinder, der keinen Anspruch auf besondre Celebrität macht," und John Hering führt das Geschäft seines verstorbnen Bruders Charles, der mehr tüchtig und vest als elegant band, und dessen Geschmack „ein wenig à l'Allemand" war, mit gleicher Geschicklichkeit fort. Die deutschen Baumgarten und Benedict werden bloß beiläufig angeführt. Clarke, Fairbairn und Smith geben für die Zukunft gute Hoffnungen. Der als Buchdrucker schon erwähnte Whittaker arbeitet auch bisweilen als Buchbinder, aber bloß nach eignen Einfällen, mit selbsterfundnen, bisweilen höchst abenteuerlichen Verzierungen. Zuletzt werden noch einige Vorschriften gegeben, wie das Aeußere der Bände beschaffen seyn müsse, wenn eine Bibliothek ein gefälliges Ansehen haben solle. Sie müssen goldne und möglichst vollständige Titel haben (es wird bemerkt, daß bei ältern Büchern der Titel auf dem Schnitt und später auf dem Vorderdeckel angebracht war), und der ganze Rücken muß über und über vergoldet seyn. Pergament oder rother Maroquin geben zu stechende Farben; es wird daher blauer, grüner, orange- oder olivenfarbiger Maroquin vorgezogen. Bücher Eines Fachs sollen dieselbe Art von Einband erhalten, und jedes Fach eine andre. Beiläufig erwähnt der Vf., daß er Wörter- und andre Nachschlagebücher, welche mehrere Theile enthalten, gern in Einen Band binden lasse; doch will er dieß nicht soweit getrieben wissen, daß man den ganzen Stephan'schen thesaurus gr. linguae solle zusammen binden lassen, von welcher Art Lord Holland wirklich ein Exemplar, wahrscheinlich das einzige, besitzt. Der Schnitt solle vergoldet seyn (denn dieß bewahre ihn am besten vor Schaden), oder, noch besser, man solle ihn marmoriren und dann vergolden lassen, was das non plus ultra der Buchbinderkunst sei. Hier schließt der achte Tag. — Rec. gesteht, daß ihn dieser Abschnitt des Werks am wenigsten befriedigt hat, weil er mehr Allgemeinheit und Vollständigkeit erwartete. An Raum, der bisweilen mit unnöthigen Dingen vergeudet ist, hätt' es dem Vf. nicht gemangelt; Rec. aber, der nicht dasselbe Glück hat, muß sich mit bloßen Andeutungen begnügen. Bei den Handschriften des Mittelalters hätte auf die bisweilen sehr seltsam und nicht ohne Kunst angebrachten Clausuren, so wie auf die codices catenatos Rücksicht genommen werden sollen. Die spanischen leichten Pergamentbände ohne Pappe mit ihren Glaskorallen zum Zuknöpfen wären wegen ihrer Eigenthümlichkeit ebenfalls einer kleinen Note werth gewesen. Und waren die italienischen Buchbinder wegen ihrer stets beobachteten Sparsamkeit im Beschneiden keines bibliomanischen Dankes würdig? Aus keinem Bande hat man soviel noch ganz unbeschnittne Bücher, selbst aus der ältesten Zeit, übrig, als aus diesem. Holland, das Vaterland der Hornbände (d. h. solcher, wo der Ueberzug von Pergament ist, welches aber auf die Pappe aufgeleimt und gepreßt wird), ist auch vergessen. Hätte dieser Einband nicht den Fehler, daß er sich leicht zieht und nicht gut öffnet, so würden wir ihn wegen seines schlichten aber saubern Aeußern und seiner fast unverwüstlichen Dauerhaftigkeit, wenigstens bei Folianten, allen andern vorziehen. Am üblichsten und besten waren diese Bände von der Mitte des 17. Jahrh. an bis in das erste Viertel des 18ten, wo sie nach und nach von gut und tüchtig gearbeiteten aber nicht sehr gefälligen Franzbänden, die den französischen des 17. Jahrh. nachgebildet waren, ver-

Digitized by Google

drängt wurden. Das Hauptverdienst der frühern holländischen Buchbinder bestand in ihren trefflichen, fast steinartigen, Pappen. Auch über die englischen und französischen Versuche, Gemälde auf dem Schnitte anzubringen, schweigt der Verfasser. Wohl einer der ältesten Versuche dieser Art (mithin wohl zugleich ein Zeugniß für den deutschen Ursprung?) ist das auf der dresdner Bibl. verwahrte Dedicationsexemplar von J. Gerhardi postilla Salomonea. Jenae 1631 in zwei braunen und reichvergoldeten Kalblederbänden in Quart, welche beide ringsum auf dem Schnitte folgende auf goldnem Grunde gemahlte Darstellungen enthalten: Die Geburt, Taufe und Kreuzigung Jesu, Daniel in der Löwengrube, Isaak's Opferung, Jonas mit dem Wallfisch. Die Deckel sind reich vergoldet, und mit dem Bildnisse des Churfürsten August und dem churfächsischen Wappen, beide schön gemahlt, verziert. Wahrscheinlich ist dieser für die sächsische Kunstgeschichte merkwürdige Einband in Jena verfertigt. Bei dieser Gelegenheit kann es sich Rec. nicht versagen, die treffliche und geschmackvolle Arbeit zu rühmen, von welcher die aus des unvergeßlichen Churfürsten August Zeit herrührenden Bände der dresdn. Bibl. zeugen. Sie sind zwar gewöhnlich bloß in braunes feines Kalbleder gebunden, behaupten aber in Hinsicht der Ornamente unter den deutschen Bänden jener Zeit gewiß den ersten Rang. Rücken und Deckel sind reich und sehr geschmackvoll vergoldet, oft mit Abbildungen, welche bald in Gold gedruckt bald sauber gemahlt sind, verziert, und der Schnitt ist vergoldet mit eingepreßten, oft gemahlten, Arabesken und Wappen. Daß aber diese Verzierungen dem Ch. August selbst zum persönlichen Verdienste gereichen, zeigt die weit geringere Arbeit an den übrigens völlig gleichen Bänden, welche unmittelbar nach seinem Tode von Christian I. an sichtbar wird. Den Schluß des bisher besprochenen Gegenstandes mag endlich noch die Beseitigung des Vorwurfs der Mikrologie machen. Wären auch Untersuchungen dieser Art nicht ein so wesentlicher Beitrag zur Kunst- und Gewerbsgeschichte, als sie es sind, so ist doch Kenntniß der Einbände oft ein so sicheres Mittel, bei dem Mangel an andern Nachrichten auf die Spur früherer Besitzer und so wieder auf wichtige bibliographische und literarische Entdeckungen, besonders bei Manuscripten, zu kommen (ein Beispiel in Chardon de la Rochette mélanges I, 283), daß namentlich dem Bibliothekar dieses Studium zur wahren Amtspflicht wird. Und sollt' es auch diesen Erfolg nicht bei jedem Bibliothekar haben, so läßt es ihn doch nie völlig unbelohnt. Um ihn herum lebt seine ganze Bibliothek auf, er wandelt nicht mehr im stillen Reiche der Todten, alles erhält für ihn Bedeutung, und diese allseitige Kenntniß seiner Umgebung muß wenigstens mittelbar auf seine Thätigkeit einen wohlthätigen Einfluß haben.

Der neunte Tag (Bd. III. S. 1—181) enthält Nachrichten von berühmten englischen Bücherauctionsbesuchern und Büchersammlern, und von den seit 1811 gehaltenen Bücherauctionen. Das Meiste ist hier von blos localem Interesse, und Rec. hebt daher nur das allgemein Interessante heraus. Unter den verstorbenen Sammlern sind merkwürdig der Kaufmann G. Baker, welcher eine vollständige Sammlung der Hogarth'schen Kupfer und eine große Menge Preiskataloge besaß, und der berühmte Buchhändler und Käufer der Pinelli'schen Bibliothek, James Edwards, ein Mann von seltnen bibliographischen Kenntnissen und Besitzer einer eignen höchst auserlesenen Bibliothek, die er kurz vor seinem Tode versteigern ließ. Ein sehr unterrichteter englischer Gelehrter versicherte dem Rec., daß sich Edwards im Handel grobe Täuschungen habe zu Schulden kommen lassen. Er habe defecte Exemplare mit nachge-

Digitized by Google

druckten Blättern ergänzt, Pergamentdrucke durch Papierblätter vollständig gemacht, und so die ansehnlichsten englischen Bibliotheken hintergangen. Zwar habe ihn sein Tod eben noch zur rechten Zeit der allgemeinen Schande entzogen, aber die sera numinis vindicta habe sich bei der Versteigerung seiner eignen Bibliothek gezeigt, welche, obgleich aus lauter auserlesenen Exemplaren bestehend, doch wegen des allgemeinen Mißtrauens um verhältnißmäßig geringe Preise wegging. — Die noch lebenden Büchersammler werden bloß unter erborgten Namen angeführt. Rec. ist folgende zu enträthseln im Stande. Bernardo ist Jos. Haslewood, Rosicrusius unser Verf. selbst, Sempronius Roger Wilbraham, Licius G. H. Freeling und Atticus Marc Masterman Sykes. Zugleich werden diejenigen bemerkt, bei denen man gut speißt (namentlich wird S. 30 des pseudonymen Palmerin's Dresden-manufactured table cloth gepriesen); aber die Sammlungen selbst werden nur kurz und oberflächlich geschildert. Interessanter ist die Nachricht des Verf. (S. 45 ff.), daß im Jahre 1810 ein von ihm herrührender Plan dem Minister vorgelegt worden sei, an das brittische Museum einen östlichen Flügel anzubauen, und in demselben eine Nationaldruckerei anzulegen, in welcher, wie in der königl. Buchdruckerei in Paris, auf Kosten des Staats bloß Werke von entschiednem Werthe und nationalem Interesse gedruckt werden sollten, zu deren Unternehmung die Kräfte von Privatpersonen nicht hinreichten. Englische Historiker und Dichter, und Grammatiken aller Sprachen sollten den Anfang machen, und Orford und Cambridge sollten im ungestörten Besitze ihrer Bibeln und Prayerbooks, so wie Hr. Strahan in dem der Journale und Zeitungen bleiben. Allein der Plan scheiterte an der zweimaligen ablehnenden Antwort Hrn. Perceval's. Es folgen neue Nachrichten von berühmten Bücherauctionen, deren Reihe S. 49 die vielbesprochene des Herzogs von Roxburghe im Jahre 1812 eröffnet. Da der Artikel in der neusten Ausgabe des Conversationslexikons schon aus Dibdin entlehnt ist, so mag hier nur eine Anekdote Raum finden. Mehrere alte englische Drucke von Caxton und Wynkyn de Worde gingen zu ungemeßnen Preisen weg. Der Ersteher war der Buchhändler Nornaville aus Bondstreet. Man verlor sich in Muthmaßungen, wie dieser Bondstreethändler zu solchen Aufträgen komme, bis sich auf einmal das Gerücht verbreitete, er biete für Bonaparte. N. ließ die Leute reden, bot ruhig und mit vester Stimme fort, setzte manchen Biblioman durch sein Abtreiben in Verzweiflung, und machte bis zuletzt beträchtliche Käufe. Einige Tage nach dem Schlusse der Auction besuchte Lord Spencer seinen Neffen, den Herzog von Devonshire, der ihn vor einen antik gearbeiteten Mahagonyschrank mit Glasthüren führte. „Oeffne dich", rief Seine Herrlichkeit, und was fand er — alle von N. nicht für Bonaparte, sondern für den Herzog erstandenen Bücher. Die Ueberraschung war groß und froh. — Auch die hier weitläufig erzählte Stiftung und Verfassung des Roxburgheclubbs ist bereits für das Conversationslexikon benutzt worden. Der ungeheure Preis von 2260 Pf. St., mit welchem der Valdarfer'sche Boccaccio bezahlt wurde, gab Anlaß zu ergötzlichen Speculationen. Jedermann wollte den echten Valdarfer haben und bot ihn aus. Drei Wochen hindurch erhielt Lord Spencer fast täglich Briefe, in welchen ihm Boccaccio's von allen Jahren und Formaten als die echte Ausgabe angepriesen wurden. Nicht minder wurde der Auctionator, Hr. Evans, bestürmt. Kisten über Kisten kamen vor seiner Thüre an, und Dibdin versichert (S. 75 not.) gegenwärtig gewesen zu seyn, als aus einer dieser Kisten — Buxtorf's hebräische Concordanz gezogen wurde, die der

Digitized by Google

Eigenthümer für den echten Valdarfer gehalten hatte. Dibdin selbst wurde eine Quartausgabe um 1721 als die erste angeboten. — Colonel Stanley's Auction im Jahre 1813 brachte 8232 Pf. St. Das merkwürdigste Stück in ihr war ein schönes und sehr vollständiges Exemplar von de Bry's Reisen (with duplicate plates and parts), welches der Herzog von Devonshire für 546 Pf. St. erstand. Die Auction von J. Towneley (1814—1815) enthielt schöne Großpapiere und alte Drucke, auch einige Manuscripte. Von letztern war das wichtigste die von Heyne beschriebene sehr alte pergamentne Handschrift der Iliade, mit Scholien und Interlinearglossen. Die Universitäten Oxford und Cambridge boten darauf, aber sie wurde einem hier unter dem Namen Eustathius bezeichneten Privatmanne für 620 Pf. St. zu Theil. Der bereits erwähnte Buchhändler Edwards ließ 1815 seine Bibliothek noch bei seinem Leben versteigern. Sie bestand aus 830 erlesenen Artikeln, und brachte (unter der Erwartung des Besitzers) 8432 Pf. St. Die merkwürdigsten Stücke waren ein Pergamentdruck des Livius von Schweinheim und Pannarz von 1469, welchen Baron Sykes für 903 Pf. St. erstand, und das im ersten Tage dieses Werks beschriebene Bedfordmissal (687 Pf. 15 Schill.). 1816 ließ der Fürst Talleyrand seine treffliche Bibliothek (worin eine vollständige Sammlung Bodonischer Drucke) in London versteigern. Sie hatte aber bei dem Transport Schaden gelitten, das Geld fing an etwas rar zu werden, und der Ertrag war blos 8399 Pf. 1817 kam die ehemalige Borromeische Sammlung italien. Novellen und Romanzen, wovon 1794 ein besonderer Katalog erschienen, zur Auction, welche die Buchhändler Payne und Foß gekauft hatten und versteigern ließen. Sie enthielt 324 Artikel, brachte aber, zum großen Verdrusse der Besitzer, welche auf wenigstens 1000 Pf. gerechnet hatten, nur 728 Pf. St. Das merkwürdigste Stück in ihr war die echte Deo Gratias Ausgabe des Boccaccio. Sie ist (S. 151) ohne Orts- und Jahrsangabe in Folio, und ihre Ansetzung um das J. 1469 oder 70, wodurch sie zur ersten Ausgabe des B. würde, ist gewiß zu früh, und auf die Jahre 1472 oder 73 herabzustimmen. Sie enthält in Allem 254 (nicht 253, wie Fossi bibl. Magliab. I, 305 sagt) Blätter und 40 Zeilen auf der vollen Seite. Voraus gehen 2 Bl. Register, und der Text beginnt auf dem dritten Blatte. Sie schließt mit den Worten: cosa gioua lauerle lecte: :DEO GRATIAS, woher der Name. Ihre Seltenheit ist nicht viel geringer, als die der Valdarfer'schen Ausgabe, und Payne hatte sich geschmeichelt, einen andern Roxburghetag zu erleben; aber der Schatz ward Lord Spencer bloß für 121 Pf. 16 Sch. zu Theil. Zugleich hätte aber Hr. D. hier ausdrücklich seine in der biblioth. Spenc. IV, 73—80 gegebne Beschreibung der Deo Gratias Ausgabe widerrufen sollen. In dem am letztern Orte beschriebnen defecten Exemplare, welches von einer ganz andern Ausgabe ist, waren die Worte Deo Gratias nur dazu geschrieben, und der Lord war bei ihrem Ankaufe hintergangen worden. Es muß daher auch alles zurückgenommen werden, was über diese Ausgabe in der Anzeige der Spencer'schen Bibl. in der Allg. Lit. Zeit. 1817. B. 3. No. 289 gesagt worden ist. Uebrigens ergiebt sich aus diesen Nachrichten von englischen Bücherverkäufen, daß die Aufmerksamkeit der englischen Sammler vorzüglich auf alte Drucke, (besonders englische), ältere englische Poesie und Geschichte, ältere italien. Literatur, Bücher mit alten und guten Holzschnitten, Pergamentdrucke, Großpapiere und merkwürdige Einbände gerichtet ist. Von den merkwürdigen französischen Bücherauctionen wollen wir bloß die Mac Carthy'sche anführen. Zu dieser Bibliothek bot sich der Herzog von Devonshire für einen Preis von

Digitized by Google

20,000 Pf. St. als Käufer im Ganzen an, wollte auch die Kosten des Transports und übrigen Spesen tragen, machte aber die einzige Bedingung, daß die Erben die Bücher auf dem Customhouse zu London sollten assecuriren lassen. An dieser Bedingung scheiterten die Unterhandlungen. Die Auction ging vor sich, und ergab 404,746 Fr. 55 Cent., nach engl. Gelde ungefähr 16,000 Pf. St., so daß die Erben, wenn man die Auctions- und übrigen Kosten abzieht, nicht ganz 12,800 Pf. St. erhielten. Beinahe die Hälfte dieser Bibliothek ist nach England gekommen, und von den Großpapieren sind die meisten vom Großherzoge von Toscana gekauft worden. Von berühmten Auctionen in andern Ländern schweigt der Verf.

Zehnter Tag (S. 183—469). Kurze Uebersicht der bibliographischen Literatur in Italien, Frankreich und Deutschland. Weitere Nachricht von Bibliotheken und Büchersammlern in England (als Nachtrag zur frühern Schrift des Verf. Bibliomania or book madness). Ueber Buchhändler und Privatbuchdruckereien. — An den ersten Abschnitt dieses Tags wolle man ja nicht mit zu großen Erwartungen gehen. Man findet recht gute Dinge; nur nicht das, was die Ankündigung „einer Uebersicht der bibliographischen Literatur" verspricht. Italien wird als dasjenige Land geschildert, in welchem sich die Bibliomanie zuerst zeigte. Es wird an die Medici erinnert, Nachricht von einem im Archive der vaticanischen Bibliothek befindlichen Kataloge gegeben, den Pius V. über alle damaligen öffentlichen und Privatbibliotheken Roms verfertigen ließ, an Vincenzo Pinelli erinnert, und die verdienten Bibliographen Anton Magliabecchi, Apostolo Zeno und Angelo Maria Bandini erwähnt. Mit erfreulicher Wärme wird von des letztern meisterhaften Manuscriptkatalogen gesprochen, welche in der That mit Audiffredi's Casanatischem und Francken's Bünauischem Katalog ein herrliches Triumvirat ausmachen, das als die sicherste Grundlage praktischer bibliothekarischer Bildung betrachtet werden kann. Den Beschluß macht der ehrwürdige Jacob Morelli. Von italienischen Sammlern werden genannt: Trivulzio, Melzi und Reina, alle drei in Mailand, und die Pergamentdrucke angegeben, welche die beiden letztern besitzen. Nun von Frankreich. Franz I. wird wegen seines Geschmacks, seiner Bücher- und Kunstliebe nach Würden gepriesen, und mit seinem Ueberwinder Carl V. zum Nachtheile des letztern verglichen. In unsrem Maximilian I. würde Hr. D. ein schönes Seitenstück zu Franz gefunden haben. Derselbe königliche und ritterliche Sinn, derselbe Eifer für Wissenschaft und Kunst, dieselbe Bücherliebe. Als Sammler werden genannt Colbert, Cardinal Fleury (wegen seiner Sorgfalt für die Vermehrung der königl. Bibliothek), de Boze, Prefond, Gaignat, Graf Lauraguais, Herzog de la Valliere, Lomenie und Mac Carthy, und als Bibliographen Debûre, los Rios, Van Praet, Renouard, Barbier, Peignot und Brûnet. Hier ist Hr. D. über die Maaßen unbefriedigend, und giebt fast nichts als bloße Namen. Des Schweizers Conrad Gesner wird mit verdientem Lobe gedacht, aber auch hier vermißt Rec. eine genauere Würdigung seiner bibliographischen Arbeiten. Seine bibliotheca scheint in Deutschland fast in Vergessenheit gerathen zu seyn, und Reimmann war ziemlich der letzte, der sie noch benutzte und citirte. Zu ihrer Verdrängung hat allem Anschein nach der durchaus unzuverläßige und unbrauchbare Lipenius Anlaß gegeben; wenn man aber bedenkt, welcher Hauptstapelplatz von Büchern aller Art damals Basel war, und in welcher Verbindung mit in- und auswärtigen Buchdruckern und Buchhändlern Gesner stand, so ergiebt sich von selbst, wie unendlich weit seine meist auf Autopsie beruhende Arbeit der

Digitized by Google

dürftigen Meßkatalogscompilation des Lipenius vorzuziehen ist. In der That bekennt Rec. dankbar, daß ihm diese Bibliothek oft die wesentlichsten Dienste geleistet und nicht selten da den einzigen Aufschluß gegeben hat, wo alle andre Hülfsmittel ihn verließen, und insbesondere glaubt er ihren Nutzen zur Entdeckung der ersten Quellen fortgepflanzter bibliographischer Irthümer nicht genug rühmen zu können. — Der Verf. berührt nun Deutschland, macht der wiener Bibliothek eine kleine Verbeugung, nennt dann Lambecius (nur von diesem findet man etwas mehr als den Namen), Fabricius, Morhof, Struve, Heineken, Denis, Seemiller, Panzer und Harles, und eilt dann wieder seinem Vaterlande zu, wo wir zuerst mit einigen unbedeutenden Anekdoten aus dem Mittelalter regalirt werden. S. 227 nimmt er es den englischen Cistercienfermönchen sehr übel, daß sie sich aller ihrer Bücher entäußerten, um ihren gefangnen Monarchen Richard Löwenherz, der beiläufig hier „verrückt" genannt wird, zu ranzioniren. Im 14. Jahrhunderte zeichnet sich der auch unter uns durch sein philobiblon bekannte Richard de Bury, Bischof von Durham, als Sammler aus, sowie im 15. Jahrhunderte sein Nachfolger John Sherwood, aus dessen Sammlung die Bibliothek des Corpus Christi College zu Oxford noch einige kostbare alte Drucke besitzt. Dessen Nachfolger, Richard Fox, vermachte demselben Collegium seine ganze Bibliothek. Im 16. und 17. Jahrhunderte wuchs, ungeachtet der Zerstörungen, welche ein blinder Eifer für den Protestantismus veranlaßte, die Zahl der Sammler. Von ihnen werden erwähnt John Bale (bekannt durch seinen Catalogus scriptorum illustrium majoris Britanniae), Maria Stuart, Königin von Schottland (der Katalog ihrer Bücher wird S. 246—48 mitgetheilt), Lady Gray (mit einem herrlichen Portrait dieser schönen Unglücklichen nach dem einzigen Originalgemälde von Lucas de Heere, im Besitze des Lord Spencer), Toby Mathew (Erzbischof zu York und Stifter der dasigen Cathedralbibliothek), J. Cosin (Bischof zu Durham) u. a. m. Aus dem 18ten Jahrh. sind genannt (von andern ist schon in der bibliomania gehandelt worden) Lord Pembroke, dessen Bibliothek Maittaire benutzte, und aus welcher ein Verzeichniß der alten Drucke mitgetheilt wird. Lord Charles Sunderland, Stifter der Bibliothek zu Blenheim, deren jetziger Besitzer der Herzog von Marlborough (ehemaliger Marquis Blandford, Käufer des Roxburghe'schen Boccaccio) ist. William Hunter, dessen Bibliothek, Naturalien- und Münzsammlung in Glasgow öffentlich aufbewahrt wird. Clayton Mordaunt Cracherode († 1799), der seine treffliche Sammlung von Büchern, Münzen, Gemmen, Kupferstichen und Handzeichnungen dem britt. Museum vermachte. Die Bibliothek ist in der Theologie und den schönen Wissenschaften am vorzüglichsten, enthält eine treffliche Reihe alter Drucke, und zeichnet sich zugleich durch schöne Exemplare aus. Thomas Dampier, Bischof von Ely, einer der größten englischen Bücherkenner neuerer Zeit und leidenschaftlicher Sammler. Seine Sammlung kaufte der Herzog von Devonshire für 10,000 Pf. St. und erhob dadurch seine Bibliothek zum Range der dritten Privatbibliothek in England, (die des Königs als erste und die Spencer'sche als zweite gerechnet). Beiläufig verspricht Hr. Dibdin S. 345 eine vierte vermehrte Ausgabe seiner introduction to the knowledge of greek and latin classics. Von Lord Spencer's Bibliothek wird S. 388 ff. weitläufig gesprochen. Sie verbreitet sich über alle Fächer, mit Ausschluß der Jurisprudenz, Medicin und Botanik, aus welchen Wissenschaften sie nur die allgemeinern Werke und Handbücher enthält. Ihr reichstes Fach ist das der classischen Literatur: diesem zunächst steht das der Bibeln und der Litur-

Digitized by Google

gik. Die Beschaffenheit der Exemplare und Einbände ist von erster Qualität. Der größte Theil der Bibliothek steht in Althorp, dem Stammsitze der Familie, in 4 Zimmern, welche zusammen ungefähr 170 Fuß in der Länge halten. Im ersten oder Hauptzimmer von 80 Fuß Länge, in welchem die Familie gewöhnlich lies't und sich unterhält, stehen Bibeln und Liturgik. Im zweiten Zimmer Topographie und Geschichte. Im dritten Zimmer Fortsetzung der ebengenannten Fächer, Poesie und was Engländer und Franzosen unter dem Namen sciences et arts begreifen. Die Mitte dieses Zimmers nimmt ein Billard ein. Das vierte Zimmer enthält wieder Geschichte und Reisebeschreibungen. Außerdem stehen noch in der Gemäldegallerie Concilien, Kirchenväter, Muratori's, Montfaucon's u. a. Werke. Der Lord ist eben auf Erweiterung des Locals, welches Abends mit argandschen Lampen erleuchtet wird, bedacht. Die Hauptschätze, d. h. die alten Drucke und Aldinen, sind in London in dem Hause aufgestellt, welches der Lord auf dem St. Jamesplatze besitzt. Nach dem Kaufe der Rewitzky'schen Sammlung stellte der Lord 1790 eine Dublettenauction an, aus deren Kataloge hier interessante Auszüge gegeben werden. Eben hat er, in Verbindung mit dem Buchhändler Payne, die Raimondinische Sammlung von Aldinen aus Italien gekauft. Die Bändezahl giebt Hr. D. nicht an (in der bibl. Spenceriana wird der zu Althorp aufgestellte Theil auf 45,000 Bände berechnet), und auch den Bibliothekar des Lords, Herrn Ocheda, ehemaligen Vorsteher der Grevenna'schen Sammlung, nennt er hier mit keinem Worte. Daß aber Hr. O. noch in Thätigkeit ist, weiß Rec. bestimmt. — Zu Stowe befindet sich die Bibliothek des Marq. von Buckingham in einem sehr glänzenden Locale. Sie ist an gedruckten Werken 20,000 Bände stark (worunter das merkwürdigste Stück das einzige bekannte Exemplar des 4ten Theils von Prynne records in Fol. ist, welcher eine chronologisch-historische Einleitung enthält und bis S. 400 geht) und enthält Astle's ehemalige Manuscriptensammlung von 2000 Bänden. Lord Fitzwilliam's Bibliothek zu Wendwooth zeichnet sich nicht besonders aus, hat aber einen schönen, doch neuern, codex membr. des Livius. Lord Spencer fand in ihm viele Varianten; doch keine, die ihm bedeutend schienen. Zu Sledmere die Bibliothek des Baron Sykes, reich in Chroniken, Topographie, alten Classikern und alter englischer Poesie. Auch ist eine Gemäldesammlung daselbst. Nun von den londoner Bibliotheken. Den Anfang macht S. 408 die Sammlung eines ungenannten Privatmanns (es ist, wie Rec. weiß, Mr. Dent), welche den Homer von 1488 und Ciceronis officia von 1465, beide auf Pergament, enthält. Es folgen nun mehrere Bibliotheken, ebenfalls ohne Nennung der Besitzer. Von diesen kann Rec. nur die S. 412 ff. beschriebne enträthseln. Es ist die des Sir Georg Hibbert Esq., deren größter Schatz das ehemalige Mac Carthy'sche Exemplar der complut. Polyglotte auf Pergament ist. Den Nachrichten von den öffentlichen Bibliotheken wird das Zeugniß vorangeschickt, welches unser Uffenbach den Engländern wegen ihrer Bereitwilligkeit, ihre Bücherschätze zu zeigen, ertheilt. Rec. will bloß bemerken, daß dieses Zeugniß vor 80 Jahren ausgestellt ist. Die Bibliotheken der Royal und der London-Institution werden wegen ihrer guten Kataloge gerühmt, aber die des brittischen Museums nicht mit Einer Sylbe erwähnt. Hierauf einige Notizen über die Bibliotheken der 26 englischen Cathedralkirchen, in denen manche einzelne Schätze verborgen sind. Von den cambridger Bibliotheken weiß Hr. D. wenig zu sagen; ausführlicher ist er über Eton und Oxford. Ueber die Bodlejana ist in neuerer Zeit von den Herren Bandinell und Cotton, unter der Leitung des Pro-

Digitized by Google

fessors Gaisford, ein neuer Katalog in vier Foliobänden gefertigt worden, wozu der Prinz Regent eine beträchtliche Summe gab, und der gedruckt werden soll. Auch einige Nachrichten von den Bibliotheken der einzelnen Collegien in Oxford. Nun von Buchhändlern. In den ältesten Zeiten waren die Buchdrucker zugleich Buchhändler und Buchbinder, hier aber will der Verf. nur von den englischen sprechen, welche er „the most respectable in Europe" nennt. In der Regel machten sie, einige wenige ausgenommen, wegen der großen Menge kein sonderliches Glück. „In den letzten Jahren sind alte Häuser gefallen, und die seidnen Bänder einer Putzhändlerin hängen jetzt da, wo einst eine editio princeps des Homer oder Plinius in ihrem ganzen Zauber stand. Das Herz bricht einem bei dem Gedanken und Anblick einer solchen Umwälzung. Im Gegentheil kommen neue Abenteurer auf den Markt, voll von Hoffnung und mit Vertrauen auf guten Erfolg — und das nächste Jahr registrirt ihre Namen" (S. 440). Viel schade ihnen auch die Menge der Auctionen, in denen man das Meiste um das Drittel des Ladenpreises erhalten könne. (Sollte vielleicht auch das in England übliche Amalgama von Buchhandel und Antiquargeschäften einen Einfluß haben? Wenigstens findet Rec. in den Lackington'schen und Longman'schen Preiskatalogen nicht selten Bücher, die oft erst vor einem Jahre erschienen sind, um die Hälfte des Preises feilgeboten, und durch Robert Triphook, London, old Bondstreet, kann man fast alle neue Werke für niedrigere Preise erhalten.) Als ein vorzüglich thätiger und dabei redlicher und anspruchsloser Buchhändler wird hier Th. Payne der Vater geschildert, der seine Geschäfte von 1740—90 trieb, wo er sie seinem noch lebenden Sohne gleiches Namens übergab. Er starb 1799 in seinem 82. Jahre. Lunn war mehr kühn als klug. Er hielt ein großes Lager ausländischer Literatur, und fand dabei während des Kriegs seinen großen Vortheil; aber als der Friede eintrat und die wiederhergestellte Communication niedrigere Preise erzeugte, vermochte er sich nicht länger zu halten. Sein Fall war unvermeidlich und er entfloh freiwillig dem Leben. Seine Speculationen waren bisweilen etwas unüberlegt. So kaufte er einst in Holland alle Exemplare von Wettstein's neuem Testamente auf, die ihm nachher zur Last lagen. James Edwards (s. oben) zog sich in seinen letzten Jahren von den Geschäften zurück, und lebte in Ruhe. Gleiches that Will. Miller, geboren zu Bungay in Suffolk 1769, von 1790—1812 thätig. Shakespear's, Richardson's und Dryden's Werke, Fox Geschichte Jacob II. (wovon er das Manuscript mit 4500 Pf. St. erkaufte), die british gallery u. a. m. gehören unter seine bedeutendsten Verlagswerke. Gern würde mancher Leser hier etwas von Th. Cadell, Lackington und Longman hören, aber der Verf. schweigt von ihnen, und eilt (S. 448 ff.) zu den englischen Privatdruckereien. Zuerst von der des Herrn Walpole (nachher. Lords Orford) in Strawberry-Hill, von welcher jedoch Hr. D. bereits in der Bibliomania ausführlich gesprochen hat. Des Lords schriftstellerischer und architektonischer Ruhm hat in neuerer Zeit in England harte Angriffe erleiden müssen; indessen wird hier zugegeben, daß er schriftstellerische Talente hatte und nicht ganz ohne Geschmack war. Nach seinem Tode ist die Druckerei, welche in der That schöne Drucke lieferte, in ein Brau- oder Waschhaus verwandelt worden. Die von Th. Johnes zu Hafod angelegte, in welcher seine englischen Uebersetzungen des Froissart, Monstrelet, Joinville und Brocquiere gedruckt sind, ist ebenfalls mit dem Tode des Besitzers 1815 eingegangen. Die von Georg Allan zu Grange angelegte und 1769—77 gangbare Presse, mit einem Verzeichnisse der sechs kleinen in ihr gedruckten Stücke.

Digitized by Google

Alexander Boswell legte im Jahre 1815 zu Auchinleck in Schottland eine Privatdruckerei an, in welcher bis jetzt einige einzelne alte englische Gedichte wiedergedruckt worden sind. Den Beschluß macht die Druckerei der Priorei Lee, bei Canterbury, von Sir Egerton Brydges, mit einem Verzeichnisse der daselbst bis jetzt gedruckten 24 Stücke, welche meist Abdrücke älterer englischer, vorzüglich poetischer, Schriften sind.

Hier schließt das Werk. Es folgen S. 471—484 Supplemente, und S. 485—542 zwei Register, eines über die vorkommenden Bücher, und das andere über Personen und Sachen, welche aber beide nicht ganz vollständig sind. Die beiden letzten Seiten 543 und 544 nimmt ein Verzeichniß der im Werke befindlichen Kupfer ein, und den Beschluß machen zwei ungezählte Blätter, welche ein Druckfehlerverzeichniß und die Schlußschrift enthalten.

Es möge dem Rec. hier noch verstattet seyn, über den kürzlich in einem Journale geäußerten Wunsch eines abgekurzten Abdrucks der bibliotheca Spenceriana und einer der dialogischen Form entkleideten Bearbeitung des Decameron seine Meinung zu sagen. Das erstere Werk enthält theils eine materielle Beschreibung der alten Drucke nach ihrer Blätter- und Zeilenzahl (besonders ist die Angabe der letztern eine sehr verdienstliche Ergänzung der meisten bisher erschienenen bibliographischen Werke), Signatur, Custoden und Typen, sowie die Ausmittelung der wahrscheinlichen Drucker und Jahre der undatirten Incunabeln; theils historische und kritische Nachrichten über die beschriebnen Werke, ihren Inhalt und Verfasser. Allein die erstgenannten Angaben benutzt schon Rec. bei seinem bibliographischen Lexikon (von welchem der Buchstabe A bereits in der Druckerei ist) mit derjenigen Genauigkeit und Vollständigkeit, welche die Wichtigkeit des Gegenstandes erfodert: und die historischen und kritischen Nachrichten, welche Hr. Dibdin gegeben hat, enthalten fast durchgängig für uns Deutsche nicht das geringste Neue. Oder soll das auf's Neue wieder abgedruckt werden, was uns unsre eignen Landsleute, ein Freytag, Baumgarten, Masch, Heineken, Hummel, Reuß, Pfeiffer, Gemeiner, Denis, Braun, Helmschrot, Seemiller, Zapf, Panzer, Graß, Strauß u. a. bereits gesagt haben? Es bleibt mithin von der bibl. Spenc. nichts übrig, als ihre allerdings meisterhaften Schrift- und Typenproben. Will uns diese ein deutscher Buchhändler nachbilden lassen, so rechne er, wenn gleich diese Facsimile's aus zweiter Hand nicht immer den Originalen sehr entsprechen dürften, auf den wärmsten Dank aller derer, welche sich für diesen Zweig der Bibliographie interessiren. — Anders verhält es sich mit dem Decameron. Zwar wird auch aus diesem alles in das bibliographische Lexikon übergetragen, was sich für dieses eignet, allein theils bleiben noch so viele dort nicht anwendbare Notizen übrig, theils läßt sich selbst von den bereits benutzten Notizen eine so interessante Zusammenstellung unter andern Gesichtspunkten denken, daß es in der That zu wünschen wäre, der Decameron gäbe zu einem deutschen Lehrbuche der Bibliographie in systematischer Form Anlaß. Dieses dürfte aber keineswegs bloße Bearbeitung oder etwa gar nur Uebersetzung des Dibdin seyn: einmal, weil das Werk dieses Verf. bei aller seiner Trefflichkeit doch sehr viele Unvollständigkeiten und Unrichtigkeiten enthält; dann aber auch, weil in demselben fast durchgehends eine locale Beziehung vorherrscht, und der Verf. stets nur seine Landsleute und ihre Neigungen im Auge hat. Ein deutsches Lehrbuch dieser Wissenschaft (in seiner Art schwieriger als ein bibliographisches Lexikon) müßte in strenger Ordnung und nach einem das Ganze wie das Einzelne möglichst umfassenden Plane zuvörderst das

Bleibende und Allgemeine vortragen, zugleich aber auch ein Gemälde der besondern bibliographischen Neigungen und Moden einzelner Perioden und Länder liefern, und allerdings mit Benutzung der besten Werke des In- und Auslandes, aber dabei durchaus selbständig und gründlich gearbeitet werden. Der Verfasser aber müßte außer der unentbehrlichen bibliographischen Bildung nicht nur hinreichende Kunst- und technische Kenntnisse besitzen, sondern auch Gelegenheit finden, mehrere große Bibliotheken, die einen bibliographischen Charakter haben, selbst durchzumustern, und im Auslande, namentlich in dem von der eigentlich bibliographischen Seite uns noch sehr unbekannten Spanien und Holland, diejenigen Data auszumitteln suchen, welche man in Büchern nicht findet. Wer uns in diesem Umfange ein Lehrbuch der Bibliographie liefern kann und will, der gehe mit der gewissen und frohen Ueberzeugung, daß er eine wesentliche Lücke unsrer Literatur ausfülle, an sein schweres Werk.

Dresden. Bibliothekssecretär Ebert.

XIX.

Zeit- und Flugschriften.

1. Mémoire sur l'état actuel de l'Allemagne. Par M. de S....., conseiller d'état de S. M. I. de toutes les Russies. Paris: à la librairie grecque-latine-allemande. 1818. IV et 66 Pages. 8. *)

Habent sua fata libelli — sagt ein alter römischer Dichter, und sein Wort trifft noch heute ein. Während manches gediegene Werk kaum in Jahren einen kleinen Leserkreis in der Heimat um sich her versammelt, durchfliegt eine leicht hingeworfene Broschüre in wenig Monden das ganze gebildete Europa und erregt eine Aufmerksamkeit sonder gleichen. Indeß darf man sich hierüber nicht wundern. Wer auf der Straße Feuer schreit, erregt freilich mehr Aufmerksamkeit, als der beste Redner auf der Kanzel, weshalb die Leute diesen gewöhnlich verlassen und jenem nachlaufen. Der Verf. vorliegender Schrift ist ein solcher Feuerschreier, und darum

*) Der folgende Aufsatz ist bereits in einem besondern Abdrucke unter dem Titel erschienen: Auch eine Denkschrift über den gegenwärtigen Zustand von Deutschland, oder Würdigung der Denkschrift des Herrn von Sturdza in juridischr, moralischer, politischer und religioser Hinsicht. Vom Professor Krug in Leipzig. Leipzig, im Jenner 1819. 8. mit dem Motto: La proscription de la raison sert à tous les despotismes et seconde toutes les hypocrisies (aus Considérations sur la revol. franç. Par Mad. de Staël. T. I. pag. 24). Der gegenwärtige Abdruck ist als eine verbesserte und vermehrte Ausgabe des frühern zu betrachten, von dem auch eine französ. Uebersetzung von Hrn. L. Villers unter dem Titel erschien: Etat actuel de l'Allemagne, ou examen et réponse au mémoire de Mr. de Stourdza etc. Leipzig 1819. 8.

Digitized by Google

sind ihm auch Viele nachgelaufen und haben mitgeschrieen: „Feuer, Feuer! Zu Hülfe, zu Hülfe!" Als aber der erste Lärm vorüber war und man es nirgend brennen sahe, da liefen die Leute wieder auseinander, und es entstand ein großes Gelächter in der Welt über den unnützen Lärm und den vorlauten Schreier.

Doch hat die Sache auch eine ernsthafte Seite, von welcher sie wohl beherzigt zu werden verdient. Unstreitig gaben Zeit, Ort und Umstände, unter welchen diese Denkschrift erschien, derselben eine höhere Bedeutung, als sie an und für sich haben konnte. Die hohen verbündeten Mächte waren eben in Aachen versammelt, um über die Begründung eines dauerhaften Weltfriedens zu rathschlagen. Da trat nun der Verf. mitten unter sie, sagend: „All Euer Dichten und Trachten ist vergeblich, wenn „Ihr nicht vor allen Dingen das Feuer löschet, was im Mittelpunkte „von Europa, in dem von Alters her wegen seiner Freiheitsliebe gerühmten Deutschland, wo nicht schon brennt, doch eben im Begriff ist „auszubrechen." Der kecke, zuversichtliche Ton, mit welchem dieß unter solchen Umständen gesagt wurde, erregte natürlich Aufmerksamkeit; und so durchlief von Aachen aus, wo Menschen aller Nazionen und aller Klassen versammelt waren, das Feuergeschrei schnell ganz Europa — um so mehr, da wirklich etwas an der Sache ist. Denn es brennt in der That und hat schon lange gebrannt in Deutschland das heilige Feuer der Freiheitsliebe, und es wird fortbrennen, so lange noch ein deutsches Volk in diesen Gauen wohnt, und so lange noch Sinn für Wissenschaft und Kunst, für Recht und Pflicht, für Tugend und Religion dieses Volk beseelt.

Doch eben diesen Sinn, besonders für Tugend und Religion, streitet uns der Verf. ab. Nach seiner Meinung sind wir Deutsche das verdorbenste, das lasterhafteste und gottloseste Volk der Erde; ja das Verderben ist so groß, „daß selbst das vollkommenste System der Gesetzgebung „und Verwaltung nicht mehr helfen kann" (que le système de législation et d'administration le plus parfait ne saurait lui servir de correctif — S. 36). Nun, wenn das ist, so ist uns armen Deutschen ja nicht anders zu helfen, als mit dem Correctif des Bajonnets oder — um volksthümlicher mit dem Verf. zu sprechen — der Knute. Denn selbst die öffentliche Erziehung in Deutschland, „das einzige Herstellungsmittel der ganz umgekehrten gesellschaftlichen und religiosen Ideen, ist das eingewurzelteste Uebel von allen" (le seul principe réparateur, qui semblait pouvoir remédier au bouleversement des idées sociales et religieuses, est lui-même le mal le plus invétéré de tous — S. 37). Es ist also nach diesen Vordersätzen ganz offenbar, daß er hier kein anderes Correctif gibt, als die Gewalt, und zwar eine Gewalt, die von außen kommen muß. Denn „um die Vollkommenheit einer Regierung „zu beurtheilen, darf man nur deren Einfluß auf die öffentliche Erziehung beobachten" — (pour juger du degré de perfection d'un gouvernement quelconque il suffit d'observer l'influence qu'il exerce sur l'éducation publique — S. 37). Da nun die deutschen Regierungen auf die öffentliche Erziehung in Deutschland nicht nur keinen heilsamen, sondern vielmehr einen so schädlichen Einfluß gehabt haben, daß eben diese Erziehung das eingewurzelteste Uebel von allen geworden: so beweist dieß ganz klar, daß die deutschen Regierungen eben so verdorben, lasterhaft und gottlos sind, als das ganze deutsche Volk, und daß also auch von ihnen keine Hülfe zu erwarten.

Es ist allerdings befremdlich, daß der Verf., der in seiner Denk-

schrift auch vom Misbrauche der Preßfreiheit und von den deshalb nöthigen Beschränkungen derselben redet, selbst die Preßfreiheit in einem so hohen Grade gemisbraucht hat. Denn was ist seine Schrift anders, als ein Libell, nicht nur gegen das ganze deutsche Volk, sondern auch gegen alle deutsche Regierungen, welche nach den so eben angezognen Aeußerungen des Verf. dem Verderben, der Lasterhaftigkeit und Gottlosigkeit des Volkes nicht nur nicht gesteuert, sondern nachgesehen, ja sogar selbst daran theilgenommen haben, weil sie sonst auf die öffentliche Erziehung, die doch in ihren Händen und unter ihrer Aufsicht war, keinen so schädlichen Einfluß hätten haben können. „Denn die „Schule gibt Zeugniß dem Throne, und dieser bezeugt durch die That „die Güte der Erziehung" (l'école rend témoignage au trône, et celui-ci atteste par le fait la bonté de l'éducation — S. 37). Das ganze Alterthum, sagt der Verf., habe diese Wahrheit anerkannt. Aber die deutschen Regierungen wüßten nichts davon oder handelten doch so, als wenn sie nichts davon wüßten. Sie erlaubten den Lehrern und Erziehern der deutschen Jugend, dieselbe bis auf den Grund zu verderben, ihr einzuimpfen „alle Irrthümer des Jahrhunderts, alle falsche Theorien, „alle lügenhafte Lehren. — Und keine Regierung zieht jene Jugendverderber zur Rechenschaft über das Wesen und die Methode ihrer „Unterweisungen" (et nul gouvernement ne leur demande compte de l'éssence et de la méthode de leurs instructions S. 39). Und warum sind die deutschen Regierungen so pflichtvergessen? Was verleitet sie, dem Verderben der Jugend und durch dieses dem Verderben des ganzen Volkes so sorglos zuzusehn, ja es zu befördern? — „Nichts als „eine Finanzspekulazion. Sie wollen durch ihre Universitäten nur Geld „in ihr Land ziehn" — (l'étrange système de plusieurs gouvernements d'Allemagne, qui s'obstinent à envisager une université comme une spéculation de finances propre à attirer du numéraire dans leur pays — S. 40). Kann man unehrerbietiger von Regierungen sprechen? Gibt es eine schrecklichere Beschuldigung für sie, als jene, daß sie die höchsten Bildungsanstalten ihrer Länder als eine Finanzspekulazion betrachten und um bloßen Geldgewinnes willen Kopf und Herz der Jugend und des ganzen Volkes verderben lassen?

Und wer sind denn die Verderber der deutschen Jugend und des deutschen Volkes, denen die deutschen Regierungen aus bloßer Gewinnsucht keinen Einhalt thun? Nach des Verf. Meinung sind es vornehmlich die öffentlichen Lehrer auf den deutschen Hochschulen oder Universitäten. Von diesen Bildungsanstalten macht er überhaupt die traurigste Schilderung: „Sie sind gothische Trümmer des „Mittelalters, unverträglich mit den Einrichtungen und Bedürfnissen „unsrer Zeit; gesellschaftliche Körper ohne Zweck, die einen Staat im „Staate bilden, belebt von einem Kastengeiste und einer erblich gewordnen Anmaaßung, nur dazu dienend, die Jugend zu verderben; Sammelplätze aller Irrthümer des Jahrhunderts, aller falschen Theorien, aller „lügenhaften Lehren; Schulen, welche den Schülern alles erlauben; Erziehungsanstalten ohne alle Zucht, im Begriff sich alle Tage aufzulösen und doch auch zugleich die unbeschränkten Gebieter „über die Zukunft eines ganzen Volkes!" (S. 38 — 40. Die Stelle ist zu lang, um sie wörtlich mitzutheilen; wir können aber versichern, daß die Farben im Originalgemälde noch weit stärker aufgetragen sind). Und was sind nun die Lehrer an diesen Schulen, die Vorsteher dieser moralischen Pesthäuser für Leute? „Kinder derselben Schu-

Digitized by Google

„len und Grundsätze, nur auf Honorar und Popularität bei ihrem Unterrichte sehend" (les instituteurs, à leur tour, enfans des mêmes principes et des mêmes écoles, ne considèrent dans la carrière de l'enseignement que leurs honoraires et leur popularité — S. 41). Also auch hier nichts als Gewinnsucht, nichts als Buhlerei um die vergängliche Gunst eines ab- und zufließenden Haufens von jungen Leuten, die eben so verdorben, als ihre Lehrer, ihre Regierungen, ihr ganzes Volk sind.

Nun wahrhaftig, wenn eine Schrift, die solche Beschuldigungen enthält und durch den Druck in ganz Europa verbreitet, keine Schmähschrift, kein Libell ist, so gibt es in der Welt kein Libell und keinen Misbrauch der Presse mehr!

Doch, da der Verf. sagen möchte, wir hätten kein Urtheil darüber, weil wir selbst Partei in dieser Sache seien, so mögen Andre für uns reden. Nach Püttmann und Stockmann, zwei angesehenen deutschen Rechtsgelehrten, ist ein Libell eine Schrift, welche jemanden solcher Handlungen öffentlich beschuldigt, die entweder eine peinliche Strafe nach sich ziehen oder doch den guten Namen einer Person beflecken. (S. Stockmanni diss. de famosis libellis. Leipzig, 1799. 4.). Und nach dem Ausspruche des brittischen Oberrichters Comyns in seinem Abrisse der englischen Gesetze, einem für klassisch gehaltenen Werke, ist ein Libell eine Aeußerung der Verachtung oder des Vorwurfs, zur Herabsetzung der Regierung oder einer öffentlichen Autorität oder einer Privatperson verbreitet. (S. die zu Wien herauskommenden Jahrbücher der Literatur v. J. 1818. B. 1. S. 220, wo noch mehr Erklärungen des Begriffes vom Libell angeführt werden, die freilich zum Theil sehr unbestimmt sind, aber im Grunde doch alle auf Eins hinauslaufen.)

Vielleicht aber wendet Verf. ein, seine Beschuldigungen, so hart und ehrenrührig sie auch sein möchten, seien doch wahr, und er habe bei deren Bekanntmachung keine böse Absicht gehabt; mithin sei auch seine Schrift kein Libell. Wir wollen dagegen nicht erinnern, daß diese Ausrede vor Gericht nicht immer gilt, auch vor dem brittischen nicht. (S. De la législation anglaise sur le libelle, la presse et les journaux. Par Mr. de Montvéran. Pag. 14. oder nach der deutschen Uebersetzung S. 52.) Wir leugnen vielmehr geradezu die Wahrheit seiner Beschuldigungen, und behaupten, daß die Unwahrheit derselben ihm, wenn auch nicht bekannt war — denn das wäre ja zu arg und läßt sich keinem Menschen zutrauen, der nicht ganz in Schlechtigkeit versunken — doch gar leicht hätte bekannt werden können, wenn er nur etwas aufmerksam über das, was er sagte, nachgedacht hätte. Wenn in einem Lande oder unter einem Volke das Verderben so groß ist, daß selbst das vollkommenste System der Gesetzgebung und Verwaltung nicht mehr helfen kann; wenn die gesellschaftlichen und religiösen Ideen völlig umgestürzt sind; wenn alles, selbst die Lehrer und Erzieher des Volks, aus Gewinnsucht dieses Verderben immer mehr zu befördern suchen; wenn endlich sogar die Regierungen dergestalt davon angesteckt sind, daß sie demselben ebenfalls aus Gewinnsucht nicht nur keinen Einhalt, sondern auch Vorschub thun: so kann die gesellschaftliche Ordnung auch nicht einen Augenblick mehr bestehn; so muß sich alles in chaotischer Verwirrung auflösen; so steht eine gänzliche Umkehrung der Dinge, eine Revolution, nicht erst bevor — nein, sie muß schon da und blutiger und schrecklicher als irgend eine sein. Da nun zu der Zeit, als der Verf. seine Denk-

Digitized by Google

schrift entwarf und herausgab, Deutschland im Ganzen noch ruhig war und sich innerhalb der Gränzen der gesellschaftlichen Ordnung fortbewegte (auch, Gott sei Dank! noch): so mußte ihm bei einigem Nachdenken doch einfallen, daß die Beschuldigungen, welche er in seiner Schrift über das deutsche Volk, die deutschen Regierungen und die deutschen Gelehrten, besonders die Universitätslehrer, zusammenhäufte, wo nicht ganz aus der Luft gegriffen, doch im höchsten Grade übertrieben, mithin wirklich ehrenrührige Verleumdungen waren, und seiner Denkschrift das Gepräge einer Schmähschrift oder eines Libells aufdrückten.

Gleichwohl trug er kein Bedenken, ein solches Libell nicht nur zu schreiben, sondern auch drucken zu lassen, es nicht nur drucken zu lassen, sondern auch den in Aachen versammelten Fürsten und Staatsmännern förmlich zu übergeben. Und unter diesen Fürsten und Staatsmännern befanden sich die ersten deutschen Bundesfürsten und deren vertrauteste Rathgeber, deren vornehmste Regierungsgehülfen! Wenn man dieß überlegt, so weiß man wahrhaftig nicht, was man mehr bewundern soll, ob die Dreistigkeit des Verf. oder die Großmuth der Männer, die sich solche Dinge von ihm ungeahndet sagen ließen. Wir wollen damit nicht sagen, daß man ihn wegen seiner Schrift hätte zur Rechenschaft ziehn und bestrafen sollen. Gott bewahre uns, daß wir je zu einer solchen Maaßregel rathen sollten! Verachtung ist die beste Strafe, die einen solchen Schriftsteller treffen kann. Aber auffallend ist und bleibt es doch, daß ein Fremdling so etwas ungestraft wagen darf, während Einheimische, die weit weniger gewagt hatten, deßhalb zur Verantwortung gezogen wurden.

Wir haben bisher diese Denkschrift nur aus dem juridischen Gesichtspunkte betrachtet. Aber es bieten sich dem aufmerksamen Leser noch weit höhere Gesichtspunkte dar, aus welchen sie ebenfalls erwogen werden muß. Erwägen wir sie also zunächst in moralischer Hinsicht.

Der Verf. ist ein Fremdling, angeblich ein Wallache. Wenn nun ein Mann von Ehre, von Gefühl für Schicklichkeit, von Achtung gegen fremde Persönlichkeit, von Liebe gegen die Menschheit überhaupt, sich etwa berufen fühlt, in einer öffentlichen Druckschrift über ein ihm fremdes Volk zu urtheilen: so geht er dabei unstreitig mit der größten Besonnenheit zu Werke. Er sucht sich vor allen Dingen mit den Eigenthümlichkeiten jenes Volkes recht vertraut zu machen, durchforscht dessen Vergangenheit, lebt mit ihm längere Zeit in der Gegenwart. So handelte der edle Villers, bevor er als Franzose über uns Deutsche öffentlich urtheilte. Und da fand er denn auch, ungeachtet mancher uns anhangenden Fehler und Mängel, viel Gutes und Erfreuliches an uns — eine gewisse Biederkeit und Treuherzigkeit, Liebe zur Wissenschaft und Kunst nicht nur, sondern auch zur Ordnung und zu allen geselligen Tugenden, besonders häuslichen Sinn und Anhänglichkeit an die bestehende Verfassung und den angestammten Fürsten. Von dem allen scheint Verf. wenig oder nichts gefunden zu haben. Er rühmt zwar von Deutschland einmal (S. 8) „die alte Reinheit seiner Sitten," nennt es ein andermal (S. 14) „thätig und fruchtbar im Gebiete der Gedanken, reich „an einem Schatze von Gesetzlichkeit und Frömmigkeit, der immer sein Erbtheil war." Aber mit diesem Schatz und Erbtheil ist's nun vorbei. Seit dem Tode des wackern Villers, der noch einen guten Rest davon vorfand, ist alles verschwunden. Wir sind in dieser kurzen Zeit — horribile dictu und einzig in der ganzen Weltgeschichte! — ein ganz verdorbnes, ungesetzliches und gottloses Volk geworden. Denn es sind jetzt in Deutschland „überall die öffentlichen Sitten in ihrer

Digitized by Google

„Quelle angegriffen, die bürgerlichen Einrichtungen nicht bloß unvollkommen, sondern verachtet und zerrüttet" (partout les moeurs publiques attaquées dans leur source, les institutions civiles desorganisées, vilipendées, imparfaites — S. 36). So hat uns wenigstens der Verf. gefunden, als er einige deutsche Dörfer und Städte auf flüchtiger Reise durchzog; so urtheilt er über uns öffentlich, so denunzirt er uns dem ganzen gebildeten Europa, nachdem er sich einige Zeit an einigen deutschen Hoflagern aufgehalten. Aber wie? lernt man denn dadurch ein ganzes Volk kennen? lernt man dadurch sein innerstes Wesen begreifen? lernt man dadurch alle Regungen seines physischen, alle Anklänge seines moralischen Lebens verstehen und würdigen? Wird man also schon dadurch ein kompetenter Richter über das Thun und Treiben eines in so viele Stämme und Staaten zertheilten Volkes, über das Verhalten seiner Regierungen, über den Werth und die Richtung seiner höhern Bildungsanstalten? Gewiß nicht. Jeder Mann von Ehre, von Gefühl für Schicklichkeit, von Achtung für eine fremde Persönlichkeit, von Liebe für die Menschheit überhaupt muß daher den Verf. fragen, ob er wohl mit der gehörigen Besonnenheit bei Ausarbeitung und Bekanntmachung seiner Schrift zu Werke gegangen? Wäre das der Fall gewesen, so hätt' er zuverlässig die Unzuständigkeit seines Urtheils gefühlt; so hätt' er bedacht, daß er wohl eine ganz falsche Ansicht vom deutschen Wesen und Wirken gefaßt haben könnte; so hätt' ihm das Gewissen geschlagen, als er Maaßregeln in Vorschlag brachte, die vielleicht unser ganzes Volksleben in seinen edelsten Keimen antasten könnten, wenn sie ausgeführt würden. Doch etwas scheint ihn das Gewissen allerdings gemahnt oder gewarnt zu haben. Denn er gesteht selbst in der Vorrede, daß es ihm als einem Fremdlinge nicht zukomme, aus seinen Beobachtungen über unser Land und Volk alle die praktischen Folgerungen zu ziehn, „welche auf die innern Verhältnisse Deutschlands, auf „seine Bedürfnisse, seine Schicksale, seine Hülfsquellen, seine Pflichten „anwendbar sein könnten." Wenn aber das der Fall ist, warum zieht er gleichwohl solche praktische Folgerungen? warum macht er Vorschläge, die in unser innerstes Wesen eingreifen? warum und wozu theilt er überhaupt seine Beobachtungen mit? Er nennt dieselben zwar (S. 16) „eben so unvollkommen vielleicht" — also doch nur vielleicht? wie bescheiden! — „als wohlwollend" (des observations aussi imparfaites peut-être qu'elles sont bienveillantes). Aber so unvollkommen sie sind, so wenig Wohlwollen findet sich darin; ja es sind eigentlich gar keine Beobachtungen, sondern nur Träume, und leider recht böse Träume. Nun kann es wohl auch einem wohlwollenden Träumer begegnen, daß er einmal einen bösen Traum von jemanden hat; aber er läßt ihn doch nicht gleich drucken, und gibt ihn nicht als volle Wahrheit, aus der sich praktische Folgerungen ziehen lassen. Gesetzt, der Verf. träumte, einer seiner Bekannten erschiene ihm in der Gestalt des Teufels, legte sich auf ihn und preßte ihn, daß ihm der Athem verginge — was wir hier zu Lande Alpdrücken nennen und was engbrüstigen Leuten oft zu begegnen pflegt — würd' er wohl gleich schreiben und drucken lassen, daß sein Bekannter der leibhaftige Satan sei und daß man Himmel und Hölle bewegen müsse, um ihn zu bändigen? Aber gerade so macht es der Verf. mit uns armen Deutschen. Ist das fein und sittig? Ist das die Erwiederung unserer Gastfreundschaft gegen ihn und viele Andre seines in bürgerliche Sklaverei und tiefe Unwissenheit versunkenen Volkes? Mit der leidigen Etourderie de la jeunesse allemande kann er sich nicht entschuldigen. Denn einmal ist

Digitized by Google

er kein Deutscher, sondern ein Wallache; und dann ist er ja, dem Titel seiner Schrift zufolge, ein Staatsrath. Ein Staatsrath aber kann weder jung noch unbesonnen sein, da er mit dem Amte auch Verstand, und zwar einen reifen, also nicht mehr jugendlich absprechenden, sondern alles wohl überlegenden Verstand bekommt.

Wenn man aber auch zugeben möchte, daß selbst ein Staatsrath zuweilen einen Faux-pas machen könne, der mit dem Rechte und der Pflicht nicht so ganz zusammenstimme, so wird man ihm doch wohl nichts Unpolitisches zutrauen? Indessen müssen wir leider gestehn, daß uns und vielen Andern diese ganze Denkschrift als ein durchaus unpolitischer Streich erscheint. Ein Staatsrath sollte doch wohl wissen, daß in der Politik nichts fehlerhafter ist, als das Faire ombrage ohne Noth. Man verliert dadurch gar leicht, was man schon hat, und erreicht um so weniger, was man noch haben möchte. Nun aber ist die ganze Denkschrift so beschaffen, daß sie unnöthiges Mistrauen gegen Rußland erwecken muß, daß man sie also vielmehr für ein untergeschobnes Machwerk eines gegen Rußland feindseligen Gemüths, als für das echte Geisteskind eines russischen Staatsraths halten sollte. Bekanntlich behaupten die Feinde Rußlands, dieser große und mächtige, sich über drei Welttheile ausbreitende Staat, habe immer noch nicht Land und Leute genug; er wolle sich daher immer weiter ausdehnen, besonders in dem gebildeten Westen von Europa; er habe ebendarum vornehmlich auf Deutschland, „diesen schönen Erdstrich — dieses Herz Europens — diesen Schlüssel des Systems der allgemeinen Ruhe" (S. 7 und 28) sein Absehn gerichtet, um hier erst die Rolle des Befreiers, dann des Beschützers, endlich des Beherrschers zu spielen. Wir unsers Orts halten solche Behauptungen für eben so falsch als vermessen. Aber jene Feinde Rußlands werden sich freuen, in dieser Denkschrift eine neue Bestätigung ihrer Behauptungen zu finden. Sie werden in dem Verf. einen der angeblichen Emissare Rußlands in Deutschland sehen und nun diesen Emissar, in Folge seiner eignen Schrift, zu den Deutschen also reden lassen: „Ihr, arme Deutsche, seid so tief ins Elend versunken, alle Kalamitäten haben sich so bei euch konzentrirt (S. 66), daß niemand „innerhalb Deutschland euch retten kann. Denn wer soll euch retten? Eure Gelehrten? Die sind ja so verdorben, daß sie aus „lauter Gewinnsucht euch und eure Nachkommenschaft immer mehr „ins Elend zu stürzen suchen (s. oben). Eure Regierungen? Leider sind auch diese vom gleichen Verderben so angesteckt, daß sie „demselben nicht steuern können oder, weil sie auch Gewinn davon „hoffen, nicht wollen (s. oben). Und der deutsche Bund, in seiner „Gesammtheit zu Frankfurt repräsentirt, auf den ihr etwa noch eure „letzte Hoffnung setzen möchtet, was kann er für euch thun? Die „Bundesakte selbst ist ein so erbärmliches Ding, daß ihre Unvollkommenheiten mit Händen gegriffen werden können (S. 22). Es „fehlt ja offenbar an der kaiserlichen Macht, als einer moderirenden „Kraft (S. 23). Und Deutschland kann doch nicht bestimmt sein, „immer in der Kraftlosigkeit einer traurigen politischen Minorität „zu schmachten, besonders da sich Frankreich jetzt wieder kraftvoll „erhebt (S. 25). Denn ein Staatenbund, wo der Kampf der besondern Interessen jedes Einzelen die Kräfte eines geschickten Angreifers verdoppelt und seine Entwürfe begünstigt, gibt keine Sicherheit gegen äußere Gefahr (S. 30). Darum, ihr arme unglückliche Deutsche, kommt, schließt euch an uns an! Ihr habt uns „zwar bisher für halbe Barbaren gehalten. Aber ihr seht ja selbst,

Digitized by Google

„wie weit wir in der Bildung vorgeschritten, da wir eure Bildungs-
„anstalten so gut zu beurtheilen verstehn. Auch sind wir sehr fromm;
„denn wir und die frommen Spanier haben eigentlich den gottlosen
„Napoleon besiegt und dadurch euch von seinem Joche befreit (S.
„21). Und unser Erziehungssystem, o das ist musterhaft! das müßt
„ihr vor allen Dingen annehmen und besonders auf euren Universi-
„täten einführen. Dann wird zwar auf der einen Seite der ver-
„führerische Reiz einer sogenannten akademischen Freiheit wegfallen;
„auf der andern aber auch alle die schrecklichen Uebel, die daraus
„hervorgehn, so wie das seltsame Streben mehrer deutsche Regie-
„rungen, aus ihren Universitäten eine Finanzspekulazion zu machen
„(S. 40). Unsre Regierung aber wird euch mit allen den Segs-
„nungen beglücken, deren wir jetzt schon theilhaftig sind ....

So und noch viel schlimmer hörten wir mehr als einmal die Denkschrift des Verf. von den Feinden Rußlands kommentiren. Und da wir die Russen als ein urkräftiges, tapferes und bildsames Volk aufrichtig schätzen und ihren Kaiser als einen hochherzigen, alles Edle und Große mit Liebe umfassenden Fürsten innig verehren: so bedauerten wir um so mehr, daß der Verf., der sich auf dem Titel seiner Schrift selbst als einen russischen Staatsrath ankündigt, einen so großen, so unstaatsräthlichen Mißgriff thun und den Feinden Rußlands solchen Vorschub leisten, seine eigne Regierung so gewaltig kompromittiren konnte. Ja für einen ehrlichen Deutschen — wenn wir anders jetzt uns noch ehrlich nennen dürfen — ist es kaum zu begreifen, wie ein Mann, der doch die allgemeinen politischen Verhältnisse und Stimmungen wenigstens eben so gut kennen sollte, als er unsre Fehler kennen will, selbst einen so großen Staatsfehler begehen konnte, wenn man nicht vielleicht annehmen dürfte, daß der Verf. als ein Amphibion, das weder russisch noch deutsch ist, ob es gleich bald hier bald dort lebt, weder mit Rußland noch mit Deutschland recht vertraut geworden, und daher von den Verhältnissen und Stimmungen beider gegen einander nur eine schielende Ansicht gewonnen habe.

Doch möchte dieß noch hingehn. Denn die Russen und die Deutschen, die sich immer recht gut mit einander vertragen haben, werden sich um dieser Schrift willen nicht mit einander entzweien. Aber weit bedeutender wird der politische Fehler des Verf. dadurch, daß er durch seine unüberlegten Aeußerungen zugleich mit der russischen Regierung auch eine gute Sache verdächtig gemacht hat, die zunächst von eben dieser Regierung ausging und auf die wir große Stücke halten, nämlich den heiligen Bund. Wir für unsre Person lassen uns freilich weder durch den Spott der Welt noch durch des Verf. unkluges Gerede in unsrem Glauben an die Güte jener Sache irre machen. Denn wir wissen, daß eine solche Idee, einmal angeregt und ausgesprochen und anerkannt, nie wieder untergeht, wenn sie auch noch lange Zeit ein bloßer Keim bleibt, aus dem eine späte Zukunft erst Früchte hervorlockt. Auch wissen wir, daß der erhabne Stifter jenes Bündnisses, der schon so manches Große und Herrliche vollbrachte, der schon so vielen Leibeignen die Fesseln löste und sie noch mehren lösen wird, der den unglücklichen Polen eine so freisinnige Verfassung gab, wie sie mancher deutsche Volksstamm sobald noch nicht erhalten dürfte — daß dieser wahrhaft fromme und menschenfreundliche Monarch es aufrichtig und ehrlich mit jenem Bündnisse meint, und daß ihm nie in den Sinn gekommen, dasselbe nur als Deckmantel politischer Absichten zu brauchen. Aber eben darum verdrießt es uns, daß der Verf. einen solchen bösen Verdacht, der sich schon zu verlieren anfing,

Digitized by Google

wieder aufgeregt und den Verächtern des heiligen Bundes Gelegenheit gegeben hat, zu sagen: „Da seht ihr nun, wie's mit dem heiligen Bunde „gemeint ist: Auf eine Diktatur über Deutschland und durch Deutschland „über Europa ist's abgesehn!" Ja es verdrießt uns das noch weit mehr, als das Schmähen unsres Volkes. Denn ein Volk kann sich gar leicht darüber wegsetzen, was dieser oder jener Fremdling von ihm denkt. Aber ein böser Verdacht, der hinter den guten Absichten eines Fürsten herschleicht, kann ihm nicht gleichgültig seyn, weil er die Ausführung seiner Absichten hemmt. In dieser Hinsicht hat der Verf. eine politische Sünde begangen, die ihm kaum vergeben werden kann.

Doch nicht bloß am heiligen Bunde, an dem Heiligthume der Religion selbst, die diesem Bunde zum Grunde liegt, hat er sich vergriffen; zwar nicht absichtlich — dessen wollen wir ihn nicht zeihen, da wir immer jedem das Beste zutrauen — aber doch durch seine unüberlegten Aeußerungen über religiose Gegenstände. Nach der eignen und ausdrücklichen Erklärung des göttlichen Stifters unsrer Religion ist Liebe gegen Gott und Menschen das vornehmste Gebot, die Summe aller Religion. Nun hat Gott jedem Menschen nicht nur seinen eignen Körper und seine eigne Gesichtsbildung, sondern auch seine eigne Gemüthsart, seinen eignen Sinn und Verstand gegeben. Wer dieß nicht anerkennen und leiden will, hat nicht die echte Liebe, weder gegen Gott noch gegen Menschen, wie fromm er sich auch geberden möge. Denn er empört sich gegen Gottes Ordnung und verkümmert den Menschen, was ihnen Gott gegeben, und was ihnen also von Gottes und Rechts wegen gebürt. Leider thut dieß auch der Verf. dieser Denkschrift; und dieß halten wir für sein größtes Vergehen, gegen welches die bisher aufgezählten Sünden desselben wahre Kleinigkeiten sind. Er sagt nämlich (S. 42), wo er von der deutschen Theologie redet, die er doch schwerlich studirt hat, die Auslegungskunst unsrer Theologen sei nichts mehr als eine Entweihung der heiligen Schriften (l'herméneutique n'est plus que la profanation des saintes écritures). Der Hauptgrundsatz unsrer Theologen aber, wenigstens der bessern und gründlichern, in Ansehung der Auslegung heiliger Schriften ist, daß man den wahren Sinn derselben grammatisch-historisch, d. h. nach den Regeln der Sprache und nach den Thatsachen der Geschichte erforschen müsse. Der Verf. aber ist ganz andrer Meinung. In einer den vorigen Worten beigefügten Anmerkung sagt er, die menschliche Vernunft könne in den göttlichen (das heißt doch wohl, den wahrhaften, authentischen) Sinn der heiligen Schriften nur insofern eindringen, als sie dieselben untersuche mit dem Lichte des Glaubens und unter der Leitung des hierarchischen Ansehens (la raison humaine ne peut parvenir à se pénétrer du sens divin des écritures, qu'autant qu'elle les médite à la lumière de la foi et sous la conduite de l'autorité hiérarchique — die letzten Worte sind auch vom Vf. unterstrichen). Damit man aber nicht zweifelhaft bleibe, wie er das verstehe, so erklärt er selbst das hierarchische Ansehen durch das Ansehen der Kirche, dem man sich unterwerfen müsse (voilà la soumission à l'autorité de l'église). Nun hat bekanntlich der Verf. auch Betrachtungen über die rechtgläubige Kirche (considérations sur l'église orthodoxe) geschrieben, worin er zu beweisen sucht, daß die griechische Kirche, zu der er selbst sich bekennt, allein die rechtgläubige, mithin auch die einzige wahre christliche Kirche sei. Er fodert also, daß wir Deutsche alle, wenn wir wahre Christen sein wollen, die heiligen Schriften, durch welche uns Gott seinen Willen offenbart hat, gerade so aus-

Digitized by Google

legen sollen, wie es dem Glauben der griechischen Kirche und dem darin anerkannten hierarchischen Ansehn gemäß ist, das heißt mit andern Worten, daß wir Alle, Katholiken und Protestanten, griechische, und zwar in dem Sinne, wie ihn der Verf. in seinen Betrachtungen über die rechtgläubige Kirche entwickelt hat, also im Grunde sturdja-ische Christen werden sollen. Welche gräuliche Anmaaßung! Bedachte der Verf. nicht, daß, wenn bloß von kirchlicher Autorität und blinder Unterwerfung unter dieselbe die Rede ist, die eine Kirche gerade so viel Autorität hat, als die andre, und also auch dieselbe Unterwerfung fodern darf? Bedacht' er nicht, daß wenigstens die römisch-katholische Kirche eben diese Foderung wirklich macht und mit demselben Rechte machen könnte, da sie wenigstens eben so alt ist, als die griechische? Wozu hat uns denn aber Gott die Vernunft gegeben, wenn sie sich der Autorität der Kirche blind unterwerfen soll? Heißt das nicht vielmehr einer menschlichen als der göttlichen Autorität sich unterwerfen? Gott sagt ja selbst in der Schrift: „Prüfet alles und behaltet das Gute!" — „Glaubet nicht einem „jeglichen Geiste, sondern prüfet die Geister, ob sie von Gott sind; „denn es sind viel falsche Propheten ausgegangen in die Welt!" Wie soll man denn aber prüfen, wenn man die Vernunft, die uns Gott eben zur Prüfung gegeben, schlechthin einer äußern, nämlich der kirchlichen Autorität unterwirft? Heißt das nicht, den Menschen mehr als Gott gehorchen, während die heilige Schrift gerade das Gegentheil fodert? Der Verf. weiß doch wohl, daß Muhammed sich auch für einen göttlichen Propheten ausgab. Woher weiß er aber, daß Muhammed ein falscher Prophet war, wenn er keine Prüfung deshalb anstellt? Er weiß doch ferner, daß der Mufti in Konstantinopel dieselbe Unterwerfung unter die hierarchische Autorität verlangt, wie der Patriarch daselbst oder der Papst in Rom. Woher weiß er aber, ob irgend einer von ihnen und welcher Recht hat, wenn er nicht prüft? Und wie kann er prüfen, wenn er sich bloß unterwirft? — Kurz die ganze Tirade des Verf. in der zuletzt angeführten Stelle ist nichts als eine von aller Liebe gegen Gott und Menschen entblößte, also unchristliche, Empörung gegen Gottes Ordnung, eine Empörung, die, wenn sie von der weltlichen Macht gebilligt würde, nichts als blutige Verfolgungen und, vermöge des natürlichen Gegendrucks, auch Empörung gegen die bürgerliche Ordnung, die doch ebenfalls göttlichen Ursprungs ist, zur Folge haben könnte. Dazu aber hat uns Gott gewiß nicht die Offenbarung gegeben, sondern, daß sie jeder nach seinem besten Wissen und Gewissen brauche und benutze. Also muß es auch dem Theologen frei stehen, sie nach seinem besten Wissen und Gewissen auszulegen; folglich darf er auch die ihm zu Gebote stehenden gelehrten, insonderheit sprachlichen und geschichtlichen, Kenntnisse dabei in Anwendung bringen. Denn wozu lernt er denn Sprachen und Geschichte, wenn er davon beim Lesen der heiligen Urkunden seiner Religion keinen Gebrauch machen soll? — Mag also der Verf. hinterher (S. 36) auch wieder von christlicher Duldung sprechen. Das sind Worte ohne Sinn, wenn man dennoch fodert, daß alle Menschen sich blind dem Ansehn der kirchlichen Hierarchie, und zwar gerade nur in der eignen als der allein rechtgläubigen und wahren Kirche, unterwerfen sollen. Und wehe der weltlichen Macht, wenn sie je wieder diese Foderung als gültig anerkennen und mit ihrem Arm oder Schwert unterstützen wollte! Sie würde bald wieder der geistlichen Macht unterliegen und mit Schrecken wahrnehmen, daß sie in ihren eignen Eingeweiden gewühlt habe.

Indem aber der Verf. das Hauptgebot der christlichen Religion antastet, versündigt er sich wieder von neuem an dem heiligen Bunde,

Digitized by Google

dessen Stiftungsurkunde gerade das Gegentheil von seiner unchristlichen Foderung besagt. Denn sie begründet jenen Bund nicht nur überhaupt auf die christlichen Vorschriften der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens, sondern sie erklärt auch ausdrücklich alle christliche Völker, sie mögen einer Kirche zugehören, welcher sie wollen, für eine und dieselbe christliche Nazion. Wie in aller Welt war es möglich, daß der Verf. nicht daran dachte, daß jener Bund zuerst von drei Fürsten geschlossen worden, deren jeder einer andern Kirche zugehört? Wie war es möglich, daß ihm nicht beifiel, daß eben diese drei Fürsten wieder in Aachen zur Begründung des Weltfriedens und also auch zur Befestigung des heiligen Bundes versammelt waren? Wie war es endlich möglich, daß er eine Schrift, welche das innerste Wesen des Christenthums, das Hauptgebot der Liebe gegen Gott und Menschen, antastet und somit den heiligen Bund und den Weltfrieden in seinen tiefsten Grundlagen erschüttern müßte — wenn sie dazu nicht zu schwach wäre — daß, sag' ich, er eine solche Schrift unter den Augen jener Fürsten drucken lassen und sich selbst darin als einen neuen Weltheiland darstellen konnte? Denn Deutschland ist ja das Herz Europa's und der Schlüssel des Systems der allgemeinen Ruhe, und auf dieses Herz, diesen Schlüssel war es ja bei jener Schrift vornehmlich abgesehn, wie schon ihr Titel lehrt.

Fragen wir also noch — nachdem die juridischen, moralischen, politischen und religiosen Misgriffe des Verf. aufgedeckt worden — was wollt' er eigentlich?

So viel wir einsehn, zweierlei. Erstlich wollt' er beweisen, daß in Deutschland nächstens eine Revoluzion ausbrechen müßte, wenn man keine Gegenmittel brauchte; zweitens wollt' er eben diese Gegenmittel anzeigen. Ein verdienstliches Unternehmen, wenn die Voraussezzung, auf der es beruht, selbst gegründet wäre.

Hat nun dieß der Verf. dargethan? — Wir wollen sehn.

Um die Frage zu beantworten, ob Deutschland mitten im Frieden ruhig, also keine neue Umwälzung der Dinge von dieser Seite (dem Herzen Europa's) her zu befürchten sei, sagt der Verf., leist' er Verzicht auf jeden allgemeinen Vernunftgrund, auf jede abgezogne Darstellung, auf jede schließende Form (nous renonçons à tout raisonnement, à toute induction abstraite, à toute forme syllogistique — S. 26). Das ist schon sehr schlimm; denn es verräth die Schwäche entweder seiner Sache oder seiner Kraft. Doch mag es hingehn. Er will sich an bloße Thatsachen halten; und diese müssen freilich bei einer solchen Frage am meisten entscheiden. Er führt also (S. 27) sieben Thatsachen — gleichsam eine heilige Schaar von Gründen — aus dem kurzen Zeitraume der lezten drei Jahre an, um seinen Saz zu beweisen; nämlich

1. die schwärmerischen Ausschweifungen der Pöschlianer im Oestreichischen (les sectateurs de Poeschl, leur délire, leurs attroupemens fanatiques);

2. den Aufstand in Breslau (l'émeute de Breslau);

3. das Geschrei auf der Wartburg (les vociférations de la Wartbourg);

4. die blutigen Händel der Studenten in Göttingen (la défection sanglante des étudians de Goettingue);

5. die Religionsunruhen der Kloosianer in Sachsen (les derniers troubles religieux en Saxe);

6. die politischen Unruhen in Würtemberg (l'effervescence des esprits et le refus d'acquitter les charges publiques en Souabe); und

7. die Auswanderungen aus Deutschland (le phénomène imposant des émigrations).

Ueber die unlogische Zusammenstellung dieser Thatsachen wollen wir wegsehn. Der Verf. kümmert sich ja wenig um die Logik; das wäre viel zu pedantisch! Aber nachhelfen wollen wir doch ein wenig. Die sieben Thatsachen schmelzen nämlich bei Lichte besehn auf folgende vier zusammen:

1. Religionsschwärmereien;
2. Studentenhändel;
3. bürgerliche Unruhen; und
4. Auswanderungen.

Was nun erstlich die Religionsschwärmereien der Pöschlianer und Klooßianer und die damit verbundnen Unordnungen betrift, so beweisen diese gar nichts für des Verf. Behauptung. Solche Schwärmereien hat es überall und zu allen Zeiten gegeben, besonders wenn die Gemüther durch Krieg, Hungersnoth und andres Elend geängstet waren und daher wegen Versiegung der natürlichen Hülfsquellen übernatürliche Hülfe suchten; sie hörten aber auch gewöhnlich mit diesen Veranlassungen auf. Wie wenig insonderheit die vom Verf. berührten Schwärmereien zu bedeuten hatten, sieht man daraus, daß sie von den Regierungen so bald und so leicht unterdrückt werden konnten; und hätten die Behörden überall ihre Schuldigkeit gethan, so würde man in Rußland schwerlich etwas davon gehört haben. Warum erwähnt denn aber der Verf, wenn er einmal von Religionsschwärmereien reden wollte, derjenigen nicht, welche Frau von Krüdener erregt hat? Diese waren ja in der deutschen Schweiz und im Badenschen ziemlich verbreitet und haben wegen der vornehmen und berühmten Urheberin weit mehr Lärm in der Welt gemacht, als die von Pöschl und Klooß erregten? Und von wannen kam jene vornehme Frau und wo ging sie hin? Darüber beobachtet der Verf. ein ehrerbietiges Stillschweigen, weil die Berührung dieser Sache freilich nicht in seinen Kram taugte. Wir mußten sie aber doch berühren, damit nicht etwa ein Nachbeter des Verf. uns armen Deutschen auch noch diese von außen zugebrachte Schwärmerei aufbürde und darin einen neuen Beweis für die Behauptung finde, daß wir am Rande eines eben ausbrechenden Vulkans stehen.

Noch weniger beweisen dafür zweitens die vom Verf. angeführten Studentenhändel. Solche Händel hat es ebenfalls zu allen Zeiten in und außer Deutschland gegeben, selbst da, wo die Zucht viel strenger, fast klösterlich oder soldatisch war, wie neuerlich zu Eaton in England und zu Lafleche in Frankreich. (Später auch zu Paris und Montpellier). Nie sind aber daraus Staatsumwälzungen entsprungen, noch hat irgend ein vernünftiger Mensch den wunderlichen Einfall gehabt, sie als Vorboten solcher Umwälzungen zu betrachten. Studenten gehören nämlich, wie alle junge Leute, zur Klasse der sehr warmblütigen Thiere, zoologisch zu reden. Diese starke Blutwärme, die manchmal bis zur Siedhitze oder bis zum Sprudelgrade steigt, veranlaßt, wie's trifft, bald lustige, bald tolle, bald muthwillige, bald blutige, bald komische, bald tragische Auftritte. Zum Tumulte kommt es eigentlich selten; und wenn es dazu kommt, so ist die Sache doch bald abgethan und hat auf den ganzen Staat gar keinen Einfluß. Auch sind zuweilen die Behörden selbst durch ein fehlerhaftes Benehmen daran Schuld. Wie mancher Studententumult hätte sich anfangs mit zwei Worten unterdrücken lassen! Man muß nur nicht gleich Husaren schicken. Sind diese einmal aufmarschirt, dann bleibt freilich nichts übrig, als

Digitized by Google

einhauen zu lassen. Wer daran seine Freude hat, dem ist sie nicht zu neiden. Themis aber wendet sicher ihre Augen ab, und auch die Musen als schüchterne Jungfrauen weilen nicht gern da, wo „Haut ein!" kommandirt wird. — Der Verf. beruft sich aber später in einer kleinen Anmerkung (S. 45.) noch besonders auf die Burschenschaft in Jena und nennt sie eine aufrührerische Verbindung (association séditieuse). Wir wissen nicht genau, welche Bewandniß es damit hat. Indessen haben wir gehört, es sey damit auf Unterdrückung aller frühern Verbindungen unter den Studenten (Orden, Landsmannschaften, Kränzchen u. s. w.) abgesehn, welche sich von selbst in eine allgemeine Verbindung, genannt Burschenschaft, auflösen sollen. Da nun die Regierungen immer bemüht gewesen, jene besondern Verbindungen aufzuheben, ohne etwas auszurichten, da selbst der vormalige Reichstag in Regensburg durch seine Beschlüsse sie nicht hat vertilgen können: so scheint es, daß der natürliche Trieb jugendlicher Herzen, sich an einander anzuschließen, der jene Verbindungen hervorgerufen, nur einer bessern Richtung bedürfe, um zum Guten gelenkt zu werden. Wie erwünscht sollt' es daher den Regierungen sein, wenn die studirende Jugend freiwillig die Hand bietet, um alle besondre und geheime Verbindungen in eine allgemeine und öffentliche, deren Aufsicht und Leitung ja viel leichter ist, aufzulösen! *) Aber eine allgemeine Verbindung kann doch mehr wirken, als viele besondre, und ist um so gefährlicher? Wir gestehn, daß wir von einer Gefahr, die von daher drohen soll, gar keinen Begriff haben. Denn wie mag der Verf. irgend eine vernünftige Seele überreden, daß die deutschen Regierungen — sie, die so große stehende Heere, eine furchtbare Artillerie, und eine Menge von dienstbaren Geistern in ihren Hofleuten und Beamten haben — sich vor der deutschen Burschenschaft als einer aufrührerischen Verbindung im Ernste fürchten sollen? Ist er bei Sinnen? oder will er unsre Fürsten von neuem beschimpfen? Will er sie lächerlich und verächtlich machen vor unsern und Europa's Augen? Will er zu verstehen geben, ihre Throne seien so morsch und wackelig, daß eine Hand voll junger Leute sie umstürzen könne? Hilf Himmel! da müßten sie ja nächstens von selbst zusammenstürzen, und wenn auch kein Student in der Welt wäre. Aber der Verf. hat nun einmal schwere Träume von Staatsumwälzungen, was bei seinen schweren Staatsgeschäften nicht zu verwundern ist. Und da sieht er auch in jedem Studentenhandel ein böses Anzeichen einer Revoluzion. Bei solcher Stimmung ist nur zu verwundern, daß er nicht auch die häufigen Schlägereien in unsern Dorfschenken als beweisende Thatsachen für seine Behauptung anführt, oder aus den schweren Geburten, die es auch in Deutschland gibt, folgert, daß sich bei uns schon die Kinder im Mutterleibe empören.

Etwas mehr beweisende Kraft möchten drittens die bürgerlichen Unruhen haben, worauf sich der Verf. weiter beruft. Denn, wenn dergleichen Unruhen sich zu gleicher Zeit oder bald nach einander auf vielen Punkten eines Landes hervorthun, so kann man wohl nicht mehr zweifeln, daß der Ausbruch einer Revoluzion nahe sey. So in Spanien, das unausbleiblich in diesen Abgrund stürzt, wenn die Regierung nicht bald, recht bald, andre Maaßregeln ergreift.

*) Von dieser Seite hat auch die großherzogl. sächs. Regierung die Sache angesehn, wie aus ihrer neuerlichen Erklärung am Bundestage über die Universität Jena erhellet.

Digitized by Google

Aber wie steht es denn in Deutschland aus? Kaum zwei, noch obendrein sehr zweideutige, Thatsachen dieser Art hat der Verf. ausmitteln können, wiewohl sich erwarten läßt, daß er sich fleißig werde danach umgesehn haben, wohl fühlend, daß hier der eigentliche Nervus probandi liege. Aber der Aufstand in Breslau ist ja kaum eine bürgerliche Unruhe zu nennen, da verhältnißmäßig nur wenig Einwohner daran theilnahmen und da der ganze Aufstand eigentlich gar nicht gegen die preußische Regierung gerichtet war. Den öffentlichen Blättern zufolge ward der Aufstand bloß durch das verächtliche Benehmen eines Offiziers gegen einige Landwehrmänner veranlaßt. Daraus entstanden einige Exzesse, die sehr bald gedämpft wurden. Das übrige Schlesien nahm ganz keinen Antheil, vielweniger irgend eine andre Provinz des preußischen Staats. Und solche Lumperei kann der Verf. anführen, um zu beweisen, daß Deutschland am Vorabend einer Revoluzion sich befinde! — Allein der Zustand der Dinge in Würtemberg ist doch wohl bedenklich? Allerdings; aber nur nicht so bedenklich, daß daraus eine Revoluzion in ganz Deutschland hervorgehen müßte. Denn wenn auch in Würtemberg eine förmliche Empörung ausbräche, gegen welche sich die dortige Regierung aus eigner Kraft nicht behaupten könnte, so würde doch das Feuer durch die übrigen Staaten Deutschlands sehr bald gedämpft werden. Das macht eben in Deutschland eine Revoluzion (woferne sie ihm nicht gewaltsam von außen aufgedrungen wird) unmöglich, daß es nicht Ein Staat mit Einer großen tonangebenden Hauptstadt, wie Frankreich, sondern in viele größere und kleinere, monarchische und republikanische, Staaten zertheilt ist. Ein Aufstand in dem einen Staate kann sich daher unmöglich mit Blitzes Schnelle durch ganz Deutschland verbreiten. Die Baiern z. B. würden sich gar lange bedenken, ehe sie mit aufständen, wenn die Würtemberger aufständen, und noch länger die Oestreicher, oder gar die Hamburger, die Lübecker, die Bremer. Vielmehr ist hundert gegen eins zu wetten, daß die Baiern, die Oestreicher u. s. w. auf Befehl ihrer Regierungen gegen die Würtemberger selbst aufstehn und sie zur Ordnung und Ruhe verweisen würden. Aber es ist auch ebenfalls hundert gegen eins zu wetten, daß es in Würtemberg selbst zu keinem wirklichen Aufstande gegen die Regierung, vielweniger zu einer daraus hervorgehenden Staatsumwälzung kommen werde. Hätten die Würtemberger sich gegen ihre bestehende Regierung empören und eine andre einführen wollen, so hätten sie unter der vorigen Regierung weit mehr Veranlassung dazu gehabt. Die jetzige hat ihre Lasten schon sehr erleichtert, schon manchen Beschwerden abgeholfen; und wenn sie, wie es heißt, die Stände in diesem Jahre wieder um sich her versammelt, um mit ihnen wegen der künftigen Verfassung von neuem zu unterhandeln, so ergibt sich gewiß ein besseres Resultat, als bisher. Die Gemüther scheinen jetzt ziemlich abgekühlt und man ist beiderseits des langen Haders müde, folglich um so mehr bereit zum Nachgeben, so weit es billig und recht. Wenn also der Verf. weiter keine Beispiele von bürgerlichen Unruhen zur thatsachlichen Erhärtung seiner Revoluzions-Prophezeihungen anführen kann, als jene beiden von Breslau und Würtemberg, so hat er seine Sache gar schlecht bewiesen. Und er kann keine weiter anführen; sonst hätt' er es gewiß gethan. Es herrscht wohl in manchen deutschen Staaten viel Unzufriedenheit, weil in ihnen die versprochnen Verfassungen noch immer nicht eingeführt, die stehenden Heere noch immer nicht vermindert, die Kriegslasten noch immer nicht erleichtert, die Eingriffe der Willkür in das Eigenthum und den Rechtsgang noch immer nicht

Digitized by Google

gehoben sind. Aber es gibt auch andre deutsche Staaten, wo Regierung und Volk in innigster Eintracht zusammen bestehen und zusammen wirken. Mit freudiger Rührung dürfen wir unser nächstes Vaterland als ein glänzendes Beispiel der Art anführen. Hier hat eine gerechte und milde Regierungsweise während eines halben Jahrhunderts ein Band gegenseitiger Liebe und Treue geknüpft, das selbst die schwerste verhängnisvollste Zeit nicht lösen konnte, das mithin die Probe bestanden hat und über jeden Zweifel erhaben ist. Der Verf. komme zu uns und wohne unter uns und überzeuge sich, wie wenig hier an Empörung und Umwälzung zu denken. Oder hat er dazu nicht Zeit, da er sehr unstet und flüchtig scheint, so mach' er einen kürzern Versuch. Er komme und bringe alle vermeintliche Umwälzlinge von Deutschland mit; er wende sich mit ihnen vornehmlich an das Landvolk, weil dieses gewöhnlich am leichtesten zu bethören, da es die Blendwerke nicht sogleich durchschauen kann. Und wenn die sächsischen Bauern nicht ihn mitsammt seinen Umwälzlingen zum Lande hinauswerfen, soll er unser König werden, so ungern wir auch sonst einen Fremden zum Könige nehmen würden. Sollte aber der Verf. wieder einmal eine Denkschrift für Fürsten schreiben, um zu zeigen, wie man Empörungen und Staatsumwälzungen am sichersten vorbeugen könne, so vergess' er doch ja nicht, was er leider in der vorliegenden vergessen hat, auf jene gerechte und milde Regierungsweise als ein längst erprobtes und (wenn man nur ernstlich will) gar leicht zu habendes Hausmittel mit den Worten der Schrift zu verweisen: „So gehet hin und thuet desgleichen!" Wir stehn ihm dafür, daß, wenn alle Fürsten so thun, weder in noch außer Deutschland je eine Umwälzung der ganzen bürgerlichen Ordnung der Dinge ausbrechen wird. Denn die Deutschen, wie alle gebildete Völker, verlangen ja nichts weiter, als eben nur eine gerechte und milde Regierung; eine Regierung, die sich nicht unbefugt in Alles mischen, nicht Alles selbst machen und gängeln, nicht in alle Geheimnisse der Häuser und der Briefe und der Herzen durch geheime Kundschafter eindringen will; eine Regierung, die den Geistern, wie den Leibern, einen gesetzlich-freien Spielraum läßt, um sich äußern und entwickeln zu können; eine Regierung, welche Gesetze für das Volk gibt und Abgaben von dem Volke nimmt, nicht nach bloßem Belieben, sondern mit dem Volke, d. h. mit Einstimmung seiner rechtmäßigen Stellvertreter. Also verlangen sie auch eine Verfassung, die ihnen Bürgschaft gibt für eine solche Regierung; eine Verfassung mit wahrhaft ständischen d. h. stehenden, nicht kriechenden, mitbeschließenden, nicht bloß mitberathenden, oder gar nur kopfnickenden Stellvertretern; eine Verfassung, wie sie Alexander selbst den Polen schon gegeben und seinen übrigen Völkern, wenn sie dazu reif sind, zugedacht hat. (Vergl. Dessen treffliche Reden bei Eröffnung und Schließung der neulichen Versammlung der polnischen Volksvertreter — Reden, welche der herrlichste Kommentar zu den Worten der Frau von Stael sind: Jamais un monarque vraiment vertueux ne s'eat trouvé en possession de la puissance souveraine, sans avoir désiré de modérer sa propre autorité, au lieu d'empiéter sur les droits des peuples; les rois éclairés veulent limiter le pouvoir de leurs ministres et de leurs successeurs. Considérations sur la revolut. franç. T. 1. Pag. 24.) Und wie? es wäre ein Beweis von Umwälzungssucht, wenn die deutschen Volksstämme — die doch wohl mindestens eben so reif als die Polen sind und denen die deutsche Bundesakte selbst solche Verfassungen förmlich und feierlich vor den Augen von

ganz Europa zugesagt hat — die wirkliche Einführung derselben mit einer gewissen Ungeduld verlangen? Es wäre Umwälzungssucht, wenn man sagt, diese Einführung sei Pflicht von Gottes und Rechts wegen, Menschen- und Christenpflicht? Soll denn alles Gute immer nur erschmeichelt und erschlichen, immer nur beh- und wehmüthigst erbettelt werden? Sind die Völker ihren Fürsten gegenüber gar nichts weiter als willenlose Kreaturen, die nur seufzen, aber nicht reden, nur wimmern, aber nicht fodern, nur die Gnade, aber nicht das Recht anrufen dürfen? Solche Lehre möchte allenfalls einem türkischen Großsultan oder einem algierischen Korsarenhaupte, aber nimmer einem edlen und gebildeten deutschen Fürsten gefallen. Und doch scheint es fast, als achte der Verf. unsre Fürsten jenen Barbaren gleich, indem er das ungeduldige Verlangen der Deutschen nach stellvertretenden Verfassungen, nach Bürgschaft für eine nicht bloß lebenslängliche, sondern fortdauernde, gerechte und milde Regierung als Umwälzungssucht bezeichnet.

Was endlich viertens die Auswanderungen betrifft, worauf sich der Verf. noch beruft, so beweisen sie eher, daß die Deutschen nicht rebelliren und revoluziniren wollen, als daß sie es wollen. Wer in Gefahr ist zu verhungern, der hat wenig oder nichts mehr zu verlieren, der kann bei einer Umwälzung der Dinge nur gewinnen. Das ist unbezweifelt gewiß. Wer nun aber doch mit Weib und Kind und dem Bißchen Haab' und Gut, was ihm noch übrig, den heimatlichen Boden verläßt, um in einem fremden und entfernten Erdstrich eine ungewisse Verbesserung seines Schicksals zu suchen, der zeigt ja faktisch, daß er sich mit den Seinen ehrlich und redlich durch die Welt bringen, daß er kein Empörer und Umwälzer sein will. Und das ist überhaupt ein Grundzug im Charakter des Deutschen, daß er sich ehrlich und redlich nähren will. Darum ist er auch überall als Ansiedler gern gesehn; darum hat selbst Rußland so viele deutsche Ansiedler in seinen Schooß aufgenommen. Zuvörderst sucht er nun freilich in der Heimat sich so zu nähren; daher das altdeutsche Sprüchwort: Bleibe im Lande und nähre dich redlich! Und darum finden wir auch, daß, wenn die Regierung nur gerecht und milde ist, selbst da wenig ausgewandert wird, wo die Menschenmenge groß und der Erwerb klein ist, wie im sächsischen Erzgebirge. Ist aber entweder die Regierung zu willkürlich und hart, oder das Land zu überfüllt und der Erwerb zu gering, so hat der Deutsche auch Weltbürgersinn genug, um sich wo anders anzusiedeln. Und wer mag's ihm verdenken, wenn er nicht zu Hause Hungers sterben oder sich fortwährend zerplacken lassen will? Die Auswanderungen aus einigen (bei weitem nicht allen) Gegenden Deutschlands beweisen also nur so viel, daß den Leuten dort in irgend einer Hinsicht nicht wohl genug ist, um bleiben zu wollen; daß aber die Deutschen überhaupt rebelliren und revoluziniren wollen — einen so ungeheuern Sprung im Schließen kann nur ein Mann machen, der sich wenig um die Logik bekümmert und der bei den wichtigsten Untersuchungen ausdrücklich erklärt, er verzichte auf jedes Räsonnement, jede abgezogne Indukzion, jede syllogistische Form (S. 26), was im Grunde nichts anders heißt, als er wolle nur träumen und faseln.

Der Verfasser hat also mit seiner heiligen Schaar von Gründen nichts, gar nichts bewiesen, als seine Ungeschicklichkeit im Beweisen. Seine Behauptung, daß in Deutschland eine Revoluzion ausbrechen werde, wenn man nicht schleunige Vorkehrungen treffe, steht als ein bloßes Hirngespinnst da, oder als ein Luftgebilde, durch optische Täuschung hervorgebracht, das nur furchtsame Seelen erschrecken kann.

Digitized by Google

Aber in Einem Falle, den jedoch der Verf. weislich verschwiegen hat, könnte dennoch leicht in Deutschland eine Revoluzion ausbrechen, nämlich, wenn sich Fremde in unsre innersten Angelegenheiten mischten und uns ihren Willen als Gesetz aufdringen wollten. Eine solche Revoluzion würde aber auch schwerlich zum Vortheile der Fremden ausschlagen. Denn so locker verbunden die Deutschen in politischer Hinsicht noch immer sind, das haben sie doch in der letzten Zeit begreifen gelernt, daß sie nur mit vereinter Kraft dem Eindringen der Fremden widerstehen können. Ja, wenn zu jener Zeit, als es galt, die glatten Südwestler aus Deutschlands Gauen zu verjagen, tausend freiwillige Schwerter sich erhoben: so würden sich dann tausend mal tausend erheben — und selbst Schreiber dieses, obwohl seitdem den Funfzigen näher gerückt, würde gern noch einmal das Streitroß besteigen — wann es gälte, den rauhen Nordöstlern zu zeigen, daß noch deutscher Muth in deutschen Herzen und deutsches Mark in deutschen Knochen ist. Denn die Deutschen wollen nun einmal nicht mehr weder von West nach Ost noch von Ost nach West getrieben werden; sie wollen endlich einmal wahrhaft frei und selbständig ihr politisches Leben gestalten, wie es ihrer Volksthümlichkeit geziemt. Und wer sie darob der Umwälzungssucht bezüchtigt, ist (salva venia) ein Verleumder.

Doch, wir wollen einmal dem Verf. alles zugeben, was bisher Stück vor Stück in ein völliges Nichts aufgelöst worden. Alles physische und moralische Elend soll in Deutschland so zusammengehäuft, alle Kalamitäten sollen hier so konzentrirt seyn, daß wir uns am Vorabend einer Revoluzion befinden, daß diese morgen oder übermorgen ausbrechen müßte, wenn nicht schleunigst die von jenem Staatsarzte vorgeschlagnen Gegenmittel angewendet würden. Welches sind denn nun diese Gegenmittel?

Wir bitten die Leser, die noch nichts davon gehört haben sollten, sich vorläufig in der Gegend des Zwerchfells den Leib zu unterbinden, damit sie keinen Schaden vom Weiterlesen haben. Die alte Fabel von dem großen kreisenden Berge und dem winzig kleinen Mäuschen wiederholt sich hier recht possirlich. „Die Erziehung" — ruft der Verf. uns zu — „muß vor allen Dingen in Deutschland verbessert werden. „Nur eine Verbesserung derselben von Grund aus kann die Quelle „des Uebels verstopfen und dem unglücklichen Deutschland eine bessere „Zukunft bereiten." (Il n'y a donc qu'une réforme radicale de l'éducation, qui puisse tarir la source du mal et présager de meilleurs temps à l'Allemagne — S. 43). Aber wie? die Revoluzion ist eben im Begriff auszubrechen und die Erziehung oder gar erst deren Verbesserung soll helfen? Alle Erziehung wirkt ja nur auf das kommende Geschlecht. Das gegenwärtige, dem doch geholfen werden soll, müßte also erst sterben, eh' ihm geholfen werden könnte. Hat man je ungereimtere Dinge gehört? Aber noch mehr! Ehe die Erziehung so wirken kann, wie der Verf. will, muß sie erst verbessert werden, und zwar von Grund aus. Wie viel Zeit wird da verstreichen mit der Vorbereitung und Einführung dieser Verbesserung! Denn die Schule ist ja kein Handschuh, den man nur so umwenden kann. Und wo sollen die neuen Erzieher hergenommen werden? Denn die alten kann man nicht beibehalten, da eben diese am meisten verdorben und die Quelle alles übrigen Verderbens sind. Aber auch die neuen Erzieher wird man nicht aus dem deutschen Volke selbst nehmen können. Denn die jungen Leute, welche eben jetzt auf unsern hohen Schulen studiren, um sich zu Volkserziehern zu bilden, sind schon

Digitized by Google

von demselben Gifte angesteckt. „Diese Jugend, entzogen der Herrschaft „der Gesetze, stürzt sich in alle Ausschweifungen, welche aus Wider„spenstigkeit des Geistes und Verdorbenheit des Herzens entspringen. — „Sie lernt nur alles zu wagen, alles sich zu erlauben im Alter des „Gehorsams, um nichts zu achten, alles umzustürzen im Alter der Reife" (S. 40 und 41). Also wird man die neuen Volkserzieher wo anders her verschreiben müssen, etwan aus Rußland oder aus Griechenland. Aber Rußland hat ja den unseeligen Einfall gehabt, seine Universitäten größtentheils nach dem Muster der deutschen einzurichten und sogar mit vielen aus Deutschland berufenen Lehrern zu besetzen. Also aus Griechenland. Aber, o Unglück über Unglück! Auch hier hat sich der leidige deutsche Teufel schon eingenistet. Denn viele neugriechische Gelehrte sind auf unsern Universitäten gebildet, oder lesen wenigstens die Schriften unsrer Universitätslehrer, und theilen das daraus gesogene Gift wieder ihren Landsleuten mündlich oder schriftlich mit. Denn so eben liegt vor uns ein System der Philosophie in zwei Bänden von Herrn Kumas, Lehrer an der neugriechischen Schule zu Smyrna, welches fast ganz aus Krug's philosophischen Schriften entlehnt, zum Theil wörtlich Paragraph vor Paragraph übersetzt ist; wessen auch der Verfasser gar kein Hehl hat, indem er seine Quellen ehrlich nennt. So wird deutsche Wissenschaft jetzt dort gelehrt, wo einst Homer die Thaten der griechischen Helden sang und Thales die erste griechische Philosophenschule stiftete. Also bleibt nichts übrig, als daß der Verf. mitten in Deutschland eine Pflanzschule für Erzieher des deutschen Volkes anlegt, und zu diesem Behuf ein paar tausend junge Wallachen verschreibt, um vorerst ganz unverdorbene reine Naturkinder nach seiner Art abzurichten (dresser). Diese Abgerichteten richten dann wieder die jungen Deutschen ab; und so wird die Sache ganz vortrefflich gelingen. Nur Schade, daß es uns mit diesem herrlichen Projekte gehen wird, wie jener Bauerfrau mit den Eiern, die sie zu Markte trug, unterwegs berechnend, was sie daraus lösen und wie sie das gelöste Geld von neuem anlegen würde, um eine steinreiche Frau zu werden, aber dabei das Loch nicht bemerkend, in das sie mit sammt den Eiern versank. Denn ehe die jungen Wallachen kommen und die Pflanzschule deutscher Volkserzieher begründet ist, bricht leider schon die Umwälzung aus und wälzt den Hrn. Staatsrath mit sammt seinem Projekte fort!

Sollen wir nun nach dem allen noch mehr ins Einzele eingehn? Sollen wir des Verf. aus Utopien entlehnte Schilderung unsrer deutschen Universitäten widerlegen? Sollen wir alle besondre Vorschläge des Verf. zur Verbesserung derselben durchgehn und prüfen? Schwerlich möchten wir Dank damit bei verständigen Lesern verdienen. Wir gehören gewiß nicht zu denen, welche die deutschen Universitäten für unverbesserlich halten. Wir haben selbst mehrmal sowohl mündlich als schriftlich Vorschläge zu deren Verbesserung gemacht. Aber die Vorschläge, die der Verf. macht, würden zuverlässig die Universitäten nicht reformiren, wie er sagt, sondern ruiniren. So der Vorschlag einer unwiderruflichen Bestimmung des Studienlaufs für jedes Fach, der ohne besondre Erlaubniß weder erweitert noch verkürzt werden solle (fixation irrévocable du cours d'étude pour chaque vocation avouée, obligation de le suivre sans omission ni extension quelconque — S. 45); wobei es aber doch noch nöthig seyn wird, jedem Professor auch ein zum Ablesen schon fertiges Heft bei seiner Anstellung zu geben, damit er das Gesetz nicht durch freiere Vorträge umgehe. So auch der Vorschlag, verschiedne Studienläufe für die Einheimischen und für die

Digitized by Google

Auswärtigen einzurichten (distinction à établir entre le cours d'études prescrit aux indigènes et ceux qui sont réservés aux étrangers — S. 45 u. 46); wobei entweder die Einheimischen oder die Auswärtigen zu kurz kommen müßten. Andere Vorschläge sind schon längst von Andern gemacht und zum Theil ausgeführt; noch andere gründen sich auf ganz falsche Voraussetzungen, wie der Vorschlag, daß erledigte Lehrstellen nicht von den Professoren eigenmächtig, sondern mit Genehmigung der Regierung besetzt werden sollen. Denn jenes geschieht ja nirgend. Die ältesten Universitäten, welche noch ein Ernennungsrecht zu erledigten Stellen haben, üben es nur als Vorschlagsrecht aus. Sie ernennen drei oder vier Männer, die sie für würdig halten. Aus diesen wählt die Regierung; und wenn sie, was schwerlich je der Fall sein wird, keinen Würdigen darunter fände, so hat sie das Recht zu befehlen, daß anders denominirt werde, auch wohl nach Maaßgabe der Umstände einen ihr vorzüglich würdig Scheinenden zu bezeichnen, der mit denominirt werden soll. Man sieht offenbar, Verf. kennt unser ganzes Universitätswesen weder nach dessen jetziger Beschaffenheit, noch nach dessen allmäliger Entwickelung und Umgestaltung. Ueberall verräth er die dickste Unwissenheit. So, wenn er die Universitäten „gothische Trümmer des Mittelalters" (S. 38) nennt, wobei nur zu bewundern, daß er, der vor Staatsumwälzungen warnen will, doch die Sprache der wüthendsten französischen Umwälzlinge redet. Denn alles, was diesen verhaßt war, nannten sie ebenfalls gothische Trümmer des Mittelalters, und verriethen dadurch eine eben so dicke Unwissenheit.

Was ist nun das Ergebniß aus allem Bisherigen? — Friedrich der Große sagte einst, ich weiß nicht, wovon: Ce n'est qu'un grand rien. So könnte man, mit einer kleinen Abänderung von dieser Denkschrift sagen: Ce n'est qu'un petit rien. Da nun in der sogenannten großen Welt die kleinen Dinge oft weit mehr gelten und wirken, als die großen, so ist wohl begreiflich, warum jedes kleine Nichts dort so großen Eindruck gemacht. Denkwürdig aber bleibt die Denkschrift in einer Hinsicht immer. Sie bestätigt von neuem, was Llorente in seiner kritischen Geschichte der spanischen Inquisizion (B. 4. S. 134) sagt, um zu erklären, wie ein so abscheuliches Tribunal so lange bestehen konnte und noch besteht; was wir aber lieber französisch als deutsch hersetzen wollen, weil es in der ehrlichen deutschen Sprache zu hart klingen würde: La plupart des hommes qui environnent le trône, ont toujours été et seront toujours partisans de l'ignorance, des opinions ultramontaines et des idées qui dominèrent dans le monde chrétien avant l'invention de l'imprimerie, idées reproduites et vigoureusement soutenues par les Jésuites, qui ont été nouvellement rappellés en Espagne par Ferdinand VII.

Zum Schlusse noch eine kleine Geschichte. Schreiber dieses bestieg einmal Abends den Brocken, um Morgens die Sonne aufgehn zu sehn. Als er aber in dunkler Frühe mit seinen Gefährten sich aufmachte, um des größten und herrlichsten Schauspiels der Natur zu genießen, da umlagerten dichte Nebel den Berg und finstre Wolken bedeckten den Horizont. Alle jammerten ob der vergeblichen Mühe. Nicht lange, so ward es heldunkel. Die Nebel wogten und die Wolken wälzten sich über einander her, gleich als wollten sie mit vereinter Kraft der Sonne den Weg versperren. Diese aber sandte erst einzele glänzende Strahlen, welche wie Blitze die Nebel und Wolken durchzuckten, dann immer mehr und mehr. Endlich sanken die Nebel, die Wolken zerrissen; und siehe

Digitized by Google

da, die Sonne trat hervor mit hellleuchtendem Antlitze, und die Wolken selbst, von ihr mit Gold und Purpur bestreut, dienten ihr als prachtvoller Mantel und Teppich. Da jubelten wir Alle hocherfreut und fielen anbetend nieder vor dem Herrn der Schöpfung. Von oben aber erscholl eine Stimme, die Stimme des Ewigen, der hoch über Wolken und Sonnen thront, und rief: „Verzaget nicht, o Menschen„kinder, wenn es dunkelt! das Licht, das ich geschaffen und zu dessen „Anschauen ich euch berufen habe, kann wohl verhüllt werden, aber nie „verlöschen. Denn Ich bin der Herr, euer Gott, der König „der Könige!"

---

2. Aktenstücke zur Beleuchtung der badischen (badenschen) Territorial-Frage. Deutschland. 1818. XL S. Vorwort und Einleitung. 77 S. Aktenstücke. gr. 8.

Diese, scheinbar halboffizielle, Schrift erregt zugleich erfreuliche und traurige Gefühle. Einestheils ist sie ein Beweis von der Achtung der deutschen Regierungen gegen die öffentliche Meinung, indem jene Regierungen ihre (wirklichen oder vermeintlichen) Rechte durch Berufung auf diese Meinung geltend zu machen suchen. Anderntheils ist sie aber auch ein Beweis, in welche Irrsale die leidige Konvenienzpolitik, die noch immer nicht aus den Kabinetten weichen will, sonst wohlmeinende Regierungen verwickeln kann.

Baiern hat an Oestreich abgetreten und soll nun dafür durch Baden (zum Theil wenigstens) entschädigt werden. — Das ist der streitige Punkt, auf seinen einfachsten Ausdruck zurückgeführt.

Natürlich fragt jeder Unbefangene, wie kommt Baden dazu? — Hier beruft man sich nun auf Traktaten, welche die gegen Frankreich verbündeten Mächte theils mit Baiern theils mit Baden geschlossen haben. Aber alle diese Traktaten sind einzig und allein nach den Maximen jener Konvenienzpolitik geschlossen, welche Napoleon geübt und deren traurige Folgen man eben so schwer gebüßt hatte. Da ist nicht die Rede von Recht und Gerechtigkeit, von dem Wohle der Völker, vielweniger von deren auch nur möglicher oder vorausgesetzter Einwilligung. Nein, die Regierungen betrachten sich als unumschränkte Herren von Land und Leuten, nehmen und geben, vertauschen und verschenken Quadratmeilen und Seelen, bald so, bald anders, wie es ihnen nach den jedesmaligen Umständen beliebt. Dabei geschieht es denn natürlich, daß der Schwächere allemal den kürzern gegen den Stärkern zieht.

So war Baiern von Oestreich in seinem und seiner Verbündeten Namen durch den Vertrag von Ried (8. Oct. 1813) versprochen worden „une indemnité pleine et entière" für dessen Abtretungen an Oestreich, und zwar nach allen geographischen, statistischen und finanziellen Beziehungen der abgetretenen Provinzen, so daß die Entschädigung seyn sollte „à la convenance du royaume de Ba„vière et de manière à former avec lui un contigu complet et non „interrompu." Das versprach man, als die Gefahr noch nicht vorüber war und als man Baierns Hülfe noch nöthig zu haben glaubte. Späterhin aber machte man Baiern ganz andre, jenen Versprechungen völlig widerstreitende Anträge; und als sich Baiern dieß nicht gefallen lassen wollte, so erklärte der östreichische Minister: „Er habe die be-

Digitized by Google

„stimmtesten Befehle Sr. Maj. des Kaisers, kein geeignetes „Mittel zu vernachlässigen, um die Wiederabtretung jener Provinzen „zu erhalten; er müsse daher darauf bestehen, daß die Punkte der „Unterhandlung zwischen Oestreich und Baiern vom Anfang an in den „bestimmtesten und klarsten Ausdrücken festgestellt würden. Indem S. „M. der Kaiser die Möglichkeit einer Weigerung von Seiten „Baierns, in die durch die ersten Mächte von Europa un„terstützten Ausgleichungen einzugehn, nicht zulassen könnten, „würden Sie mit Vergnügen die aufrichtige (s. unten) Mitwirkung „und Verwendung Ihrer erhabnen Alliirten annehmen, um zu dem ein„zigen Resultate zu gelangen, welches S. M. befriedigen und den „unangenehmen Verwickelungen zuvorkommen könne, die „ein Ihren Absichten widersprechender Ausgang un„zweifelhaft herbeiführen würde" (S. XXVIII—XXIX). Es hatten nämlich unterm 10. Jun. 1815 die vier Hauptmächte übernommen „die förmliche, obwohl geheime" (s. oben) „Verpflich„tung, Oestreich in den Unterhandlungen zu unterstützen, welche es „wegen Wiedererwerbung des Inn- und Hausruck-Viertels und des „Landes Salzburg künftig mit Baiern einleiten würde" (S. XXV. —XXVI). Bei dieser drohenden Sprache und Stellung der großen Mächte gegen Baiern blieb diesem freilich nichts übrig, als sich gefallen zu lassen, was man ihm bot, ungeachtet es ganz offenbar an seinem vertragsmäßigen Rechte verletzt war.

Indessen erging es Baden nicht besser. In dem Vertrage von Frankfurt (20. Novemb. 1813) hatte sich zwar Baden bereit erklärt „à toutes les cessions qu'exigeront les arrangemens futurs en Alle„magne, calculés pour le maintien de la force et de l'indépen„dance de ce pays." Dagegen war ihm aber versprochen worden „une indemnité compatible avec la massé des objets qui seront „disponibles à l'époque de la pacification et avec le but énoncé „ci-dessus, et le plus rapprochée des dimensions actuelles des „états de S. A. R." —

Nun ward aber zu Wien den 23. Apr. 1815 durch die Minister von Oestreich, Rußland, Preußen und Baiern, unter Mitwirkung von Großbritannien, ein Ausgleichungsvertrag von Oestreich und Baiern geschlossen, in welchem unter andern Bestimmungen auch festgesetzt wurde (Art. II. Nr. 8), daß Baiern zur Entschädigung für seine Abtretungen an Oestreich von Baden den ganzen Main- und Tauber-Kreis nebst bedeutenden Theilen des Neckar-Kreises erhalten sollte. „Außerdem „wurde der Krone Baiern der Heimfall der Theile der Rheinpfalz, „welche sich unter großherzogl. badenscher Regierung noch befinden oder „unter dieselbe fallen würden, auf den Fall des Abgangs männlicher „Erben des gegenwärtig in Baden regierenden Hauses zugesichert." (S. XXI). — Natürlich fragt jeder Unbefangene

1. Woher bekamen jene Mächte das Recht, zu bestimmen, was und wie viel Baden an Baiern abtreten sollte? Baden war ja kein erobertes Land. Man hatte vielmehr mit ihm ein förmliches Bündniß geschlossen. In dem Vertrage von Frankfurt waren Abtretungen von Baden zugesagt, aber nichts war über die Größe und Beschaffenheit dieser Abtretungen bestimmt. Also konnte man gerechter Weise nur durch gemeinschaftliche Unterhandlung mit dem verbündeten Baden diese Bestimmung treffen. Nicht bloß das allgemeine, auch das besondere (auf Verträgen ruhende) Völkerrecht wurde ganz offenbar verletzt,

Digitized by Google

indem man sich ohne Zuziehung Badens eine solche Verfügung über Theile seines Staatsgebiets erlaubte. Aber noch mehr muß man

2. fragen, ob die Abtretungen, die man Baden so schlechtweg zumuthete, auch nöthig waren zur Behauptung der Kraft und der Unabhängigkeit Deutschlands? Denn nur unter dieser Bedingung hatte sich Baden im genannten Vertrage zu Abtretungen verstanden. Jene Nothwendigkeit ist durch nichts erwiesen, wird auch schwerlich je erwiesen werden. Weit eher hätte sich aus diesem Gesichtspunkte die Vereinigung von ganz Baden mit Baiern, als die Zerstückelung und somit Schwächung Badens zur Verstärkung Baierns rechtfertigen lassen, wenn so etwas überhaupt gerechtfertigt werden könnte. Baden ist ja auch ein Gränznachbar von Frankreich. Wie unpolitisch wär' es also, einen solchen Staat durch Abreißung bedeutender Gebietstheile zu schwächen und dadurch gleichsam zu nöthigen, sich an Frankreich anzuschließen, um vielleicht durch dasselbe das Verlorne wieder zu erlangen! — Endlich muß man

3. fragen, warum in diesem spätern Vertrage von gar keiner Entschädigung Badens die Rede war? In dem frühern Vertrage von Frankfurt hatte sich ja Baden nur unter der anderweiten Bedingung zu Abtretungen anheischig gemacht, daß es eine den damaligen Dimensionen des Großherzogthums möglichst nahe kommende Entschädigung erhalten sollte. Freilich war als eine einschränkende Bestimmung hinzugefügt, daß die Entschädigung nach der zur Zeit der Friedensstiftung disponibeln Masse abzumessen sey. Warum hatte man denn aber diese Masse so klein gemacht? Warum hatte man nicht die ursprünglich deutschen Länder, Elsaß und Lothringen, von Frankreich ebenfalls zurückgefodert? Dann wäre Masse genug zur Entschädigung dagewesen. Da man nun dieß nicht gethan, und da sich Oestreich anderwärts, südlich und südöstlich, genug entschädigt hatte: so war es wohl nicht nothwendig zum Heile Deutschlands, daß Baiern so viel an Oestreich abtreten mußte, und daß nun ebendarum Baden wieder so viel an Baiern abtreten sollte.

Kurz man sieht aus der ganzen Sammlung von Aktenstücken und aus der vorausgeschickten Einleitung, daß die großen Mächte ganz willkürlich und nach bloßer Konvenienzpolitik die kleineren behandelten. Dieses sollten sich die kleineren zum warnenden Beispiele dienen lassen, und daher nicht selbst zur Ausgleichung ihrer Territorialstreitigkeiten die großen Mächte herbeirufen. Was diese heute an Baiern von Baden geben, das können sie morgen wieder von Baiern an Baden geben oder sich wohl selbst zueignen, wenn man einmal ihr Verfügungsrecht über den Besitzstand der kleinern Mächte anerkennt. Wie stimmt aber dieses Recht mit der auch in jenen Verträgen vorbehaltenen und zugestandnen Souveränität der kleinern Mächte zusammen?

Aus diesem Allen ziehen wir nun den Schluß, daß zwar Baiern einen gerechten Anspruch auf Entschädigung für die an Oestreich abgetretenen Gebietstheile habe, daß es aber ungerecht und selbst unpolitisch sein würde, diese Entschädigung von Baden zu nehmen. Woher sie sonst genommen werden solle, wissen wir freilich nicht. Aber wenn der, so zuerst genommen, keine Entschädigung anders woher auf gerechte Weise verschaffen kann, so gibt er natürlich so viel wieder heraus, als er zu viel genommen.

Einige Nebengründe, wodurch der Herausgeber der Aktenstücke Baierns Ansprüche an Baden zu rechtfertigen sucht, sind sehr unbedeutend; z. B. daß Baden später als Baiern zur Koalizion gegen Frankreich

Digitized by Google

getreten sei. Bei der geographischen Lage beider Staaten war dieß ganz natürlich; und Baiern temporisirte eigentlich länger, als es seine Lage nothwendig machte. Eben so der Grund, daß Baden durch Napoleon verhältnißmäßig mehr vergrößert worden als Baiern. Was thut dieß zur Sache? Entweder that Napoleon Recht daran oder nicht. That er Recht, so mußte jeder Theil behalten, was er hatte. That er Unrecht — nun so wollen wir die Folgerung nicht aussprechen. Sie würde für Baiern eben so ungünstig ausfallen als für Baden. Doch davon ist auch gar nicht die Rede. Die einzige Frage ist: Hat Baden eine Rechtsverbindlichkeit, Baiern für das zu entschädigen, was dieses an Oestreich abgetreten? Und diese Frage müssen wir schlechterdings verneinen, weil die Mächte, welche den Traktat von Wien (23. April 1815) wegen der Entschädigung Baierns schlossen, kein Recht hatten, einseitig, d. h. ohne Zuziehung Badens, zu bestimmen, was und wie viel Baden an Baiern abtreten sollte, indem sich Baden in dem frühern Traktate von Frankfurt (20. Nov. 1813) nicht unbestimmt zu jeder Abtretung verstanden hatte, welche ihm anzusinnen die Konvenienzpolitik andrer Staaten etwa gutfinden möchte. — Uebrigens ist die Frage vielleicht schon faktisch entschieden, indem wir noch darüber sprechen. Also wollen wir kein Wort mehr darum verlieren. Ein Urtheil aber dürfen wir uns um so eher erlauben, da diese Aktenstücke nach S. XL eben in der Absicht bekannt gemacht sind, daß die öffentliche Meinung ihr Richteramt übe, „streng, aber gerecht."

---

3. Ueber förmliche Wahrheit und kirchliche Freiheit. Von einem (katholischen) Geistlichen. Frankfurt a. M. in der André'schen Buchhandlung. 1818. 61 S. 8. (Preis: 6 Gr.)

Der Verf. beginnt seine Schrift über förmliche Wahrheit ꝛc. mit einem Satze, der leider selbst keine Wahrheit hat. Er redet nämlich gleich anfangs von dem „wunderschönen, an sich und in der Wirkung betrachtet, herrlichen Bilde jener Zeit, wo noch Alle einhellig in der Lehre der Apostel verharreten, und jener Zeit, wo die auf Achtung des Heiligen gegründete Freundschaft in der Verwesung der beiderseitigen Gewalten die strenge Scheidung der Rechte für die Anwendung unnöthig machte;" und will nun durch seine Schrift etwas „zur frühern Verwirklichung (einmal wird es doch verwirklicht werden) jenes reizenden „Bildes" beitragen. Allein die Zeit, wo noch Alle einhellig in der Lehre der Apostel verharreten, ist nie dagewesen. Schon die Apostel selbst (vornehmlich Paulus, Petrus und Jakobus) hatten verschiedne Ansichten von manchen nicht bloß äußern und unwesentlichen Religionssachen, weshalb sich auch bereits zu ihren Lebzeiten einige Christen Paulische, andere Kephische, noch andre Apollische nannten. Und so ist es in der christlichen Kirche geblieben bis auf den heutigen Tag, wie die Kirchen- und Dogmengeschichte unwiderleglich beweist. Eben so wenig gab es eine Zeit, wo beide Gewalten in einer auf Achtung des Heiligen so fest begründeten Freundschaft standen, daß eine strenge Scheidung ihrer Rechte unnöthig gewesen wäre. Denn so lange das Heidenthum im römischen Reiche herrschte, achtete die weltliche Macht das, was die Christen für heilig hielten, wenig oder gar nicht, und die geistliche

Digitized by Google

Macht ging da noch sehr demüthig in Knechtsgestalt einher. Sobald aber das Christenthum herrschend geworden, kämpfte auch die geistliche Macht mit der weltlichen und suchte derselben immer mehr von ihren wirklichen Rechten zu entziehen, so daß diese nun wieder aus misverstandner Achtung des Heiligen oft in demüthiger Knechtsgestalt einherging oder auch zuweilen aus Nichtachtung des Heiligen gar keine geistliche Macht (Macht dessen, was vom Geiste kommt und darum wahrhaft heilig ist) anerkennen wollte. Wenn sich also der Verf. grämt, daß jene Zeiten verschwunden, so ist sein Gram eben so grundlos, als sein Streben vergeblich ist, jene Zeiten zurückzuführen. Denn was nie dagewesen, kann weder verschwinden noch zurückkehren.

Allein der Gram und das Streben des Verf. haben, beim Lichte besehn, eine ganz andre Bedeutung. Unter förmlicher Wahrheit versteht er die von seiner, nämlich der katholischen, Kirche anerkannte, wie unter dem förmlichen Rechte das vom Staate anerkannte. Nun grämt er sich, daß es von der katholischen Kirche getrennte Parteien gibt, welche jene Wahrheit nicht anerkennen. Denn „die Verwerfung „der göttlichen Wahrheit schließet die Verwerfung der von Gott „angeordneten Hierarchie, mithin auch die Verwerfung der „von Gott in der Kirche angeordneten Regierungsge„walt ein" (S. 6.). Sein Streben ist also dahin gerichtet, jene Parteien wieder in den Schooß der alleinseeligmachenden Mutterkirche zurückzuführen. Sie sollen, gleich den Katholiken, überzeugt werden, „daß der Heiland den Papst und die Bischöfe zur gemeinschaftlichen „Bezeugung jener Thatsache" — der Offenbarung — „angeordnet und „sie, da er ihnen den Beistand des heiligen Geistes für immer verhei„ßen hat, mit Unfehlbarkeit ausgerüstet hat" (S. 27.) — ferner: „daß das, was die große Mehrheit der mit dem sichtbaren „Oberhaupte der Kirche, als dem Mittelpunkte der Lehre und Re„gierung, Gemeinschaft habenden Bischöfe gemeinschaftlich mit jenem „Oberhaupte in gehöriger Form für Wahrheit erklären, d. h. „als vom Heilande und seinen Aposteln gelehret und geboten bezeugen, „unfehlbar wahr sei" (ebend.) — endlich: „daß diese förm„liche Wahrheit genau mit der wirklichen übereinstimme" (ebendaselbst).

Ist es möglich, daß man die Unverschämtheit weiter treibe? Jesus selbst soll den Papst und die Bischöfe angeordnet haben, ungeachtet alle Welt weiß, daß die bischöfliche und noch mehr die päpstliche Würde weit späteren Ursprungs ist! Jesus selbst soll den Papst und die Bischöfe, die seine Lehre bis zur Unkenntlichkeit entstellt und sich gegen seinen laut und bestimmt erklärten Willen weltliche Macht und Herrschaft angemaaßt haben, mit Unfehlbarkeit ausgerüstet haben, dergestalt daß, was sie für Wahrheit erklären, auch unfehlbar wahr sey, daß ihre (hier sogenannte) förmliche Wahrheit mit der wirklichen ganz und gar übereinstimme! Aber freilich ist nach S. 23 die heilige Schrift keineswegs „die wesentliche Niederlage der Lehre des Herrn," sondern die kirchliche Ueberlieferung ist es; und da kann man leicht alles demonstriren, was man will.

Was der Verf. über den zweiten Hauptgegenstand seiner Schrift, die kirchliche Freiheit, für Grundsätze hege, läßt sich aus dem Bisherigen leicht abnehmen. Er versteht nämlich unter kirchlicher Freiheit nichts andres, als gänzliche Unabhängigkeit der Kirchendiener von der Staatsgewalt, so daß diese bei Anstellung jener, bei Bekanntmachung päpstlicher und bischöflicher Verfügungen, wie bei kirchlichen Angelegenheiten über-

Digitized by Google

haupt gar kein vorläufiges Genehmigungsrecht, kein Placet und kein Veto, haben soll (S. 33 und 34). Und dabei beruft er sich auf ein Grundgesetz, welches der Heiland selbst seiner Kirche gegeben haben soll. Dieses Grundgesetz lautet nach S. 55 wörtlich so: „Daß die „Kirche, der Natur der Sache gemäß, in der Ausübung ihrer Gewalt „im Kirchlichen, insbesondere in der Ausübung ihrer gesetzgebenden, „richterlichen und ausführenden Gewalt von jeder andern „Gewalt unabhängig sey." Wo der Heiland dieses Gesetz gegeben habe, sagt der Verf. nicht. Er meint nur, es folge aus dem Ideal einer Kirche, wie es der Heiland doch müsse gedacht haben, um seine (d. h. die katholische — denn sonst gibt es ja keine nach dem Verf., S. 56) Kirche danach zu bilden.

Zuletzt schließt der Verf. mit den Worten: „die Kirche, innigste „Freundin des Staats, will immer alle Staaten seegnen, aber nur „in dem Maaße, in welchem die Staaten jene Form der „Kirche anerkennen, kann ihr Seegen ihnen werden, ein Seegen, „dessen Fülle zu empfangen jedoch nur jene Staaten fähig sind, „wo nicht nur förmlich sondern auch wirklich die Form der Kirche „anerkannt wird, wo Beide, Kirche und Staaten, Hand in Hand „gehen, wo die Kirche Alle, Regenten und Unterthanen, zu ihren „Kindern zählt, Allen mit ihrer Lehre leuchtet, Alle durch ihre „Gnadenmittel kräftiget und heiliget und Alle in heiliger Zucht leitet. „So war es einmal; möcht' es doch recht bald wieder so „werden!!!" Diese drei Ausrufungszeichen sind vom Verf. selbst beigefügt. Man sieht also, wie ernstlich die Sache gemeint ist, wie beharrlich die katholische Kirche ihre Zwecke verfolgt, wie hartnäckig deren Geistlichkeit auf ihren Ansprüchen besteht. Es läßt sich indeß hoffen, daß die rechten Freunde der Kirche und des Staats, daß insonderheit die deutschen, sowohl katholischen als protestantischen, Fürsten und deren Räthe sich durch diese Sirenenstimme, die hin und wieder auch von christlicher Liebe und Gewissensfreiheit spricht und die Protestanten nicht anders als durch „unsre von der Kirche getrennte Brüder" bezeichnet, nicht werden verführen lassen, etwas von ihren wesentlichen Rechten zu vergeben und der Kirchengewalt (wenn hier überhaupt von Gewalt die Rede seyn darf) mehr einzuräumen, als ihr von Gott und Rechts wegen gebürt.

---

4. Friedrich, König von Würtemberg. Nach dem Englischen. Leipzig: F. A. Brockhaus. 1819. 58 S. 8. Preis: 8 Gr. (36 Kr.).

Dieser anziehende Aufsatz befand sich ursprünglich im Edinburgh Review, Febr. 1818. N. 58. Art. IV., wo die Verhandlungen in der Versammlung der Landstände des Königreichs Würtemberg beurtheilt sind und der Beurtheiler ebendaher Gelegenheit nahm, ein strenges, hin und wieder wohl zu strenges, aber im Ganzen doch nicht ungerechtes Todtengericht über den auf dem Titel genannten Fürsten zu halten. Der Herausgeber und Verleger hielt es daher mit Recht für zweckmäßig, jenen Aufsatz in einer deutschen Uebersetzung dem deutschen Publikum mitzutheilen, und zwar zuerst in den Zeitgenossen (H. XIII.), dann in diesem besondern Abdrucke. Da die Zeitgenossen schon früher (H. VII.) das Lebensbild jenes

merkwürdigen Fürsten, von deutscher Hand gezeichnet, unserer Beschauung dargebotrn hatten: so ist es nun um so interessanter und lehrreicher, beide Darstellungen mit einander zu vergleichen. Während der Deutsche die achtungsvolle Bescheidenheit in der Beurtheilung eines vaterländischen Fürsten nicht vergißt und daher selbst den gerechtesten Tadel mit mildernder Schonung ausspricht, nimmt sich der Britte, wie das Sprüchwort sagt, kein Blatt vor's Maul, sondern nennt jedes Ding ohne Scheu bei seinem rechten Namen. Dennoch thut er es, ohne Freude an dem Tadel selbst zu haben. „Ungern" — heißt es S. 13 — „verweilen wir bei königlichen Handlungen, wodurch das „Königthum herabgewürdigt wird. Unter den Uebeln, welche aus dem „jetzigen Zustande der öffentlichen Angelegenheiten entstehn, ist eins „der größten der Schandfleck, den die Könige oder ihre Minister auf „das erhabne Amt des Königthums geworfen haben."

Am bemerkenswerthesten scheint uns dasjenige, was der Britte (S. 53 ff.) über die Schwierigkeiten sagt, in so kleinen Staaten, wie Würtemberg, die Gerechtsame des Volkes gegen willkürliche Eingriffe von Seiten der Vollziehungsgewalt aufrecht zu halten. „Sie" — die kleinen Staaten — „haben nicht die Tiefe des Bodens, welche erfoderlich „ist, den Freiheitsbaum in den Stand zu setzen, daß er tiefe Wurzeln „schlagen und aufwachsen könne, um dem Sturme zu widerstehn, son„dern immer bleibt er ein schwacher Sprößling, der Stützen und Ver„zäunungen bedürfend. Das Volk gebietet nicht hinreichende Achtung, „dem Einflusse des Hofes zu widerstehn, und hat kein Gewicht auf „seiner Seite, wodurch es demselben das Gleichgewicht halten kann. „In der Gesetzgebung haben die Zweige der Aristokratie und des Vol„kes nicht die Stütze, die ihnen in größern Staaten der Gemein„geist, die öffentliche Meinung und vor allen Dingen das „Eigenthum verleiht."

Auch die Definizion ist merkwürdig, welche der Britte von einem Jakobiner (S. 55) gibt. Er meint nämlich, ein Jakobiner sei „derjenige, der auf einmal den ganzen Bereich der erörterungsfähigen „öffentlichen Gesetze überspringt, der jede Verbindlichkeit für nichtig „erklärt, der lügt, so oft es zu seinem Zwecke dient, der keines ein„mal gegebnen Versprechens eingedenk ist, und der diejenigen, die er „durch Täuschung oder Verführung zur Unterwerfung vermocht hat, „durch Gewaltthätigkeit niederdrückt." Nach dieser Definizion subsumirt er denn freilich nicht nur Napoleon, sondern auch den verstorbenen König von Würtemberg unter den Begriff eines Jakobiners. Denn dieser Fürst „hatte beim Regierungsantritte des Herzogthums im Jahre „1790 alle Traktaten und Verträge seiner Vorgänger erneuert und „bestätigt, und sie für fest und unwiderruflich erklärt. Er hatte „seinen getreuen Prälaten und Gemeinen bei seiner fürstlichen „Würde, Ehre und Treue geschworen, sie auf immer in dem „Vollgenusse aller ihrer Freiheiten zu beschützen." Sobald er aber durch Napoleon die sogenannte Souveränität erlangt hatte, war alle fürstliche Würde, Ehre und Treue vergessen; der neue König vernichtete mit einem Federzuge alles, was der alte Herzog feierlich beschworen hatte. — Am Ende macht der Britte noch darauf aufmerksam, wie sehr solche Gewaltstreiche den Gemeingeist verdorben, wie sehr sie die alten Gefühle der Achtung, der Anhänglichkeit und der Gesetzlichkeit in den Gemüthern der Völker gedämpft, wo nicht vernichtet haben. Mögen seine Worte in dieser Hinsicht nicht vergeblich gesprochen seyn! Es ist noch Zeit, jene Gefühle wieder zu erwecken, das

Digitized by Google

verlorne Vertrauen wieder herzustellen, aber nicht durch neue Gewaltstreiche, sondern einzig durch redliche und baldige Erfüllung des Versprechens repräsentativer Verfassungen, aber *echter*, damit nicht „die „ganze Nazionalrepräsentazion ein *bloßes Gespött* und eine *Täu-* „*schung* werde.“ (S. 49). Denn die Völker sind zu klug geworden, um sich jetzt noch so versporten und täuschen zu lassen.

---

5. Leben und Schicksale Emanuel August Dieudonné's Grafen von Las Casas, Begleiter Napoleon's nach der Insel St. Helena u. s. w. Leipzig: F. A. Brockhaus. 1818. 120 S. 8. (Preis: 20 Gr.)

Eine interessante Biographie, mehr noch in psychologischer als historischer Hinsicht, und daher eines besondern Abdruckes aus dem 12. Hefte der Zeitgenossen werth. Zwar enthält sie auch in geschichtlicher Beziehung manches Denkwürdige, bisher nicht oder weniger Bekannte, was die Persönlichkeit des Grafen betrift, der, aus einem alten und berühmten Geschlecht entsprossen, unter der königlichen Regierung als Seeoffizier mit Auszeichnung diente, beim Ausbruche der Revoluzion als eifriger Anhänger der Bourbons auswanderte, im Korps der Ausgewanderten tapfer mitfocht, nach Auflösung desselben in England durch Unterricht und Schriftstellerei sein Leben kümmerlich fristete, nach Herstellung der Ordnung in Frankreich unter Napoleon theils als Kammerherr, theils als Requetenmeister im Staatsrathe bei der Marinesekzion, theils in außerordentlichen Missionen diente, dann, als Napoleon fiel, freiwillig mit demselben ins Exil nach Helena ging und, von dort wegen seiner treuen Anhänglichkeit an seinen Herrn mit Gewalt weggerissen, anfangs nach dem Kap, dann nach London, zuletzt nach Deutschland unter mannichfaltigen Leiden und Mishandlungen transportirt wurde, bis er endlich hier eine bleibende Ruhestätte fand. Allein noch bedeutender dünkt uns das psychologische Interesse dieser Biographie. Sie ist ein so treues Gemälde des Mannes, dessen Leben sie beschreibt, daß man den Mann gleichsam durch und durch sieht: und wer auch der Verf. sei, nur ein mit Las Casas Vertrauter — wenn nicht er selbst — konnte so über ihn schreiben. Hiezu kommen manche treffende und geistreiche Bemerkungen über Sachen und Personen, welche die Lesung noch anziehender machen. Wir heben nur ein Paar aus. S. 13 heißt es vom Ausbruche der französischen Revoluzion: „Das Uebel der geselligen Verhältnisse in „Frankreich lag damal hauptsächlich darin, daß es dort kein Vaterland „mehr gab, sondern nur Klassen und Stände; man hatte keine Idee „von öffentlichen Rechten und öffentlichem Wohle; nur Vorurtheile und „Privilegien herrschten. Auch war die Revoluzion kein Aufstand der Unterthanen gegen ihren Fürsten, kein eigentlicher Volksaufstand, sondern „vielmehr nur eine Insurrekzion der Vasallen gegen ihre Lehnsherren „und deren Oberhaupt, eine Empörung der Gleichheit gegen die Privilegien, ein Widerstand dem ähnlich, welchen die Gallier einst den Franken leisteten.“ Von den französischen Ausgewanderten in Deutschland heißt es auf der gleich folgenden Seite: „Schwerlich wird man sich „jetzt noch eine richtige Idee bilden können von der Leichtgläubigkeit, „der Verblendung und Unbedachtsamkeit der jungen ausgewanderten Fran„zosen. Immer hielten sie sich für *zahlreich*, um, wie sie es

Digitized by Google

„nannten, einen empörten Pöbel wieder zur Ruhe zu bringen; und „nur ungern, ja selbst eifersüchtig, sahen sie jeden neuen Ankömmling „an. Uebrigens verstrichen ihnen die Tage unter Festen und Ver„gnügungen, zugleich aber unter lauten Klagen über diejenigen, die „ihre Ungeduld zu zügeln sich bemühten, welche doch den Abgrund grub, „der sie bald verschlingen sollte. Koblenz bildete damal den Sitz einer „höchst glänzenden Versammlung; hier stand Frankreichs erster und zwei„ter Heerbann; hier war der Vereinigungspunkt aller Eleganz und „Liebenswürdigkeit von Paris. In Las Casas Leben war dieß die „Epoche, wo er am meisten die große Welt gesehen und die Annehmlich„keiten der Gesellschaft genossen hat; ihm war der Zutritt offen zu den „Zirkeln der Gräfin Balby, und sein Name stand selbst auf der klei„nen Liste der Gräfin Palastron. In diesen Gesellschaften traf alles „zusammen, was auf guten Geschmack, Gunst und Welton Anspruch „machen konnte. Die Memoiren der Zeitgeschichte werden gewiß einst „dieser zwei Damen Erwähnung thun, von welchen die eine geistreich, „liebenswürdig, belebt und glanzsüchtig, die andere hingegen sanft, be„scheiden, zurückgezogen und still war, von welchen beiden zugleich aber „die französischen Prinzen beherrscht wurden."

Das Interesse dieser Biographie wird indeß noch erhöht durch die derselben beigefügten Aktenstücke. Das erste ist ein Schreiben oder Bericht von Las Casas an Lucian Bonaparte über die Reise, den Aufenthalt, die Lebensweise und die Behandlung Napoleon's auf St. Helena. Las Casas hatte dieß Schreiben einem seiner Bedienten anvertraut, der von Helena nach Europa zurückkehrte. Es fiel in die Hände des brittischen Gouverneurs und veranlaßte denselben, Las Casas von Helena fortzuschicken. Dieser hatte jedoch eine Abschrift davon behalten, aus welcher es hier ins Deutsche übersetzt und zum ersten Male gedruckt erscheint. Dieß erzählt der Einsender des Sendschreibens in einem besondern Vorworte, und ebenderselbe sagt S. 48: „Der „Uebersetzer" — wahrscheinlich Eine Person mit dem Einsender und dem Biographen — „hatte den Vortheil, unter den Augen des Verfassers „die Arbeit zu vollenden." Auch versichert er S. 56, daß das bekannte Manuscript von St. Helena, über dessen Echtheit so viel gestritten worden, „aller Authentizität ermangele und in Eu„ropa verfaßt ward." Gleichwohl erklärte man die, welche dieß gleich anfangs behaupteten, für unkritische Seelen, und führte eine Menge von Gründen der höhern Kritik an, welche das Gegentheil beweisen sollten. So ein luftiges Ding ist diese höhere Kritik, wenn sie bloß aus Inhalt und Form einer Schrift deren Echtheit darthun will! Da Las Casas auch mündlich jenes Manuscript für untergeschoben erklärt hat, so ist der Streit darüber wohl als beigelegt anzusehn. Ueber die Echtheit des vorliegenden Aktenstückes aber kann kein Streit entstehen, da es nicht nur nichts enthält, was der angenommenen Echtheit widerspräche, sondern auch unter solchen äußern Umständen erscheint, welche insgesammt dessen Echtheit verbürgen. Auch hat weder Las Casas selbst, der bekanntlich jetzt in Deutschland lebt, noch irgend Einer seiner Freunde widersprochen. Der Einsender und Bevorworter des Sendschreibens gesteht jedoch, daß die Abschrift, aus welcher die Uebersezung gemacht worden, in einigen Kleinigkeiten und Nebensachen von dem Originale, welches sich in den Händen der brittischen Regierung befindet, abweichen könnte. Möchte doch die brittische Regierung jetzt, wo kein Grund zur Verheimlichung mehr vorhanden, das Original selbst bekannt machen! Sie wird freilich darin der Ungerechtigkeit, Härte und

Digitized by Google

Grausamkeit gegen Napoleon angeklagt; und so mag ihr Benehmen einem enthusiastischen Verehrer und treuen Diener Napoleon's wohl erscheinen. Allein im Ganzen läßt sich ihr Benehmen wohl rechtfertigen, und gewiß ist Napoleon selbst durch seinen Eigensinn und sein hartnäckiges Sich-nicht-fügen-wollen in ein Schicksal, das in Vergleich mit dem, was er vielen Andern bereitet hat, noch immer sehr leidlich ist, Schuld an den Kränkungen, die ihm in Helena widerfahren mögen. Fühlt er sich ja doch schon dadurch gekränkt, daß man ihn nicht Kaiser, sondern nur General nennt, ungeachtet die brittische Regierung ihn nie als Kaiser anerkannt hat, und daß er nicht ohne Begleitung eines brittischen Offiziers auf der Insel herumreiten darf, ungeachtet er es schon als eine hohe Gunst betrachten sollte, daß man ihm unter dieser Bedingung das Herumreiten gestattet. Tausend Gefangene würden sich glücklich wegen einer solchen Vergünstigung schätzen. Aber nicht einmal als ein Gefangener will er angesehn und behandelt sein, weil er sich den Engländern freiwillig ergeben habe. Welche Logik! Und wo war denn der freie Wille, da er Heer und Reich zum zweiten Male verloren hatte und aus dem Hafen von Rochefort gar nicht entfliehen konnte, ohne den überall auflauernden brittischen Kreuzern in die Hände zu fallen? „Alle Pässe" — sagt Las Casas selbst S. 59 — „zeigten sich verrennt, bewacht, verschlossen." Aber so ist der Mensch. Mag er tausendmal Recht und Billigkeit mit Füßen getreten haben; er beruft sich doch darauf, wenn er glaubt, daß er Unrecht oder Unbill leide! Wenn also Las Casas in Bezug auf Napoleon's Wegführung nach Helena S. 66 ausruft: „Welch ein hinterlistiger, heimtückischer Streich? „— Wo ist denn das Völkerrecht, die öffentliche Moral?" — so dürfte man ihn mit Recht fragen, warum denn sein Herr an das Völkerrecht und die öffentliche Moral nicht gedacht habe, als er den Herzog von Enghien auf fremden Gebiete heimtückisch überfallen, nach einer französischen Festung schleppen und daselbst todt schießen ließ, als er Spanien überfiel und dessen Könige, Vater und Sohn, hinterlistig in seine Schlingen zog, um sie beide vom Thron ihrer Väter zu stoßen, und den, von welchem am meisten zu fürchten war, mit sammt seinen Brüdern als Staatsgefangene in ein abgelegenes Schloß zu sperren? ꝛc. ꝛc.

Das zweite Aktenstück ist ein Schreiben des Grafen Las Casas (oder, wie er nun auf einmal heißt, Las Cases) an den Lord Bathurst in Bezug auf die persönlichen Leiden des Ersteren seit seiner Entfernung von St. Helena. Nach diesem Schreiben scheint es allerdings, als sei dem Grafen von Seiten der brittischen Regierung zu viel geschehn. Wie groß auch die Anhänglichkeit desselben an Napoleon war, so konnte sie doch nie für ein strafwürdiges Verbrechen gelten. Im Gegentheil ist Treue des Dieners gegen seinen Herrn immer etwas Achtungswerthes. War es politisch nothwendig, auch diesen Anhänger von Napoleon zu entfernen, weil sein Eifer ihn Mittel und Wege zu einer geheimen Korrespondenz nach Europa hatte finden lassen, so war es doch nicht nothwendig, ihn persönlich zu mishandeln, seines Eigenthums zu berauben, seinem von Krankheit angegriffenen Körper nicht einmal einige Ruhe zu gönnen. Dieß wird denen, welche solche Maaßregeln befohlen, genehmigen oder vollziehen konnten, bei allen rechtlichen und billigen Männern immer zur Unehre gereichen, wie man auch sonst über Napoleon und seinen Freund Las Casas denken möge. Wir unsers Orts halten den Letzten für einen gutmüthigen und edlen Menschen, den, wie viele Andre, die Waffenthaten des Ersten dergestalt geblendet haben, daß er in ihm nur den Helden, den Beförderer des Ruhms von

Digitized by Google

Frankreich, erblickt und den Sturz deſſelben bloß aus unglücklichen Zufällen und treuloſen Verräthereien begreiflich findet. Dieß iſt ein Irrthum, aber ein ſehr verzeihlicher. Wenigſtens ſehen wir keinen vernünftigen Grund ab, warum man ihn deshalb noch jetzt verfolgen ſollte, da ſeine Anhänglichkeit an Napoleon nichts mehr ſchaden kann und die Furcht vor Napoleon jetzt wohl überhaupt mit der Geſpenſterfurcht auf einer Linie ſtehen dürfte. — Mit dieſem zweiten Aktenſtücke ſteht in gewiſſer Hinſicht folgende Schrift in Verbindung:

6. Projet de pétition au parlement d' Angleterre. Par le Comte de las Cases. (Auch deutſch, ſo daß die Ueberſetzung der Urſchrift Blatt vor Blatt gegenüber ſteht.) Stuttgart, in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. 1818. 51 S. 8. (Preis: 6 Gr.)

Der Verfaſſer wendet ſich hier unmittelbar an die Vertreter des engliſchen Volks, um denſelben die Lage und die Leiden des Gefangenen auf St. Helena zu ſchildern, damit ſie, wo nicht gänzliche Aufhebung, ſo doch möglichſte Milderung dieſer leidenvollen Lage beſchließen möchten. Er gibt ſich das Anſehn, als wenn er dieß ohne Wiſſen und Willen des Gefangenen thue; ja er meint, dieſer könnte bei ſeinem Stolze wohl gar es übelnehmen, daß ſein Diener ſich mit Klagen an das engliſche Volk wende, da es ſeinem Range gezieme, ſich nur an Gott zu wenden. Indeß ſieht wohl jeder, daß dieß eine bloße Wendung iſt, die der Verf. nehmen zu müſſen glaubte, weil er des Erfolgs ſeiner Bittſchrift nicht gewiß war. Auch hier kommt wieder die lächerliche Behauptung vor, daß Napoleon mit hochherzigem Vertrauen freiwillig und aus eigner Wahl zu den Engländern gekommen ſei, um in ihrer Mitte unter dem Schutze ihrer Geſetze zu wohnen. Warum that aber dieß Napoleon erſt nach der letzten Kataſtrophe und nachdem ihm die Flucht nach Amerika von allen Seiten verſperrt war? Solche handgreifliche Unwahrheiten gleich im Anfange der Bittſchrift ſind nicht geeignet, Zutrauen zur Wahrheitsliebe des Verf. in der Schilderung der ſchrecklichen Leiden und Bedrückungen, welche Napoleon in ſeiner Gefangenſchaft zu erdulden habe, zu erwecken. Und darum wohl iſt auch dieſe Bittſchrift ſo erfolglos geblieben. Doch enthält ſie einige intereſſante Neuigkeiten, nämlich 1. daß die Inſel St. Helena kein chriſtliches Land iſt und daß Napoleon ebendarum lieber in England oder in Nordamerika leben möchte (S. 22); — 2. daß Napoleon der Gottheit ähnlich iſt, denn er hat, wie ſie, die Schöpfung aus dem Chaos hervorgehn laſſen, nur Großes und Gutes gethan, indem alles Uebel ſeiner Zeit „malgré sa toute-puissance" bloß von der Zeit und dem Schickſale herrührte (S. 32); — 3. daß Napoleon auf dem Felſen von St. Helena noch viel verehrungswürdiger iſt, als er es war, da er an der Spitze von 600,000 Soldaten Geſetze gab (S. 36). Der letzte Umſtand iſt dem Zwecke der Bittſchrift freilich nicht günſtig. Denn da Napoleon ſo ſehr nach Verehrung ſtrebte, ſo können dermalen die Engländer nichts beſſeres für ihn thun, als ihn auf jenem Felſen, wo er noch viel verehrungswürdiger als ehedem iſt, ſitzen laſſen.

Digitized by Google

7. Joh. Winckelmann's letzte Lebenswoche. Ein Beitrag zu dessen Biographie. Aus den gerichtlichen Originalakten des Kriminalprozesses seines Mörders Arcangeli herausgegeben von D. Dom. v. Rosetti, mit einer Vorrede vom Hofrath Böttiger, und einem Fac-simile Winckelmann's. Dresden, in der Walther'schen Hochbuchhandlung. 1818. XVIII u. 70 S. 8. (Preis: 10 Gr.)

Von bedeutenden Personen sind auch kleinere Lebensumstände bedeutend, besonders wenn sie mit größern zusammenhangen und daher auf den Charakter der Personen selbst mehr Licht werfen. Von dieser Art sind die hier erzählten Lebensumstände Winckelmann's, welche das tragische Ende des Unvergeßlichen herbeiführten. Der Erzähler ist dabei mit einer Ausführlichkeit und Genauigkeit zu Werke gegangen, welche, da er aus den besten Quellen schöpfte, zugleich seine historische Treue verbürgt und daher um so verdienstlicher ist. Man sieht gleichsam vor Augen, wie der gutmüthige, nicht mistrauende Deutsche von einem listigen Italiener, dem er die Unvorsichtigkeit hat einige seiner Kostbarkeiten zu zeigen und von seinen bedeutenden Verbindungen etwas zu sagen, so lange beschlichen und umstrickt wird, bis der Gauner Gelegenheit findet, Winckelmannen auf seiner Stube in einem öffentlichen Gasthause zu Triest am hellen Tage eine Schlinge über den Kopf zu werfen und, da er ihn nicht sogleich erdrosseln kann, mit einem Dolche sieben zum Theil tödtliche Wunden zu versetzen.

Es sind vornehmlich zwei Punkte, welche, wie auch Hr. Hofr. Böttiger in der sehr lehrreichen Vorrede bemerkt, durch diesen neuesten Bericht von Winckelmann's Tode berichtigt werden, da sie bisher fast in allen Erzählungen davon entstellt worden. Der erste betrift Winckelmann's Verhältniß zu seinem Mörder. Es erhellet aus vorliegendem Berichte, daß Winckelmann vor seiner Ankunft in Triest in gar keiner Verbindung mit demselben gestanden, sondern erst in dem Gasthause zu Triest, wo beide zufällig abgestiegen waren und neben einander wohnten, dessen Bekanntschaft gemacht hat. Daß W. ihm zu leicht trauete, ist wohl nicht ganz zu leugnen, aber aus den angeführten Umständen wohl erklärlich, und kaum als Selbstverschuldung anzurechnen. Der zweite Punkt betrift die Persönlichkeit dessen, welcher den Bösewicht an der Vollziehung des Raubmordes hinderte. Es war nicht ein Kind, welches an die Thüre des Zimmers, worin die That geschahe, zufällig klopfte, sondern ein Aufwärter des Gasthauses, der auf den Lärmen herbeilief und die Thüre öffnete, aber beim Anblicke der Mordszene die Besonnenheit dergestalt verlor, daß er nicht nur den Mörder entwischen ließ, sondern auch dem halberdroffelten W. nicht einmal die Schlinge vom Halse löste. (Merkwürdig ist auch der Umstand, daß der Mörder beim Verhöre sich damit entschuldigte, er habe geglaubt, W. sei entweder ein Lutheraner oder ein Jude oder ein Spion! Und dieser Mensch hielt sich zu derselben Kirche, zu welcher W. übergetreten war. Wäre das Verhältniß umgekehrt gewesen, was für gehässige Konsequenzen würden gewisse Leute daraus gezogen haben!)

Nur Ein Punkt findet auch hier keine Erledigung. Der Verf. sagt nämlich S. 54: „Die Frage, ob es wahr sei, daß W. dem Ar„cangeli anvertraut oder vorgegeben habe, er sei, um der Kaiserin eine „nützliche Entdeckung zu machen, nach Wien gesendet worden, bleibt

„nach den mir vorliegenden Akten noch immer unentschieden, so sehr „man immer gute Gründe zu deren Verneinung haben mag.“ Gleichwohl sagt der Verf., daß der Mörder, nachdem er alles gestanden und auch seine frühern lügenhaften Aussagen zurückgenommen, dennoch beharrlich bei jener geblieben sei, und daß sich vielleicht W.'s schneller und sonst unbegreiflicher Entschluß, seine Weiterreise in Wien aufzugeben und eiligst nach Rom zurückzukehren, aus dessen angeblicher Sendung nach Wien erklären lasse. Hrn. Böttiger's in der Vorrede (S. VIII) geäußerte Vermuthung, „daß W. der zudringlichen Neu„gierde eines Menschen, dessen Gemeinheit ihm nicht verborgen bleiben „konnte, dadurch auswich, daß er eine geheime Ursache der vertrauten „Besprechung mit der Kaiserin Maria Theresia und den Großen ihres „Hofes vorwendete,“ will uns doch nicht recht einleuchten. Denn einestheils mußte dadurch die Neugierde jenes Menschen nur noch reger und zudringlicher werden; anderntheils aber scheint Winckelmann überhaupt, wie auch aus andern Lebensumständen desselben hervorgeht, mehr Antiken- als Menschenkenntniß gehabt und daher auch die Gemeinheit jenes Menschen nicht durchschaut zu haben. Denn daß er sich mit ihm in eine gewisse Vertraulichkeit einließ, geht doch aus dem aktenmäßigen Berichte unbezweifelt hervor, indem W. während seines achttägigen Aufenthalts in Triest täglich mit ihm ins Kaffeehaus ging und beide wechselseitig für einander bezahlten, ihn auf seiner Stube nicht nur duldete, sondern auch die von Wien mitgebrachten Schaumünzen und Papiere sehen ließ, ihn selbst auf dessen Stube besuchte und mit ihm dort das gewöhnliche Abendbrod genoß, von ihm eine Menge kleiner Gefälligkeiten und Dienste annahm, ja ihn sogar zu sich nach Rom einlud, mit dem Versprechen, wenn er nach Rom käme, ihm den Pallast seines Gönners, des Kardinals Albani zu zeigen, „und ihm überhaupt zu beweisen, wer er eigent„lich und wie allgemein gekannt und geschätzt er dort sei“ (S. 15—26). Dankbarkeit für erzeigte Gefälligkeiten, eine gewisse natürliche Zutraulichkeit, so wie eine kleine leicht verzeihliche Eitelkeit scheinen also den unglücklichen W. ins Verderben gestürzt zu haben. Uebrigens aber stimmen wir dem Vorredner in dem Wunsche von Herzen bei, daß doch bald eine vollständige Sammlung von W.'s Briefen, und zwar ohne engherzige Weglassung anstößig scheinender Stellen, veranstaltet werden möchte, weil gerade diese Briefe das hellste Licht auf dessen Charakter werfen. Auch der im beigefügten Fac-simile mitgetheilte Brief ist in dieser Hinsicht merkwürdig. W. spricht darin auch seinen Unwillen über Klotz und Lessing aus und nennt diesen einen jungen Bärenführer, was er doch nicht war. Später aber lernte W. den Verfasser des Laokoon besser würdigen und bat ihm das zugefügte Unrecht gleichsam wieder ab. Gediegene Männer müssen einander hochschätzen, wenn sie auch sonst verschiedner Meinung sind.

---

8. Seltsame Leiden eines Theater-Directors. Aus mündlicher Tradition mitgetheilt vom Verfasser der Fantasiestücke in Callot's Manier. (Hoffmann.) Berlin 1819. In der Maurer'schen Buchhandlung. 250 S. kl. 8. (Preis: 1 Thlr. 8 Gr.)

Das ganze Buch enthält ein einziges, von niemand unterbrochenes Gespräch zwischen dem Theaterdirector in einer freien Reichsstadt und

Digitized by Google

einem Ex-Theaterdirector, der als Puppenspieler reist. Sie werden, nach der Farbe ihrer Kleider, jener der Graue, dieser der Braune genannt. Der Graue kommt, in dem Gasthofe, wo der Braune wohnt, zu frühstücken. Er ist voll Aergers über die Histrionen-Tracasserieen, welche ihm eben die Aufführung einer neuen Hundeoper vereitelt haben, und so entspinnt sich dieses 16. Bogen lange Gespräch, in welchem der Graue seine Directorial-Leiden beschreibt, und der Braune ihm seine Erfahrungen sammt einigem guten Rathe mittheilt.

Jene Leiden, obwohl sie auf dem Titel seltsam genannt werden, sind höchst alltäglich, und können schwerlich etwas Anderes seyn, da der Graue selbst nichts Anderes ist: ein Mensch, der nicht Verstand, nicht Menschenkenntniß und nicht kaltes Blut genug besitzt, in dem Treiben gemeiner Histrionen-Leidenschaften und ihrer Wechselwirkung mit einem bunten Publikum einen künstlerischen Zweck in möglichster Vereinigung mit dem Vortheile der Kasse zu verfolgen. Die Erfahrungen des klügeren Braunen sind größten Theils nahe liegende Hausmittel gegen Schauspielerumtriebe, und der gute Rath, den er ertheilt, besteht, soviel die gegenwärtige Verlegenheit des Grauen betrift, darin, den Tyrannenspieler, welcher sie verursacht hat, ohne Rücksicht auf das ihn protegirende Publikum, zu entlassen, und statt der (nach der Beschreibung sehr elenden) Hundeoper die Zuschauer mit etwas Besserem zu unterhalten. Das erste Drittheil der Schrift liest man nicht ungern; die Gemüthsbewegung des Grauen spannt die Erwartung, und die Begebnisse, welche die Aufführung der Oper hinderten, reizen zum Lachen, wenn ihnen auch das echte Gepräge des Komischen abgehen möchte. Gegen die Mitte wird das Gespräch hauptsächlich dadurch langweilig, daß der Braune Shakespear's hundertfältig ausgesprochenes Lob wiederholt; gegen die rhetorische Tendenz der neueren dramatischen Dichtkunst, besonders gegen das Lyrische und Erzählende, declamirt; den realistischen Ansprüchen einer phantasielahmen Sinnlichkeit auf das Physische der Schauspieler und Schauspielerinnen das Wort redet, und überhaupt sich als einen Mann ohne Geschmack zeigt, insofern es wahr ist, was Lessing sagt, daß derjenige, der einen einseitigen Geschmack besitzt, eigentlich gar keinen hat. Shakespeare, und in katholischen Ländern, von katholischen Schauspielern dargestellt, Calderon — das sind die Pole, um welche seine Hoffnung für das Heil der Bühne fast ausschließlich treibt. Wider die Größe dieser beiden Dichter ist nichts zu sagen; aber die Bühne bedeutet nach Schiller die Welt, die Erdenwelt; und die Erde muß um mehr als Eine Axe sich bewegen, wenn ihre Bewohner mit der Abwechselung ihrer Jahreszeiten und Tageslängen vergnüget und in froher Lebensthätigkeit erhalten werden sollen. Ueberhaupt mag der Braune ein ganz leidlicher Director für eine reisende Truppe gewesen seyn; aber von der dramatischen Dichtkunst hat er höchst beschränkte Ansichten. Ja er scheint sogar wichtiges nicht einmal gelesen, oder doch sehr flüchtig gelesen zu haben. Hätt' er nur Calderon's: das Leben ein Traum, der Maler seiner Schande, die Tochter der Luft u. s. w. studirt; so würd' er für die Darstellung dieses Dichters nicht Katholicismus der Schauspieler und des Publikums fodern. Wäre ihm (der doch S. 152 Kotzebue's Gurli eine fratzenhafte Parodie von Shakespeare's Miranda nennt) die erzählende Exposition des Prospero im Sturm eingefallen; so würd' er seinen groben Realismus, der alles sehen will, nicht so sicher auf Shakespeare gebaut, und neben ihm die Beispiele der Griechen vom Gegentheil, und die sie nachahmenden französischen Tragi-

Digitized by Google

ker nicht so ganz unbeachtet gelassen haben. Es scheint fast, daß er sie gar nicht kennt.

Der Schluß des Buches wird wiederum anziehender, theils durch des Grauen Beschreibung des Marterkämmerleins, in welchem ihn die Dichter mit ihren mancherlei Ansprüchen quälen; theils durch die Art, wie ihn der Braune mit dem Plan einer Tragikomödie nach einem von Gozzi's Mährchen zu der endlichen Entdeckung führt, daß seine, des Braunen, friedliche und docile Künstlergesellschaft aus Marionetten bestehe. Freilich kein neuer Einfall, auch etwas zu lang ausgesponnen; aber doch ungleich belustigender, als die Gemeinheiten der lebendigen Komödianten, welche den Hauptgegenstand der Schrift ausmachen. Die dialogische Form übrigens ist nichts weniger als geistreich gebraucht; an vielen Stellen trennen nur leere Phrasen des Einen den Vortrag des Andern, und selten trift man eine lebhafte Reibung einander entzündender Gedanken an.

Unter diesen Umständen kann die Schrift der Theaterkunst-Praxis wenig Nutzen, und dem Leser, welcher nicht Theaterdirector ist, nur eine sehr mangelhafte Unterhaltung gewähren. Wie ganz anders lassen Göthe (in Wilhelm Meister), Iffland (im Leben eines Soufleurs) und beiläufig manche ungenannte humoristische Theaterkritiker uns in das Innere der Breterwelt schauen! Das Buch ist eine flüchtige Arbeit ohne festen Plan, ohne klar erkannten didaktischen Zweck, und der Anzeige desselben im Hermes gebührt höchstens unter der Rubrik der Flugschriften eine Stelle; zumal da nicht wohl zu verkennen ist, daß zum großen Theil wirkliche Vorfälle und Personen des Verf. satyrischen Humor aufgeregt haben. Nicht überall ist das Bestreben gelungen, durch Hyperbel und Caricatur die Lokalphysiognomieen unkenntlich, und das Besondere zum reinen, ästhetischen Exponenten des Allgemeinen zu machen. Dieser persönliche Ursprung erklärt zugleich den Umstand, daß der Verf. ein Hauptleiden, welchem Theaterdirectoren (selbst klügere, als der Graue) unterworfen sind, ganz unberührt gelassen hat, nämlich: die Plackereien der bald übergelehrten, bald phantastischen Halbkenner, welche nach Einfluß auf den Gang der Theaterdinge ihres Wohnortes ringen.

---

9. La campagne de 1815, ou relation des opérations militaires qui ont eu lieu en France et en Belgique, pendant les cent jours; écrite à St. Hèlene, par le Général Gourgaud. Londres, 1818. gr. 8. 129 S. Text, nebst einem Anhange (im Ganzen 208 S.) und einer Karte.

Dieses kürzlich zu London in französischer Sprache herausgekommene Werk, das der General Gourgaud auf St. Helena geschrieben haben will, aber der Sage nach der Feder Napoleon's entflossen seyn soll, hat gewissermaßen Epoche gemacht, wenn anders die Repugnanz, mit welcher der sachkundige Leser es aus der Hand legen wird, so genannt zu werden verdient. Ein Unternehmen, vor den Augen der noch lebenden Zeitgenossen, mit einem halb fein, halb plump verflochtenen Gewebe von groben und kleinen Lügen, entstellten, verzerrten, falsch ausgelegten und zum eigenen Vortheile gedeuteten Thatsachen aufzutreten,

Digitized by Google

und der Mitwelt gewaltsam Sand in die Augen streuen zu wollen, erinnert an die Verfasser der ehemaligen französischen Bülletins, das 29ste ausgeschlossen.

Wenn der Verf. die Absicht gehabt hat, sich durch seine Schrift einen Namen zu machen, so hat er diese zwar erreicht, denn sein Name läuft allerdings von Mund zu Mund; auf welche Art aber dies geschieht, ist eine andre Frage. — Die erste Auflage des Werkes ist schnell vergriffen worden; doch dieser Umstand spricht eben so wenig für seinen inneren Gehalt, als für den der ehemaligen Feuerbrände, die auch stark gelesen wurden, bis sie geworden sind, was sie zu seyn verdienten: Makulatur.

Das Gourgaud'sche Werk ist in Berlin (bei Reimer) nachgedruckt und mit durchgängig richtigen und sehr treffenden Noten von einem deutschen Offizier begleitet worden. Die letztern sind ebenfalls in französischer Sprache geschrieben. Wir werden Gelegenheit finden, ihrer hin und wieder zu erwähnen.

Der General Gourgaud fängt seine Vorrede mit der Notiz an, daß Napoleon ihm seine Meinung über den Feldzug von 1815 mitzutheilen gewürdigt, und dieser günstige Umstand das Niederschreiben seiner Erzählungen veranlaßt habe.

Schon nach den ersten Zeilen zeigt er sich in seiner wahren Gestalt als ein zur ehemaligen großen Armee gehöriger Autor, d. h. er wird Napoleon's Panegyriker und giebt seinem Gemälde Unwahrheiten zur Folie. „Daß Napoleon seine Feinde in ihren Kantonirungen überfallen und sie gezwungen habe, sich einzeln zu schlagen," verdient nach gerade ein Ammenmährchen genannt zu werden; wenn aber General G. dies ebenfalls behauptet und überdies: „daß Alles französischer Seits auf das beste berechnet worden war," so ist es in der That zu verwundern, warum diese Vortheile ihrerseits nicht besser benutzt wurden. General G. zieht sich sehr klüglich aus der Sache, schiebt das Schicksal vor den Riß, und endigt seine Vorrede mit dem tragischen Ausrufe: „Oh! Napoleon, warum hast du bei Waterloo nicht deinen Tod gefunden!" —

Es dürfte schwierig seyn, den General G. weitläufig zu kommentiren, oder ihn förmlich zu widerlegen, was überdies beides sich schwerlich der Mühe lohnen würde; wir begnügen uns, den Leser, der ein Interesse an dem Feldzuge von 1815 nimmt und nicht Gelegenheit hat, das Werk des General G. zu lesen, in den Stand zu setzen, diesen famosen Autor näher, als vom Hörensagen, kennen zu lernen.

Das erste Kapitel spricht von der Lage der gegen Frankreich verbundenen Heere. „Vom Monat Mai an (heißt es) setzten sich die Verbündeten gegen die französischen Grenzen in Bewegung. Während dieser Zeit waren die englischen und preußischen Heere, die in Belgien geblieben waren, in unaufhörlicher Unruhe. Sie fürchteten jeden Augenblick angegriffen zu werden und waren nicht im Stande sich in diesem Lande zu halten. Wellington von Wien und Blücher von Berlin rannten in aller Eil nach Brüssel." — Man möchte hier fragen, wen die Preußen und Engländer im Monat Mai hätten fürchten sollen, da sie Tag für Tag Nachricht hatten von dem, was in Frankreich vorging, und genau wußten, daß ihnen nichts als eine schwache Vorpostenkette entgegenstand. Ungefähr dasselbe sagt die erste Note des Kommentators, auch ist die darin enthaltene Angabe allerdings wahr, daß man anfänglich die Idee hatte, sich bei Tirlemont zusammenzuziehn. Ob dies jedoch deshalb projektirt war, „um sich auf einem Terrain zu befinden, das die Verfolgung einer siegreichen Armee begünstigte," lassen wir dahin ge-

Digitized by Google

stellt seyn. Glaube an den Sieg scheint allerdings bei den Verbündeten vorherrschend, und jeder Gedanke an die Möglichkeit eines Echecs nicht vorhanden gewesen zu seyn; wie sollte man sich sonst so manches Unterlassen nicht unwichtiger Vorkehrungen, und namentlich den Umstand erklären, daß das Kastell von Namur ganz und gar unbeachtet geblieben ist, wovon in der Folge mehr gesprochen werden soll.

Das Anzahlverhältniß der gegenseitigen Heere ist durch das ganze Werk hindurch auf gut französisch angegeben, d. h. bei den Verbündeten pomphaft groß, und bei den Franzosen bescheiden klein. Dies mag ein für allemal hiermit angezeigt werden. Nach Abzug aller Garnisonen ꝛc. sollen zu Anfang Juni Engländer und Preußen 200tausend Streiter gezählt haben, bei Ausbruch der Feindseligkeiten aber 222,500. (!)

Die andere Angabe Gourgaud's, daß im Laufe des Juli Frankreich durch 600tausend Feinde bedroht war, berichtigt die zweite Note dahin, daß diese Summe sich auf 912tausend belief, nämlich:

300tausend		Oesterreicher,
200	—	Russen,
200	—	Preußen,
70	—	Engländer und Holländer,
40	—	Baiern,
25	—	Würtemberger,
12	—	Badener,
40	—	Reichstruppen,
15	—	Sardinier,
10	—	Dänen.

Das zweite Kapitel, unter dem Titel: „Lage der französischen Armeen im April, Mai und Juni, und Vertheidigungsvorbereitungen," ist vielleicht das Interessanteste im ganzen Buche, weil es über die Zurüstungen in Frankreich manche bis dahin noch nicht so umfassend gekannte Aufschlüsse giebt, und uns wenigstens einen Blick in dasjenige thun läßt, was Napoleon zur Vertheidigung des Innern dekretirt hatte, oder was Gen. G. vielleicht wünscht, daß Frankreich thun möchte, wenn es sich wieder in einem ähnlichen Falle befinden sollte. Wir geben von diesem Kapitel einige der interessantesten Stellen im Auszuge.

Der Kaiser Napoleon war am 20. März zu Paris angekommen, allein erst zu Anfange Mais war Frankreich beruhigt, und ganz dem kaiserlichen Gouvernement unterworfen. Es zählte 105 Infanterie-Regimenter (nach der 3ten Note 2 Garde-Regimenter und später 4 Kavalerie-Regimenter der Garde zu wenig), die meisten zu 2 Bataillonen, im Ganzen 80tausend streitfähige Mannen. Artillerie, Train und Genie in hinreichender Anzahl, ein vollständiges Material, aber nur wenig Zugpferde. An Flinten befanden sich 150tausend neu in den Magazinen, außer denen in den Händen der Truppen und Nationalgarden. Die Reiterei war im schlechtesten Zustande, es fehlte an Sattelzeug und Pferden. Im Ganzen war sie bis 17tausend Pferde stark. — Die Bekleidung war sehr mangelhaft, in den Magazinen befand sich nicht eine Elle Tuch. Desto größer erscheint das Verdienst Napoleon's, die so zerrüttete Armee aufs schnellste in schlagfertigen Zustand versetzt zu haben. Folgende sind die wesentlichsten seiner Anordnungen:

Die Regimenter erhielten ihre ehemalige Nummern, die 3n, 4n und 5n Bataillons wurden hergestellt, wodurch alle Offiziere des halben Soldes in Thätigkeit kamen. Die Konskription von 1815 und alle entlassene alte Soldaten wurden einberufen. Es wurden 200 National-Bataillone, im Ganzen 120tausend Mann errichtet. Note 4 macht auf das

Digitized by Google

Dekret vom 10. April aufmerksam, nach welchem 3130 solcher Bataillone, im Ganzen 2 Millionen 255tausend Mann errichtet werden sollten, und außerdem noch 204 Bataillone in der 2ten, 3n, 4n, 5n, 6n, 7n und 16n Militair-Division, was wieder eine Summe von 146,880 Mann giebt. Trotz allen Maaßregeln konnte die Ausrüstung derselben erst im Juli und August beendigt werden.

Die festen Plätze und die Küsten wurden bewaffnet, und 6tausend Küsten-Kanoniere organisirt. Die Marine-Regimenter vereinigten sich zu Cherburg, Brest, Rochefort und Toulon. Aus entlassenen Officieren und Soldaten wurden 20 Bataillone theils für die festen Plätze gebildet, theils um auf den Geist der Einwohner zu wirken. Die Zentralpunkte aller Depots waren Paris und Lyon.

Die Wiederherstellung der Kavallerie hatte viele Schwierigkeiten. Es wurden Kontrakte zu Pferdeankäufen geschlossen, die Gensd'armerie mußte 12tausend (nach Note 5 nur 4 Tausend) Pferde hergeben.

Die Infanterie der Garde wurde verdoppelt, die Kavallerie verdreifacht. Die Artillerie auf 120 Geschütze hergestellt. Weder dem Kaiser, noch dem Ministerium, noch der Nation ist der mindeste Verzug vorzuwerfen, und schon zu Anfange Juni's befand sich die Armee der Linie im angriffsfähigen Zustande. Es war eine Macht von mehr als 350,000 Streitern völlig organisirt, von denen 180,000 für den Feldkrieg fähig waren, nämlich im Juni:

Infanterie 120,000
Kavallerie 30,000
Artillerie 6—700 Geschütze
} streitfähig.

In Paris wurden täglich 1500 Flinten fertig; alle Waffenschmiede des ganzen Reiches und andere dahin gehörende Handwerker waren in Thätigkeit. Paris und Lyon waren als die beiden Hauptstützpunkte betrachtet. In Paris wurden 400 Feldstücke und 300 des schweren Kalibers vereinigt; in Lyon 100 Stück von jeder der beiden Arten. Zwei ungeheure Munitions-Depots wurden in beiden Orten angelegt, und eine große Anzahl See- und Land-Artillerie-Offiziere dabei angestellt. Freiwillige Artillerie-Kompagnien wurden errichtet.

Paris hatte zu seiner Vertheidigung 12 Legionen National Garden (30,000 Waffenfähige) und 15,000 Föderirte. Lyon 10,000 National-Garden ohne die Föderirten.

Für beide Plätze war ein Vertheidigungssystem angenommen worden. Bei Paris wurde der Montmartre befestigt und alle anstoßenden Höhen. Der General Haxo hatte den Plan dazu entworfen. An beiden Ufern der Seine war eine zusammenhängende Befestigung angeordnet, auch der Oureq-Kanal mit hineingezogen worden. Obgleich Gen. G. sagt, daß alle diese Werke in den ersten Tagen des Juni beendigt, palisadirt und bewaffnet waren, so haben die Verbündeten bei ihrer Ankunft vor Paris, doch viele unvollendet gefunden, besonders auf der Südseite von Paris, was er auch später selbst einräumt. Die ganze Vertheidigungslinie sollte sich auf dem rechten Ufer mit beiden Flügeln an die Seine lehnen und an St. Denis, und rückwärts an Vincennes stützen; auf dem linken Ufer aber mit beiden Flügeln ebenfalls an den Fluß. Sie wäre dann dem rechten Ufer gegenüber von Sevres, St. Cloud und Neuilly gefolgt, und hätte sich an St. Denis wieder angeschlossen. Der Artillerie-Park für das rechte Ufer befand sich zu Vincennes, der für das linke beim Invalidenhause. 150 Geschütze sollten beweglich bleiben, um auf jeden bedrohten Punkt

Digitized by Google

zu rücken. Die Befestigungen der Städte Soissons, Laon und Chateau Thierry waren, als mit zum großen Vertheidigungssysteme der Hauptstadt gehörig, ebenfalls hergestellt worden.

Aehnliche Anstalten waren zu Lyon getroffen, auch ein Brückenkopf angelegt worden. Das Ganze sollte den 15ten Juli beendigt seyn. Anfangs Juni waren alle Truppen des Reichs in sieben Armee-Korps, vier Beobachtungs-Korps, und ein für die Vendee bestimmtes formirt worden, deren Eintheilung folgende war:

1stes Korps unter Gen. Erlon zu Lille, 18000 Inf. 1500 Kavall.
2tes " " " Reille zu Valenciennes, eben so stark.
3tes " " " Vandamme zu Mezieres, 3 Inf. und 1 Kav. Division.
4tes " " " Girard zu Metz, eben so, nur 1 Regt. weniger.
5tes " " " Rapp im Elsaß eben so.
6tes " " " Lobau zu Laon 9 Regt. Inf. 3 Regt. Kav.
7tes " " " Suchet zu Chambery 2 Divis. Inf. 1 Divis. Kav. und die National Garde des Dauphiné und von Lyon.

Das Beobachtungs-Korps des Var unter Marschall Brune 3 Regt. Inf. 1 Regt. Kav.
" " zu Befort Genr. Lecourbe eben so.
" " " Bordeaux " Clausel eben so.
" " " Toulouse " Decarn eben so.

sämmtlich durch National-Garden unterstützt.

Das Korps der Vendee unter dem Genr. Lamarque bestand aus 8 Linien Infant. Regtr., 2 der jungen Garde, 2 der Kavallerie und 6 Eskadr. Gensd'armen. Jedes Infant. Regt. war im Durchschnitte 11 bis 1200 Mann unter den Waffen stark; jedes Kavall. Regt. aber 4 bis 500.

Von den National-Garden sollten 30 Bataillone eine Reserve an der Loire bilden. Die Kavallerie-Reserve kantonirte zwischen der Aisne, Maas und Sambre, und zählte 12000 Pferde. Sie bestand aus 4 Korps, das erste unter Gen. Pajol aus leichter Kavallerie, das zweite unter Gen. Excelmans aus Dragonern, das 3te und 4te unter den Generalen Milhaut und Kellermann, beide aus Kürassieren. Jedes Korps war etwa 3000 Pferde stark.

Die Artillerie jedes Korps bestand aus einer Batterie von 8 Stücken per Inf.-Division, aus einer reitenden Batterie v. 6 Stücken per Kavall.-Division, und aus einer 12 pfündigen Reserve-Batterie per Armee-Korps.

Drittes Kapitel: „Der Kaiser entscheidet sich angriffsweise zu verfahren, und in Belgien einzubrechen. — Seine Gründe."

Ueber den Operationsplan war man in Frankreich verschiedener Meinung. Ein Theil wollte, daß der Kaiser schon zu Ende Aprils nach Belgien gehen, die Engländer schlagen, und das ihm zugethane Land bewaffnen sollte. General G. erklärt diese Meinung für die bessere, entschuldigt aber das Unterlassen mit der Nothwendigkeit, die festen Plätze zu bevorrathen, die Nationalgarde zu errichten u. s. w., was vor dem 1sten Juni nicht zu Stande gebracht werden konnte; ferner mit der damals noch vorhandenen Hoffnung zur Erhaltung des Friedens (?!)

Die Note 6. schreibt die Idee zu diesem Plane dem Marschall Soult zu, und fügt hinzu, daß Napoleon gar nicht zur Vertheidigung gestimmt war, sondern Paris meistentheils nur befestigen ließ,

Digitized by Google

um die Armee und die Müßigen zu beschäftigen. Dieselbe Note setzt die Unmöglichkeit, große Städte lange zu behaupten, sehr treffend auseinander. Für Paris ist schon allein der Lebensmittel wegen, die es vom platten Lande zieht, jede dauernde Vertheidigung ein Unding. Noch Andere wollten dem Feinde zuvorkommen, da man in Frankreich Tag für Tag gewußt hat, wo sich die russische und österreichische Armee befinde, und wann die englische Armee von Amerika angekommen seyn würde. Man rechnete darauf, den 15ten Juni 130 bis 140,000 Mann auf der Nordgrenze zusammen zu haben, wollte damit auf die Engländer fallen, die Preußen über den Rhein jagen, das londoner Ministerium in eine Revolution stürzen, Belgien insurgiren u. s. w. u. s. w.

Bei Gelegenheit des ersten Projekts macht Gen. G. einen boshaften Ausfall auf den Kaiser von Oestreich, indem er behauptet: „er habe nicht abgeneigt geschienen, mit seinem auf den Thron von Frankreich zurückgekehrten Schwiegersohn in Unterhandlung zu treten, nur das unkluge Benehmen Murat's habe ihn genöthigt, diese mit den Worten wieder abzubrechen: „„Wie kann ich mit Napoleon unterhandeln, wenn er mich durch Murat angreifen läßt?““

Wir überlassen es den österreichischen Geschichtschreibern, den Vers. für diese Behauptung zu züchtigen, wenn anders sie ihn dieser Ehre würdig halten, und sind stolz darauf, daß wenigstens keine deutsche Presse sie zuerst zur Oeffentlichkeit gebracht hat.

Napoleon verband die beiden letzten Projekte mit einander, d. h. während er im Innern von Frankreich für die beste Vertheidigung sorgte, brach er mit allen disponiblen Truppen angriffsweise in Flandern ein.

Viertes Kapitel. „Disponible französische Armee. — Ueberschreitung der Sambre.“ —

Den Plan zum Feldzuge hat Napoleon in den ersten Tagen des Mai's festgestellt und schon damals (!) beschlossen, ihn am 15ten Juni zu eröffnen und die Sambre bei Charleroi zu überschreiten. Seine Armee wird als aus 5 Korps der Garde, einer Reserve-Reiterei von 11,260 Pferden mit 48 reitenden Geschützen, bestehend, im Ganzen aus 115,000 Mann mit 350 Geschützen angegeben. Die übrigen Truppen waren so vertheilt:

Das 5te Korps im Elsaß, unentbehrlich.

Das Beobachtungskorps von Béfort, als Zentralpunkt für die Organisation der National-Garden ꝛc.

Das 7te Korps zur Deckung von Lyon.

Das Beobachtungskorps des Var, für Marseille, die Provence und Toulon.

Die beiden Beobachtungskorps von Bordeaux und Toulouse waren nur sehr schwach, und unterstützten die Bildung der National-Garden.

In der Vendée 15000 Mann, welche die Nordarmee hergegeben hatte.

Die Nordarmee war in drei Hauptabtheilungen getheilt und zwar: der linke Flügel (1stes und 2tes Korps) zu 38,500 Mann, die Mitte (3tes—6tes Korps Garde, Reserve Kavall.) zu 51,800 M. Der rechte Flügel (4tes Korps und Kürassier-Division) zu 14,700 M. — Der Tagesbefehl Napoleon's, so wie sein Befehl zur ersten Bewegung, sind beide, in der Voraussetzung nämlich, daß sie ächt sind, nicht ohne Interesse. Wir theilen den letztern hier im Auszuge mit.

„Befehl zur Bewegung. Beaumont den 14ten Juni 1815.“

Digitized by Google

„Morgen den 15ten früh halb drei Uhr sitzt die Division leichter Kavallerie des Generals Vandamme auf, und begiebt sich auf die Straße von Charleroi, sie schiebt Abtheilungen nach allen Richtungen vor, um das Land zu untersuchen und die feindlichen Posten aufzuheben, jede dieser Abtheilungen besteht wenigstens aus 50 Mann. ꝛc."

„Zu derselben Zeit vereinigt der General-Lieutenant Pajol das erste Kavallerie-Korps und folgt der Bewegung der Division des Generals Domont, welcher unter seinem Befehle steht. Die Detaschements werden nur aus der dritten Division genommen ꝛc."

„Der General-Lieutenant Vandamme setzt sein Armee-Korps um drei Uhr in Marsch, und dirigirt es auf Charleroi."

„Sämmtliche Bagage wird unter den Befehl des General-Wagenmeisters vereinigt, und bleibt hinter den Armee-Abtheilungen rückwärts."

„Jede Division des dritten Korps führt ihre Batterie und die Feld-Lazarethe mit sich, alle übrige Wagen in der Kolonne werden verbrannt."

„Der Herr Graf v. Lobau setzt das sechste Armee-Korps um vier Uhr in Marsch, um den Bewegungen des Generals Vandamme zu folgen, und ihn zu unterstützen ꝛc."

„Die junge Garde setzt sich um fünf Uhr in Marsch; sie folgt den Bewegungen des sechsten Korps auf der Straße nach Charleroi."

„Die Fuß-Jäger der Garde setzen sich halb sechs Uhr in Marsch, und folgen den Bewegungen der jungen Garde."

„Die Garde-Grenadiere zu Fuß brechen um sechs Uhr auf, um der Bewegung der Fuß-Jäger zu folgen."

„Der Herr Marschall Grouchy wird um halb sechs Uhr morgens dasjenige der drei andern Kavallerie-Korps, welches dem Wege am nächsten steht, aufsitzen und der Bewegung auf Charleroi folgen lassen. Die beiden andern Korps brechen nach und nach mit einer Stunde Intervalle eins vom andern auf; er wird Sorge tragen, sowohl um die Sperrung des Weges zu vermeiden, als um seine Kavallerie eine bessere Ordnung beobachten zu lassen, dieselbe auf den Seitenwegen der Hauptstraße, welcher die Infanterie folgt, marschieren zu lassen."

„Der Herr Graf Reille setzt das zweite Korps um drei Uhr in Marsch; er dirigirt es auf Marchiennes-au-pont, wo er sich so einrichtet, daß er vor neun Uhr Morgens ankommt, und läßt alle Brücken über die Sambre besetzt. Die Posten, welche er zurückläßt, werden vom ersten Korps abgelöst, jedoch muß er sich bemühen, dem Feinde bei diesen Brücken, damit sie nicht zerstört werden, zuvor zu kommen, besonders bei der von Marchiennes, über welche er wahrscheinlich in den Fall seyn wird vorzurücken (déboucher), und welche er sofort repariren lassen muß, im Fall sie beschädigt seyn sollte."

„In Thuin und Marchiennes, so wie in allen Dörfern auf diesem Wege, wird der Herr Graf Reille Nachrichten von der Stärke und der Stellung des Feindes einziehen, die Briefe in den Post-Büreaus öffnen, und die erhaltenen Nachrichten sogleich dem Kaiser zukommen lassen."

„Der Herr Graf von Erlon (Drouet) setzt das erste Korps um drei Uhr in Marsch, und dirigirt es, indem er der Bewegung des zweiten Korps folgt, auf Charleroi. Er behält eine Kavallerie-Brigade, um sich zu decken und die Verbindung mit Maubeuge zu unterhalten, zurück."

„Der Herr Graf v. Erlon besetzt Thuin mit einer Division, und läßt auf dem linken Ufer einen Brückenkopf sogleich abstecken und aus-

Digitized by Google

führen. Diese Division besetzt auch die Brücke der Abtey von Alnes, wo der H. Gr. v. Erlon ebenfalls einen Brückenkopf auf dem linken Ufer errichten wird."

„Die Marsch-Ordre für die Artillerie, Bagage und Lazarethe des dritten Korps gilt auch für alle übrige Korps."

„Das vierte Korps (Mosel-Armee) hat Befehl erhalten, heute eine Stellung vorwärts Philippeville zu nehmen; sobald seine Bewegung ausgeführt und die Divisionen dieses Armee-Korps vereinigt sind, wird der H. Gen. Lieut. Gerard sie morgen früh drei Uhr in Marsch setzen, und sie auf Charleroi dirigiren, *) er wird sich bemühen, mit dem dritten Korps in gleicher Höhe zu bleiben, und beinahe zu gleicher Zeit vor Charleroi anzukommen. Der General Gerard wird aber seinen rechten Flügel, und besonders alle Ausgänge, welche nach Namur gehen, aufhellen (éclairer) lassen. Er marschirt geschlossen in Schlachtordnung, und läßt alle Bagage und Gepäck in Philippeville ꝛc."

„Der General Gerard wird der 14ten Kavallerie-Division, welche heute zu Philippeville hat ankommen sollen, den Befehl ertheilen, der Bewegung seines Korps auf Charleroi zu folgen, wo sie sich mit dem 4ten Kavallerie-Korps vereinigen wird."

„Die General-Lieuts. Reille, Vandamme, Gerard, und Pajol setzen sich durch häufige Patrouillen in Verbindung, und richten sich so ein, daß sie zusammen und in Masse vor Charleroi ankommen."

„Die General-Lieutnants Reille, Vandamme und Gerard lassen die schlechten Wege ausbessern, und über alle Bäche Brücken schlagen." ꝛc.

„Die Garde-Kavallerie folgt der Bewegung auf Charleroi und bricht um 8 Uhr auf."

„Der Kaiser ist bei der Avantgarde auf der Straße nach Charleroi. Die Herrn Gen. Lieuts. tragen Sorge, Sr. Maj. häufige Rapports über ihre Bewegungen, und über eingezogene Nachrichten einzusenden, und werden benachrichtiget, daß Sr. Maj. die Absicht haben, die Sambre vor Mittag zu passiren und die Armee auf das linke Ufer dieses Flusses zu führen."

Auf Befehl des Kaisers.
Der Reichs-Marschall, Major-General
(unterz.) Herzog von Dalmatien.

Dagegen ist zu bedauern, daß Gen. G. die Anrede Napoleon's an seine Truppen den 14ten Juni zu Avesnes aus guten Gründen weggelassen hat. Die 6te Note gibt diese im Original wieder, deren Uebersetzung hier beigeschlossen ist.

Anrede Napoleon's an seine Truppen.

„Soldaten! Heute ist der Jahrestag von Marengo und Friedland, der zweimal das Schicksal von Europa entschied. Wir waren damals, wie nach der Schlacht von Austerlitz, zu großmüthig. Wir glaubten den Vorstellungen und Versprechungen der Fürsten, die wir auf dem Throne ließen. Gegenwärtig unter einander verbunden, treten sie gegen die heiligsten Rechte Frankreichs auf. Sie haben die ungerechtesten aller Angriffskriege begonnen. Laßt uns ihnen entgegen marschiren! Sie und wir, sind wir nicht die nämlichen Menschen? — Soldaten! bei Jena standet ihr gegen diese nämlichen, heute so anmaßenden Preußen einer gegen drei, und bei Montmirail einer gegen sechs."

*) Der General Gerard erhielt später den Befehl, mit seinem Korps die Sambre bei Chatelet zu passiren.

Digitized by Google

„Mögen diejenigen unter Euch, welche in England gefangen waren, Euch von ihren Gefangenschiffen und den Uebeln erzählen, die sie dort gelitten haben."

„Die Sachsen, die Belgier, die Hannoveraner, und die Soldaten des Rheinbundes seufzen, daß sie gezwungen sind, ihren Arm der Sache der Fürsten gegen Gerechtigkeit und gegen alles Völkerrecht zu leihen. Sie wissen, daß dieser Bund unersättlich ist. Nachdem er 12 Millionen Polen, 12 Millionen Italiener, 1 Million Sachsen, 6 Millionen Belgier verschlungen hat, will er die Staaten der zweiten Ordnung in Deutschland verschlingen."

„Die Unsinnigen! Ein Augenblick des Glücks hat sie blind gemacht. Die Unterdrückung und Erniedrigung des französischen Volks geht über ihre Kräfte; rücken sie in Frankreich ein, so werden sie dort ihr Grab finden."

„Soldaten! Wir haben Gewaltmärsche zu machen, Schlachten zu liefern, Gefahren zu bestehen; aber wenn wir beständig sind, wird der Sieg unser seyn; die Rechte, die Ehre, und die Wohlfahrt des Vaterlandes werden wieder erobert werden."

„Für jeden Franzosen, der ein Herz hat, ist der Augenblick gekommen, wo es zu siegen oder zu sterben gilt!" —

Die Angaben von der Stellung der Preußen und Engländer in Belgien sind richtig. Daß die Spione in der Nacht vom 14ten zum 15ten in Namur, Brüssel und Charleroi alles ruhig gefunden haben wollen, ist — wenigstens, was Charleroi und Namur betrifft, falsch. Vom ersten Orte aus wurden schon am Abend des 14ten alle Trains, Bagage ꝛc. rückwärts nach Temploux geschickt, auch waren bereits Offiziere nach Namur und Mons gesendet worden, mit der gewissen Nachricht vom bevorstehenden Angriffe. *)

Es ist daher nicht wahrscheinlich, daß man in Namür in der tiefsten Sorglosigkeit gelebt habe, wie Gen. G. es vermeint. Noch irriger ist die Angabe (S. 34 des Originals), daß die Husaren der Vorposten auch nicht eine Idee von dem hatten, was vorging.

Vor der Front des ersten Armee-Korps waren bei jeder Brigade Signal-Kanonen postirt, die am Morgen des 15ten jede 3 Lermschüsse thaten; ein Beweis, daß man ganz auf seiner Hut war.

Am 14ten ging der Chef des General-Staabes vom 4ten Korps, General Bourmont, mit dem Genie-Obristen Clouet und einem Offizier des Generalstaabes zu den Preußen über, allein, da sie von Metz kamen, sollen sie ebenfalls von nichts gewußt haben (!). Als Napoleon den Marschall Ney am 15ten traf, redete er ihn mit den Worten an: „Wie nun, mein Herr Marschall, Ihr Schützling Bourmont, für den Sie

*) Der General v. Zieten hatte Morgens 3 Uhr am 15ten einen Feldjäger nach Brüssel an den Herzog v. Wellington geschickt, der um 8½ Uhr dort ankam. Dieser Umstand ist selbst dem Kommentator entgangen, obgleich er von großer Wichtigkeit ist; derselbe sagt blos in der 10ten Note, daß Lord W. geglaubt habe im Stande zu seyn, seine Armee in 22 bis 24 Stunden nach dem ersten Kanonenschuß auf irgend einem Punkt an der Grenze zu vereinigen, wo es nöthig seyn würde. Nach der 15ten Note soll er erst um 4½ Uhr Abends die erste Nachricht erhalten haben, was selbst dann unwahrscheinlich ist, wenn diese Nachricht auch nur auf dem gewöhnlichsten aller Wege nach Brüssel gekommen wäre.

Digitized by Google

mir ganz eingestanden haben, und den ich nur auf Ihren Antrag angestellt habe, ist zum Feinde übergegangen," der Marschall, verwirrt, suchte sich zu entschuldigen, indem er sagte, daß Gen. Bourmont ihm Sr. Maj. so ergeben geschienen hätte, daß er für ihn, wie für sich selbst, gestanden haben würde; aber der Kaiser unterbrach ihn: „Gehen Sie, Herr Marschall, die Blauen sind blau, und die Weißen sind weiß!" — Mit dieser Anekdote beginnt Gen. G. die Sündenschuld von Ney, und fährt auch später fort, nichts zu versäumen, um ihm alle Unfälle fast ausschließlich auf den Hals zu wälzen. Der Marschall hat blos mit dem Sapeur-Korporal von Leipzig die Rollen getauscht!

S. 35 wird, vielleicht ganz gegen die Absicht, den Preußen ein Lobspruch ertheilt, der einzige, der in dem Munde des Verf. unverdächtig erscheinen dürfte. Er ist zugleich mit einem bittern Ausfalle gegen die Engländer verwebt, deren Geschichtschreiber diesen zu begegnen wissen werden. „In den Berechnungen (sagt Gen. G.) sollten die Charaktere der Kommandirenden mit in Anschlag gebracht werden. Die Husarenmanier des Marschalls Blücher, seine Thätigkeit, und sein entschlossener Charakter, stehen mit der behutsamen und langsam methodischen Weise des Herzogs Wellington in großem Widerspruch. Es war leicht vorauszusehn, daß die preußische Armee am ersten vereinigt seyn würde, so wie, daß sie mehr Entschlossenheit und Bereitwilligkeit (promptitude) zeigen würde, ihren Verbündeten zu Hülfe zu eilen. Und wenn Blücher nur zwei Bataillone versammelt gehabt hätte, er würde sie zur Unterstützung der Engländer verwendet haben, dagegen zu vermuthen steht, daß Wellington die Franzosen nicht eher angegriffen haben würde, um Blücher loszueisen, als bis er seine ganze Armee zusammengehabt hätte. Alle diese Umstände machten es wünschenswerth, zuerst über die Preußen herzufallen u. s. w." —

Daß das Korps von Vandamme auf dem Wege nach Charleroi sich verirrt hat, macht den Anordnungen wenig Ehre. Unter den, nach Genr. G's Meinung den Franzosen so treu ergebenen Belgiern, konnte es ihm wohl nicht an sichern Boten fehlen, und wenn die Wege dort auch keine Chausseen sind, so waren sie doch keineswegs übel.

Die Husaren des Zieten'schen Korps läßt der Verf. mit einem Male wachsam werden, die Preußen von allen Vorgängen unterrichten, und trotz dem, daß Alles in voller Eile davon geht, ist der Kaiser doch genöthigt, den Gen. Clary durch Lefebre Desnouettes zu verstärken, die Infanterie-Division Duhesme in Schlachtordnung aufzustellen, den Rest der Garden und das 3te Korps abzuwarten, den Gen. Reille zur Eile zu ermahnen. Die Preußen müssen also doch wohl nicht so übermäßig schnell gewichen seyn. Die 12te und 13te Note beschreibt diesen Rückzug durchaus richtig.

Jetzt überträgt Napoleon dem Marschall Ney den Befehl über den ganzen linken Flügel, verstärkt ihn durch eine Division leichter Garde-Kavallerie, und durch eine Kavall.-Brigade von Pajol, und befiehlt ihm:

„sich blind (tête baissée) auf Alles zu werfen, was er auf der brüsseler Straße antreffen würde, und mit seinem über 40,000 Mann starken Korps jenseits Quatrebras Position zu nehmen; auch auf der Straße von Brüssel und Namur starke Avantgarden vorzuschieben."

Der Kaiser fügte hinzu: „Mein Herr Marschall, Sie kennen doch die Stellung von Quatrebras?" — „Wie sollt' ich nicht, entgegnete dieser, ich habe den Krieg in diesem Lande zwanzig Jahre geführt, die

Digitized by Google

Stellung ist der Schlüssel von allen übrigen." — „Wohlan," erwiederte der Kaiser, „vereinigen Sie ihre beiden Korps, werfen Sie, wenn es nöthig ist, dort einige Redouten auf, beschleunigen Sie den Marsch Erlon's, und lassen Sie ihn alle an den Sambrebrücken gelassene Detaschements an sich ziehen, es muß alles vor Mitternacht vereinigt seyn." — „Vertrauen Sie mir," entgegnete Ney, „in zwei Stunden sind wir in Quatrebras, es sey denn, die ganze feindliche Armee wäre dort." — Man sieht, das Ungewitter zieht sich über Ney's Haupt zusammen. Dieser findet bei Frasnes den Prinzen Bernhard von Weimar, mit 4000 Mann, läßt ihn durch die leichte Kavallerie bis Quatrebras werfen, doch anstatt ihm auf dem Fuße zu folgen, wird er durch die Kanonenschüsse von Gilly irre, und läßt das Korps von Reille zwischen Gosselies und Frasnes Halt machen. General G. entschuldigt ihn auf folgende Weise: „Es scheint, als habe das Andenken an sein Betragen im Jahr 1814 und neuerdings im März 1815 eine moralische Umwälzung in ihm hervorgebracht, die in allen seinen Handlungen sichtbar war. (Und doch hat ihm Napoleon, der seine Leute gewiß zu beurtheilen wußte, einen Auftrag von so hoher Wichtigkeit gegeben? Klar sieht man den Finger des Schicksals darin!) Auch pflegte dieser Marschall, der bravste im Feuer, seine Dispositionen zu ändern. Durch seine leichte Kavallerie unterrichtet, daß der Feind nur schwach in Quatrebras stünde, hielt er es für rathsamer, die Kanonade, die er zur Rechten hörte, auf den Höhen abzuwarten, und schob den Gen. Girard als Avantgarde gegen Fleurus vor. Um sich aber doch den Schein zu geben, als habe er die erhaltnen Befehle befolgt, so meldete er dem Kaiser, daß er Quatrebras mit einer Avantgarde inne habe, und sich mit seinen Massen rückwärts befinde." — Ist diese Beschuldigung des Gen. G. wahr, so ist Napoleon mit Blindheit geschlagen gewesen, und sein Generalstab hat unverantwortlich gehandelt, ihm erst 1818 auf St. Helena die Augen zu öffnen. Lag denn zwischen ihm und Quatrebras ein Welttheil? Hätte nicht ein einziger Galopin hingereicht, die Sache aufzuklären, die für Napoleon von so unendlicher Wichtigkeit seyn mußte? Denn es ist nicht zu läugnen, daß, wenn Ney am Abend des 15ten bei Quatrebras Posto gefaßt und den Prinzen Bernhard dort vertrieben hätte, die Preußen am 16ten bei Ligny ein sehr gewagtes Spiel gespielt haben würden, oder vielmehr die Schlacht gar nicht annehmen konnten. — Aber nur die leichtgläubigen Franzosen können sich solche Mährchen aufheften lassen, Ney ist übrigens todt, und kann sich nicht rechtfertigen.

Doch auch Vandamme und Grouchy werden durch falsche Rapporte bei Gilly aufgehalten, weil sie die ganze preußische Armee in den Wäldern von Fleurus versammelt glauben. Hat denn diese Armee, die Gen. G. noch vor wenigen Stunden in der tiefsten Sorglosigkeit in und bei Namur gewußt hat, mit einemmale Flügel bekommen? Hat denn alle französische Heerführer der militärische Blick so plötzlich verlassen können, daß Napoleon erst selbst recognosciren und den Angriff durch den General-Adjutanten le Tort ausführen lassen mußte? — Dieser le Tort mit seinen 4 Eskadr. der Eskorte hat übrigens weder 2 Quarrées der Zieten'schen Arriergarde gesprengt, noch ein ganzes Regiment niedergehauen, sondern nur 3 schwache Kompagnieen übergeritten; aber ohne den Mund voll zu nehmen, thun es die Helena'schen Geschichtschreiber einmal nicht.

Die Stellung der gegenseitigen Armeen in der Nacht vom 15ten zum 16ten ist im Ganzen richtig, nur daß das Hauptquartier der

Preußen nicht in Namur, sondern in Sombref, das des Generals Zieten aber in Ligny war.

Die Angabe von der während dieser Vorgänge und selbst noch in der Nacht zu Brüssel herrschenden vergnüglichen Seelenruhe der Engländer, unterläßt auch Gen. G. nicht, mit einzustreuen. Die Geschichte des Krieges ist freilich nicht im Stande zu behaupten, daß das Nachrichtswesen auf dem rechten Flügel der Verbündeten und namentlich zwischen dem Ausbruchspunkte der Feindseligkeiten und Brüssel sehr glänzend eingerichtet gewesen wäre, indessen straft doch der Umstand:

Daß der Herzog Wellington um 1 Uhr Mittags am 16ten den Marschall Blücher auf der Mühle von Bussy bei Brie besucht, und ihm die Hülfsankunft seiner ganzen Armee zugesagt habe,

die G. sche Behauptung gewissermaaßen Lügen; ein Umstand, der von großer Wichtigkeit ist, weil nur unter dieser Voraussetzung die Annahme einer Schlacht bei Ligny mit drei Korps (von denen eins bereits gefochten, und nicht unbedeutend verloren hatte) überhaupt zulässig war, eine Sache, die der Geschichtschreiber dem ergrauten Sieger an der Katzbach wohl zugestehen muß.

Es ist möglich, daß der Herzog ebenfalls von falschen Nachrichten hintergangen war, und seine Armee näher glaubte, als sie wirklich war, die Thatsache bei der Mühle von Bussy wird indessen dadurch nicht im mindesten geändert. Die 17te Note erwähnt zwar dieses Umstandes ebenfalls, sagt indessen blos: daß sich das Gerücht verbreitet hätte, als wäre die englische Armee um 2 Uhr bei Quatrebras konzentrirt, um den linken Flügel der Franzosen anzugreifen. Dieselbe Note sagt auch, daß die Engländer in zu geringer Anzahl bei der Schlacht von Ligny erschienen wären, Augenzeugen wollen aber keinen einzigen von ihnen gesehen haben. —

Fünftes Kapitel. „Schlacht von Ligny." — Am Morgen des 16ten Juni ließ Napoleon den Marschall Ney durch die Kellermann'schen Kürassiere verstärken, und beauftragte den Adjutanten Flahaut, beim Marschalle zu verbleiben, um dessen Bewegungen zu begleiten. Ney sollte nämlich eine gute Stellung jenseits Quatrebras nehmen, und von dort aus in die rechte Flanke der Preußen detaschiren.

Napoleon hält sich überzeugt, daß der Marschall Blücher die Stellung bei Ligny gewählt hatte, um der französischen Armee zu imponiren und 24 Stunden Zeit zu gewinnen seine Reserve heranzuziehen. Er beschloß den Angriff, wenn gleich mit 58,280 (?) gegen 90,000 (?) Mann, und schickte Befehl auf Befehl an Ney, mit dem größten Ungestüme vorzudringen. Doch dieser blieb ruhig im Biwak, so daß Napoleon um Mittag sein Misvergnügen bezeigte, und seinen Befehl wiederholte: „blind auf Alles loszugehn, was ihm entgegen stände, und von Quatrebras auf der Chaussee von Namur in den Rücken der Preußen zu detaschiren." Obrist Forbin Janson soll diesen Befehl aus Napoleon's Munde für Ney erhalten haben, mit den Worten: „Sagen Sie ihm, daß das Schicksal von Frankreich in seinen Händen liege." —

Die Beschreibung der Schlacht ist ziemlich getreu, d. h. wer die französische Manier kennt, weiß sie zu verstehen. Z. B. Napoleon war mit dem Angriffe Vandamme's auf St Amand nicht ganz zufrieden, denn die Erfolge wechselten dort ab." Soll heißen: Sein Angriff wurde zurückgeschlagen u. s. w. Dem Kampfe um Ligny läßt der Verf. volle Gerechtigkeit widerfahren, und sagt, daß er selbst (der Adjutant Gourgaud) dem Kaiser um 5½ Uhr gemeldet habe, daß bereits die Reserven des 4ten Korps verwendet wären, ohne das Dorf in Besitz zu bekom-

Digitized by Google

men. Der Kaiser habe sich nun in Person mit seinen Garden dahin begeben, und schon wäre der beste Erfolg zu erwarten gewesen, als Vandamme von St. Amand her gemeldet habe, es bewege sich eine feindliche Kolonne von etwa 20tausend Mann in seinen linken Flügel in der Richtung auf Fleurus. Dadurch gerieth der Angriff bei Ligny ins Stocken, und erst um 6½ Uhr hätte der Adjutant Dejean gemeldet, daß jene Kolonne kein andres, als der 1ste Korps (Erlon) sey. Napoleon hätte sich gar keine Ursache zu solch einer Bewegung denken können.

Es ist wahrlich vom Gen. G. zu viel verlangt, daß seine Leser ihm glauben sollen, es könne ein ganzes Korps am Tage einer Schlacht auf einem Raume von wenigen Lieues umherspazieren, ohne daß Nap. Kenntniß davon habe; auch ist die Welt bereits besser von diesem Umstand unterrichtet. Aber da das 1ste Korps von Erlon einmal da war, warum dirigirte es denn Nap. nicht die Römerstraße entlang grade in den Rücken der Preußen und verwendete es in dem Sinne, wie er wollte, daß Ney Detaschirungen machen sollte? Warum fuhr er fort, die Preußen gewaltsam in grader Richtung auf Brüssel zur Vereinigung mit den Engländern zu drängen, da es doch dem Laien einleuchtend ist, daß, wenn er sie auf Namur geworfen hätte, jene Vereinigung am 18ten geradezu unmöglich war? — Der Verf. schlüpft aber darüber hinweg, läßt Ligny mit Sturm nehmen, den Feind auf allen Punkten schlagen, und stößt in die große Posaune, indem er den Gewinn an Kanonen, Fahnen ꝛc. wie gewöhnlich mit 3 multiplizirt.

Dagegen klagt er den Marschall Ney auf das bitterste an. Er sagt, daß trotz den englischen, bei Quatrebras angekommenen Verstärkungen, sich doch nur 9000 Mann dort befanden, und daß Ney bis 2 Uhr Nachmittags des 16ten auch nicht die geringste Bewegung gemacht habe, diese wichtige Stellung zu nehmen. Er habe ferner nach wiederholt erhaltenem Befehle nicht alle Truppen dazu in Bewegung gesetzt, sondern die leichte Kavallerie und das ganze 1ste Korps (Erlon) rückwärts gelassen. Das Gefecht selbst ist im Ganzen treu beschrieben, das Nichtgelingen der französischen Anstrengungen wird dem Hinzukommen englischer Verstärkungen zugeschrieben. Der Feind verlor indessen doppelt so viel als die Franzosen, wie sich das von selbst versteht. Der Tapferkeit des Marschalls und seiner Truppen läßt der Verf. alle Gerechtigkeit widerfahren. Ney soll zu seiner Entschuldigung, nicht schon am 15ten bis Quatrebras gegangen zu seyn, angegeben haben, daß er durch die ganze (?) bei Fleurus versammelte preußische Armee für seine rechte Flanke besorgt gewesen wäre, und daß er aus derselben Ursache es unterlassen habe, am Frühmorgen des 16ten weiter vorzugehen. Wir müssen dem Verf. beipflichten, daß, wenn Ney vorgedrungen wäre, die Sachen sich für die Franzosen ungleich besser und glücklicher gestellt haben würden.

Ueber die Bewegungen des 1sten Korps (Erlon) gibt der Verf. wenig Licht, und sagt selbst, daß sie schwer zu erklären sind." Es soll anfänglich sich zu lange bei Marchiennes aufgehalten, und später die falsche Straße auf Fleurus eingeschlagen haben. Es soll sich von Fleurus rechts gewendet haben, weil es rechterhand schießen und kein Gefecht bei Quatrebras hörte. Die Bewegung dieses Korps am Abend des 16ten von Quatrebras nach St. Amand, und von da wieder zurück, als dieses Dorf schon von den Franzosen genommen war, bleibt völlig im Dunkeln; der Verf. sagt weder daß es Befehl dazu vom Marschall

Digitized by Google

Ney gehabt, noch daß es auf eigene Hand agirt habe, sondern nur, daß es für die Armee ganz ohne Nutzen blieb.

Die französischen Soldaten sollen sich, — was ihnen auch in der That zugestanden werden muß — bei allen diesen Gelegenheiten mit derselben Tapferkeit und demselben Vertrauen zum Siege geschlagen haben, wie ehemals in den Tagen des Glanzes, nicht so mehrere Generale, und sogar der Marschall Ney selbst. Sie sollen vorsichtig und bedächtig geworden seyn, und es wäre ihnen nichts geblieben, als ihre persönliche Tapferkeit. Der Verf. geht noch einmal alle widrige Umstände durch, welche den Franzosen gleich bei Eröffnung der Feindseligkeiten verderblich geworden sind, die alle dahinaus laufen, daß man sich an der Sambre zu lange aufhielt, die anfänglich errungenen Vortheile nicht verfolgte, und den Preußen gestattete, die Nacht vom 15ten Fleurus inne zu behalten. Es muß zugestanden werden, daß, wenn Napoleon am Abend des 15ten vorging, er höchst wahrscheinlich das Zieten'sche Korps bis jenseit Sombref gedrängt haben würde, da er hinreichende Streitkräfte zusammen hatte. Die Schuld liegt aber auch großentheils an der Oertlichkeit und der Wegegemeinschaft dieses Landstriches. Charleroi ist der Scheidepunkt der beiden Straßen nach Brüssel und Namur; von hier aus schon mußten alle Detaschirungen geschehen. Der linke Flügel (Ney) zögerte, weil er den rechten im Gefecht verwickelt hörte, und der rechte Flügel fühlte sich zu schwach, weil er nicht mit Bestimmtheit wußte, was er vor sich hatte. Es ist dieß nicht das einzige Beispiel von der Art in der Kriegesgeschichte, und beweiset von neuem, daß alle Detaschirungen verderblich sind, wenn man von seinem Feinde nicht ganz genaue Kenntniß hat.

Der Verf. beschuldigt ferner viele Offiziere, widrige Nachrichten in der Armee verbreitet, und sogar an Napoleon gemeldet zu haben, unter andern, daß ihm ein General mitten im Gefecht angezeigt habe, Vandamme sey mit seinem ganzen Generalstabe zum Feinde übergegangen, daß Soult verdächtig sey; u. s. w. — „Das eben ist der Fluch der bösen That, daß sie fortwährend Böses muß erzeugen!" —

Die 16te bis 20ste Note beschäftigen sich mit Darstellung der ganzen Lage der Preußen bei Ligny und den Einzelheiten des Gefechts. Wir müssen dem Kommentator über diese äußerst richtige Darstellung unsern Beifall zollen, und bemerken nur, daß sich in Note 17 ein Druckfehler eingeschlichen hat. Point du jour liegt nämlich nicht 3 Lieues sondern ¼ Meile von St. Amand, wodurch der ganze Sinn dieser Stelle offenbar geändert wird. Die 23ste Note ist sehr interessant, und läßt unter andern dem niederländischen General Perponcher volle Gerechtigkeit widerfahren für sein kühnes und zugleich einsichtsvolles Benehmen, nämlich: am Abend des 15ten auf seine eigene Hand, und ohne Befehl dazu abzuwarten, über Quatrebras dem Prinzen von Weimar zu Hülfe geeilt zu seyn.

Sechstes Kapitel. „Schlacht bei Waterloo." — Am 17ten früh (warum nicht früher?) setzte sich die leichte Kavallerie von Pajol und eine Inf. Division des 6ten Korps zur Verfolgung der Preußen in Bewegung; daß sie eine Menge Gefangene und Munitionswagen aufgerafft haben soll, ist daher um so unwahrscheinlicher. Der Kaiser hielt Heerschau und fand, daß die Franzosen nur 6800 Mann in der Schlacht verloren hatten, die Preußen aber fünfmal mehr Todte als jene, was Gen. G. aus der gegenseitigen glücklichen Benutzung des Terrains ableiten will. Es ist wahr, die preußische Schlachtlinie bildete zwischen St. Amand und Ligny eine vorspringende Ecke, ihre Artillerie stand

Digitized by Google

dort fast im rechten Winkel neben einander, wodurch fast kein Schuß der französischen Artillerie verloren gehen konnte; indessen haben die Preußen gerade durch Artilleriefeuer am wenigsten verloren. Dergleichen Hakenstellungen sind keineswegs vortheilhaft zu nennen, was z. B. die Oestreicher in der Schlacht von Wagram bei Markgrafen Neusiedel bitter empfunden haben; da man aber einmal das Schlachtfeld bei Ligny gewählt hatte, war es nicht füglich zu ändern

Napoleon marschirte auf der Chaussee über Marbais nach Quatrebras, und gab dem Marschall Grouchy den Befehl, mit den 3ten und 4ten Korps, einer Infanterie-Division des 6ten und der Kavall. von Pajol und Excelmans lebhaft auf die Preußen zu drücken, ihre Arriergarde zu werfen, sich aber dabei immer links zu halten, um mit dem übrigen Theile der Armee in Verbinduug zu bleiben. Die links auf Quatrebras und Waterloo gehende Kolonnne soll 66000 Mann und 240 Kanonen, die rechts auf Wavre gehende aber 36000 Mann und 110 Kanonen stark gewesen seyn.

Als der Kaiser bei Quatrebras ankam, will er die Truppen des Marschalls Ney noch im Biwak bei Fresnes gefunden haben, und mußte eine Stunde auf sie warten. Der Marschall entschuldigte sich sehr ungeschickt über alle begangene Versäumniß. Napoleon ging selbst mit der Avantgarde vor, konnte aber des Regenwetters und der Kürze der Zeit wegen nur bis Planchenoit poussiren, und nahm sein Hauptquartier in der Ferme Caillou.

Den Marschall Grouchy vermuthete Napoleon am Abend des 17ten vor Wawre. Wie konnt' er das? Wußt' er nicht, daß das 2te und 4te preußische Korps das äußerst tiefe und beschwerliche Defilee von Mont St. Guibert vertheidigten, während das 1ste und 3te bei Wawre standen? Oder glaubte er, die Preußen würden diesen Paß so willig räumen? Zu dieser Vermuthung hatte ihm wohl ihr Betragen am 16ten keine Veranlassung gegeben.

Was also auch der Verfasser über diesen Gegenstand sagt, und wie viel Offiziere auch Napoleon an Grouchy abgeschickt haben will, um ihn zur Eile zu mahnen, so ist doch alles dieses nur eitel Geschwätz. Wenn er nur die mindeste Kenntniß vom Terrain hatte, würde er gewußt haben, daß Grouchy nicht nach St. Lambert marschiren konnte, ohne die Stellung von Mont St. Guibert forcirt oder umgangen zu haben. Das Erstere hätt' ihm aber wahrscheinlich viel gekostet, und das Letztere ging deswegen nicht an, weil die Preußen die Sehne des Bogens zur Marschlinie hatten. Daß es ihm dennoch beinahe gelungen wäre, den Marsch des 2ten preuß. Armee-Korps auf St. Lambert zu durchschneiden, woran mancherlei widrige Umstände, vor allen aber die durch den Regen von Grund aus verdorbenen Wege Schuld waren, scheint Gen. G. gar nicht zu wissen. Er sagt blos, daß Grouchy noch um 2 Uhr Morgens am 18ten in Gembloux war, und die Richtung, welche die Preußen genommen hatten, aus dem Auge verloren gehabt hatte, was seiner leichten Kavallerie wenig Ehre macht, und überhaupt mit der frühern pomphaften Angabe von eingebrachten Gefangenen ꝛc. die ihm doch nothwendig den Weg gezeigt haben mußten, im offenbaren Widerspruche steht.

Die Beschreibung der Schlacht von Waterloo darf nur mit dem „Feldzuge von 1815 von C. v. W." verglichen werden.

Im Ganzen sind die Angaben ziemlich übereinstimmend, und werden in den Noten 28 bis 40 einzeln berichtigt, welches abermals beweiset, daß der Kommentator von allen Vorgängen nicht nur sehr gut

Digitized by Google

unterrichtet, sondern auch bemüht ist, sie nach der strengsten Wahrheit ohne Leidenschaft wiederzugeben.

Napoleon war vom Siege so fest überzeugt, daß er beim Frühstück ausrief: „Unter hundert Wahrscheinlichkeiten sind achtzig für uns." — Der Verf. erklärt die Lage Wellington's, den Wald von Soignies hinter sich, für gefährlich; wir finden das nicht, die Wege durch denselben sind keineswegs so sparsam, und der Vergleich, daß die Engländer gleichsam mit dem Rücken an einem Defilee standen, paßt hier nicht ganz. Ueberdies hatten die Engländer ein Beobachtungskorps bei Wautier-Braine, das jede übereilte Verfolgung der Franzosen im Rücken genommen haben würde.

Nach dem Verf. war der Zweck Napoleon's: „Die Mitte der Engländer zu sprengen, sie auf die Chaussee zu werfen, und beim Eingange des Waldes ihren Rückzug rechts und links abzuschneiden, in allen Fällen aber sie von den Preußen zu trennen."

Gleich nach dem zweiten Angriff auf Hougomont bemerkten die Franzosen Truppenbewegungen zu ihrer Rechten, glaubten anfänglich, es sey Grouchy, erfuhren aber durch eine aufgefangene preußische Ordonnanz und deren Depesche, daß es die Avantgarde von Bülow sey. Ein Offizier wird damit an Grouchy geschickt, mit dem Befehl, auf die Bülow'sche Arriergarde zu drücken. Man rechnete aber schon darauf, daß Grouchy durch unerwartete Ereignisse vom Kommen abgehalten werden könnte. Warum unerwartete Ereignisse? Sollte Napoleon wirklich nicht gewußt haben, daß Grouchy es bei Wawre mit Thielemann zu thun hatte, und daß, wenn er in den Rücken von Bülow marschirt wäre, ihm Thielemann wiederum in den seinigen gegangen seyn würde? Aus allem diesen folgt, daß Napoleon nach aller kriegesgemäßer Wahrscheinlichkeit nicht füglich auf Grouchy rechnen konnte, mithin daß die Beschuldigungen gegen ihn, wenigstens in dieser Beziehung, grundlos sind.

Ueberhaupt, man kann die Tendenz des ganzen Werks in zwei Worte fassen, nämlich:

„Napoleon dem französischen Volke in reiner militärischer Klarheit
„und Würde darzustellen, alle Schuld des widrigen Ausgangs en-
„weder auf das unerbittliche Fatum zu schieben, oder dem bis
„dahin treuesten Diener des Erkaisers auf den Hals zu wälzen."

Es ist nicht zu läugnen, daß der Verf. die Schlacht von Waterloo sehr anziehend beschrieben hat, und dem Leser ein klares Bild von diesem Gefechte giebt, das ewig denkwürdig bleiben wird, so lang es eine Kriegsgeschichte geben wird, und in welchem die Engländer eine fast übermenschliche Ausdauer bewiesen haben, die den zürnenden Genius dieser blutigen Tage vollkommen mit ihnen aussöhnen mußte. Sie gestehen zwar selbst ein, daß die Preußen erst das Werk gekrönt haben, wer aber vermag ihnen den Beifall über ihre heldenmüthige Tapferkeit zu versagen, ohne welche jenes Krönen vielleicht nicht geschehen konnte!

Den unglücklichen Ney schiebt der Verf. abermals als Dämon vor; er hat in seinem Feuereifer sich von La haye sainte auf das Plateau gewagt, und während die Offiziere aus der Suite des Kaisers schon über den Sieg frohlocken, läßt der Verf. Napoleon sagen: „Diese unzeitige Bewegung kann häßliche Folgen für diesen Tag haben:" und Soult ausrufen: „Er kompromittirt uns wie bei Jena." — Indessen auch General Rogniat, dem wir etwas weniger Partheilichkeit als unsrem

Digitized by Google

Helener zuschreiben müssen, erwähnt einer unzeitigen (prématuré) Vorbewegung der Kavallerie, ohne sich jedoch darüber auszusprechen, daß grade Ney sie veranlaßt habe.

Dem Hauptschlage läßt der Verf. noch eine pomphafte Episode vorangehen, indem er S. 84 der Original-Ausgabe sagt: „Der Feind bedrohte uns nirgends mehr; wir waren Meister von einem Theile des Schlachtfeldes, und in offensiver Stellung in seinem Centro. Wir hatten nicht nur die englische Armee von 30tausend Mann, sondern auch das Korps von Bülow von 30tausend Preußen besiegt. Wir hatten immer noch keine Nachricht von Grouchy. So haben also 60 bis 68tausend Franzosen 115tausend Engländer, Belgier, Preußen ꝛc. geschlagen." — Dies ist vielleicht die gröbste Lüge im ganzen Buche.

„Um 7½ Uhr strömten den Engländern von allen Seiten Verstärkungen zu, ihr Moralisches erhebt sich, sie fassen Muth und nehmen wieder Position. Drei französische Bataillone drehen um, ohne gedrängt zu werden, Niemand weiß, wo der Befehl dazu hergekommen ist, der Kaiser haranguirt sie, sie machen Front. Aber die Kavallerie auf dem Plateau hat das Erstere und nicht das Letztere, und zum Ueberfluß die Ankunft Blücher's gesehn, mehrere Regimenter begeben sich auf den Rückzug. Der Adjutant Labedoyere wird zu Ney geschickt, um sein Moralisches wieder zu gewinnen, und ihm die Finte vorzumachen, daß Grouchy im Anmarsch sey. Noch einmal wird die Sache hergestellt. — —" Doch genug, unser Verf. krümmt sich um die Wahrheit, wie der Wurm um den Stachel, es hilft ihm Alles nichts, ein beunruhigendes Geschrei erschallt auf dem rechten Flügel, die Uebelgesinnten benutzen es geschickt, verbreiten Schrecken unter der Armee; das Fatum des Tages hat die Reserve-Kavallerie nicht dahin geführt, wo sie seyn sollte u. s. w. — et la victoire échappa de nos mains. —

Napoleon soll nach dem Verf. alle mögliche Versuche gemacht haben, die Flüchtigen aufzuhalten, und eine neue Stellung zu nehmen, aber die Dunkelheit der Nacht war Schuld, daß die Soldaten ihn nicht sahen, und die preuß. Kavallerie, so wie die Bülow'sche Infanterie machten jedes Wiedersammeln unmöglich. Napoleon soll die letzten französischen Kanonenschüsse selbst veranlaßt, und die letzte Salve der Garden in Person kommandirt, auch den Willen zu sterben gezeigt haben, als Soult ihm zurief: „Ach Sire, die Feinde sind ja so schon glücklich genug," und hierauf sein Pferd nach der Chaussee nach Charleroi wendete.

Napoleon begab sich nach Charleroi, nachdem er Grouchy den Befehl geschickt hatte, sich über Namur, Givet und Laon zur Armee zu begeben.

Als General Excelmans, der bei Grouchy war, die Kanonade von Waterloo gehört hatte, sagte er ihm: „Herr Marschall, die Armeen sind aneinander, das Feuer ist so anhaltend, daß die Erde zittert. Es scheint mir, daß wir nicht mehr auf Wavre, sondern grade nach der Kanonade marschiren müßten." Aber der Marschall meinte, daß, wenn er wegginge, die Preußen grade auf Fleurus marschiren könnten, und er diese Verantwortlichkeit nicht auf sich laden möge. Indessen war er doch zuletzt nicht abgeneigt, auf St. Lambert zu marschiren, als ihm gemeldet wurde, daß die ganze preußische Armee bei Wavre stände. Von allen an ihn abgeschickten Befehlen ist ihm nur ein einziger, und zwar 4 Stunden später, zugegangen.

Die 41ste Note beschreibt die Stellung und das Gefecht der Preußen bei Wavre am 18ten, so wie die Vorgänge von da bis Namur. Das Gefecht um den Besitz dieses Orts und den damit verknüpften Ue-

bergang über die Maas wird dagegen mit Stillschweigen übergangen, was sehr zu bedauern ist, indem dadurch vielleicht manches aufgeklärt worden wäre, was zur Zeit vor der Welt noch in Dunkel gehüllt ist. In jedem Fall kann Grouchy seinem guten Glücke eine Dankadresse abstatten, so wohlfeilen Kaufs diesen Flußübergang gewonnen zu haben.

Schließlich läßt der Verf. allen Korpskommandanten volle Gerechtigkeit über ihr Betragen während der Schlacht widerfahren, mit Ausnahme des Marschalls Ney, und sagt, daß sich Napoleon es zum Vorwurf mache, diesem Mann einen so wichtigen Posten anvertraut zu haben.

Siebentes Kapitel. „Einige Bemerkungen über die Schlacht." Es enthält durchgängig Raisonnements über den Zustand der Dinge vor und während der Schlacht, und spricht die schon früher angegebene Tendenz des Buches, das Betragen Napoleon's in den Augen des französischen Volkes fleckenlos darzustellen, und alles auf das Schicksal zu schieben, ganz unverholen aus. Das Wörtchen Wenn spielt dabei eine wichtige Rolle. Der Verf. wiederholt S. 106, daß der Ueberfall der verbündeten Heere in ihren Kantonirungen ein Beweis für die Vortrefflichkeit des französischen Operationsplanes wäre. Wir haben schon früher unsere Meinung darüber gesagt, und begnügen uns zu bemerken, daß dieser sogenannte Ueberfall, der übrigens in der Sache selbst wenig ändern konnte, allerdings dadurch zu vermeiden war, daß alle Truppen, statt in Kantonirungen, in Lägern zusammengezogen wurden. Für einen Franzosen ist dies eine Kleinigkeit, denn was kümmert's ihn, ob der Schmuck der Dörfer entkleidet, der Segen der Felder zerstampft oder nach dem Lager geschafft, und dort unter die Füße getreten; ob das Lager der Kirchhof einer befreundeten Provinz wird! Englischer und preußischer Seits war man aber menschlicher gesonnen, da diese Menschlichkeit mit dem beabsichtigten Kriegeszwecke sehr wohl verträglich war, und die Unkosten, welche für Flandern aus der Gegenwart der verbündeten Armeen während zehn Wochen erwuchsen, betrugen nicht so viel, als eben diese Armeen in einer einzigen Woche gekostet haben würden, wenn sie im Lager gestanden hätten.

Die Noten 42 bis 49 gehören zu diesem Kapitel, und enthalten sämmtlich treffende Wahrheiten; fast wäre der Kommentator dabei in Harnisch gerathen, aber General G. treibt auch in diesem Kapitel das Ding fast zu arg. Die Note 46 verdient von einigen Anglomanen beherzigt zu werden, die der Meinung sind, daß die Schlacht von Waterloo auch ohne Mitwirkung der Preußen gewonnen worden wäre. Die Note 48 ist sehr interessant. Es heißt darin: „Was man nicht begreifen kann, ist die Detaschirung von 18,000 Mann (Engländer) nach Hall. Es läßt sich voraussetzen, daß ein durch seine Klugheit und Umsicht berühmter General zu einer solchen Bewegung triftige Gründe gehabt hat. Es ist wahr, der englische General hat immer viel Bangigkeit für die Straße von Mons gezeigt, und sogar einen Augenblick gewünscht, die Preußen möchten hinter ihm weg, nach Braine la Leud marschiren (!), allein nicht wahrscheinlich ist es, daß der Herzog Wellington nur die einzige Absicht, die Straße nach Mons zu decken, dabei gehabt haben sollte. Dieses detaschirte Korps bestand großentheils aus Milizen und jungen Truppen; vielleicht liegt hierin der Schlüssel zu diesem auffallenden Manöver."

Achtes Kapitel. „Folgen der Schlacht. Gegenseitige Verluste. Hauptquartier zu Laon, Befehle an die andern Armeen." Der Verf. belehrt uns ganz deutlich, daß französischer Seits an die Möglichkeit, ge-

Digitized by Google

schlagen zu werden, mit keinem Gedanken gedacht worden war, mithin ein Jeder denselben Weg zurückeilte, den er beim Vormarsch genommen hatte; wodurch der größte Theil des Materials in feindliche Hände fiel. — In seinem bei Quatrebras gefundenen Wagen soll Napoleon seit seiner Abreise von Beaumont nicht gesessen haben, und die darin gefundene Effekten, sein Hut, Degen ꝛc. wären vorräthige Stücke (effets de recharge) gewesen.

Daß der General Graf Lobau erst gefangen, und dann mit kaltem Blute massakrirt worden seyn soll, steht im Widerspruche mit der bei den Verbündeten üblichen Verfahrungsweise gegen ihre Gefangene, ist auch schon anderwärts widerlegt.

Napoleon gab allen Kommandanten fester Plätze im Nord-Departement und an der Maas den Befehl, sich aufs äußerste zu halten, schickte Offiziere zu ähnlichen Zwecken nach Laon und Guise, und ging in Person nach Paris, um dort kräftige Vertheidigungsanstalten zu treffen, und dann zu seiner Armee nach Laon zurückzueilen.

Neuntes Kapitel. „Bewegungen Grouchy's. Er stößt zur Armee über Laon."

Grouchy hatte die Idee auf Brüssel zu gehn, eh' er Nachricht von dem Verluste der Schlacht von Waterloo erhielt, worauf er nunmehr in zwei Kolonnen zurückging, eine über Temploux nach Namur, die andere auf der großen Straße von Charleroi (?) nach Namur. Er kam den 24sten zu Rethel an, und stieß den 26sten zur Armee (?) bei Laon.

Es ist auffallend, daß der Verf. über die Leichtigkeit, mit der Grouchy diese Bewegung ausführen konnte, so schnell hinwegschlüpft, und daß ihm der Gedanke nicht eingefallen ist, was wohl aus Grouchy geworden wäre, wenn er das Kastell von Namur mit einigen Kanonen und einer kleinen Garnison verbündeter Truppen besetzt gefunden hätte.

Einige Kritiker wollen dem 2ten preuß. Armeekorps den Vorwurf machen, daß es, als es Namur durch Grouchy's Arriergarde besetzt fand, nicht gleich rechts abmarschirt, und auf Dinant losgegangen sey. Sie vergessen, daß der Entschluß zu dieser Bewegung schon in Melioreux gefaßt werden mußte, um die Sambre bei Auveloi zu passiren, sich auf Fosse, St. Gerad und Biouix zu dirigiren und so bei Anhée auf die Chaussee zu kommen. Zu dieser Bewegung wäre aber offenbar ein höherer Befehl nothwendig gewesen. Sie vergessen ferner, daß die Wegegemeinschaft in dem Terrain-Abschnitt zwischen der Sambre und Maas keineswegs gut und gangbar ist, und daß Grouchy, so wie er Namur gewonnen hatte, auch auf der Chaussee war. Es ist wahr, die Preußen haben 1685 Mann vor Namur verloren, also wenigstens 1500 mehr als der Gegenstand verdiente, denn so wie Grouchy Namur erreicht und es nun besetzt hatte, konnte man ihm nichts mehr anhaben, und wenn das ganze Armeekorps sich den Kopf an den Thoren der Stadt zerschellt hätte; ja selbst, wenn diese mit Kanonen geöffnet worden wären, so würde immer nur ein Arriergarden-Gefecht in den Straßen Statt gefunden haben, wobei der sich Vertheidigende mehr Vortheil hat, als der Angreifende. Man kann das nachtheilige Gefecht von Namur nur der Hitze und Bravour der Truppen von der Avantgarde zuschreiben; denn als der kommandirende General in der Karriere vorsprengte, war wenig mehr zu retten. Da sich nun annehmen läßt, daß bei der Verfolgung der Oberbefehlshaber in der Nähe der Avantgarde sich aufhalten wird, so läßt sich daraus schließen, wie heftig der Angriff preußischer Seits und wie hartnäckig die Vertheidigung feindlicher Seits gewesen seyn muß, da in einer so kurzen Zeit beinahe 1700 Mann das Opfer

wurden. Selbst als die Preußen in Namur eingedrungen waren, hörte das Gefecht noch nicht auf. Die Franzosen schlugen sich in den Straßen, und setzten sich an der Sambre-Brücke hinter Barrikaden; als sie auch diese verlassen mußten, zündeten sie große Holzhaufen an, welche in den engen Wegen zu diesem Zwecke zusammengesetzt waren, sperrten dadurch vollends den Weg, und gewannen einen ansehnlichen Vorsprung. Diese Vertheidigung beweist zwar die Besonnenheit des Feindes, aber auch zugleich, daß wenig dazu gehört haben würde, Grouchy ganz zu verderben, wenn das Defilee von Namur in den Händen der Verbündeten gewesen wäre.

Zehntes Kapitel. „Militairische Hülfsquellen, welche Frankreich noch nach der Schlacht verblieben."

Ganz im Widerspruch mit dem achten Kapitel sollen die Vorsichtsmaaßregeln Napoleon's vor Eröffnung des Feldzuges Hülfsquellen jeder Art dargeboten haben. Am 26sten Juny sollen über 65tausend Mann bei Laon versammelt gewesen seyn, und sich nun einige Tausend in das Innere des Landes zerstreut, auch der Feind viel mehr verloren haben als die Franzosen. Alle Depots waren in der Nähe der Hauptstadt angekommen, und mit ihnen glaubte der Kaiser in den ersten Tagen des July 130tausend Mann mit mehr als 200 Kanonen an der Aisne zwischen Soissons und Laon zusammen zu haben. Die Russen und Oesterreicher waren noch fern, die Preußen und Engländer mußten sich durch Blokaden aller festen Plätze im Norden von Frankreich sehr schwächen, sie konnten nur mit etwa 70tausend Mann vor Paris erscheinen, (die Folge hat gelehrt, daß sie mit 110tausend dort ankamen), die Nationalgarden, die Föderirten, die 20 Marine-Regimenter, die Befestigungen von Paris ꝛc. alles dieses bot ungeheure Hülfsquellen dar. Und alles dieses soll auf einmal durch nicht vorherzusehende politische Begebenheiten zu Wasser geworden seyn, die den Kaiser zwangen, zu Gunsten seines Sohnes dem Throne zu entsagen. — General G. schlägt hier zwei Fliegen mit einer Klappe. Er will das französische Volk glauben machen, daß durch die Schlacht von Waterloo eigentlich wenig oder gar nichts verloren war, und gleichzeitig, daß sein Schützling nur aus höhern Rücksichten einer Rolle entsagt hat, die er ohne dieselben mit aller Energie durchzuführen noch volle Freiheit hatte. — Der Vorgänge zwischen Soissons und Nanteuil erwähnt er gar nicht. Sie waren zwar auf den Gang des Ganzen von wenig Einfluß, hatten indessen doch zur Folge, daß die Korps von Grouchy und Vandamme getrennt wurden; das letzte ging auf La Ferte Milon, das erste auf Dammartin und Senlis. Die verfolgenden Preußen waren bereits in Compiegne angekommen, aber nur mit kaum 3 Brigaden des 1sten Korps; denn eine war zu einer Unternehmung auf la Fere, und einige Bataillone einer andern in Avesnes und Guise zurückgeblieben. Auch diese 3 Brigaden wurden noch getheilt; eine marschirte nach Villers Boterets, alarmirte und verjagte dort den Feind, die andern gingen auf Crepy und Levignan. Hierdurch war das erste Korps auf einmal zersplittert, und auf keinem Punkte stark genug, etwas entscheidendes zu unternehmen. Die Schwierigkeiten des Terrains kamen hinzu, die Truppen konnten nur Traverswege marschiren, während der Feind auf der Chaussee ging. Die vergige Gegend soll die vorpoussirte Kavallerie verhindert haben, den Feind zu entdecken, der gleichsam unter den Augen der Preußen bei Levignan defilirte. Es handelte sich hier um einige Stunden Zeit. Die Brigade von la Fere war zwar nachgerückt, kam aber nicht weiter, als bis Gillocourt. Der Nachtheil der Detaschirungen wurde auch bei dieser Gelegenheit sehr fühlbar. Es

Digitized by Google

ist die Frage, was die Folge war, wenn das ganze 1ste Korps von Compiegne grade über Crepy nach Levignan gegangen wäre und auf der Chaussee Posto gefaßt hätte. Es konnte Morgens 2 Uhr am 28sten Juni dort seyn, um welche Zeit Grouchy in Villers Boterets war und keine Ahnung von der Nähe der Preußen hatte. So aber schlug man dort Lärm, war zu schwach den Feind zu verderben, und bei Levignan nicht stark genug, seinen Marsch aufzuhalten. Das 1ste Korps hat die Möglichkeit gethan, und besonders durch seine kühne Besitznahme von Compiegne und dem dort befindlichen Uebergang über die Oise den Verbündeten einen wesentlichen Dienst geleistet, auch mögen dessen Kräfte wohl durch den sehr angestrengten Marsch erschöpft gewesen seyn. Wir sehen indessen hier eine alte Wahrheit von neuem bestätigt, daß, so lang im Kriege noch etwas zu thun übrig bleibt, eigentlich noch nichts gethan ist. So viel ist gewiß, daß wenn man zu der Unternehmung auf la Fere Truppen eines andern Korps nahm, und dieser Brigade, welche im Verhältniß mit den übrigen am wenigsten gelitten hatte, die Avantgarde gab, ferner das ganze Korps noch am Abend des 27sten und in der Nacht bis Levignan poussirte, auch die Korps von Grouchy und Vandamme, trotz dem, daß sie fast noch einmal so stark waren, als das 1ste Korps, schwerlich entkommen wären. So waltete das Kriegesglück zweimal kurz hintereinander über diese beiden Korps. — Es ist zu bedauern, daß über diesen Gegenstand keine der beigefügten Noten sich ausspricht.

Eilftes Kapitel. „Ankunft des Kaisers in Paris. Insurrektion der Kammern. Es bleiben nur drei Wege einzuschlagen übrig. Gründe für die Bestimmung seiner Wahl. Er entsagt." — Der eiserne Wille des Kaisers, das Schwert nicht in die Scheide zu stecken, scheitert an der Erklärung der Kammern gegen das kaiserliche Gouvernement. Er hält es nicht für rathsam, in der Mitte ihrer Versammlungen zu erscheinen, weil sie sich im Insurrektionszustande befinden. Die beunruhigendsten Gerüchte verbreiten sich, die Feinde Napoleon's, die Freunde des Königs, die Anhänger an die Fremden bekommen Oberwasser, Napoleon bleibt nur dreierlei übrig: 1) Sich nach den Tuillerien und unter den Schutz der Truppen zu begeben, und so den Kammern mit dem Degen in der Faust die Stirne zu bieten. 2) Oder den Kammern vorgeblich zu schmeicheln, und mit den verbündeten Monarchen in unmittelbare Verbindung zu treten. 3) Oder zu Gunsten seines Sohnes zu entsagen, und den Kammern die ganze Autorität zu übergeben. — Er schwankte zwischen den beiden ersten Wegen und wählte den letzten. Der zweite schien ihm besonders der übelste (und nach der Anrede vom 14ten zu Avesnes an seine Soldaten mit Recht).

Der Schluß dieses Kapitels applaudirt Napoleon's Uneigennützigkeit, welche der Nachwelt beweisen soll, daß wenn Frankreich zu Grunde ging, er wenigstens nicht Schuld war, daß es dem Interesse eines Einzelnen (nämlich ihm selbst) geopfert wurde. — Dieses Kapitel ist durch keine Note begleitet.

Zwölftes Kapitel. „Nachdem der Kaiser entsagt hat, rücken die Engländer und Preußen unklugerweise (?) auf Paris vor. Dieses Manöver, das sie eigentlich hätte verderben sollen, glückt ihnen vollkommen." —

Die Nachricht von Napoleon's Entsagung verbreitete in der Armee Schrecken und Verzweiflung, und steigerte die Kühnheit der feindlichen Chefs. Sie änderten ihren Plan und gingen grade auf Paris los. Die Note 54 erklärt dies für irrig, vielmehr, daß es von Anfang an

Digitized by Google

der Plan gewesen sey, nach der Hauptstadt ohne Aufenthalt vorzudringen.

Davoust trat an die Spitze der bei Paris versammelten Armee, entschloß sich aber zu nichts. Die Verbündeten waren dreist genug auf St. Germain und Versailles zu marschiren, und ihre ganze linke Flanke bloß zu geben. — Hat Nap. in frühern Kriegen oftmals weniger aufs Spiel gesetzt? Das Glück krönt fast jedesmal die Kühnheit, aber soll es bloß für Napoleon Kronen haben? Uebrigens waren die Preußen und Engländer den Franzosen bei Paris weit überlegen. Der Kommentator macht in Note 55 (der letzten) eine Anspielung auf ein ähnliches Manöver der Franzosen bei Rosbach, das ihnen zwar schlecht bekam, weil „Friedrich der Große keinen Scherz verstand."

Als Napoleon die Nachricht dieser Bewegung zu Malmaison bekam, erwachte sein Feldherrngeist noch einmal in ihm. Er erbot sich, als General an der Spitze der Armee sich auf die Flanke und in den Rücken der Verbündeten zu werfen, und dem Oberbefehle dann für immer zu entsagen, aber sein Anerbieten wurde zurückgewiesen, wahrscheinlich weil ihm billigerweise nicht zu trauen war.

Die Kapitulation von Paris nennt Gen. G. die schändlichste Handlung in der Geschichte, wobei das provisorische Gouvernement weder Talent noch Vaterlandsliebe noch Charakter an den Tag legte. Die Nothwendigkeit, dem Feind in den Rücken zu gehen, hätte dem geringsten Soldaten einleuchten müssen, aber mit Napoleon's Abreise wär' aller Eifer von der Armee gewichen. Die Kammern und das Gouvernement wären durch Fouché verrathen, und nur Carnot bei der Stange geblieben, aber er hätte sich irre leiten lassen.

Der Anhang enthält folgende zum Theil bekannte Aktenstücke:

1) Den Tagesbefehl Napoleon's vom 13ten Juni zu Avesnes.
2) Den Befehl zur Bewegung vom 14ten zu Beaumont. Beide sind bereits früher erwähnt worden.
3) Zusammenstellung der französischen Armee am 15ten Juni.
4) dito der Korps unter Napoleon's unmittelbarem Befehl am 16ten.
5) Uebersicht der Korps unter Marschall Ney am 16ten.
6) „ „ englischen Armee unter Wellington am 14ten.
7) Bericht des Herzogs Wellington über die Schlacht von Waterloo. Aus der londoner Zeitung vom 22sten Juni ausgezogen.
8) Bericht des Herzogs Wellington vom 29sten Juni aus Orville. Enthaltend die Verlustlisten der Offiziere.
9) Bericht des Generals Gneisenau über die Operationen der Armee vom Niederrhein.
10) Berichte des Prinzen von Oranien an den König der Niederlande. Nivelles, den 17ten Juni und Brüssel den 22sten Juni.
11) Bericht des Marschalls Grouchy an den Kaiser. Dinant, den 20sten Juni.
12) Brief des Prinzen Bernhard von Sachsen-Weimar an seinen Vater. Waterloo, den 19ten Juni.
13) Erklärung Napoleon's an das französische Volk vom 22sten Juni.
14) Napoleon an die braven Soldaten der Armee von Paris, d. d. Malmaison den 25sten Juni 1815. —

Digitized by Google

Wir würden nicht säumen, diese Anrede hier mitzutheilen, wenn sie gehaltvoll genug wäre, diese Mühe zu rechtfertigen.

15) Kapitulation von Paris.
16) Attest des Kapitain Maitland, Kommandanten des englischen Schiffs Bellerophon über das Parlamentär-Geschäft des Gen. Gourgaud.
17) Protestation Napoleon's gegen seine Gefangennehmung, am Bord des Bellerophon den 4ten August 1815.

Zur bessern Würdigung und Vergleichung dieser 17 Aktenstücke, gibt der Kommentator einige andere als Zugabe, nämlich:

1) Den französischen Bericht über die Schlacht von Ligny und von Mont St. Jean.
2) Einen Brief des Marschalls Prinz von der Moskwa (Ney) an den Herzog von Otranto. Dieser Brief enthält die Rechtfertigung des ergrauten Kriegers in einem bündigen und keineswegs anmaaßenden Tone geschrieben. Er sagt unter andern mit klaren Worten, daß der Kaiser ihm ohne sein Vorwissen am 16ten das Erlon'sche Korps, das bei Fresne in Reserve stand, weggenommen habe, um es bei St. Amand zu verwenden, und daß es erst um 9 Uhr Abends wieder bei Quatre-Bras angelangt sey, als es zu spät war.

Es hätte dem General G. wohl geziemt, dieses Aktenstück seinem Werke beizufügen, er hätte wenigstens bei einem Theile seiner Leser den Schein der Unverdächtigkeit neben sich verbreitet. So aber steht seine Schrift in nackter Blöße da, und selbst ihre pomphafte Hülle vermag den Kenner nicht zu täuschen.

* * *

Nachtrag.

Dem Beurtheiler ist später das londoner Monthly Review vom Dezember 1818 zur Ansicht zugekommen, in welchem sich ebenfalls eine Kritik der Gourgaud'schen Schrift befindet. Ingleichen die Broschüre des Generals Berton über denselben Feldzug, unter dem Titel: Précis historique, militaire et critique des batailles de Fleurus et de Waterloo, dans la campagne de (?) Flandres en Juin 1815; de leurs manoeuvres caractéristiques, et des manoeuvres qui les ont précédés (ées) et suivis (ies). Avec une carte pour l'intelligence des marches. Par le Maréchal-de-camp Berton. Paris 1818. — Ein wenn gleich nur flüchtig vergleichender Blick auf beide und einige Mittheilungen daraus auf dem Wege des Auszuges werden den Lesern willkommen seyn.

Der englische Recensent zollt der Gourgaud'schen Schrift anfänglich Beifall, weil sie von einem Augenzeugen geschrieben ist und sich von den übrigen über denselben Gegenstand erschienenen Schriften ununterrichteter oder verblendeter Geschichtschreiber mit Vortheil auszeichnen soll. Er gesteht indessen später selbst ein, daß der hohe Standpunkt des Verf. so nahe an seinem Kaiser und als unmittelbarer Theilnehmer seiner Unfälle auch ihn von dem Wege der Wahrheit entfernt habe, und überdies, daß dem Schicksale nicht derjenige Einfluß auf den Ausgang der hun-

Digitized by Google

dert Tage eingeräumt werden darf, wie es von Seiten des Verf. geschieht.

Die Kritik sagt im Wesentlichen nichts Verschiedenes von dem, was wir so eben dem Leser vorgelegt haben; wir begnügen uns daher nur solche Abweichungen hier herauszuheben, welche aus dem Standpunkte des Beurtheilers als Engländers und aus der veränderten Oertlichkeit seiner Stellung entspringen; alles übrige, worin er mit uns einverstanden ist, soll übergangen werden.

Die Stärke der verbündeten Armeen in Belgien beim Ausbruche der Feindseligkeiten giebt der englische Beurtheiler auf 170tausend Mann an, von denen 70tausend unter dem Herzoge von Wellington standen, nachdem alle nothwendige Detaschirungen davon abgezogen sind. Also 52,500 Mann weniger, als General Gourgaud sie angiebt.

Der englische Beurtheiler behauptet (S. 406) mit großer Sicherheit folgendes: „Es ist zur Genüge bekannt, der preußische Kourier, der in Brüssel am Abend des 15ten ankam, hat keine bestimmte Botschaft vom Marschall Blücher gebracht, daß die Masse der französischen Armee gegen Charleroi im Anzuge wäre; in der That, der Marschall vermuthete nur, daß der Angriff auf diese Stadt eine Finte war, um andre Absichten zu verdecken. Auf diese Weise, weit entfernt den Herzog wegen seiner anscheinenden Unthätigkeit zu tadeln, verdient er das Lob jedes Militärs für seine Vorsicht, auf einen ungewissen Lärm nicht vorgegangen zu seyn, und nur der Befangenste (the most captious) kann den Befehlshaber eines Fehlers zeihen, der, als er die zweite Depesche seines Verbündeten um Mitternacht erhielt, seine Truppen augenblicklich zu den Waffen rief und sie zu dem blutigsten Felde führte, auf dem jemals gefochten ward." — Hierbei citirt der Rec. eine Stelle aus dem XI. Buch der Aeneide, die ungefähr so viel sagen will, als daß erst in der Kunst, sich aus einer verwickelten Lage zu ziehen, der große Mann seine Größe an den Tag legt.

Aufrichtig gesagt, so überraschend uns diese schwer zu rechtfertigende und in sich ganz unhaltbare Behauptung erscheinen wird, so müssen wir doch dem Rec. Dank wissen, daß er diese Sache, über die alle Geschichtschreiber bisher so geschickt hinwegzuschlüpfen wußten, endlich englischer Seits zur Sprache gebracht und der späteren Geschichte dadurch eine Gelegenheit eröffnet hat, diesen Umstand näher zu erörtern, weil Gegenrede nur durch Rede erzeugt werden kann. Wenn man die Entfernung von Charleroi bis Brüssel kennt und zum Ueberfluß weiß, daß man preußischer Seits am 15ten Mittags 12 Uhr handgreiflich von der Anwesenheit der ganzen Masse der französischen Armee überzeugt war, so läßt sich nicht wohl begreifen, wie am Abend des nämlichen Tages erst ein bloßes Gerücht (an uncertain rumour) nach Brüssel gelangt seyn soll, da den Preußen ihrer Selbsterhaltung wegen wohl sehr daran gelegen seyn mußte, ihren Verbündeten je eher je lieber klaren Wein einzuschenken, und in solchen Fällen es rathsamer ist, lieber zu viel als zu wenig zu sagen. Diese einfache Betrachtung, die der gesunde Menschenverstand von selbst giebt, wird Niemanden in Zweifel lassen, was er von der angeführten Stelle zu halten hat. Der englische Beurtheiler konnt' es machen wie seine Zeitgenossen, d. h. diesen Punkt mit Stillschweigen übergehn; da er ihn aber einmal zur Sprache gebracht hatte, so mußt' er auch frei und offen zu Werke gehn und sich nicht mit einigen lateinischen Stanzen aus der Sache ziehn.

Die Relation des Gen. G. über die Schlacht von Waterloo kommentirt der engl. Rez. sehr einfach und ohne alle Leidenschaft. Er sagt

jedoch nichts Besonderes, was nicht in unsern früheren Betrachtungen schon enthalten wäre. Die vom Gen. G. angegebenen Verluste berichtigt er dahin; daß die verbündeten Engländer und Hannoveraner am 18ten 10580, die Belgier aber 2000 Mann verloren haben, im Ganzen also die Schlacht von Waterloo den Verbündeten mit Ausschluß der Preußen 12580 Mann gekostet hat. Er beschließt seine Beurtheilung mit Wiederholung der anfänglich geäußerten Meinung, daß seines Buches wegen Gen. G. schwerlich aus England verwiesen worden sey. „Obgleich — setzt er hinzu — die klare Tendenz dieser Schrift da hinaus läuft, den Ruhm Wellington's und seiner braven Waffengefährten herunterzusetzen, so sind des Verfassers Beweisgründe doch von so schwacher Natur, daß sie schwerlich die Mühe ernstlicher Widerlegung aufwiegen; wir müssen daher voraussetzen und hoffen, daß das englische Gouvernement gewichtigere Ursachen zu dem strengen Verfahren gegen den Autor gehabt haben wird." —

Der General Berton stellt sich in seiner kleinen Schrift über den nämlichen Feldzug zwei Gesichtspunkte, einen historischen und einen technischen. Er macht Beziehungen auf die von Jomini und Rogniat aufgestellten Theorien der neueren Kriegführung und führt Räsonnements, welche die Geschichte dieses kurzen Feldzuges selbst belegen und zugleich rechtfertigen soll. Wir sind versucht, von vorn herein zu zweifeln, ob ihm sein Unternehmen gelingen wird, da sich eigentlich aus diesem Feldzuge für die Strategie sehr wenig fruchtbares entwickelt hat. Doch zur Sache.

Die Relazion des Feldzuges beginnt auf S. 12, und schon auf der folgenden zitirt General B. eine Stelle des Rogniat, worin dieser Schriftsteller Napoleon den Vorwurf macht, nicht noch am nämlichen Tage (den 15ten) bei Sombref vorgegangen zu seyn. Der deutsche Kommentator des Rogniat (der Major Decker vom preußischen Generalstaabe, in seinen 1817 zu Berlin herausgegebnen Ansichten über die neuere Kriegführung) rügt diese Stelle zwar ebenfalls, aber aus ganz andern und richtigeren Gründen als General B., der die Versäumniß Napoleon's nicht in dem unverhältnißmäßigen Widerstande der preußischen Vortruppen (was doch das Natürlichere ist), sondern in der Verrätherei der am 14ten zu den Verbündeten übergegangenen französischen Offiziere aufsuchen will. Die Herren B. und G. blasen daher in das nämliche und sehr bequeme Horn, nur daß der Erstere den Maaßregeln des Marschalls Blücher noch vollere Gerechtigkeit widerfahren läßt als der Letztere. Gen. B. bemüht sich, in die ersten Schritte Napoleon's reifdurchdachte Kalküls zu legen, spricht von einer Basis (wo?) und vergißt ganz, daß die Wegegemeinschaft in diesem Landstriche, wie im Vorigen gezeigt worden ist, die Bewegungen Napoleon's offenbar vorschreiben mußte, mithin ihm wenig Wahl blieb, da er einmal über diesen Angriffspunkt sich ausgesprochen hatte. Gen. B. zitirt ferner eine sehr gehaltvolle Stelle Rogniat's, in welcher dieser geniale Schriftsteller mit wenigen Worten Napoleon den sehr gerechten Vorwurf macht, die Preußen, statt sie von den Engländern zu trennen, durch seinen heftigen Durchbruch bei Ligny fast gewaltsam diesen in die Arme geworfen zu haben, und findet es ganz in der Ordnung, daß Napoleon sich eine Gemeinschaftslinie mit Namur eröffnen mußte, um nicht auf doppelte Manöverlinien (Jomini) zu gerathen. Man kann die Mühe nicht verkennen, die General B. sich auf 9 Seiten giebt, um die Ereignisse des 16ten in ein Jomini'sches System zu zwän-

Digitized by Google

gen, aber dem unbefangenen und der Kriegführung kundigen Leser wird es eben so wenig entgehen, daß diese Mühe sehr eitel war. Um so auffallender ist es, wenn wir ihn Napoleon's Manöver bei Ligny für „ein Meisterstück militärischen Scharfblickes" erklären hören. (Eine S. 26 beigefügte Note setzt übrigens ziemlich schwülstig dem Ungelehrten auseinander, was eigentlich militärischer Scharfblick sey.) Wir müßten ganze Seiten des B.schen Werkes übersetzen, um dem Gange seiner strategisch-historischen Räsonnements zu folgen, was indessen schwerlich die Mühe lohnen möchte, und bescheiden uns anzumerken, daß Gen. B. das Dorf Boy für einen strategischen Punkt und zugleich Ligny für den Schlüssel der preußischen Stellung und außerdem das letztere Dorf noch für einen doppelten taktischen und strategischen Punkt hält. Die Stellung von Ligny hatte den Schlüssel mehrerer, wo aber das Strategische dabei herkommen soll, ist in der That schwer zu begreifen. — Das Anziehendste dabei ist, daß General B. mit klaren Worten sagt, das 1ste Korps (Erlon) habe Befehl erhalten von Villers-Peruin nach Boy zu marschiren, sey aber von Seiten des linken Flügels wiederholentlich beschieden worden umzukehren, und habe unglücklicherweise dem letztern Befehle Folge geleistet. Warum unglücklicherweise? Da es die Absicht Napoleon's war, sich eine Gemeinschaft mit Namür zu eröffnen, so konnte ihm das erste Korps wenig dabei nutzen. — Solche Widersprüche werden immer eintreten, wenn man die Manöver des Augenblicks oder der Noth gewaltsamerweise in ein System pressen will, dessen Haltbarkeit ohnehin noch nicht einmal erwiesen ist. General B. lenkt übrigens bald wieder ein, zollt dem Punkte Boy die gebührende Wichtigkeit, was ganz richtig ist, verliert sich aber dabei in glänzenden Illusionen, was alles für Unheil der preußischen Armee hätte widerfahren können, und wie sie eigentlich noch viel übler hätte wegkommen müssen als weiland bei Jena, wenn Erlon auf Boy gegangen wäre, wenn der Tag sich nicht geneigt hätte, wenn die französische Kavallerie, die wenig oder gar nichts gethan hatte, sich auf die Flüchtigen hätte werfen können (Warum konnte sie es nicht?) und was dergleichen Wenns mehr sind. Am Morgen des 17ten soll Napoleon dem Kommandanten des 1sten Korps die bittersten Vorwürfe gemacht haben, daß er nicht auf Boy marschirt sey. Man sieht, Gourgaud's Sündenbock ist Ney und Berton's ist Erlon.

S. 43 heißt es: „Man wird leicht einsehen, warum das 1ste Korps am 16ten paralysirt war, und zweimal vom linken Flügel zum rechten und vom rechten zum linken mit dem Gewehr im Arm spazieren gegangen ist, ohne einen Schuß zu thun; es war dieß gewiß nicht die Absicht des Generals en Chef, weil es in seinem Plane lag, dieses Korps auf einem entscheidenden Punkte der Schlacht wirken zu lassen." — War dies wirklich Napoleon's Absicht, warum stellte er das 1ste Korps unter Ney's Befehl, da bekanntlich Niemand zweien Herren zugleich dienen kann? Wird man das auch ein Meisterstück militärischen Scharfblicks nennen können? — Uebrigens geht die Ursache zu dem Benehmen des 1sten Korps keineswegs so klar daraus hervor, wie General B. es meint.

Dem Räsonnement des Verf. über das Benehmen Grouchy's am 17ten müssen wir beipflichten, und die Details, die er uns darüber gibt, sind von großem Interesse. Wir sehen daraus, daß Grouchy sich mit Detaschirungen auf der Straße nach Namur aufgehalten und dadurch die kostbare Zeit vergeudet hat, die er dazu verwenden mußte, die Preußen auf Wawre zu drängen. — Daß Grouchy am 18ten nicht auf dem kür-

Digitized by Google

zesten Wege die Dyle zu überschreiten und sich mit dem bei Mont St. Jean fechtenden größeren Theile der Armee zu vereinigen suchte, rechnet der Verf. ihm ebenfalls für einen außerordentlichen Fehler an. Der unpartheiische Beurtheiler wolle aber nicht vergessen, daß dieser Marsch in der Wirklichkeit keineswegs so leicht ausführbar war, als er auf dem Papier zu seyn scheint. In dem deutschen Kommentar des Rogniat findet sich dieser Umstand ausführlich beleuchtet. Aber auch Gen. B. setzt ihn auf das vollständigste aus einander und widmet ihm den dritten Theil seiner Schrift, da er selbst beim Grouchy'schen Korps eine Kavalleriebrigade befehligt hat. Dieser Abschnitt ist der gehaltvollste, weil der Verf. glücklicherweise über den Geschichtschreiber die Strategie beseitiget hat; nur zum Schluß macht er einige leichte strategische Andeutungen im Sinne des Jomini'schen Systems, die füglich hätten wegbleiben können.

Die letzten Seiten des Werks machen eine Art Gezänk gegen den englischen Minister und den spanischen General Alava aus, dem einige Niederlagen seiner Brüder in Spanien vorgeworfen werden, als Züchtigung für seinen Bericht, worin er die Flucht der Franzosen nicht diskret genug zu beschreiben sich unterfangen hat. Dieser Zank um ermäßigte Nicht-Ehre interessirt uns gar nicht, mehr vielleicht die Angaben des Verf. über den Zustand der englischen Armee kurz vor dem Eintreffen der Preußen am Abend des 18ten, mit dem er sehr genau bekannt zu seyn scheint. Er sagt: „Die englische Armee befand sich in der Unmöglichkeit, weder eine einzige Kanone vom Schlachtfelde abzuführen, noch einen Kolonnenrückzug durch die verfahrenen Wege zu bewerkstelligen. Sie wäre vor Ankunft der Preußen vernichtet gewesen, wenn der franz. General nicht vergeblich und allzulange die Kooperation seines rechten Flügel-Korps abgewartet hätte. Er wäre dann nicht genöthigt gewesen, sich am Abend des Tages 15 bis 20,000 Mann zu berauben, die er gegen die Preußen verwenden mußte, während 35000 bei Wavre unnütz standen. Spätere Berichte der Feinde haben es sich nicht merken lassen, daß hinter der englischen Armee an diesem Tage eine schauderhafte Unordnung statt gefunden hat. Aber es ist gewiß, daß zwischen Waterloo und Brüssel die Artillerie, umgeworfene Pulverwagen, aufgegebene Bagagen, getödtete und abgetriebene Pferde die Wege verstopften, auf denen die Flüchtigen sich schlugen, um sich Bahn zu verschaffen; zuletzt war es unmöglich, daß ein einzelner Reiter den Wald von Soignies auf der großen Straße passiren konnte. Französische Gefangene sind Zeuge davon gewesen und die Einwohner erzählen es jedem, der es nur hören will, so wie sie es mir selbst (Berton) seitdem erzählt haben. Die Verwundeten welche nicht fortgeschleppt werden konnten und eine Menge Verirrter steckten in diesem Walde. Der Tumult hatte sich bis Antwerpen und sogar bis gegen Holland ausgebreitet; die dahin führenden Straßen waren mit Fuhrwerk und einem so großen Haufen Schutzsuchender zu Fuß und zu Pferde bedeckt, daß man nicht einmal für schweres Geld in der nächstfolgenden Nacht in einem Hause eingelassen wurde, am wenigsten um eine Schlafstelle darin zu erhalten. Englische verwundete Offiziere, die mit den Frauen der Generale zu Antwerpen ankamen, brachten die Nachricht dahin, daß Alles verloren sey, und die auf höhern Befehl erfolgte Absendung eines Artillerietrains nach diesem Orte beweiset, daß Andere es eben so geglaubt haben. Die Auswanderung aus Brüssel war bereits so stark, daß man nicht für hundert Guineen zwei Pferde bis Antwerpen bekommen konnte u. s. w." — Der Verfasser setzt sich hier ohne Noth mit Worten in

Digitized by Google

Unkosten. Eine große Stadt, so nahe einem Schlachtfelde gelegen, wird unter allen Umständen der Entscheidung mit ängstlichen Augen entgegen sehen, und Vorkehrungen zur Rettung seiner Haabe oder seiner Person sind dem friedlichen Bürger wohl sehr natürlich und verzeihlich. Daß die Flüchtigen, und mitunter auch die Verwundeten beunruhigende Gerüchte in den Rücken einer fechtenden Armee tragen, ist ein Ereigniß das man fast in allen Schlachten und in allen Heeren erlebt, weil Jedem daran gelegen ist, den Bewohnern rückwärts gelegner Gegenden zu beweisen, daß er sich in recht großer Gefahr befunden habe, und nur dem höchsten Drange gewichen sey. Armeen, wie die englische und preußische damals waren, müssen selbst im Siege auf eine Anzahl Flüchtiger rechnen, weil sie aus zu ungleichartigen Bestandtheilen und überhaupt aus zu jungen Truppen gebildet waren. Desto größere Achtung hat sich derjenige Theil erworben, der im Gefechte aushielt und der hinreichend war, den Gang der französischen Truppen von Waterloo bis Paris zu beflügeln, eine Entfernung, die mit der bis Antwerpen nicht im Verhältniß steht. Was sich von den Franzosen bei Compiegne, Nanteuil ꝛc. schlug, hatte bei Waterloo nicht gefochten, sondern gehörte zur Abtheilung Grouchy's. Warum also General B. bemüht ist, den Werth der englischen Heerführung und der Armee selbst am 18ten herabzusetzen, während er über den Zustand seiner eigenen kein Wort sagt; wie er ferner dazu kommt, dieses alles mit strategischen Beurtheilungen zusammenzuschmelzen, und endlich wie er sich sogar so weit vergessen kann, die Spekulation eines londoner Marktschreiers dem englischen Ministerio unterzulegen, das sind Fragen, deren Beantwortung er uns schuldig bleibt; um so mehr, da er auf der vorletzten Seite sagt: „Ich habe beim Niederschreiben dieses Buches keinen andern Zweck gehabt, als die militärischen Dispositionen bekannt zu machen und die großen Fehler anzuzeigen, welche von zwei Generalen begangen wurden und die Ursachen unsers Unglücks geworden sind. Der erste ist am 16ten dadurch begangen worden, daß die Bewegungen des 1sten Korps auf entscheidenden Punkten der Schlacht gegen die Preußen aufgehalten wurden. Der zweite rührt von dem langsamen und furchtsamen Marsche des rechten Flügel-Korps am 17ten her, und der Aufenthalt und das Schwankende dieses Korps am 18ten, so wie dessen falsche Manöver machen den dritten Fehler aus. u. s. w." —

Man mag nun diese kleine aus 83 Seiten bestehende Schrift aus einem historischen, politischen oder militärischen Gesichtspunkte betrachten, so kann man sich des Urtheils nicht enthalten, daß sie eigentlich weder Anfang noch Ende hat, und daß der Leser sie nur mit der unangenehmen Empfindung, sich völlig in seinen Erwartungen getäuscht zu sehen, aus der Hand legen kann.

Der beigefügte Plan ist ohne topographischen Werth. Er hat keinen Maasstab als eins der nothwenigsten Erfoderniße einer Karte von Kriegsoperationen; mehrere wichtige Puntte sind ganz ausgelaßen, namentlich Marchienne au pont, als dritter Hauptübergangspunkt Napoleon's über die Sambre (der Name ist da, aber das Zeichen fehlt), ferner Mont St. Guibert, seines Defilees wegen wichtig, Ohain u. a. m.

Digitized by Google

Anhang.

Ausländische Literatur.

(In Analysen ausländischer kritischer Zeitschriften.)

I.

1) Betrachtungen über die Hauptereignisse der französischen Revolution. Von der Frau von Stael.

(*Considérations sur les principaux événemens de la Révolution Françoise. Ouvrage Posthume de Mad. la Baronne de Stael. Publié par M. le Duc de Broglie et M. le Baron A. de Stael.* 3 *Tomes.* 1818.) *)

(Edinburgh Review No. LX.)

Das vorliegende, höchst anziehende Werk ist das letzte Vermächtniß einer unerreichten Schriftstellerin unserer Zeit; es handelt von einem geschichtlichen Zeitraume, welchem an Wichtigkeit seit Jahrhunderten keiner gleich kam und der nach fernen Jahrhunderten der Nachwelt ohne Zweifel als noch weit wichtiger erscheinen wird. Es würde uns hier zu weit führen, Alles zu sagen, was wir über die Verfasserin denken; doch so viel müssen wir sagen, daß unseres Erachtens ihr Vaterland seit Voltaire's und Rousseau's Zeiten keinen kraftvolleren Schriftsteller hervorbrachte, und daß unter ihrem Geschlechte keine Schriftstellerin irgend eines Zeitalters, — irgend eines Landes sie an Größe erreichte. Ihr Geschmack ist vielleicht nicht ganz rein und ihr Styl zu unregelmäßig und gesucht. Diese Fehler greifen vielleicht noch tiefer ein. Ihr sichtliches Streben nach Effect und das daraus entstehende zu starke Auftragen der Farben hat wahrscheinlich auf die Unbefangenheit ihrer Urtheilskraft manchmal eingewirkt und einigen ihrer Darstellungen eine zu verdächtige Schattirung gegeben. Auf alle Fälle raubten sie ihr die Geduld zu der bescheidnen Aufgabe, die erklärenden Einzelnheiten zu vervollständigen oder alle Vordersätze ihrer Vernunftschlüsse in gehöriger Ordnung vorzutragen. Ihre Geschichtserzählung liefert sie in Umrissen und ihre Theorie in Aphorismen; überhaupt bietet der

*) Eine sehr schöne und correcte Hand-Ausgabe dieses Werks ist bei dem Verleger des Hermes erschienen und in allen Buchhandlungen für 3 Rthlr. zu erhalten. Derselbe hat ebenfalls von dem trefflichen Werke Bailleuls: Examen critique de l'ouvrage de Mad. de Stael. 2 Vol. einen Abdruck besorgt, der sich jener Ausgabe anschließt. Preis 2 Rthlr.

Digitized by Google

größte Theil ihrer Schriften nicht jene systematische Einheit dar, welche einzig den höchsten Grad der Kraft, Schönheit und Klarheit verleihet; sondern man könnte sie füglich eine Sammlung treffender Fragmente nennen, in welchen manche Wiederholungen keineswegs die Wirkung vieler Inconsequenzen schwächen. Dennoch behaupten wir unbedenklich, daß in eben diesen Werken, mögen wir sie als Fragmente oder als Systeme betrachten, mehr originelle, tiefgedachte Bemerkungen, mehr neue Bilder, größerer Scharfsinn, verbunden mit höherer Einbildungskraft und mehr wahre Philosophie der Leidenschaften, der Politik und der Literatur der Zeitgenossen enthalten sind, als wir uns in dem Werke irgend eines andern Schriftstellers gefunden zu haben entsinnen. Ueber alle Gegenstände verbreitet sich die Verfasserin mit großer Beredsamkeit, und mit einem ihr ganz eignen Pathos weiß sie jene bittern Seelenkämpfe darzustellen, in welchen das Unglück durch Gewissensbisse oder durch Reue noch herber wird. Obgleich es schwer ist, ihr zu widerstehen, so können wir doch nicht sagen, daß wir in alle ihre Meinungen einstimmen oder alle ihre Gesinnungen billigen. Sie überschätzt die Wichtigkeit der Literatur in ihrem Einflusse auf den Charakter oder die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts und stellt mit zu großer Zuversicht über dessen vergangene und künftige Geschichte Theorien auf. Ueber Gegenstände, wie dieser, haben wir noch nicht Thatsachen genug für so viele Philosophie und müssen uns, wie wir besorgen, noch lange damit begnügen, viele Dinge zufällig zu nennen, deren Beziehung auf bestimmte Ursachen allerdings weit befriedigender seyn würde.

Ihre Würdigung der Glückseligkeit und ihre Begriffe von der Weisheit des Privatlebens sind unseres Erachtens irrig. Sie stellt Leidenschaft und hohes Gefühl als viel zu unentbehrlich dar und gibt ihren Gemählden zu gleichförmig den Firniß eines ausschweifenden oder erzwungnen Enthusiasmus. Kurz, sie stellt die Menschen weit unglücklicher, weit verderbter und weit energischer dar, als sie sind, und scheint sie deshalb nur um so höher zu achten. Weit untadelhafter ist sie in ihrer Politik. Allenthalben ist sie eine warme Freundin und lebhafte Verfechterin der Freiheit, so wie aller liberalen, praktischen und philanthropischen Grundsätze. In Hinsicht dieser Gegenstände können wir ihren Enthusiasmus nicht tadeln, welcher von aller Rachsucht und Erbitterung fern ist; wir sind weit geneigter, jene sanguinische Gemüthsstimmung zu beneiden als zu tadeln, welche sie nach Allem, was sie gesehen und gelitten hat, immer noch antreibt, sowohl das Verdienst vergangner Versuche zu politischen Vervollkommnungen, als die Wahrscheinlichkeit ihrer künftigen Erfolge zu überschätzen. Wenn indeß Fr. v. St. mit zu großer Zuversicht vorhersagt, so muß man zugeben, daß ihre Arbeiten zur Verwirklichung ihrer Vorhersagungen kraftvoll hinstreben. Ihre Schriften sind voll der belebendsten Ansichten über die Vervollkommnung des gesellschaftlichen Zustandes und über die Mittel zu deren Bewirkung; sie enthalten die treffendsten Widerlegungen der vorherrschenden Irrthümer über diese Gegenstände und die überzeugendsten Angriffe gegen diejenigen, welche sich durch Interesse oder Ehre zu deren Aufrechthaltung verpflichtet wähnen. — Selbst diejenigen, welche am wenigsten geneigt sind, ihr beizustimmen, müssen zugeben, daß aus ihren Schriften Vieles zu lernen ist, und wir können denselben kein größeres Lob beilegen, als durch die Versicherung, daß sie nicht nur zur Beförderung des Interesses der Menschenliebe und Un-

Digitized by Google

abhängigkeit, sondern auch mehr zur Besänftigung, als zur Erbitterung der bekämpften Vorurtheile hinstreben.

Das vorliegende Werk enthält eine Fülle trefflicher Bemerkungen und eine noch weit größere Fülle merkwürdiger Einzelnheiten; denn Fr. v. St. war nicht nur Zeitgenossin, sondern auch Augenzeugin vieler von ihr geschilderten Thatsachen und hatte die beste Gelegenheit, sich von demjenigen, was sie nicht aus eigner unmittelbarer Wahrnehmung wußte, genaue Kunde zu verschaffen. Wenige Personen konnten in der That besser geeignet seyn, die relative Wichtigkeit der dargestellten Gegenstände zu würdigen, und niemand, glauben wir, ist so sehr als sie von dem Verdachte frei, jene Thatsachen aus persönlichem oder Parteigefühl entstellt zu haben. Allein bei allen diesen seltnen Eigenschaften und unschätzbaren Vortheilen für den Beruf des Geschichtschreibers können wir nicht behaupten, daß sie ihn vollkommen erfüllt hat. Ihre Geschichte ist zu fragmentarisch, der erzählende Theil zu oft durch Betrachtungen unterbrochen, und diese Betrachtungen enthalten zu viele Unterabtheilungen, um sich denen der Geschichtserzählung anzuschließen. Zu viele Ereignisse sind ausgelassen, oder zu cursorisch erwähnt, um dem Werke das Anziehende einer vollständigen, fortlaufenden Geschichte zu verleihen; dagegen sind viele andere zu umständlich vorgetragen und analysirt, als daß es für einen philosophischen Versuch über die größern Resultate jener denkwürdigen Vorfälle gelten könnte. Am meisten ist uns dieser letztere Fehler aufgefallen, — ein Fehler, der vielleicht von der Lage eines gleichzeitigen Schriftstellers unzertrennlich ist; denn wir halten dafür, daß die unterhaltendsten, gerechtesten und belehrendsten geschichtlichen Darstellungen erst nach Ablauf eines bedeutenden Zeitraumes nach den vorgetragnen Ereignissen geschrieben werden müssen. Wenn wir eine beredte und einsichtsvolle Geschichtserzählung großer Ereignisse der Vorzeit lesen, ist unser erstes Gefühl ein Bedauern, daß wir nicht im Stande sind, mehr daraus zu lernen. Wir fühlen ein sehnliches Verlangen nach umständlicheren Darstellungen und wir beneiden diejenigen, welchen das Glück zu Theil ward, in den Zeiten solcher anziehenden Ereignisse zu leben, und tadeln sie, daß sie uns so kurze und unvollkommene Denkschriften über dieselben hinterließen. Aber die Wahrheit ist, daß wenn wir nach unsrer Erfahrung urtheilen dürfen, die Zeitgenossen jener großen Ereignisse sich der Wichtigkeit derselben nur unvollkommen bewußt waren, und keinesweges ihren ganzen Einfluß auf künftige Generationen ahneten. Ihre Aufmerksamkeit ward nach einander durch jeden einzelnen Act des unter ihren Augen dargestellten großen Drama's gefesselt, erstreckte sich aber nicht auf die Gesammtwirkung des Ganzen, in welchem einzig die Nachwelt die Größe und Wichtigkeit der Scene aufzufassen bestimmt war. Die Zeit äußert auf die Ereignisse die nämlichen Einwirkungen, wie die Entfernung auf sichtbare Gegenstände; sie verdunkelt und vernichtet allmählig die kleinen, aber sie macht die großen durch Entfernung deutlicher und begreiflicher. Doch folgt hieraus nicht, daß einer nach Ablauf von Menschenaltern geschriebenen Geschichte nicht auch vieles Wünschenswerthe mangelt; allein wir vermögen nicht, zu gleicher Zeit die erhabne Wirkung einer weiten und mannigfaltigen Landschaft zu genießen, und die Gestalt jedes Blattes im Walde oder die Bewegung jedes lebenden Geschöpfes in dessen Umfange zu erschauen. Eben so unmöglich ist es, alle Einzelnheiten zu bewahren, welche die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen auf sich zogen; ihr Andenken verlor sich im Laufe des Zeitraums, welcher verstreichen mußte, bevor der wahre Werth des Ganzen

Digitized by Google

erkannt werden konnte. Auch vermag kein menschliches Gedächtniß eine solche Anzahl von Einzelnheiten zu behalten und keine menschliche Urtheilskraft, sie zu sondern. Nicht selten werden zu wenig Thatsachen aufbehalten, um Materialien zu einer befriedigenden Geschichtserzählung zu liefern, und in solchen Fällen giebt oft der Geschichtschreiber der Versuchung nach, die spärlichen, bis auf ihn gekommenen Materialien durch allgemeine theoretische Vernunftschlüsse in Verbindung zu bringen, welche natürlich von den vorherrschenden Ansichten und Meinungen des Schriftstellers oder des Zeitalters, dem er angehört, ihre Farbe annehmen. Wenn ein Schriftsteller von vollendeter Urtheilskraft und mit gründlicher Kenntniß der unwandelbaren Grundsätze der menschlichen Natur dieß Geschäft übernimmt, so ist es in der That zu bewundern, wie viel er aus einem so wenig versprechenden Gegenstande machen kann, und es ist fast gewiß, daß die Ansichten, die er seinen Lesern über einen solchen dunklen Zeitraum darbieten wird, mindestens eben so belehrend und anziehend seyn werden, als wenn er die vollständigen Annalen desselben vor sich hätte. Kömmt hingegen das Geschäft in andere Hände, so erhalten wir, anstatt eines meisterhaften, wenigstens in seinen Hauptzügen getreuen Gemäldes roher oder entfernter Zeitalter, nichts als eine Darlegung der neuesten Phantasien und Thorheiten des Verfassers, schlecht verkappt unter den Maskeraden-Characteren einiger durch Ueberlieferung auf uns gekommenen Namen.

Das vorliegende Werk, — wir wiederholen es, — ist frei von Fehlern dieser Art, und im wahren Geiste historischer Unparteilichkeit geschrieben; aber es hat Fehler andrer Gattung und vereinigt mit vielen Verdiensten, welche sowohl der gleichzeitigen, als der philosophischen Geschichte eigen sind, mehrere Mängel beider Gattungen. Für die erstere enthält es zu wenige und für die letztere zu zahlreiche und zu unerwogen ausgewählte Thatsachen, und die Raisonnements und Speculationen, worin vielleicht sein Hauptwerth besteht, scheinen an Gegenstände verschwendet zu seyn, welche nicht lange in Andenken bleiben können.

Es ist der Zweck des Werkes, zu zeigen, daß Frankreich eine freie Verfassung, — eine beschränkte Monarchie, — kurz eine Verfassung gleich der von England haben muß. Dieß, sagt Fr. v. St., war das einzige Streben der Nation im J. 1789, und zur Erreichung dieses Ziels ist auch jetzt noch die große Mehrheit des Volkes, unabgeschreckt durch das verhängnißvolle Mißglücken des letzten Versuchs, so wie durch das Wiederaufleben alter Anmaßungen, welche dessen Ende begleiteten, fest entschlossen. Allein obgleich die Verfasserin dieß für die vorherrschende Gesinnung des französischen Volkes erklärt, hält sie es dennoch nicht für ganz unnöthig, eine solche Entmuthigung zu bekämpfen, und der große Zweck aller ihrer Vernunftschlüsse ist der Beweis, daß weder im Character oder in dem Zustande, noch in der neuesten oder früheren Geschichte ihrer Landsleute irgend etwas liegt, wodurch eine geregelte Freiheit ihnen unerreichbar oder wodurch sie zum Genusse einer repräsentativen Verfassung und zur Ausübung der Rechte freier Bürger unfähig werden konnten.

Zu diesem Zweck giebt sie einen gedrängten meisterhaften Ueberblick der Fortschritte der verschiednen europäischen Reiche von ihrem ursprünglichen Zustande als Feudalaristokratien bis auf den gegenwärtigen als Monarchien, beschränkt durch Gesetze, oder gemildert durch die Macht der öffentlichen Meinung, und bestrebt sich zu zeigen, daß alle gleichen Lauf nahmen, welcher unvermeidlich in Verfassungen enden wird, deren Wesen, wie in der englischen, im Gleichgewicht besteht.

Digitized by Google

Die erste Umwandlung bestand in der Beschränkung des Adels, hauptsächlich durch die Hülfe, welche die damals zuerst auf Reichthum und Einsicht Anspruch machenden Gemeinen der Krone leisteten; auf diese Grundlage bauten einige kleinere Staaten, vorzüglich in Italien und Deutschland, ein dauerndes Freiheitssystem. Allein die Bedürfnisse des Kriegs und die Ersetzung der Feudalmiliz durch Lohntruppen führten allgemeiner eine willkürliche oder despotische Gewalt herbei; dieß geschah in Frankreich, Spanien und England unter Ludwig XI., Philipp II. und Heinrich VIII. Hierauf folgte das Zeitalter des Handels, des Luxus und der Steuern, woraus nothwendigerweise das Zeitalter allgemein verbreiteter Einsichten, individuellen Reichthums und beim Volke das Gefühl seiner Rechte und seiner Macht erwuchs; dieß Alles leitete unwiderstehlich zur Beschränkung der Macht der Krone durch repräsentative Versammlungen.

England, weniger veranlaßt zur Unterhaltung einer Landarmee und der erste Staat in der Laufbahn commerciellen Wohlstandes, ging in dieser großen Vervollkommnung mit seinem Beispiele voran. Allein die nämlichen allgemeinen Grundsätze wirkten in allen Continentalstaaten und müssen am Ende die nämlichen Ergebnisse hervorbringen. Die ausgezeichneten Vortheile, deren England genoß, schützten es nicht vor der Unterjochung durch Heinrichs des VIII. und Mariens Tyrannei; auch dieser Staat erfuhr die Zufälligkeiten und Gefahren und errichtete die Tribute, die von der Sicherung der Volksrechte vielleicht unzertrennlich sind; auch England stürzte die Monarchie und opferte den Monarchen im ersten Streben nach Beschränkung seiner Macht. Der englische Freistaat vom Jahre 1648 entsprang aus eben so ungeregelten Speculationen, als der französische von 1792 und endete gleich diesem in der Einführung einer Militärtyrannei und in einer Wiederherstellung des Königthums, welche alle Anhänger der Freiheit in die allgemeine Schuld des Aufruhrs zu vermengen schien. Und dennoch ist Jedermann jetzt überzeugt, daß dies bloß der erste Ausbruch einer Flamme war, die weder verlöscht noch dauernd gedämpft werden konnte, und daß die Ereignisse von 1688 nur die Folge und die nothwendige Vollendung desjenigen waren, was vierzig Jahre zuvor begann, und was selbst ohne die damals erfolgte geringe Erschütterung in Erfüllung gegangen seyn würde, hätte der Hof die Lehren jenes ersten Versuchs, so gut als die Volksanführer, zu benutzen gewußt. Dieß sind, — so behauptet Fr. v. St., — auch Frankreichs unwandelbare Bestimmungen und es ist der große Zweck ihres Werkes, zu zeigen, daß nur Zeitumstände, welche nicht wiederkehren, — nur Mißgriffe, die nicht wiederholt werden können, und Zufälligkeiten, die sich nie zweimal ereigneten, Schuld daran sind, daß nicht schon der letzte Versuch jene heilbringende Vollendung herbeiführte und daß Alles jetzt auf dem besten Wege ist, solche ohne große Anstrengungen und Erschütterungen zu sichern.

Daß diese Ansichten mit unendlichem Talent, Geiste und großer Beredsamkeit unterstützt sind, wird niemand, der dieß Werk gelesen hat, bestreiten, und wir würden es in der That beklagen, wenn wir sie dem Wesentlichen nach für unrichtig halten müßten; allein obgleich wir weder bezweifeln, daß die Grundsätze der Verfasserin wahr sind, noch auch, daß ihre Vorhersagungen dereinst in Erfüllung gehen werden, so fürchten wir doch, daß der Triumph derselben weder so nahe, noch so leicht, friedlich und sicher seyn wird, als sie glaubt. Englands Beispiel ist ihre große und in der That ihre einzige Autorität; aber wir besorgen, daß sie diese Parallele mit mehr Kühnheit, als Umsicht auf-

Digitized by Google

stellte und eine Mannigfaltigkeit einzelner Umstände in Beziehung auf England übersah, wozu sie in der vorliegenden Geschichtsperiode ihres Vaterlandes nicht leicht etwas Gleichgeltendes auffinden konnte. Wir wollen nicht bei der Verschiedenheit der Nationalcharactere verweilen, obwohl die Verfasserin diesem Einwurf durch die Bemerkung, daß der National-Character das Werk der Regierungsverfassung sey, keineswegs befriedigend begegnet; aber kann Fr. v. St. vergessen haben, daß England schon fünf Jahrhunderte lang vor dem Jahre 1648 ein Parlament und eine volksvertretende Versammlung hatte und daß durch dies Organ, so wie durch die weit umher verbreitete und tiefgegründete Maschinerie der Wahlen, worauf sie beruhte, jener Kampf erhoben und der Sieg gewonnen ward, welcher endlich den Britten die Segnungen politischer Freiheit sicherte? Die mindeste Erwägung der Natur der Regierungsverfassungen und der wahren Grundlagen aller Freiheit wird zeigen, welchen unermeßlichen Vortheil dieß im Kampfe gewährte und mit welchen furchtbaren Hindernissen diejenigen zu kämpfen haben müssen, welche genöthigt sind, sich ohne dieselben in einen ähnlichen Streit einzulassen.

Alle politische Macht, selbst die despotischste, beruht, wie Hume sehr scharfsinnig bemerkt, auf der öffentlichen Meinung. Eine Regierung ist gerecht, oder das Gegentheil, je nachdem sie mehr oder weniger das wahre Interesse des regierten Volkes befördert. Aber sie ist dauernd und sicher, genau nach dem Maaße, wie sie durch die Meinung derer geleitet wird, welche die Macht, ihr Kraft zu verleihen, wirklich besitzen und sich dieses Besitzes bewußt sind, von deren Meinung sie mithin fortwährend abhängig ist; — das heißt, in einem despotischen Militärstaate durch die Meinung des Kriegsvolks, in rohen und unwissenden Gemeinwesen durch die Meinung derer, welche das Alleinrecht der Einsichten, des Reichthums, oder der, die Macht begründenden Disciplin ausüben, nämlich der Priesterschaft, der Landbesitzer und der Krieg gewohnten Truppen, und in civilisirten bürgerlichen Gesellschaften, durch die Meinung derer, welche ihre verbundnen Talente, Reichthümer und Kräfte, wenn es die Gelegenheit erfordert, wirksam machen können. Eine Regierung kann allerdings eine Zeitlang bestehen, wenn sie gleich der Meinung dieser Volksclassen entgegengesetzt ist, allein ihr Daseyn ist stets schwankend und kann sich keine Dauer versprechen. Die natürliche und angemessene Verfassung ist daher in jedem Falle diejenige, welche die Regierer in den Stand setzt, sich bei Zeiten von der Meinung derer, welche die Gewalt haben, sie umzustürzen, zu vergewissern und sich derselben zu fügen; keine Regierung kann sicher seyn, wo es an Einrichtungen zu diesem Zwecke mangelt. So geschieht es offenbar aus Mangel an eigentlichen despotischen Verfassungen, — aus Mangel an regelmäßigen und sichern Mitteln, sich von den Meinungen ihrer Herrn in Kenntniß zu setzen, daß die Asiatischen Herrscher von ihren Janitscharen oder andern insurgirten Truppen so häufig enthauptet werden, und eben so geschah es aus Mangel an geeigneten Feudalconstitutionen, daß bei der Abnahme dieses Systems die Könige so oft von ihren aufrührerischen Baronen entthront oder durch eine anmaßende Priesterschaft excommunicirt wurden. In aufgeklärten Zeiten ist die nämliche Nothwendigkeit vorhanden, sich der Meinung jener ausgedehnteren und vermannigfaltigten Volksclassen zu fügen, welchen die Macht der Kräftigung und des Widerstandes in die Hände gekommen ist. Es muß daher die natürliche und einzig sichere Constitution solcher Gemeinwesen eine repräsentative Versammlung befassen. Eine Regie-

rung kann ohne Zweifel gegen die Meinung dieser virtuellen Aristokratie noch eine geraume Zeit nach ihrem Ursprunge bestehen; denn es ist nicht genug, daß Reichthum, Einsichten und individueller Einfluß in einem Gemeinwesen hinreichend vorhanden sind, um alle denselben widerstrebende Anmaaßungen zu überwiegen. Es ist nothwendig, daß die Besitzer dieser virtuellen Macht sich auch ihrer Anzahl und der Uebereinstimmung ihrer Gesinnungen und Ansichten bewußt sind. Erst in einem sehr späten Zeitpuncte des Fortschrittes der bürgerlichen Gesellschaft werden die Mittheilungswege so vervielfältigt und vervollkommnet, daß dieß in irgend einem erheblichen Grade thunlich ist. Der Handel und die Presse haben jedoch diese Mittheilung sehr erleichtert und in allen Centralländern Europa's sind sie wahrscheinlich in einem vollkommen hinreichenden Grade vorhanden, um wenigstens auf eine der Parteien, sowohl in Hinsicht ihres Interesses, als ihrer Macht, einen entschiednen Eindruck zu machen.

In einer solchen Lage der Dinge können wir kein Bedenken tragen, zu behaupten, daß eine Repräsentativverfassung das natürliche Hülfsmittel und das endliche Resultat seyn muß. Wenn wir aber finden, daß es selbst dort, wo eine solche Einrichtung von Alters her bestand, möglich war, sich in den Meinungen der Nation auf eine so verderbliche Weise zu verrechnen, wie dieß in England unter Carl's Regierung geschah, ist es dann nicht klar, daß die Gefahr solcher Mißgriffe zehnfach größer seyn muß in einem Lande, wo eine solche Verfassung zuvor unbekannt war und wo aus tausend Gründen der wahre Zustand der öffentlichen Meinung von den entgegengesetzten Parteien wechselseitig gemißdeutet werden kann, wie dieß bis zu dieser Stunde in Frankreich der Fall ist?

Die Organisation und die ganze Maschinerie, welche dazu dient, die öffentliche Meinung zu sammeln, um sie mit der Verwaltung in Berührung zu bringen, war in England vollkommen und in thätiger Wirksamkeit seit den ältesten Zeiten. Die mannichfaltigen Canäle, wodurch sie aus ihren ersten schwachen Quellen in die Städte und Flecken und so in stufenweise anschwellenden Strömen auf die Centralräder der Regierung geleitet ward, waren alle tief eingedrungen in den Boden, und Jeder, den ihr Zustand anging, war mit allen ihren Richtungen und Verzweigungen vertraut. Als hingegen in Frankreich die neuen Schleusen geöffnet wurden, waren nicht nur die Gewässer durchgängig unrein und trübe, sondern die Masse und die Strömungen derselben waren unregelmäßig und unbekannt; einige stockten oder träufelten schwach, während andere mit der Heftigkeit eines zerstörenden Waldstroms sich brausend fortwälzten.

Es war der Cardinal Richelieu — sagt Fr. v. St..., — welcher die durch Ludwig XI. begonnene Entwürdigung des französischen Adels vollendete, und die Arroganz und spanische Gravität Ludwigs XIV., die dieser Monarch annahm, um, wie sie sich ausdrückt, „freie Urtheile von sich zu entfernen," fesselte diese Eigenschaften an seinen Hof, und machte jenem muntern und leichten Tone der Mittheilung ein Ende, welcher in den Tagen Heinrichs IV. das Geschäft eines Höflings minder langweilig und minder entwürdigend gemacht hatte. Die Verfasserin hegt keine Parteilichkeit für das Andenken jenes Afterhelden und äußert ihren Unwillen, daß man ihn als den Beförderer der Wissenschaften angesehen hat. „Die Literatur, die ihn im Uebermaaße erhob, hat weit mehr für ihn gethan, als er für sie." (Th. I. S. 36.) In der That überlebte er selbst seine Popularität, wo nicht seinen Ruhm. Der Glanz seiner frühern Erfolge verlor sich in seinen spätern Unfällen. Die durch ihn gemachten Schul-

Digitized by Google

den lasteten auf der Nation und die Strenge und Düsterheit seiner Frömmelei war eine der Ursachen des Frohsinns, womit die Nation sich in alle Ausschweifungen und Verderbthiten der Regentschaft und der folgenden Regierung stürzte.

Diese Regierung, die Schwäche Ludwigs XV., der beständige, empörende Einfluß seiner Beischläferinnen und aller ihrer Angehörigen und das Nationalunglück, welches sie herbeiführten, zusammengenommen mit der allgemeinen Verbreitung der Aufklärung unter der Volksmasse, und dem in den Schriften eines Montesquieu, Voltaire und Rousseau athmenden kühnen und kraftvollen Geiste; — dieß Alles schuf ein allgemeines Gefühl des Mißvergnügens und der Verachtung gegen die Regierung und bahnte den Weg jenen unerschrockneren Reformatoren, die jenen großen Männern sobald zu folgen bestimmt waren.

Ludwig XVI. — so fährt die Verfasserin fort — würde der gerechteste der Despoten und der verfassungsmäßigste unter den constitutionellen Königen gewesen seyn, wäre er geboren gewesen, entweder eine schon förmlich eingeführte Despotie, oder eine constitutionelle Monarchie zu verwalten; allein er war nicht geeignet, während der Schwierigkeiten und Prüfungen der kritischen Uebergangsperiode von einer zur andern den Thron zu füllen. Aufrichtig suchte er das Glück und selbst die Rechte seines Volks zu fördern, allein er hatte eine ihm angeerbte Hinneigung zur unumschränkten Gewalt und ließ sich von seinen Umgebungen zu leicht überreden, nur zu lange für seine und des Landes Wohlfahrt derselben anzuhängen. Die Königin verband mit gleichen wohlwollenden Gesinnungen noch mehr von jenen natürlichen Vorurtheilen. Hr. v. Maurepas, ein Minister aus der alten Schule, sah sich durch die steigende Unordnung der Finanzen um das Jahr 1780 genöthigt, Turgot's und Necker's Talente zu Hülfe zu rufen. Ueber den Letztern verbreitet sich das vorliegende Werk begreiflicherweise sehr ausführlich. Doch verzeiht man gleich gerne der Tochter die umständliche Erörterung der Verdienste des Vaters, so wie seiner Finanz- und Regierungsplane, und die Darlegung des prophetischen Geistes, mit welchem er die Folgen ihrer Verwerfung vorhersah und vorhersagte, so wollen wir doch im gegenwärtigen Zeitpunkte unsere Leser nicht durch eine Analyse des Compte rendu oder des Plans zu Provinzialversammlungen ermüden. Necker gehört der Geschichte an, und kein Ruf kann reiner seyn als derjenige, wozu er berechtigt ist. Seine Tochter hat, glauben wir, den Zweck seines Strebens während seines ersten Ministeriums sehr richtig angegeben; „er wollte," versichert sie, „den König vermögen, aus eigner Bewegung dem Volke diejenige Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, zu deren Erlangung es in der Folge auf Repräsentanten bestand." — Ein solcher Rathgeber konnte im Jahre 1780 keinen Eingang finden, und Necker ward im folgenden Jahre entlassen. Der große Einwand gegen ihn war, daß er Neuerungen vorgeschlagen hatte, und unter allen Neuerungen wird keine von den Höflingen und Finanzmännern so sehr verabscheut, als die Sparsamkeit." Vor seinem Abgange stiftete er jedoch noch viel Gutes und fand Mittel, während Hr. v. Maurepas einen heftigen Anfall vom Podagra hatte, die Entlassung des Hrn. v. Sartine vom Seeministerium zu bewirken, — eines Mannes, der den zu seinem Departement gehörigen Studien so fleißig nachhing, daß er sich gegen Necker, als dieser ihn bald nach seiner Anstellung besuchte, und sein Zimmer rund umher mit Landcharten behangen fand, selbstgefällig rühmte: „er wisse schon auf der Weltcharte mit verschloßnen Augen die vier Welttheile mit der Hand zu finden!"

Digitized by Google

Auf Necker folgte der frivole, anmaaßende Calonne, welcher Verschwendung „Sparsamkeit im Großen" zu nennen und den König zu versichern pflegte, je verschwenderischer er und sein Hof in ihren Ausgaben seyn würden, um desto besser würde es um das Land stehen. Die Folge davon war, daß die Unordnung bald unabhelflich ward und daß dieser aufgeweckte Minister endlich genöthigt war, Turgot's Vorschlag zu befolgen und die privilegirten Stände zur Tragung ihres Antheils an den öffentlichen Lasten anzuhalten und endlich im Jahre 1787 die Zusammenberufung der Notablen anzurathen. Die Notablen — sämmtlich privilegirte Personen — weigerten sich jedoch, irgend etwas von ihren Vorrechten aufzugeben und wurden daher nebst Hrn. v. Calonne entlassen. Hierauf folgte die schwankende und unschlüssige Staatsverwaltung des Hrn. v. Brienne, welche mit dem Beschlusse endete, die allgemeinen Stände zusammenzuberufen; — und dieß war die Revolution.

Bis dahin — sagt die Verfasserin — hatte die Gesammtheit der Nation und insbesondere hatten die niedern Stände an diesen Streitigkeiten keinen Antheil genommen. Der Widerstand gegen den Hof, die Beschwerden, das Dringen auf eine Reform, — dieß alles beschränkte sich auf die privilegirten Stände, — auf die Parlamente, die Adlichen und die Geistlichkeit. In der That kann in einem civilisirten Staate keine Revolution gelingen, die nicht in den höhern Ständen wenigstens ihren Anfang nimmt. Im Parlamente von Paris, in welchem die Pairs von Frankreich Sitz und Stimme hatten und welches jederzeit am beharrlichsten auf die Vorrechte seiner Mitglieder gehalten hatte, ward zuerst der Antrag gemacht, wodurch das ganze Königreich in Flammen gesetzt wurde. Dieß konnte in der That in einem Lande nicht fehlen, wo Wortspiele und bonmots einen so allgemeinen Einfluß haben. Als sich gegen den Minister laute Klagen erhoben, weil er von den öffentlichen Ausgaben keine Rechnung ablegen wollte, antwortete der Abbé Sabatier mit folgendem Wortspiel: „Vous demandez, Messieurs, les états de recette et de dépense, — et ce sont les Etats Généraux, qu'il nous faut." — „Reichsstände fehlen uns," so widerhallte es in allen Volksklassen, — dieß war der Inhalt zahlreicher, sich täglich häufender Adressen, so daß sich endlich Hr. v. Brienne genöthigt sah, in des Königs Namen zu versprechen, die allgemeinen Reichsstände sollten nach Ablauf von fünf Jahren zusammenberufen werden. Diese Zögerung entflammte nur noch stärker die allgemeine Ungeduld, und nachdem die Geistlichkeit feierlich dagegen protestirt hatte, war endlich der König gezwungen, anzukündigen, daß die Zusammenberufung im Anfange des nächstfolgenden Jahres Statt finden solle. Zugleich ward Hr. Necker ins Ministerium zurückberufen.

Die Versammlung der Reichsstände ward durch die bevorrechteten Volksklassen gefordert; und wenn sie wirklich erwarteten, selbige so zu finden, wie sie im Jahre 1614 waren, — dem Zeitpuncte ihrer letzten Zusammenkunft, — so ist ihnen schwerlich die Absicht beizumessen, sich gegen die übrigen Klassen des Gemeinwesens sehr liberal beweisen zu wollen. Hier ist der erbauliche Inbegriff der Verhandlungen dieser ehrwürdigen Versammlung, wie ihn Fr. v. St. in ihrem Werke darlegt.

„Die Geistlichkeit forderte die Erlaubniß, von allen Gattungen von Früchten und Getreide den Zehnten zu heben, sie verlangte die Befreiung von städtischen Eingangsrechten und Geldbeiträgen zur Unterhaltung der Landstraßen und forderte neue Beschränkungen der Preßfreiheit.

Digitized by Google

Der Adel verlangte, daß alle vorzügliche Staatsämter ausschließlich durch Edelleute besetzt, daß den Bürgerlichen der Gebrauch der Kugelbüchsen, Pistolen und Hunde (insofern den letzteren nicht die Kniegelenke gelähmt wären) untersagt würde. Er bestand ferner darauf, daß die Bürgerlichen den adlichen Lehnsbesitzern neue gutsherrliche Abgaben entrichten, daß alle den Mitgliedern des dritten Standes bewilligte Pensionen aufgehoben werden, daß die Edelleute von der gefänglichen Haft wegen Schulden und von allen Abgaben aus den Erzeugnissen ihrer Güter befreit und berechtigt seyn sollten, aus den königlichen Vorrathshäusern zu gleichem Preise mit den Kaufleuten Salz zu beziehen; endlich, daß der dritte Stand verbunden seyn sollte, eine von der des Adels verschiedene Kleidung zu tragen.." (Th. I. S. 162.)

Nach der alten Form hielten der Adel, die Geistlichkeit und die Gemeinen, Jeder ihre Berathschlagungen besonders, und Jeder dieser drei Stände hatte nur eine einzige Stimme in der Erlassung der Gesetze; so daß immer zwei privilegirte Stände gegen einen unprivilegirten standen und der Gang der Gesetzgebung sich stets zur Ausdehnung der Vorrechte der beiden ersteren und zum Zuwachs der Lasten des letzteren hinneigte. Auch hieß dem zufolge der dritte Stand seit langer Zeit „la gent corvéable et taillable à merci et à miséricorde" (das zu ungemessenen Frohndiensten und Kopfsteuern pflichtige Volk). Fr. v. St. giebt in einer von jenen Stellen ihrer Schrift, welche schon jetzt der leicht vergessenden Welt schätzbar zu werden beginnen, folgendes treffende Gemälde von dem gegenwärtigen Zustande dieser Volksclasse: „Junge Leute und Ausländer, welche Frankreich vor der Revolution nicht kannten, und jetzt das Volk durch die Theilung des Eigenthums und durch die Aufhebung der Zehnten, so wie aller Feudalrechte, bereichert sehen, können sich keinen Begriff von dem Zustande des Landes machen, als noch alle Privilegien auf demselben lasteten. Oft sagten die Vertheidiger der Sclaverei in den Colonien; ein französischer Bauer sey unglücklicher, als ein Neger. Dieß war ein Grund für die Erleichterung der Weißen, nicht aber für die Härte gegen Schwarze. Das Elend vermehrt die Unwissenheit, die Unwissenheit vermehrt das Elend. Und wenn man sich fragt, warum das französische Volk in der Revolution so grausam war, so findet man den Grund nur in der Abwesenheit des Glücks, welche zur Abwesenheit der Moralität führt." (Th. I. S. 79.)

Dieß seltsame System, die schwersten Geldabgaben den Aermsten aufzuerlegen, ward dadurch tausendmal drückender und erbitternder, daß die beneideten Befreiungsrechte am Ende nicht von dem wahren, alten französischen Adel, welchen Fr. v. St. auf höchstens 200 Familien anschlägt, sondern von Leuten in Anspruch genommen wurden, welche Adelsbriefe gekauft hatten, um jene Befreiungsrechte zu erlangen. Nichts war empörender in der Einrichtung der bürgerlichen Gesellschaft Frankreichs, als die Menge und die Anmaßungen dieser anomalischen Menschenclasse. War gleich zwischen ihr und dem alten Adel eine scharfe Grenze gezogen, so daß niemand, dessen Adelsbrief nicht über das Jahr 1400 hinaus reichte, eine königliche Kutsche besteigen durfte, so wurden dennoch die Neugeadelten zum Vollgenusse aller drückenden Privilegien zugelassen. Mit Recht zählt daher Fr. v. St... zu den Haupturſachen der Revolution: „Jene Unzahl von Edelleuten zweiter Classe, neugeadelt durch Patente oder durch käufliche Aemter, wodurch neuen Individuen die Theilnahme an den Rechten und Privilegien der alten Edelleute verliehen ward. Gern hätte sich die Nation die Vorrechte der 200 geschichtlichen Familien gefallen lassen, allein die hunderttausend Edelleute und

Digitized by Google

die hunderttausend Priester, welche mit den Montmorenci's, Grammont's und Crillon's gleiche Vorrechte verlangten, empörten allgemein; denn die Kaufleute, Gelehrten, Grundbesitzer und Capitalisten vermochten die Vorzüge dieses durch Demüthigungen oder Geld erlangten Adels nicht zu fassen, welchem ein fünfundzwanzigjähriges Alter hinreichte, in der Adelskammer Sitz und Stimme zu nehmen und der Vorrechte zu genießen, deren die ehrenwerthesten Mitglieder des dritten Standes sich beraubt sahen. Die englische Pairskammer ist eine patrizische Magistratur, ohne Zweifel gegründet auf alterthümliche Erinnerungen aus der Ritterzeit, aber ganz vergesellschaftet mit Einrichtungen von sehr verschiedner Beschaffenheit. Ausgezeichnetes Verdienst im Handel und vor allen Dingen in der Rechtsgelehrsamkeit bahnt täglich den Weg dazu, und die volksvertretenden Rechte, welche die Pairs im Staate ausüben, bezeugen der Nation, daß das öffentliche Wohl der Zweck dieser Einrichtungen ist. Aber welche Vortheile konnten den Franzosen jene Vicomtes de la Garonne oder jene Marquis de la Loire gewähren, die nicht einmal ihren Antheil an den öffentlichen Abgaben bezahlten, und welche selbst der König nicht an seinem Hofe aufnahm, weil hiezu ein vierhundertjähriger Adel gehörte und sie kaum seit funfzig Jahren geadelt waren? Die Eitelkeit der Leute dieser Classe konnte nur gegen Geringere wirksam seyn, und diese Geringeren bestanden aus vierundzwanzig Millionen Menschen."

Sonderbarerweise bestimmte kein Gesetz und kein Herkommen die Anzahl der abzuordnenden Mitglieder der Reichsstände, und obgleich nach dem Herkommen von 1614 und einiger früheren Versammlungen die drei Stände jeder nur eine einzige Stimme bei der Gesetzgebung hatten, so gab es doch noch frühere Beispiele, daß die ganze Versammlung vereint nach Köpfen gestimmt hatte. Hr. v. Brienne schlug klüglich den Weg ein, alle Flugblätter des ganzen Königreichs zur Ertheilung ihres Rathes in diesem wichtigen Falle aufzufodern; endlich ward, wiewohl nicht ohne Schwierigkeit, beschlossen, daß die Abgeordneten des Volks an Zahl denen der beiden andern gleich seyn sollten und es ist ein bemerkenswerther Zug, daß die einzige Comitee des Adels, welche für diese Bewilligung stimmte, diejenige war, worin der jetzt regierende König von Frankreich den Vorsitz führte. Wenn jedoch diese Bewilligung irgend eine Bedeutung haben sollte, so war es selbstredend die, daß das ganze Corps der Stände sich gemeinschaftlich berathen und nach Köpfen abstimmen sollte; und dennoch, so unglaublich es jetzt scheinen mag, ist es eine Thatsache, daß der König und seine Minister die Abgeordneten erwählen und wirklich zusammen kommen ließen, ohne diese große Frage entschieden oder nur der Entscheidung genähert zu haben. Unter allen Mißgriffen, welche das wahrscheinlich Unvermeidliche sicherten oder doch beschleunigten, schien uns dieser immer einer der unbegreiflichsten. Doch um desto ausführlicher ward jene Streitfrage von den Pariser Schwätzern erörtert und Fr. v. St. versichert, „daß die gesammte feine Welt, insoweit sie auf die öffentliche Meinung Einfluß hatte, die Sache des Volks lebhaft vertheidigte. Die Mode brachte dieß damals mit sich; sie war das Resultat des ganzen 18ten Jahrhunderts und die alten Vorurtheile, welche noch für alterthümliche Einrichtungen kämpften, hatten in jenem Zeitpunkte weit geringere Kraft, als während des ganzen Laufs der folgenden fünfundzwanzig Jahre. Das Uebergewicht der öffentlichen Meinung war so groß, daß sie selbst das Parlament hinriß. — Die Volkspartei war damals, wie in alten Zeiten, geneigt, sich mit dem Souverain gegen die Anmaßung der privile-

Digitized by Google

girten Stände zu vereinigen und man hielt dafür, daß der König die Gesinnungen der ersteren theile. Daß dieß wirklich der Fall gewesen sei, wird durch die denkwürdigen Worte bestätigt, welche der jetzt regierende König von Frankreich, damals erster Prinz von Geblüt, im Jahre 1789 in einer Anrede an die Municipalität von Paris äußerte: „Eine große Revolution war bereitet; der König sollte vermöge seiner Absichten, seiner Tugenden und seines höchsten Ranges das Oberhaupt derselben seyn." Sehr richtig bemerkt Fr. v. St.: „daß in diesen Worten die ganze Weisheit der Zeitumstände lag."

Großen Eindruck machte der erste Anblick der 1200 Abgeordneten, wie sie am Tage vor dem Zusammentritt der Reichsstände feierlich in die Notredame-Kirche zogen, um Messe zu hören. „Da der Adel durch Höflingssinn, Mischung mit Neugeadelten und durch langen Frieden von seinem Glanze herabgesunken war und die Geistlichkeit nicht mehr das Uebergewicht der Einsichten hatte, welche sie in den Zeiten der Rohheit besaß, so ward dadurch die Wichtigkeit der Abgeordneten des dritten Standes erhöht. Ihre schwarzen Kleider und Mäntel, ihre zuversichtlichen Blicke und ihre bedeutende Anzahl, — dieß Alles lenkte die öffentliche Aufmerksamkeit auf die aus Gelehrten, Kaufleuten und vielen Advocaten bestehenden Deputirten des dritten Standes. Einige Adliche hatten sich unter den letzteren wählen lassen; vor Allen ragte unter diesen der Graf Mirabeau hervor; die Meinung, die man von seinem Geiste hegte, ward auf eine seltsame Weise erhöht durch die Furcht vor seiner Immoralität, und dennoch war es diese Immoralität selbst, welche den Einfluß seiner erstaunenswürdigen Talente verringerte. Unwillkürlich haftete auf ihm das Auge, sein Aeußeres zeichnete ein ungewöhnlich starker Haarwuchs aus, so daß man sich versucht fühlte, ihn wie bei Simson für den Sitz seiner Kraft zu halten; sein Gefühl schien selbst durch Häßlichkeit ausdrucksvoller zu werden und seine ganze Person erweckte den Begriff einer ungeregelten Kraft, so wie man sie sich bei einem Volkstribun denkt." (Th. I. S. 185 und 186.)

Schon in der ersten Sitzung bestanden die Volksdeputirten auf gemeinsame Berathung und Abstimmung aller drei Stände, welchem sich die Mehrheit des Adels und der Geistlichkeit widersetzte; und dieser Streit währte beinahe zwei Monate lang, im Angesichte des Pariser Pöbels und des französischen Volks, bevor der König und seine Räthe über die Entscheidung der Frage eine Bestimmung zu fassen vermochten. Doch im innern Kabinet, wo die Königin und die Prinzen die Oberhand hatten, war man jetzt in Angst gerathen und hielt dafür, daß man sich den Ansprüchen des dritten Standes widersetzen müsse, während Necker und die ostensiblen Minister anriethen, sich mit dem dritten Stande zu vergleichen, bevor sich dessen Macht durch eigne Erfahrung entwickelt und seine Ansprüche durch Sieg gesteigert hätten. Die Ultra's verließen sich auf die Armee und stimmten für die Entlassung der Stände, sobald sie einige Steuern bewilligt haben würden. Necker erklärte Ludwig XVI. freimüthig, daß man sich seines Erachtens nicht auf die Armee verlassen könne und daß der König sich darauf gefaßt halten müsse, künftig unter einer Verfassung gleich der englischen zu regieren. Nach ernsten Debatten und endlosen Berathungen erlangte endlich Necker vor Ablauf von drei Wochen nach dem Zusammentritt der Stände und bevor noch die Gemeinen irgend einen entschiednen Vortheil gewonnen hatten, die Einwilligung des Königs und der Königin zu einer Erklärung an die Stände, des Inhalts, daß sie in allen Steuerangelegenheiten nur einen einzigen Staatskörper bilden und als solcher abstimmen, in allen übrigen

Digitized by Google

Angelegenheiten aber sich in zwei Kammern theilen sollten. Diese Einrichtung, — versichert Fr. v. St., — würde damals den Gemeinen genügt, und den Thron mit der großen Kraft der Popularität bekleidet haben. Allein die Umgebungen der Königin fanden Mittel die Bekanntmachung dieser wichtigen Urkunde von einem Tage zum andern zu verzögern, und ein ganzer Monat ward unverantwortlicher Weise in müßigen Erörterungen verschwendet; immittelst hatte beinahe die Hälfte des Adels und der Geistlichkeit sich den Abgeordneten der Gemeinen angeschlossen und vereint mit ihnen den Namen einer Nationalversammlung angenommen. Schon war die Popularität und das Selbstvertrauen dieses Vereins durch seine Redner und Flugblätter bis zu einer gefährlichen Höhe gestiegen, und der Hof hatte Argwohn und Mißvergnügen erweckt, theils durch das Gerücht von der Annäherung seiner Armeen gegen die Hauptstadt und theils durch die von der Verfasserin zufällig genannte Ausschließung der Abgeordneten von ihrem gewöhnlichen Versammlungsorte, — wodurch die berühmte theatralische Schwörungsscene im Ballhofe herbeigeführt ward. Allein selbst nach diesem Allen, — glaubt Fr. v. St., — hätte durch Neckers Erklärung Vieles gewonnen oder gerettet werden können. Doch in der Nacht vor dem zu deren Bekanntmachung bestimmten Tage ward das Ministerconseil in Folge eines Handbillets der Königin vertagt, zwei neue Räthe und zwei Prinzen von Geblüte wurden zur Theilnahme an den Berathschlagungen berufen, und es ward plötzlich bestimmt, daß die drei Stände, so wie im Jahre 1614 als drei abgesonderte Kammern Sitzung halten und abstimmen sollten.

Necker, voll Furcht und Kummer, weigerte sich, der Ständeversammlung beizuwohnen, in welcher der König diese wichtige Erklärung abgeben wollte. Sie erfolgte, und ward mit tiefem Unwillen aufgenommen. Als der Canzler den Abgeordneten befahl, sich an ihren abgesonderten Versammlungsort zurückzuziehen, beharrten sie darauf, als Nationalversammlung zu bleiben, wo sie waren. Die ganze anwesende Volksmenge rief mit den Zeichen furchtbarer, unwiderstehlicher Heftigkeit diesem Beschlusse Beifall zu. Es ward dem Hofe klar, daß Behartlichkeit hier die schrecklichsten Folgen drohe und noch in der nämlichen Nacht bat die Königin Neckern, die Leitung des Staats zu übernehmen, mit dem feierlichen Versprechen, nur seine Rathschläge zu befolgen. Der Minister willigte ein; der königliche Beschluß ward unverzüglich widerrufen und Adel und Geistlichkeit erhielten Befehl, sich den Berathungen des dritten Standes anzuschließen. Wurden diese versöhnenden Maßregeln aufrichtig durchgeführt, so möchten Staat und Monarchie vielleicht noch gerettet worden seyn; allein die Partei der Ultra's, „welche mit großer Verachtung von dem Ansehen des Königs von England sprach und schon den Gedanken, einem Könige von Frankreich das elende Schicksal des brittischen Monarchen zu bereiten, als ein Attentat betrachtete," — diese irregeleitete Partei hatte immer noch zu großen Einfluß in die königlichen Berathungen; benutzend die durch Neckers Maßregeln und Popularität bewirkte Ruhe, beschleunigte sie unaufhörlich insgeheim Broglio's und seiner deutschen Regimenter Anmarsch, in der kaum verhehlten Absicht, sich ihrer zur Einschüchterung und Zerstreuung der Nationalversammlung zu bedienen. In Betracht der Quellen der Verfasserinn können wir der nachstehenden, bis jetzt nie so glaubhaft bekannt gewordnen wichtigen Geschichtserzählung schwerlich die Aechtheit absprechen: „Nicht unbekannt war Neckern der wahre Zweck der Annäherung der Truppen, obgleich man ihm solchen verhehlen wollte. Es war die Ab-

ſicht des Hofes, alle Mitglieder der drei Stände, welche das Syſtem der Neuerungen nicht begünſtigt hatten, nach Compiegne zuſammen zu berufen, ſie dort in Eile die Steuern und Anleihen, deren man bedurfte, bewilligen zu laſſen und dann die Verſammlung aufzulöſen. Da zu einem ſolchen Plane Neckers Unterſtützung nicht zu erwarten war, wollte man ihn entlaſſen, ſobald die Truppenmacht zuſammengezogen ſeyn würde. Funfzig Nachrichten gaben ihm täglich Kunde von ſeiner Lage, ſo daß er ſie unmöglich bezweifeln konnte; aber er wußte auch, daß er in den damaligen Zeitumſtänden ſeine Stelle nicht verlaſſen konnte, ohne die verbreiteten Gerüchte über die vom Hofe beabſichtigten heftigen Maßregeln zu beſtätigen. Da der König ſich zu dieſen Maßregeln entſchloſſen hatte, wollte zwar Necker keinen Antheil daran nehmen, eben ſo wenig aber die Loosung des Widerſtandes geben." (Th. I. 231—233.) Er fuhr daher fort, täglich bei Hofe zu erſcheinen, wo er mit kalter Höflichkeit aufgenommen ward; und als endlich die Truppenmacht ſämmtlich zuſammen gezogen waren, erhielt er mitten in der Nacht vom 11ten Julius den Befehl, Frankreich zu verlaſſen, ohne irgend Jemanden von ſeiner Abreiſe Kunde zu geben. Kaum war ſeine Entlaſſung bekannt, ſo gerieth ganz Paris in Aufſtand, ein Heer von 100,000 Mann erhob ſich in einer Nacht, am 14ten ward die Baſtille geſchleift und der König als Gefangner auf das Stadthaus geführt, um ſeine Genehmigung alles Geſchehenen zu erklären. Necker ward in Brüſſel eingeholt und augenblicklich zurückberufen. Mehr als zwei Millionen Menſchen ergriffen im Lande die Waffen und augenſcheinlich war bereits eine große Revolution vollendet.

Hier folgt eine Reihe meiſterhafter Umriſſe der verſchiedenen Parteien in der conſtituirenden Verſammlung und ihrer Häupter. Unter dieſen war bei weitem der bemerkenswertheſte Mirabeau, der in ſeinem Widerſtande gegen Necker gleich dem böſen Geiſte der Revolution, kämpfend mit ihrem guten Engel, erſchien. Fr. v. St. ſagt von ihm: „er war aus Berechnung ein Volkstribun und ſeinem Geſchmacke nach ein Ariſtocrat." Nie war vielleicht ſo großes Talent durch ſo große Verderbtheit neutraliſirt. Unter allen kühnen Geiſtern, die auf dieſer unruhvollen Scene erſchienen, wagte keiner, ihn, ſo lange er lebte, anzugreifen; und dennoch fehlte es ihm ſo ſehr an Grundſätzen, daß keine Partei und kein einziges Individuum ihm ihre Geheimniſſe anvertrauten. Fr. v. St. beſtätigt, daß er zu Zeiten Schwierigkeiten fand, aus dem Stegereif zu reden, und gewöhnlich ſeine Freunde dazu gebrauchte, ſeine Reden und Briefe niederzuſchreiben; doch konnte, ſagt ſie, nach ſeinem Tode keiner von ihnen je für ſich ſelbſt etwas hervorbringen, was demjenigen glich, wozu ſeine Eingebungen ſie begeiſtert hatten. Im Debattiren war er verſchlagen, wenn er den kürzern zog, und erbarmungslos, wenn er Erfolg hatte. Auf alle ſeine Gegner ließ ſich anwenden, was er vom Abbé Maury ſagte: „hat er Recht, ſo ſtreiten wir; hat er Unrecht, ſo erdrücke ich ihn." Schön contraſtirte mit ihm der Charakter La Fayette's, — des reinſten, gemäßigtſten und daher unbiegſamſten Freundes vernünftiger Freiheit in ganz Frankreich. „Seit ſeiner, vor vierzig Jahren erfolgten Abreiſe nach Amerika," ſagt die Verfaſſerin, „kann man ihm weder eine Handlung noch ein Wort nachſagen, wodurch er von der einmal genommenen Richtung abgewichen wäre, oder jemals ein perſönliches Intereſſe an den Tag gelegt hätte." — Der Abbé Sieyes „hatte bis ins vierzigſte Jahr ein abgeſchiedenes Leben geführt, über politiſche Streitfragen nachgedacht, und ſich eine große Abſtractionskraft in dieſem Studium zu eigen gemacht; allein er

Digitized by Google

war nicht gemacht zur Mittheilung, indem ihn die Verkehrtheiten Anderer zu leicht erbitterten, so wie er sie durch die seinigen beleidigte. Dennoch machten es sein überwiegender Geist und sein laconischer, schneidender Vortrag in der Nationalversammlung zur Mode, ihm eine fast abergläubische Ehrfurcht zu beweisen und ihn auf Kosten aller Andern zu preisen, weil er sich nie und unter keinen Umständen ganz der Beurtheilung aussetzte. So viel wußte man mit Gewißheit, daß er die Adelsvorzüge verabscheute; und doch hatte er aus dem Priesterstande eine Hinneigung zur Geistlichkeit beibehalten, die sich bei der Aufhebung der Zehnten aufs Deutlichste an den Tag legte. Sie wollen frei seyn, und wissen nicht gerecht zu seyn; dieß waren bei dieser Gelegenheit seine Worte, welche alle Fehler der Nationalversammlung befaßten." (Th. I. S. 305—306.)

Die bemerkenswertheste Partei in dieser Versammlung war die der Aristocraten, hauptsächlich bestehend aus dem Adel, der Geistlichkeit, und etwa dreißig Gemeinen. „Diese Partei, welche gegen alle Beschlüsse der Versammlung protestirt hatte, wohnte derselben nur aus Vorsicht bei, denn Alles, was man dort trieb, schien ihr insolent, aber nicht ernstlich gemeint, so lächerlich fand sie jene Entdeckung des achtzehnten Jahrhunderts, eine Nation, anstatt daß man bisher nur Adel, Priester und Volk gekannt hatte." (Th. I. S. 298.) Allein ihre Gegner, die speculativen, klügelnden, philanthropischen Reformatoren konnten es mit ihnen aufnehmen. „Sie gewannen ein Uebergewicht in der Versammlung durch Spöttereien über die Gemäßigten, gleich als ob Mäßigung Schwäche wäre und sie allein Charakterstärke besäßen. Man hörte sie in Gesellschaftssälen und auf den Deputirtenbänken Jeden lächerlich machen, der es sich einfallen ließ, ihnen vorzustellen, daß schon vor ihnen bürgerliche Gesellschaften bestanden und Schriftsteller gedacht hätten und daß England in Besitz einiger Freiheiten sei. Man hätte glauben sollen, daß man ihnen Ammenmährchen erzählte, mit so vieler Ungeduld hörten sie ähnliche Aeußerungen und mit so viel stolzer Verachtung bedienten sie sich der übertriebensten und absprechendsten Redensarten über die Unzulänglichkeit eines erblichen, oder nur lebenslänglichen Senats, über ein unbedingtes Veto, und ein bedingtes Eigenthum, kurz über Alles, was ihrer Meinung nach die Volkssouverainität beeinträchtigte. Sie brachten höfische Abgeschmacktheit in die Sache der Democratie, und mehrere Abgeordnete des dritten Standes wurden zugleich geblendet durch ihre adelichen Manieren und gefesselt durch ihre democratischen Lehren. Diese eleganten Parteihäupter der Volkssache hatten den Zweck, in das Ministerium zu treten. Sie wünschten, die öffentlichen Angelegenheiten dahin zu bringen, daß man ihrer nöthig hätte; allein sie vermochten den reißenden Lauf der Dinge nicht nach ihrem Gefallen zu hemmen; sie waren keine Verschwörer, aber sie vertrauten zu sehr ihrer Gewalt über die Versammlung und schmeichelten sich, den Thron wieder aufzurichten, sobald sie ihn in ihren Bereich gebracht hätten. Doch als sie aufrichtig wünschten, das angerichtete Uebel wieder gut zu machen, war es nicht mehr Zeit. Es läßt sich nicht berechnen, wie viele Umfälle dem Staate erspart seyn würden, wenn diese Partei junger Männer sich den Gemäßigten angeschlossen hätte; denn vor den Ereignissen vom 6ten October, als der König noch nicht von Versailles weggeführt war, und die in den Provinzen zerstreute französische Armee noch einige Achtung für den Thron hegte, waren die Umstände von der Art, daß man eine vernünftige Monarchie in Frankreich einführen konnte." (Th. I. S. 303—305.)

Digitized by Google

Es ist ein merkwürdiger Beweis der Lebhaftigkeit gemeiner Vorurtheile, daß Fr. v. St. es noch im Jahre 1816 für nöthig halten konnte, die Volksmeinung, als ob die Ordnungslosigkeiten, welche in den Jahren 1790 und 1791 in Frankreich vorfielen, durch gemiethete Unterhändler von England unterhalten worden, in einem eignen Capitel zu widerlegen.

Sehr ausführlich und anziehend ist die Geschichtserzählung der Verfasserin von den Schreckens-Scenen des 5ten Octobers 1789, von denen sie im Innern des Pallastes großentheils selbst Augenzeugin war. Nachdem die Königin sich mit ihren beiden Kindern dem Volke auf dessen Verlangen, ohne zu wanken, dargestellt hatte, äußerte sie gegen die Mutter der Verfaßerin mit unterdrücktem Schluchzen: „„Man wird den König und mich zwingen, uns nach Paris zu begeben und die Köpfe unserer Leibgarden auf Piken vor uns hertragen.““ Nur wenig fehlte an der Erfüllung dieser Vorhersagung. Während das königliche Paar vom Pöbel in die Hauptstadt geführt ward, kam die Verfasserin mit den Ihrigen auf einem andern Wege dahin. Bei der Ankunft auf dem Stadthause redete der König den Maire mit den Worten an: „„Mit Vergnügen komme ich in die Mitte meiner guten Stadt Paris;““ die Königin fügte hinzu: „„und mit Vertrauen.““ Am folgenden Morgen empfing die Königin das diplomatische Corps und die zu ihrem Hofe gehörigen Personen; sie konnte kein Wort hervorbringen, ohne durch Schluchzen unterbrochen zu werden, und auch wir vermochten nicht ihr zu antworten. Aber welch ein Schauspiel bot jener alte Palast der Tuilerien dar, seit mehr als einem Jahrhundert verlassen von seinen erhabnen Bewohnern! Das Alterthum der äußern Gegenstände wirkte auf die Einbildungskraft und rief sie unwillkührlich in die Vorzeit zurück. Da man die Ankunft der königlichen Familie nicht geahnet hatte, waren sehr wenige Zimmer bewohnbar und die Königin hatte zum Nachtlager für ihre Kinder, in dem nämlichen Zimmer, wo sie Besuche annahm, Feldbetten aufschlagen lassen müssen; sie entschuldigte sich darüber bei uns, mit dem Beifügen: „„Sie wissen, daß ich nicht erwartete, hieher zu kommen.““ Ihre Gesichtszüge trugen das Gepräge der Schönheit und des Unwillens.“ (Th. I. S. 347 — 349.)

Es ist uns jederzeit auffallend gewesen, daß keiner von den Schriftstellern, welche jene Scenen offner Gewaltthat in der frühern Geschichte der französischen Revolution, namentlich die vom 14ten Julius und 6ten October, abhandelten, einen Versuch gemacht hat, die wahren Anstifter derselben, so wie ihre Pläne, und die Mittel zu deren Ausführung zu erforschen und anzugeben. Und dennoch zeigt die Größe und Schnelligkeit des Zusammenlaufs, so wie die Geschicklichkeit und systematische Ausdauer in Verfolgung der Zwecke aufs Deutlichste, daß Zusammenwirkung und Vorbereitungen stattgehabt haben mußten. Auch Fr. v. St. begnügt sich mit der Aeußerung: „Diese furchtbaren Scenen hätten den Anbeginn der Jacobinerherrschaft bezeichnet;“ allein sie scheint alle bekannte Häupter dieser Partei von jeder Schuld an diesem Ereignisse frei zu sprechen; und doch war es dasjenige, wodurch die Monarchie umgestürzt ward.

Hierauf folgte die Abschaffung der Adelstitel, die Einführung einer constitutionellen Geistlichkeit und die Föderation vom 14ten Julius 1790. Trotz der Stürme und des vergossenen Blutes, „waren die Gesellschaftszirkel von Paris nie so glänzend und zugleich so ernst, als während der ersten drei bis vier Jahre der Revolution nämlich von 1788 bis ans Ende des Jahres 1791. Da die öffentlichen Angelegenheiten noch in den Händen der ersten Classe waren, vereinigte sich die ganze Kraft der

Digitized by Google

Freiheit und die ganze Anmuth der alten Sittenfeinheit in den nämlichen Personen. Die durch Kenntnisse und Talente ausgezeichneten Mitglieder des dritten Standes schlossen sich an jene Adlichen an, welche stolzer auf eignes Verdienst, als auf Standesvorzüge waren und die wichtigsten Fragen, welche die gesellschaftliche Ordnung je hervorgebracht hat, wurden durch die zu deren Erörterung am meisten geeigneten Köpfe abgehandelt. — Da die constituirende Nationalversammlung keinen einzigen Tag die Preßfreiheit hemmte, so hatten diejenigen, denen es unangenehm war, sich stets in der Minderheit zu befinden, wenigstens die Befriedigung, sich über ihre gesammte Gegenpartei aufhalten zu dürfen. Ihre Tageblätter enthielten geistvolle Calembours über die wichtigsten Zeitumstände; man verwandelte die Weltgeschichte in ein Stadtgeschwätz. — Ach! zum letztenmale und in gewisser Hinsicht auch zum erstenmale konnte die pariser Gesellschaft einen Begriff jener wechselseitigen Mittheilung zwischen ausgezeichneten Köpfen geben, des edelsten Genusses, dessen die menschliche Natur fähig ist. Diejenigen, die in jenem Zeitpunkte gelebt haben, werden gestehen müssen, daß man nie irgendwo eine solche Vereinigung von Geist und Leben gesehen hat, und aus der Menge geistvoller Männer, deren Talente damals die Zeitumstände entwickelten, kann man beurtheilen, was die Franzosen seyn würden, wenn sie auf einem durch eine weise und wohlgemeinte Verfassung bezeichneten Wege zur Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten berufen würden. (Th. I. S. 383 — 386.)

Bald nach der Föderation ließ sich der König in geheime Mittheilungen mit Mirabeau ein, und hoffte sich durch seine Mitwirkung, so wie mit Hülfe Bouillé's und seiner Armee von seinen Fesseln zu befreien. Man entwarf den Plan, sich nach Compiegne zurückzuziehen, dort mit Hülfe der Armee die Nationalversammlung zu reinigen und das königliche Ansehn wieder herzustellen. Fr. v. St. behauptet, Mirabeau habe auf einer Verfassung gleich der englischen bestanden; allein da eine bewaffnete Macht beständig das Organ der Umwandlungen seyn sollte, so darf man zweifeln, ob er im Ernst erwarten konnte, daß dieß bewilligt werden würde. Immittelst brachte es die Politik des Königs mit sich, Alles einzuräumen, was man verlangte, und da es Neckern, der nicht mit im Geheimnisse war, schien, daß hiedurch der König sich und das Vaterland unverantwortlicherweise verloren gebe, so nahm er seinen Abschied und erhielt Erlaubniß sich zurückzuziehen. Bald folgte Mirabeau's Tod und kurz nachher die Flucht und Gefangennehmung des Königs, die Revision der Verfassung und die Auflösung der constituirenden Nationalversammlung.

Trefflich ist das Capitel von der Auswanderung im Jahre 1791, wodurch die Partei, der man sich hätte widersetzen müssen, eben so sehr verstärkt als erbittert ward. Fr. v. St. ist der entschiedenen Meinung, die Adlichen hätten bleiben und dem, was Unrecht war, Widerstand leisten oder sich unterwerfen müssen. „Allein sie fanden es weit einfacher, die europäische Gendarmerie herbeizuführen, um Paris zur Vernunft zu bringen." Das Schicksal des Vaterlandes war stets in ihren Augen ein dem Triumph ihrer eigenen Meinung untergeordneter Zweck.

Die constituirende Nationalversammlung erließ in zwei Jahren mehr Gesetze als das englische Parlament in zwei Jahrhunderten. Die folgende Versammlung gab nicht wenigere Gesetze, mit dem Unterschiede, daß die der ersteren größtentheils eine allgemeine Reform bezweckten, die der letzteren hingegen sämmtlich persönlich waren und Rache athmeten. Die speculativen Republikaner waren eine Zeitlang die Häupter

Digitized by Google

dieses unermüdlichen Staatskörpers, und in der Darstellung ihres Tons und ihrer Stimmung giebt die Verfasserin ein Gemählde von der politischen Lenksamkeit ihrer Landsleute, welche aus der Feder eines Ausländers kaum für wahrhaft gehalten werden würde. „Diese Parteihäupter hörten auf keine Beweisgründe, auf keine Besorgnisse; die Bemerkungen der uneigennützigen Weisheit beantworteten sie mit einem spöttischen Lächeln, dem Kennzeichen einer aus der Eigenliebe entspringenden Gedankenleere; vergebens rief man ihnen die Zeitumstände und deren wirkende Ursachen ins Gedächtniß zurück; man ging abwechselnd von der Erfahrung auf die Theorie über, um ihnen deren Identität zu zeigen; wenn sie sich zu einer Antwort herabließen, leugneten sie die authentischsten Thatsachen und bestritten die augenscheinlichsten Wahrnehmungen durch einige, wenn gleich mit Beredsamkeit ausgedrückte, Maximen. Sie sahen sich einander an, als wären sie allein würdig sich zu verstehen, und munterten sich durch die Idee auf, daß nur Schwachköpfigkeit ihren Ansichten widerstrebe. Dieß sind die Kennzeichen des Parteigeistes bei den Franzosen; Verachtung ihrer Gegner ist die Grundlage desselben, und Verachtung hindert stets die Erkenntniß der Wahrheit." — „In denjenigen politischen Debatten hingegen," fügt die Verfasserin hinzu, „an welchen die Masse einer Nation Theil nimmt, wird nur die Stimme der Ereignisse gehört und Vernunftgründe flößen nur das Verlangen ein, sie zu beantworten."

Der König, der sich auf eine Zeitlang in sein Schicksal ergeben zu haben schien, ward endlich durch ein grausames Decret gegen die Eidweigernden Priester zur Verweigerung seiner Zustimmung aufgereizt; augenblicklich ward sein Palast und seine Person von einem rohen Pöbel angefallen, und bald nachher ward er gezwungen, mit seiner ganzen Familie der Jahresfeier des 14ten Julius beizuwohnen. Sehr rührend beschreibt die Verfasserin diese Scene, von der sie Augenzeugin war: „Es bedurfte ganz des Märtyrer-Charakters Ludwigs XVI., den er nie verleugnete, um eine solche Lage zu erdulden. Sein Gang, seine Haltung hatten etwas ganz Eigenthümliches; bei andern Gelegenheiten hätte man ihm mehr Größe wünschen können; allein in jenem Augenblicke zeigte er schon dadurch Erhabenheit, daß er sich immer gleich blieb. — — Als er die Stufen des Altars hinanstieg, glaubte man ein geweihtes, sich freiwillig darbietendes Schlachtopfer zu sehen. — Seit diesem Tage sah ihn das Volk nicht wieder als auf dem Schaffot." — (Th. II. S. 54. 55.) Nach dem Einmarsch der Alliirten in Frankreich weigerte sich der König, sich in den Schutz der Armee La Fayette's zu begeben; am 10ten August ward sein Palast erstürmt und seine Garde niedergemetzelt. Er ward im Tempel verhaftet, angeklagt und hingerichtet; es begann das Reich des Schreckens mit allen seinen unaussprechlichen Greueln.

Die Verfasserin ist der Meinung, daß der Krieg von Seiten Englands beinahe unvermeidlich war; „aber wenn gleich die Ministerialpartei stets Recht daran that, den Jacobinismus und den Militärdespotismus zu bekämpfen, so hatte sie doch großes Unrecht, wenn sie sich zur Feindin der liberalen Grundsätze in Frankreich aufwarf. Die Mitglieder der Opposition hingegen wichen von ihrem edlen Berufe ab, wenn sie die Männer vertheidigten, deren Greuelthaten für die Sache des Menschengeschlechts verderblich waren; allein die nämliche Opposition erwarb sich Verdienste um die Nachwelt, als sie jene Auswahl edelmüthiger Wahrheitsfreunde unterstützte, die sich seit fünf und zwanzig Jah-

Digitized by Google

ren dem Hasse beider Parteien in Frankreich hingibt und nur in einem großen Bunde, dem der Wahrheit, ihre Stärke sucht." (Th. II. S. 105. 106)

Das Gesetz war jetzt in Frankreich vernichtet und die natürlichen Antipathien wurden durch nichts im Zaume gehalten; der Unduldsamkeit der einen Partei stand nichts mehr entgegen, als die Unduldsamkeit der andern. „Eine Art von Wuth bemächtigte sich der Armen gegen die Reichen; das Volk, stolz auf seine Menge, hielt Alles für Usurpation, was der Minderzahl Macht und Glanz verleiht. Die Keime dieses Gefühls waren in allen Zeiten vorhanden; aber nie fühlte man die menschliche Gesellschaft in ihren Grundfesten erzittern, wie in der Schreckensperiode Frankreichs. Man darf sich nicht wundern, wenn diese schreckliche Geißel tiefe Spuren in den Gemüthern zurückgelassen hat und die einzige Bemerkung, welche man sich erlauben kann, ist die, daß das Hülfsmittel gegen die Leidenschaften des Volks nicht im Despotismus, sondern in der Herrschaft des Gesetzes beruht. Mordscenen, nicht minder furchtbar als die der Schreckensregierung, sind im Namen der Religion vorgefallen; das Menschengeschlecht hat sich mehrere Jahrhunderte lang im vergeblichen Streben erschöpft, alle Menschen zu dem nämlichen Glauben zu zwingen. Ein solcher Zweck konnte nicht erreicht werden, und die einfachste Idee, die Toleranz, so wie William Penn sie bekannte, hat auf immer aus dem Norden Americas den Fanatismus verbannt, wovon der Süden der schreckliche Schauplatz war. Eben so ist es mit dem politischen Fanatismus; einzig die Freiheit kann ihn besänftigen. Es wird eine Zeit kommen, wo gewisse Wahrheiten nicht mehr bestritten werden, und wo man von den alten Einrichtungen, wie von alten, durch augenscheinliche Thatsachen vernichteten Systemen der Naturlehre reden wird." (Th. II. S. 115 — 118)

Den 18ten Fructidor (4ten September) 1797, — als die Mehrheit des Directoriums den General Augereau mit einer bewaffneten Macht abschickte, die gesetzgebenden Versammlungen zu zerstreuen und mehrere Mitglieder in Verhaft zu nehmen, — betrachtet die Verfasserin als den Anfang jenes Systems eines militärischen Despotismus, welches in der Folge so weit getrieben ward; sie scheint im Ernste zu glauben, daß, wäre es nicht eingeführt worden, die Herrschaft des Gesetzes wieder hergestellt und der Usurpation Bonaparte's vorgebeugt seyn würde. Uns ist es weit wahrscheinlicher, daß in diesem Falle die Bourbonen ohne alle Bedingungen zurückberufen, oder daß vielleicht ein noch weit blutigerer Bürgerkrieg gefolgt seyn würde. Fr. v. St. leugnet nicht, daß die royalistische Partei in beiden Räthen sehr stark war, sie scheint jedoch zu glauben, daß eine Erklärung von Seiten der Armee sie auf eine angemessenere Weise unterdrückt haben würde, als ein wirklicher Angriff. Wir gestehen, daß wir dieß Zartgefühl nicht mit der Verfasserin theilen, und halten dafür, daß Augereau's Bataillone zur Herrschaft eben so großes Recht hatten, als die bewaffneten Sectionen und der mordende pariser Pöbel.

Wir kommen endlich auf Bonaparte, — ein Name der auf die Nachwelt übergehen wird, deren künftiges Urtheil über ihn noch sehr zweifelhaft ist. Der größte der Eroberer in einem Zeitalter, wo große Eroberungen nicht länger möglich schienen, — der glänzendste unter den Usurpatoren, zu einer Zeit, da man Jahrhunderte lang nichts von Usurpationen gehört hatte, der fast in alle Hauptstädte des europäischen Continents triumphirend einzog und endlich die Tochter des stolzesten unter Europens Monarchen auf sein eheliches Lager führte, Könige ein- und absetzte, und sechzehn Jahre lang den Schwerdtern auswärtiger

Digitized by Google

Feinde und den Dolchen heimlicher Factionen Trotz bot; — dieß ist ein Mann, den künftige Geschlechter richten müssen; aber die Thatsachen, welche sie ihrem Urtheile zum Grunde zu legen haben, müssen ihnen durch seine Zeitgenossen überliefert werden. Fr. v. St. hat einen großen Theil dieser Beweismittel gesammelt und sie unseres Erachtens im Ganzen im Tone großer Unparteilichkeit vorgetragen. Alle ihre Talente scheinen aufgeregt und concentrirt zu seyn, wenn sie von diesem außerordentlichen Manne zu reden beginnt; und mit so vieler Geschicklichkeit auch neuerlich sein Charakter von mehrern Schriftstellern entwickelt ist, so ist er doch nach unsrer Meinung von keinem auch nur so gut dargestellt, als in dem vorliegenden Werke. Auch hier hat die Verfasserin den unzuberechnenden Vortheil, aus eigener Wahrnehmung zu schreiben. Nach Erwähnung der großen Popularität, welche Bonaparte sich durch seine Siege in Italien und den Frieden von Campo Formio erworben hatte, führt sie fort: „So sahe ich ihn zum erstenmal in Paris. Ich konnte nicht Worte finden, um ihm zu antworten, als er zu mir kam, um mir zu sagen, er habe meinen Vater in Coppet aufgesucht und beklage, durch die Schweiz gekommen zu seyn, ohne ihn zu sehen. Als ich mich aber von der Verwirrung der Bewunderung etwas erholt hatte, folgte derselben ein entschiedenes Gefühl der Furcht. Bonaparte hatte damals keine Macht; man glaubte ihn selbst durch den Argwohn des Directoriums bedroht; die Furcht, welche er einflößte, entsprang daher nur aus der seltsamen Wirkung seiner Person auf diejenige, welche ihm nahten. — Als ich während seines Aufenthalts zu Paris verschiedentlich mit ihm zusammentraf, bemerkte ich bald, daß sein Charakter nicht durch die Worte, deren wir uns gewöhnlich bedienen, bezeichnet werden konnte; er war weder gut, noch heftig, noch sanft, noch grausam nach der Weise der uns bekannten Individuen. Ein solches Wesen, welches nicht seines Gleichen hatte, konnte weder Sympathie fühlen noch einflößen; er war mehr oder auch weniger als Mensch. Seine Haltung, sein Geist, seine Sprache tragen ein fremdartiges Gepräge, — ein Vortheil mehr, um die Franzosen zu unterjochen. — Er betrachtet ein menschliches Geschöpf wie eine Sache, aber nicht wie seines Gleichen; er haßt und liebt nicht; — für ihn ist nur sein eignes Ich vorhanden, alle übrigen Geschöpfe sind Zahlen. Die Kraft seines Willens besteht in der unerschütterlichen Berechnung seiner Selbstsucht; er ist ein geschickter Schachspieler und das menschliche Geschlecht ist sein Gegenspieler, den er schach und matt zu machen strebt. Seine Erfolge sind eben so sehr den ihm fehlenden Eigenschaften als den ihm eigenen Talenten zuzuschreiben. Weder Mitleid, noch Anziehungskraft, noch Religion, noch Anhänglichkeit an irgend eine Idee vermögen ihn von seiner Hauptrichtung abwendig zu machen. Für sein Interesse ist er dasjenige, was der Gerechte für die Tugend seyn soll; wäre sein Zweck gut, so würde seine Beharrlichkeit schön seyn. — So oft ich ihn reden hörte, war mir sein Uebergewicht auffallend; dennoch hatte es nichts gemein mit dem der gelehrten, durch Studium oder Gesellschaft gebildeten Männer, so wie man deren in England und Frankreich findet. Allein was er sagte, bezeichnete einen ihm eignen Tact für die Umstände, so wie ihn der Jäger für seine Beute hat. Manchmal erzählte er politische und militärische Vorgänge aus seinem Leben auf eine sehr anziehende Weise; in den Geschichtserzählungen, welche Munterkeit zuließen, zeigte er sogar einen Anstrich von italienischer Einbildungskraft. Doch nichts konnte meine unüberwindliche Abneigung gegen Alles, was ich an ihm wahrnahm, besiegen. Ich gewahrte in seiner Seele einen kalten

Digitized by Google

schneidenden Stahl, der zugleich verwundet und kältet; ich gewahrte in seinem Geiste tiefen Spott, dem nichts Großes und Schönes, selbst nicht sein eigner Ruhm, entgehen konnte; denn er verachtete die Nation, deren Zustimmung er erstrebte, und kein Funke von Enthusiasmus mischte sich in sein Bedürfniß, das Menschengeschlecht in Erstaunen zu setzen.

„In dem Zwischenraume seiner Rückkehr und seiner Abreise nach Aegypten saß ich einst bei der Tafel zwischen ihm und dem Abbé Sieyes; — ich beobachtete aufmerksam Bonaparte's Gesichtszüge; allein so oft er meine beobachtenden Blicke wahrnahm, wußte er seine Augen völlig ausdruckslos zu machen, als ob sie von Marmor wären. Dann waren seine Gesichtszüge ganz unbeweglich, ausgenommen ein nichtssagendes Lächeln, welches er seine Lippen umschweben ließ, um jeden, der die äußern Kennzeichen seiner Gedanken beobachten wollte, irre zu führen. — Sein damals mageres und blasses Gesicht hatte viel Angenehmes; seitdem hat er an körperlicher Fülle sehr zugenommen, welches ihn übel kleidet; denn man fühlt das Bedürfniß, sich einen solchen Mann als gequält durch seinen Character zu denken, um nur einigermaßen den Gedanken an die Leiden, welche dieser Character Andern zufügt, ertragen zu können. Da Bonaparte klein von Wuchs, der obere Theil seines Körpers hingegen verhältnißmäßig lang ist, so nahm er sich weit besser zu Pferde, als zu Fuße aus; in allen Dingen ist es der Krieg und nur der Krieg, der ihn kleidet. Sein gesellschaftliches Benehmen ist gezwungen, ohne Furchtsamkeit; es hat etwas Verachtungsvolles, wenn er sich zusammennimmt, und etwas Gemeines, wenn er sich gehen läßt; doch kleidet ihn die Verachtung besser. — Schon in der erwähnten Periode verrieth er einen natürlichen Beruf zum fürstlichen Stande durch unbedeutende Fragen an Alle, die ihm vorgestellt wurden. „„Sind Sie verheirathet? wie viel Kinder haben Sie? wann sind Sie angekommen? wann reisen Sie ab?"" und andre ähnliche, welche die Erhabenheit des Fragenden über den Befragten andeuten sollen. Schon damals gefiel er sich in der Kunst, Andere dadurch, daß er ihnen unangenehme Dinge sagte, in Verlegenheit zu setzen, eine Kunst, welche er in der Folge, so wie die, andere durch Herabwürdigung auf alle mögliche Weise zu unterjochen, in ein förmliches System brachte. — Einst sah ich ihn einer durch Schönheit, Geist und Lebhaftigkeit ihrer Meinungen sehr bekannten Französin nahen; er stellte sich in gerader Haltung, gleich einem steifen deutschen General, vor sie hin, mit den Worten: „„Ich liebe es nicht, Madam, wenn die Frauen sich um Politik bekümmern."" — „„Sie haben Recht, General,"" antwortete jene, „„aber in einem Lande, wo man ihnen die Köpfe abschlägt, ist es natürlich, daß sie gern wissen möchten, warum?"". Bonaparte erwiederte nichts. Er ist ein Mann, den wahrer Widerstand zur Ruhe bringt; diejenigen, welche unter seinem Despotismus litten, haben sich selbst eben so sehr als ihn deshalb anzuklagen." (Th. II. S. 198 — 204.)

Folgende Anecdote ist in jeder Hinsicht charakteristisch. „Eines Abends sprach Bonaparte mit Barras von seinem überwiegenden Einfluß auf die italienischen Völker, die ihn zum Herzog von Mailand und zum König von Italien machen wollten. „„Aber in keinem Lande, — fuhr er fort — fällt mir so etwas ein."" — „„Sie thun sehr wohl — fiel Barras ein — in Frankreich nicht daran zu denken; denn wenn das Directorium Sie morgen in den Tempel setzen ließe, so würde es nicht vier Personen geben, die sich dieser Maaßregel widersetzten."" Bona-

Digitized by Google

parte saß Barras zur Seite auf einem Canapee; bei diesen Worten sprang er auf und ging, seines Unwillens nicht mächtig, an den Camin; dann nahm er wieder jene anscheinende Ruhe an, deren die Leidenschaftlichsten unter den Bewohnern des Südens fähig sind, und erklärte sein Verlangen, mit einer militärischen Unternehmung beauftragt zu werden. Das Directorium schlug ihm die Landung in England vor; er bereis'te die Küsten, fand aber bald, daß diese Unternehmung unbesonnen seyn würde, und kehrte mit dem Entschlusse zurück, die Eroberung Aegyptens zu versuchen." (Th. II. S. 207 u. 208) — Fr. v. St. hatte mit ihm eine lange Unterredung über den Zustand der Schweiz, wobei er große Gefühllosigkeit für jede edelmüthige Empfindung an den Tag legte. „Diese Unterredung, — fügt sie hinzu — machte es mir jedoch begreiflich, daß man ihn angenehm finden kann, wenn er ein gutmüthiges Wesen annimmt und von sich selbst und seinen Plänen als von einer einfachen Sache redet. Diese Kunst, die gefährlichste von allen, hat Viele für ihn eingenommen. So oft ich in jenem Zeitpuncte mit ihm zusammentraf, schien er mir stets mit den Verhältnissen beschäftigt, die er zwischen sich und andern festsetzen wollte, indem er sie bald in einer gewissen Entfernung hielt und bald nahen ließ, je nachdem er sie am sichersten an sich zu fesseln glaubte. Vorzüglich gegen die Directoren fürchtete er das Ansehn eines seiner Regierung untergeordneten Generals zu haben und versuchte in seinen Manieren gegen sie wechselnd Würde und Vertraulichkeit, verfehlte aber in beiden den wahren Ton. Nur befehlend weiß er natürlich zu seyn." — (Th. II. S. 211 und 212.) „Einige haben ihm vielseitige Kenntnisse zugeschrieben, weil er in dieser Hinsicht, wie in vielen andern, von seinem Charlatanismus Gebrauch machte. Allein da er in seinem Leben wenig gelesen hat, weiß er nur das, was er durch Umgang auffaßte. Manchmal spricht er über einen Gegenstand sehr umständlich und selbst mit vieler Sachkunde, wenn er Tags zuvor Jemand traf, der ihn davon in Kenntniß setzte; allein einen Augenblick nachher entdeckt man, daß er in Dingen, die jeder Wohlunterrichtete schon in der Kindheit lernte, unkundig ist." (Th. II. S. 248 u. 249.)

Nach seiner Rückkehr aus Aegypten ward allgemein angenommen, daß er die Absicht habe, die bestehende Verfassung umzustürzen. Allein er verlebte fünf Wochen in Paris in Ruhe und anscheinender Unentschlossenheit und spielte dennoch trotz alles Studiums seine Rolle im Ganzen sehr schlecht. Sehr merkwürdig ist, was die Verfasserin über dieses Ereigniß sagt. Als er endlich den Entschluß gefaßt hatte, das Directorium zu stürzen, „begab er sich vor die Schranken des Raths der Alten und wollte sie durch eine Anrede voll Wärme und Würde auf seine Seite ziehen; allein in gehaltener Rede weiß er sich nicht auszudrücken und nur im vertraulichen Gespräch zeigt sich das Beißende und Entschlossene seines Geistes zu seinem Vortheil; da er überdieß keinen wahren Enthusiasmus für irgend etwas fühlt, so ist er nur in Beleidigungen beredt und nichts konnte ihm schwerer seyn, als sich aus dem Stegreife zu jener Art von Ehrfurcht zu zwingen, die man gegen eine Versammlung beobachten muß, welche man überzeugen will. „„Ich bin der Gott des Krieges und des Glückes; folgt mir."" So sprach er zum Rathe der Alten. Doch nur aus Verlegenheit bediente er sich dieser hochtrabenden Worte; lieber hätte er gesagt: Ihr alle seid Elende, und ich werde euch erschießen lassen, wenn ihr mir nicht gehorcht. — Am 19ten Brumaire erschien er im Rath der Fünfhundert mit übereinandergeschlagenen Armen, finsterer Miene und begleitet von zwei großen Gre-

Digitized by Google

nadieren, die seine kleine Gestalt beschützten. Die sogenannten Jacobinischen Abgeordneten erhoben bei seinem Eintritt ein schreckliches Geschrei. Vergebens ließ sein Bruder Lucian, der zu seinem Glücke damals Präsident war, seine Glocke ertönen, um Ordnung herzustellen; von allen Seiten erscholl der Ruf: Verräther und Usurpator; einer der Abgeordneten, der Corse Arena, nahete dem General und schüttelte ihn heftig beim Kragen. Man hat ohne Grund vermuthet, daß jener mit einem Dolche bewaffnet war, um ihn zu tödten. Seine Handlung erschreckte jedoch Bonaparte'n; er wandte sich zu den ihm zur Seite stehenden Grenadieren und ließ das Haupt auf die Schulter eines derselben sinken mit den Worten: Helft mir fort von hier. Die Grenadiere hoben ihn hierauf aus der Mitte der ihn umgebenden Deputirten in die Höhe und trugen ihn so aus dem Saale. Sobald er in freier Luft war, kehrte seine Geistesgegenwart zurück. Er bestieg augenblicklich sein Pferd und die Reihen seiner Grenadiere durchreitend stimmte er sie bald nach seinem Willen. Bei dieser Gelegenheit, wie bei vielen andern, bemerkte man, daß Bonaparte in Verwirrung gerathen konnte, wenn eine andere Gefahr als die des Krieges ihm drohte. Einige haben lächerlicherweise daraus schließen wollen, daß es ihm an Muth fehlte; gewiß kann man ihm die Kühnheit nicht absprechen; allein da keine seiner Eigenschaften, selbst nicht seine Tapferkeit, edelmüthige Antriebe hat, so folgt daraus, daß er sich nie aussetzt, als wenn es nützlich seyn kann. Es würde ihm sehr leid thun, getödtet zu werden, weil dieß ein Unfall ist und er in Allem nach Erfolg strebt, auch darum, weil der Tod seiner Einbildungskraft mißfällt; allein er nimmt keinen Anstand, sein Leben zu wagen, wenn nach seiner Ansicht das Spiel der Gefahr des Einsatzes werth ist." (Th. II. S. 240—242.)

Obgleich also der theatralische Theil seines Vorhabens auf eine seltsame Weise mißglückte, so ward es doch im Wesentlichen vollbracht. Nicht nur die Freiheit, sondern auch die republikanische Tyrannei hatte ein Ende und die Herrschaft des Schwerdts ward in der Hand eines einzigen Mannes befestigt. Es ist ein trauriger Gedanke, dessen Wahrheit uns die Geschichte zeigt, daß dem Ende langer, selbst edelmüthiger Freiheitskämpfe gewöhnlich die verworfenste Knechtschaft folgt; theils, weil der Despotismus den vom Kampf Ermüdeten ein Bild der Ruhe darbietet, hauptsächlich aber, weil die nämliche Militärgewalt, zu welcher alle Partheien in der Noth ihre Zuflucht nahmen, sich natürlich der Ehrsucht eines glücklichen Befehlshabers leihet. So machte auch Bonaparte sein Glück. Auf alle Gegenvorstellungen antwortete er: „Wollt ihr, daß ich euch den Jacobinern in die Hände liefern soll?"

Schon beim Anbeginn des Consulats, versichert die Verfasserin, nahm er die Miene und den Ton des Königthums an, und schon die Wahl des Pallastes der Tuilerien, dieses alten Königssitzes, zu seinem Aufenthalte, war ein Parteistreich. — Allerdings mußten ihn seine Umgebungen in seiner Menschenverachtung bestärken; denn seine Anhänger bestanden hauptsächlich aus abtrünnigen Royalisten oder Republicanern; die erstern sehnten sich, ihre Knechtschaft auf eine neue Dynastie überzutragen, die letzteren, die Namen und Einkünfte republicanischer Aemter aus der Hand eines plebejischen Usurpators zu empfangen. Auf eine Zeitlang hielt er es der Klugheit gemäß, sich gegen beide Theile zu verstellen und an einem und dem nämlichen Tage sprach er mit den Ersteren über Bürgerpflicht und Gleichheit und mit den Letzteren von der Heiligkeit der wechselseitigen Rechte der Souverains. Die Prälaten, mit denen er sein berühmtes Concordat zu Stande brachte, unterhielt er sehr

ernsthaft über die Wahrheiten des Evangeliums, und noch an dem nämlichen Abend äußerte er gegen Cabanis und andere Philosophen: „Wissen Sie, was das Concordat ist? es ist die Schutzimpfung (la vaccine) der Religion; nach funfzig Jahren wird es in Frankreich keine mehr geben."

Mit der Tyrannei des Schwerdtes begann die Verfolgung der Journalisten, die Verweisung wissenschaftlicher Männer und Frauen und die unaufhörliche, rastlose und unersättliche Einmischung in die ganze Lebensweise aller Personen von irgend einiger Wichtigkeit. Folgende Stellen sind im ganzen Werke mit der meisten Bitterkeit geschrieben; doch scheinen sie uns im Wesentlichen gegründet zu seyn: „Als Bonaparte über eine Million Bewaffneter verfügte, legte er darum nicht minderen Werth auf die Kunst, die öffentliche Meinung durch die Zeitungen zu leiten; oft dictirte er selbst Journalartikel, die man an ihrem herbe verweisenden Styl erkennen konnte. — Es liegt in seinem ganzen Wesen eine gewisse Gemeinheit, welche selbst durch das Gigantische seiner Ehrsucht nicht immer versteckt werden kann. Zwar weiß er sich an bestimmten Tagen auf eine ganz angemessene Weise zu zeigen; allein er gefällt sich nur in der Verachtung gegen Andere. Nicht blos aus Geschmack ließ er in seinen Noten zum Moniteur den Cynismus der Revolution zur Aufrechthaltung seiner Macht dienen. Niemanden in ganz Frankreich erlaubte er ein Jacobiner zu seyn, als sich selbst (Th. II. S. 264). — „Ich war die erste Frau, welche durch Bonaparte verbannt ward; allein bald nachher verbannte er viele andere von ganz entgegengesetzten Meinungen. Woher kam dieser Aufwand von Schlechtigkeit anders als von einem gewissen Hasse gegen alle unabhängigen Wesen? Da die Frauen auf der einen Seite seinen politischen Plänen auf keine Weise förderlich seyn konnten und auf der andern Seite weniger als die Männer für die von der Obergewalt ausgehenden Besorgnisse und Hoffnungen zugänglich waren, betrachtete er sie als Aufwieglerinnen, war gegen sie sehr übel gestimmt und machte sich eine Freude daraus, ihnen etwas Beleidigendes und Gemeines zu sagen. Er haßte eben so sehr den Geist der Ritterschaft als er die Etikette eifrig wieder hervorsuchte, — eine schlechte Auswahl unter den alterthümlichen Sitten! — Von seinen ersten Gewohnheiten während der Revolution blieb ihm eine gewisse Jacobinische Antipathie gegen die glänzende Gesellschaft von Paris, wo die Frauen einen überwiegenden Einfluß hatten; er fürchtete ihre spottenden Scherze, — eine Kunst, die den Franzosinnen besonders eigen ist. Hätte Bonaparte sich mit der erhabnen Rolle eines großen Feldherrn und der ersten obrigkeitlichen Person der Republik begnügt, so würde er in der ganzen Höhe des Genies über den kleinen bitteren Zügen des Geistes der Gesellschaftssäle geschwebt haben; als er aber den Plan entwarf, ein emporgekommener König, ein bürgerlicher Edelmann auf dem Throne zu werden, setzte er sich eben dadurch dem Spotte der Leute von gutem Tone aus, und vermochte diesen nur, wie er that, durch Kundschafterei und Schrecken zu unterdrücken." (Th. II. S. 306 und 307.)

Die durchsichtige Larve des Consulats ward bald abgeworfen und es erschien der Kaiser in seiner eigenthümlichen Gestalt. Folgende Bemerkungen der Verfasserin, obwohl nicht sämmtlich anwendbar auf den nämlichen Zeitraum, scheinen uns bewundernswerth: „Bonaparte hatte die Geschichte nur verworren gelesen; wenig gewöhnt an ernstes Studiren, wußte er sich nicht sowohl von dem, was er aus Büchern gelernt, sondern von dem, was er durch Beobachtung der Menschen aufgefaßt hatte, Rechenschaft zu geben. Nichts desto weniger hatte er für Attila und

Digitized by Google

Carl den Großen in Hinsicht der Feudalgesetze und des orientalischen Despotismus eine gewisse Ehrfurcht im Kopfe behalten, die er auf eine verkehrte Weise in Anwendung brachte, ohne sich jedoch jemals in demjenigen zu irren, was für den Augenblick zur Erhöhung seiner Macht dienen konnte; im Uebrigen aber führte er sie an, tadelte, lobte und vernünftelte, wie der Zufall ihn leitete; so sprach er stundenlang und der Vortheil war um so mehr auf seiner Seite, da niemand ihn anders unterbrach, als durch unwillkührliche Beifallsbezeigungen. Seltsam ists, daß mehrere Bonapartische Offiziere im Umgange mit ihrem Oberhaupte dieß heroische Wortgepränge, welches in der That nur an der Spitze von 800,000 Mann irgend eine Bedeutung hat, von ihm entlehnt haben." (Th. II. S. 332 und 333.) — „Er besetzte die meisten Hofstellen durch Adliche aus der Zeit des Königthums; so schmeichelte er den neuen Geschlechtern durch ihre Mischung mit den alten, und da er selbst die Eitelkeit eines Emporkömmlings mit den gigantischen Fähigkeiten eines Eroberers verband, liebte er die Schmeicheleien der Höflinge aus der alten Zeit, weil sie sich auf diese Kunst besser verstanden, als selbst die eifrigsten unter den Neulingen. So oft ein Edelmann vom alten Hofe die Etiquette der Vorzeit in Erinnerung brachte, einen Zuwachs an Verbeugungen, eine gewisse Methode des Anklopfens an den Vorzimmern, eine feierlichere Manier bei Ueberbringung einer Depesche ꝛc. vorschlug, ward sein Antrag eben so aufgenommen, als ob er die Fortschritte der Glückseligkeit des Menschengeschlechts bezweckte." (Th. II. S. 334 und 335.) — „Wenn vierhundert Personen in seinem Salon versammelt waren, herrschte so tiefes Schweigen, daß ein Blinder sich dort hätte einsam glauben können. Die Marschälle, die mitten unter den Beschwerlichkeiten des Krieges oder im entscheidenden Augenblicke einer Schlacht in das Zelt des Kaisers traten, um seine Befehle einzuholen, durften sich nie setzen. Nicht minder als andere mußte seine Familie von seinem Despotismus und seinem Hochmuthe leiden. Lucian wollte lieber in England als Gefangener leben, als unter den Befehlen seines Bruders regieren. Louis Bonaparte, dessen Character allgemein geachtet ist, sah sich durch seine Redlichkeit gezwungen, der Krone von Holland zu entsagen, und — sollte man es glauben? — wenn er sich mit seinem Bruder zwei Stunden lang unter vier Augen unterhielt und sich wegen seiner schlechten Gesundheit an die Wand lehnen mußte, bot ihm Napoleon keinen Stuhl; auch er setzte sich nicht, aus Furcht, daß es irgend Jemanden einfallen könnte, in seiner Gegenwart ein Gleiches zu thun. — — In der letzten Zeit seiner Regierung flößte er so große Furcht ein, daß Niemand es wagte, ihn zuerst anzureden. Zu Zeiten unterhielt er sich mit der größten Einfachheit in der Mitte seines Hofes oder seines Staatsraths. Er duldete Widerspruch und munterte sogar dazu auf, wenn von Verwaltungs- oder Justizangelegenheiten ohne Beziehung auf seine Gewalt die Rede war; sobald er sich aber wieder als Gebieter zeigte, bat man vergebens die Minister, über irgend eine ungerechte Maaßregel dem Kaiser Bericht zu erstatten. — Wahre Lobeserhebungen waren ihm nicht so lieb, als knechtische Schmeicheleien, weil man in den ersteren nur sein Verdienst erkannt hätte, während die letzteren seine Obergewalt bezeugten. Ueberhaupt zog er die Macht dem Ruhme vor; denn die Wirkungskraft der ersteren gefiel ihm zu sehr, als daß er sich um die Nachwelt, über welche sie sich nicht ausüben läßt, hätte bekümmern sollen." (Th. II. S. 399—401.)

Treffende Bemerkungen macht die Verfasserin über die Niederträchtigkeit derer, die unter Bonaparte Ämter und Gnadenbezeigungen erbet-

Digitized by Google

telten, sich aber in der Folge der Partei der Ultra's anschlossen und die ganze Revolution als Aufruhr betrachteten. Auch giebt sie eine anschauliche, meisterhafte Uebersicht der Politik, mit deren Hülfe dieser große Heerführer den größeren Theil des europäischen Continents sich unterwarf. Als Feldherr, sagt sie, war er verschwenderisch mit dem Leben seiner Soldaten, hochmüthig und herrschsüchtig gegen seine Offiziere und rücksichtlos gegen das Elend der bekriegten Länder. Neu war uns folgende bemerkenswerthe Anekdote: „Man sah ihn im österreichischen Kriege von 1809 die Insel Lobau verlassen, als er die Schlacht verloren glaubte; er ging über die Donau, nur begleitet von Hrn. v. Czernitscheff, einem der unerschrockensten Adjutanten des Kaisers von Rußland, und dem Marschall Berthier. Mit vieler Ruhe sagte der Kaiser zu seinen Begleitern: „Nach vierzig gewonnenen Schlachten sei es nichts Außergewöhnliches, eine zu verlieren." Eingetroffen am jenseitigen Ufer des Flusses, legte er sich zur Ruhe und schlief bis zum andern Morgen, ohne sich nach dem Schicksale der französischen Armee zu erkundigen, die durch seine Generale während seines Schlafes gerettet ward. (Th. II. S. 358.) — Fr. v. St. zeigt durch mehrere Beispiele, wie leicht es ihm ward, in Momenten der augenscheinlichsten, dringendsten Gefahr einzuschlafen. Das merkwürdigste ist, daß er, im Begriff, den Feldzug von 1814 zu beginnen, in dem Augenblicke, als er sich bestrebte, einen seiner Minister von der Hoffnungslosigkeit des bevorstehenden Feldzuges und seinem wahrscheinlichen Untergange zu überzeugen, in einen tiefen Schlaf fiel. — Bonaparte hatte, nach den Ansichten der Verfasserin, keine andere Wahl, als die, der französischen Nation eine freie Verfassung zu geben oder sie durch Krieg zu beschäftigen und durch Kriegsruhm zu blenden. Zu dem ersteren war er nicht großmüthig genug und das Letztere trieb er endlich bis zum Uebermaaß. Sein erster großer Irrthum war der Krieg mit Spanien, sein letzter der russische Feldzug; Alles was folgte, war unvermeidlich. Sie bewundert seine Verwerfung der Friedensbedingungen von Chatillon und äußert sich mit Rührung über sein Lebewohl an seine Legionen und ihre Adler zu Fontainebleau. Ihre Gefühle bei der Besetzung von Paris durch fremde Eroberer sind die einer Französin; allein sie läßt der Großmuth des Kaisers Alexander in seinem Benehmen als Eroberer und in seinen Gesinnungen über französische Freiheit und Unabhängigkeit volle Gerechtigkeit wiederfahren. Mit der aus St. Ouen erlassenen Erklärung des Königs und selbst mit der darauf folgenden Verfassungsurkunde ist sie völlig zufrieden, obwohl sie zugiebt, daß zur Begründung der Constitution noch manche weitere Anordnungen nothwendig waren. Dieser ganze Theil des Werks ist mit großer Mäßigung und versöhnender Weisheit abgefaßt. Sie belächelt die Lehre von der Legitimität, so wie sie jetzt behauptet wird; doch giebt sie treffliche Gründe an, warum alte Fürstenstämme und eine bestimmte Ordnung der Erbfolge vorzuziehen sind. Von den Ultra's oder unconstitutionellen Royalisten, wie sie dieselben nennt, spricht sie mit einer Mischung von Unwillen und Mitleid; doch unverholen äußert sie ihre Verachtung gegen diejenigen Mitglieder dieser Parthei, welche Napoleons verworfenste Schmeichler waren, Hofämter von ihm erbettelt hatten und nach seinem Falle ihn am meisten schmähten. — (Th. III. S. 107.)

Die Stimme des brittischen Volks rief Carl II. wieder auf den Thron seiner Väter zurück, und dennoch ward er vor Ablauf von fünfundzwanzig Jahren durch das willkürliche Verfahren der wiedereingesetzten Herrscher umgestürzt. Ludwig XVIII. ward nicht durch sein Volk

Digitized by Google

zurückberufen, sondern durch fremde Eroberer wieder eingesetzt. Um so mehr muß er sich vor der Willkür hüten und sich die Anhänglichkeit jenes Volks sichern, dessen feindselige Gesinnungen erst neuerlich so verderbliche Folgen gehabt haben. Ein heimisches Vorbild giebt ihm Heinrich IV. Dieser große und populäre Fürst fand es endlich nothwendig, das religiöse Glaubensbekenntniß der großen Mehrheit seines Volks anzunehmen. In unsern Tagen ist es für einen minder populären Monarchen wenigstens eben so nothwendig, das politische Glaubensbekenntniß derselben zu erforschen und anzunehmen. Dem Vernehmen nach sollen ihm einige seiner Umgebungen das Beispiel Ferdinand's VII. als Muster empfehlen. Allein selbst die Ultra's können, glauben wir, nicht vergessen, daß Ferdinand nicht von einer fremden Macht wieder eingesetzt, sondern durch fremde Gewalt entthront war, daß in Spanien kein Volksaufstand und kein Kampf für die Freiheit statt gefunden hatte, und daß er, außer der Armee, die Priesterschaft auf seiner Seite hatte, die in jenem Lande eben so allmächtig, als in Frankreich für politische Zwecke unbedeutend und machtlos ist. Wir können der Verfasserin in der tiefgedachten und belehrenden Beurtheilung der Staatsverwaltung während Bonapartes Aufenthalt in Elba nicht folgen, obwohl Vieles davon auf eine spätere Periode anwendbar ist. Sie bestätigt, was alle Wohlunterrichtete jetzt zugeben, daß Bonaparte's Rückkehr schon vier Monate zuvor von Allen, nur nicht vom Hofe und den ihn umgebenden Royalisten erwartet wurde, und gewissermaaßen vorbereitet war. Als die Nachricht von seiner Landung eintraf, waren die se immer noch zu thörigt, um dadurch beunruhigt zu werden, und als die Freunde der Freiheit gegen einander klagten: „Gelingt es ihm, so ists um unsre Freiheit, und mißglückt es ihm, um unsre Nationalunabhängigkeit geschehen", — da meinten die würdigen Ultra's, Bonaparte's Rückkehr sey das Glücklichste, was ihnen begegnen könne, denn jetzt erst würden sie seiner wirklich los werden und der König würde nicht länger einen Prätendenten zu fürchten haben. Die Verfasserin hält den Gedanken für lächerlich, als ob Bonaparte nach seiner Rückkehr in seinen Freiheitsversicherungen und in seiner Zustimmung zu der ihm vorgelegten Verfassung aufrichtig gewesen sey. Sie behauptet sogar, es sey abgeschmackt gewesen, in einer solchen Crisis eine freie Verfassung vorzuschlagen. Wenn die Nation und die Armee die Bourbonen verließen, so blieb, meint sie, der Nation nichts übrig, als den Gebieter jener Armee mit der Dictatur zu bekleiden und sich in Masse zu erheben, bis ihre Grenzen von Angreifern befreit waren. Daß sie dieß nicht that, beweiset nur, daß sie gleichgültig gegen das Vaterland geworden, oder daß sie im Innern des Herzens feindselig gegen Bonaparte gesinnt war. Nichts als das Gefühl dieser Wahrheit könnte ihn zu Bewilligungen vermocht haben, die seinem ganzen Character und seinen Gewohnheiten so fremd waren, und so, sagt die Verfasserin, beurtheile ihn auch die Welt. „Als er die Worte: Gesetz und Freiheit, aussprach, beruhigte sich Europa; es fühlte, daß er nicht mehr sein alter furchtbarer Widersacher war. — Wären die Franzosen durch einen Mann angeführt worden, der die Zuneigung des Volks mit den Talenten des Heerführers verbunden hätte, so würde, meint sie, Wellington, dem sie übrigens alle Gerechtigkeit wiederfahren läßt, seine Siege nicht erfochten haben. Als Bonaparte nach der Schlacht in die Hauptstadt zurückkehrte, hatte er, nach ihrer Behauptung, keinen Gedanken an die Möglichkeit einer zweiten Auffoderung zur Abdankung, sondern erwartete von den beiden Kammern die Mittel zur Erneuerung und Fortsetzung des Kampfes. Als

Digitized by Google

er diese Hoffnung getäuscht sah, versank er plötzlich in Verzweiflung und legte ohne Weigerung die Regierung nieder. Die Selbstsucht, welche ihn auf seiner ganzen Laufbahn geleitet hatte, stellte sich in den letzten Handlungen seines öffentlichen Lebens in ihrer ganzen Blöße dar. Er verließ sein Heer in dem Augenblick, als er die Unmöglichkeit sah, es unmittelbar gegen den Feind zu führen, und kaum sah er sein eignes Schicksal bestimmt, so bekümmerte er sich nicht weiter um jenes unglückliche Land, welchem seine Ehrsucht so große Unfälle zugezogen hatte. Ruhig zog er auf seinem Wege zum Hafen, von wo aus er seine Person in Sicherheit bringen wollte, vor dem Lager seiner Krieger vorbei, und dadurch, daß er sich den Engländern in die Arme warf, strebte er, für sich selbst die Wohlthaten jener freisinnigen Grundsätze zu erlangen, deren Vertilgung das Geschäft seines Lebens gewesen war.

Mit diesem Zeitpunkte bricht die Verfasserin den Faden des geschichtlichen Abrisses der Ereignisse der Revolution etwas kurz ab. Die Hälfte eines Bandes ihrer Schrift ist hauptsächlich der Geschichte, Verfassung und den gesellschaftlichen Einrichtungen Englands gewidmet. Wir haben alle Ursache, mit ihrer Darstellung zufrieden zu seyn, und nichts kann beredter seyn, als ihre Ansichten über den bewundernswerthen Mechanismus und die dauernde Wirkung unsrer Constitution auf die Veredlung des Charakters aller derer, die unter derselben leben. Gern möchten wir dies Gemälde als treu anerkennen, doch halten wir es für schöner als das Original. Nicht in gleicher Maaße ist sie mit unsern gesellschaftlichen Sitten zufrieden, obwohl sie unsere Mängel den ehrenvollsten Ursachen zuschreibt. Allein auch in diesem Theile des Werks glauben wir mehr die Spuren einer sinnreichen Theorie als genauer Beobachtungen wahrzunehmen und argwohnen, daß dieß Gemälde englischer Sitten großentheils mehr eine muthmaßliche Skizze als eine Abbildung des wirklichen Lebens, oder wenigstens, daß es nur nach einigen, nicht gemeinen Beispielen generalisirt sey. Fr. v. St. war bei ihren großen Talenten und ihrer Berühmtheit nicht wohl geeignet, den wahren Ton und Character der englischen Gesellschaft aus eigner Wahrnehmung kennen zu lernen, theils, weil sie solche wahrscheinlich nicht in engern häuslichen Kreisen, wo sie sich am meisten zu ihrem Vortheile zeigt, beobachten konnte und theils, weil ihre Gegenwart die nachtheilige Wirkung haben mußte, dem Bescheidnen Stillschweigen aufzuerlegen und den Eitlen und Ehrsüchtigen zum Streben nach unnatürlicher Schaustellung anzutreiben.

Bei allen seinen Fehlern ist jedoch auch dieser Theil des vorliegenden Werks, schon für sich allein betrachtet, hinreichend, unser Urtheil zu rechtfertigen, daß die uns zu früh entrissene Verfasserin jene Vollkommenheiten eines männlichen Verstandes und weiblicher Anmuth und Feinheit verbindet, welche so selten im Einzelnen angetroffen werden, und, wie wir glauben, nie zuvor vereinigt gefunden wurden.

Digitized by Google

II.

1) *Des Pouvoirs et des obligations des Jurys; par Sir Richard Philipps, ouvrage traduit de l'anglais par M. Comte.*

(Von der Macht und den Obliegenheiten der Geschwornengerichte, von Sir R. Philipps.)

2) *De l'institution du Jury en France et en Angleterre; par M. Ricard d'Allauch.*

(Von der Einführung der Geschwornengerichte in Frankreich und England, von Ricard d'Allauch.)

3) *De la justice criminelle en France; par M. Berenger.*

(Von der peinlichen Justiz in Frankreich, von Berenger.)

4) *Réflexions sur l'état actuel du Jury, de la Liberté individuelle et des Prisons; par M. C..... (Cottu), Conseiller à la Cour royale de Paris.*

(Betrachtungen über den dermaligen Zustand des Geschwornengerichts, der Freiheit der Einzelnen und der Gefängnisse, von C. u. s. w.)

5) *Principes de Politique; par M. Benjamin Constant.*

(Grundsätze der Politik, von Benjamin Constant.)

6) *De la Legislation Anglaise sur le Libelle, la Presse et les Journaux; par M. de Montvéran.*

(Von der englischen Gesetzgebung über Schmähschriften, die Presse und die Journale, von Montveran.)

7) *Essai sur l'Organisation du Jury de Jugement et sur l'Instruction criminelle; par M. Oudart, Ancien Conseiller à la Cour de Cassation.*

(Versuch über die Einrichtung des urtheilenden Geschwornengerichts und die Einleitung des peinlichen Prozesses, von Oudart u. s. w.)

8) *On the Law of Libels; by F. L. Holt.*

(Ueber die Libellgesetze, von Holt.)

(Revue Encyclopédique N. 3.)

Es ist eine sehr beachtungswerthe Erscheinung, daß während in Deutschland das allgemeine Geschrei nach öffentlicher Hegung der Gerichte und besonders nach Geschwornengerichten immer lauter wird, in Frankreich eben so viele und eben so bedeutende Stimmen sich erheben, die dort be-

Digitized by Google

stehende Justizeinrichtung anzugreifen. Bei der nassauschen und bei der baierschen Ständeversammlung ist förmlich der Antrag auf Einführung der Jury gemacht worden; und die preußische Immediatjustizcommission am Rhein hat es sich angelegen seyn lassen, sogar in Gemäßheit der Grundsätze der Theorie das dermalige französische Gerichtsverfahren als das zweckmäßigste, gerechteste und sicherste darzustellen. In Frankreich hingegen vereinigen sich alle Stimmen der anerkannt unterrichtetsten und einsichtsvollsten Rechtsgelehrten, um den bestehenden Criminalprozeß als völlig unzureichend und despotisch zu schildern, die Jury hingegen, wenn auch nicht ganz zu verwerfen, doch in ihrer jetzigen Einrichtung als höchst mangelhaft und inconsequent zu schildern. Gewiß wird ein jeder, dem daran gelegen ist, diese Gegenstände gründlich kennen zu lernen, bis auf den Grund derselben zu sehen, und die Wahrnehmungen der Erfahrung zu vernehmen, sich angelegen seyn lassen, die Schriften zu studiren, welche über diesen Gegenstand dermalen in Frankreich erschienen sind. Wir haben unsern Lesern ein Verzeichniß solcher Schriften vorgelegt, welche sämmtlich, bis auf die letzte, die nur der Sachverbindung wegen mit angeführt worden ist, zu Paris erschienen sind und, theils ausschließlich, theils gelegentlich, die erwähnten Gegenstände betreffen.

Das Werk von Holt wird in England als das Hauptwerk über das Verfahren bei Schmähungen und Libellen angesehen. Es beschäftigt sich im ersten Theile mit einer historischen Untersuchung der darüber in England bestehenden Strafgesetze, welche nach dem Verfasser in dem römischen Rechte, und insonderheit in dem Codex des Theodosius ihren Ursprung, und durch den Gerichtsgebrauch allgemeine Gültigkeit erlangt haben und gemeines Recht (Common Law) geworden sind, aber durch die Entscheidungen der Sternkammer näher bestimmt worden sind, worauf das heut zu Tage anerkannte Rechtssystem in dieser Materie vorzüglich beruht. Im zweiten Theile wendet der Verf. die Rechtsgrundsätze auf verschiedene einzelne und schwierige Fälle an, und setzt im dritten Theile das Prozeßverfahren in dergleichen Sachen, besonders mit Rücksicht auf die For-Erskinesche Bill, auseinander. Herr von Montveran führt dieß noch weiter aus, indem er die Anwendung des besondern Prozeßganges und der Jury in England auf die, durch Schmähungen, und besonders durch Schmähschriften begangnen, Verbrechen zeigt.

Herr Oudart gewährt eine vergleichende Uebersicht der französischen Criminalprozeßgesetzgebung vor Aufhebung der Parlamente, ferner eine Vergleichung der Einrichtungen der englischen und französischen Jury, nicht minder eine Darstellung der Veränderungen, welche die Jury seit 1791 in Frankreich schon erlitten hat, und schließt mit einer Entwickelung seiner Ansichten über die Zusammensetzung der Urtheilsjury, den Criminalprozeß und die Behandlung der Preßvergehungen.

Herrn Benjamin Constant's Werk ist dagegen bloß speculativ. Indem er die Grundzüge der Staatsverwaltung in allen Zweigen zu entwickeln und festzustellen beabsichtigt, und darum auf die gegenwärtigen Verhältnisse Anwendung macht, sieht er die Jury als eine nothwendige constitutionelle Einrichtung an.

Herr C... schildert den jetzigen Zustand der Jury in Frankreich und gründet darauf seine Vorschläge zu deren Verbesserung.

Herr Berenger hat, indem er seinem Werke eine gleiche Bestimmung gab, mit Wärme die Gefahren der Willkür in der Criminaljustiz geschildert und dringt mit Nachdruck auf die Abstellung der vorhandenen

Digitized by Google

Mißbräuche. Sein Streben geht vorzüglich auf Uebereinstimmung der Criminalgesetzgebung mit den politischen Einrichtungen.

Herr Ricard d'Allauch hat eine Parallele zwischen der englischen und französischen Gesetzgebung in Betreff der Verwaltung des Richteramts und der Verrichtung der Geschwornen gezogen, woraus er die Nothwendigkeit einer Umgestaltung in Frankreich darthut.

Herr Comte thut desgleichen in seiner ausführlichen Vorrede, womit er eine Uebersetzung des berühmten Werks von Philipps begleitet, in welchem dieser seinen Landsleuten eine Anleitung zur Würdigung des Instituts der Jury und ihres Berufes als Geschworne gegeben hat.

Indem wir solchergestalt ganz kurz eine Characteristik der angezeigten Schriften geliefert haben, in der Ueberzeugung, daß solches für diejenigen, welche Interesse an der Sache nehmen, hinreichen werde, sie zu veranlassen, die Werke selbst einzusehen; und daß eine größere Ausführlichkeit doch nicht hingereicht haben würde, allen Andern eine vollständige Uebersicht des Inhaltes zu liefern: benutzen wir vielmehr den Raum, um aus allen diesen Schriften eine gedrängte Beschreibung der englischen Justizverfassung auszuziehen, welche bei weitem in unserm Vaterlande noch nicht so bekannt ist, als sie seyn sollte. Der Herr Oberpräsident von Vincke hat uns eine vortreffliche Darstellung der innern Verwaltung Großbritanniens übergeben, in welcher aber gerade die Justizverwaltung ganz übergangen ist. Die nachstehende Schilderung wird also gewissermaaßen als eine Ergänzung jener Darstellung angesehen werden können.

Bekanntlich ist das französische Justizministerium durch die immer lauter und allgemeiner werdenden Klagen über die Gebrechen der französischen Rechtspflege bewogen worden, zwei der angesehensten und ausgezeichnetsten französischen Rechtsgelehrten nach England zu schicken, um daselbst sich gründlich von dem Gange der englischen Justiz zu unterrichten, und sodann Vorschläge zur Verbesserung der französischen zu machen. Die Parallelen dieser Männer befinden sich unter den angezeigten Werken; und obgleich es gar sehr zu bedauern ist, daß dieselben nicht auch nach Schottland gegangen sind, dessen Verfassung in sehr wichtigen Puncten von der englischen abweicht, so sind doch ihre Nachrichten von dem Zustande der englischen Justiz an sich ungemein schätzens- und beachtungswerth.

Es sind zwei Grundzüge, wodurch sich die englische Justiz von derjenigen aller übrigen europäischen Völker unterscheidet, nämlich

Einmal, daß die Engländer noch so wenig, als die Deutschen zur Zeit des Tacitus, einen wesentlichen Unterschied zwischen Criminal- und Civiljustiz, und zwischen dem Verfahren in derselben kennen. Die Justiz ist ihnen Untersuchung und Bestimmung der Schuld, gleichviel ob diese Schuld einem Einzelnen oder der ganzen bürgerlichen Gesellschaft verwirkt ist.

Demnächst ist der allgemeine Grundsatz, worauf die ganze Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten in England durch alle Zweige beruht, auch in der Justizverwaltung herrschend. Alle öffentliche Angelegenheiten werden durch unbesoldete Beamten aus dem Volke selbst behandelt, besorgt und abgethan, und der Regierung liegt nur ob, diese Volksbeamten zu wählen und darüber zu wachen, daß dieselben die gesetzlichen Vorschriften beobachten.

Alle Besonderheiten der englischen Justiz lassen sich auf diese beiden Fundamentalpuncte zurückbringen.

Dem gemäß hat ganz England nicht mehr als zwölf besoldete Rich-

Digitized by Google

ter, welche in die drei höchsten Gerichtshöfe zu Westminster, die Königsbank, die Bank der gemeinen Sachen, und die Schatzkammerbank, vertheilt sind. Vor diese gehören alle Rechtsangelegenheiten in Civil- und Criminalsachen; sie üben untereinander, mit einigen Ausnahmen, concurrente Jurisdiction über gleiche Gerechtsame aus, und sind die einzigen ständigen Gerichtshöfe der Regierung im ganzen Lande. England kennt zwar auch noch Patrimonialgerichte (Courts of the Manor), aber deren Jurisdiction ist höchst eingeschränkt und betrifft weniger die eigentliche Rechtspflege, als die Expedition andrer öffentlicher Angelegenheiten, besonders die Wahl gewisser Beamten. Auch ist den Magistraten der Stadt London und einiger andern Städte eine Art von niederer Civilgerichtsbarkeit bis zu Gegenständen von 5 Pf. verliehen worden. Die Magistrate aller andren Städte, selbst wenn sie für sich bestehende Grafschaften bilden, denen die Friedensrichter-Aemter übertragen worden sind, üben deren Verrichtungen auch nur gleich allen übrigen Friedensrichtern aus und halten daher auch, mit Zuziehung eines rechtsverständigen Syndicus (Recorder), ihre besondren Quartalsitzungen. Endlich handhaben die Friedensrichter selbst, in Kraft besondrer Parlamentsacten, bei gewissen Vergehungen und geringen Verbrechen eine delegirte Gerichtsbarkeit, indem sie ermächtigt worden sind, ohne Zuziehung der Jury zu entscheiden und zu bestrafen.

Diese einzelnen Ausnahmen verschwinden indessen in dem großen Ganzen, in welchem die Regel herrscht, daß die Regierung über das Leben, die Ehre, die Freiheit und das Vermögen eines jeden Bürgers von Rechts wegen keine Verfügung sich erlauben darf, welche nicht von 24 angesehenen Mitbürgern für Recht erklärt worden ist.

Die vorläufige Arrestation eines Angeklagten oder Verdächtigen, welche jedoch in allen Fällen, die nicht capital sind, gegen Bürgschaftsbestellung wieder aufgehoben wird, geschieht zwar auf Verfügung der Friedensrichter; aber die Untersuchung der Rechtmäßigkeit dieser Arrestation und die Zulässigkeit der Fortdauer derselben und der peinlichen Anklage erfolgt durch die große Jury der nächsten Quartalversammlung.

Das Amt der Scheriffs und der Friedensrichter ist die Axe, um welche sich die ganze Staatsverwaltung in England dreht, indem ihnen für alle Zweige der öffentlichen Angelegenheiten fast ausschließlich die Aufsicht und die Ausführung zusteht, dahingegen die Gesetzgebung ihren Schwerpunct im Parlamente hat. Die Stellen der Lordlieutenants sind zwar dem Range nach viel höher; aber der Wirksamkeit nach, zumal in Zeiten innrer Ruhe, fast nur Ehrenstellen. Die Constablen ihrer Seits sind nur als die Gehülfen und Vollstrecker der Anordnungen der Friedensrichter anzusehen. Scheriff und Friedensrichter aber sind so gegen einander gestellt, daß sie als gegenseitige Controlleurs angesehen werden können, jedoch so, daß die Scheriffs mehr auf die Form der Geschäftsführung einwirken, dagegen das Materielle derselben mehr von den Friedensrichtern besorgt wird. Aber bei der Verwaltung der Justiz kommt noch eine dritte Behörde hinzu, die Jury, welcher ausschließlich die rechtliche Entscheidung, das Rechtsurtheil zusteht, und welche die wesentlichen Verrichtungen des Richteramtes ausübt, so daß den von der Regierung verordneten Richtern nur die Vollziehung des Ausspruches der Jury übrig bleibt. Da aber die Scheriffs, die Friedensrichter und die Geschwornen insgesammt Männer sind, welche, aus dem Volke erwählt, ihr Amt unentgeltlich versehen und nach dessen Beendigung ins Volk zu-

Digitized by Google

rückkehren; so ist leicht zu ersehen, daß auch die Justiz vom Volke selbst, unter der Aufsicht und dem Schutze der Regierung, verwaltet wird.

Die Ordnung des Geschäftsganges bei der Justizverwaltung aber ist folgende.

Jeder der drei höchsten Gerichtshöfe zu Westminster hält jährlich vier Gerichtssitzungen, bestimmt alle Rechtsangelegenheiten im ganzen Königreiche zu verhandeln. Es steht daher auch in dem Ermessen dieser Gerichtshöfe, in jedem Rechtsstreite die wirkliche Verhandlung vor ihren Schranken zu verfugen. Da dies indessen in der Regel der weiten Entfernung wegen höchst unbequem seyn würde; so erhalten die Mitglieder dieser Gerichtshöfe den Auftrag, in der Zwischenzeit jener vier Sitzungen im Lande herum zu reisen und commissarisch an Ort und Stelle die Rechtsfälle zu verhandeln. Ganz England ist zu dem Ende in sechs Gerichtsbezirke eingetheilt, in deren jeden jährlich zwei Oberrichter sich zweimal verfügen, der eine zur Verhandlung der peinlichen, der andre zur Verhandlung der bürgerlichen Prozesse. Dergleichen commissarisch in den Provinzen gehaltene Gerichtssitzungen heißen Assisen. Dem Lord-Oberrichter assistiren in den Sitzungen die höheren obrigkeitlichen Personen der Grafschaft und des Orts, die Scheriffs und die Aldermänner, ohne jedoch an den richterlichen Functionen des Ersteren selbst Theil zu nehmen. Es hängt ganz von dem Befinden des reisenden Oberrichters ab, in welchem Orte er die Sitzung halten wolle; gewöhnlich aber geschieht solches an den Hauptorten der Grafschaften. Sie betreten diesen Ort mit großem Gepränge, unter dem Geläute aller Glocken und unter Bedeckung einer Ehrenwache, und constituiren auf der Stelle das Gericht durch die Vorlesung ihres Commissariums und durch die Berufung der Jury auf den folgenden Tag.

Denn wo auch ein Prozeß verhandelt werde, vor den Schranken der Gerichtshöfe selbst oder vor den Assisen, so kann doch keine richterliche Entscheidung ohne den Ausspruch der Jury gegeben werden; und da nach den Landesgesetzen der Beklagte fordern kann, daß die Geschwornen aus seiner Grafschaft genommen werden, so liegt hierin zugleich die Unvermeidlichkeit der Fortdauer der Assisensitzungen. Das Verfahren in den Assisen ist ein und dasselbe in Civil- und Criminalsachen. Auch in den letzteren muß immer ein bestimmter Ankläger auftreten, sey es der durch das Verbrechen Beleidigte, oder einer der Volksbeamten, deren Pflicht die Erhaltung der öffentlichen Sicherheit mit sich bringt, oder wer die Stelle des Klägers zu übernehmen sich bewogen gefunden hat. Ein öffentlicher Ankläger ist in England ganz unbekannt; in Schottland hingegen ist es dieser, welcher die Verbrecher verfolgt. Bevor indessen ein Engländer einer Criminalklage wegen vor Gericht gestellt werden kann, muß derselbe schon von der großen Jury in Anklagestand versetzt worden seyn. Es ergiebt sich hieraus, daß England eine zweifache Art von Geschwornengerichten besitzt, welche die große und kleine Jury heißen. Jene versammelt sich bei den Quartalsitzungen der Friedensrichter und entscheidet über die Zulässigkeit der Anklage; diese wird bei den Assisen gebraucht, um über die Gegründetheit der Klage abzuurtheilen.

Sobald ein Friedensrichter von einem Verbrechen Anzeige erhält, muß er die Vorführung, und nach Beschaffenheit die Arretirung des Angeklagten verfügen, nachdem er von dem Kläger und dessen Zeugen Aus-

Digitized by Google

tion wegen weiterer Verfolgung der Sache bestellen lassen. Gehört die Anklage nicht zu denen, welche die Friedensrichter für sich allein, oder mit Zuziehung eines oder mehrerer Collegen, abthun können; so bleibt das weitere Verfahren ausgesetzt bis zur nächsten Quartalsitzung des Friedensgerichts (Session). Gegen die Verfügungen eines Friedensrichters steht allemal der Weg der Beschwerde offen, entweder an die Bank des Königs oder die Schatzkammerbank, oder an die nächste Session des Friedensgerichts; jedoch dürfen diese Appellationen nicht cumulirt, und müssen dem Friedensrichter, gegen welchen sie gerichtet sind, vorher angezeigt werden.

Zur Session sind alle Friedensrichter der Grafschaft sich zu versammeln befugt, welche sich für die Dauer derselben selbst ihren Vormann wählen. Wenn jedoch auch nur zwei Friedensrichter gegenwärtig sind, so wird die Sitzung gehalten. Das erste Geschäft ist die Einschwörung der großen Jury. Demnächst übergiebt jeder Friedensrichter diejenigen Anklagen, welche bei ihm seit der letzten Sitzung angebracht worden sind; so wie es auch sonst Jedermann frei steht, der Session seine Klagen zu überreichen, worauf die Gestellung der Angeklagten und der Zeugen durch den Scheriff besorgt wird. Ist eine Anklage in der Session verlesen; so werden die Angeklagten befragt, ob sie die Klage eingestehen oder nicht. Im ersteren Falle wird solches auf die Klage registrirt und dieselbe der nächsten Assisensitzung zugestellt. Wird hingegen geläugnet, so werden die vorgeschlagnen Beweiszeugen vereidigt, und die Jury angewiesen, nach deren Abhörung ihren Ausspruch zu thun. In den Zwischenzeiten werden von der Session die an sie gebrachten Appellationen untersucht und entschieden. Je nachdem nun der Ausspruch der Jury ausfällt, welcher allemal auf die Klage selbst registrirt wird, muß der Angeklagte in Freiheit gesetzt oder von seiner Caution entbunden werden; oder er wird im Gefängnisse behalten oder neuerdings arretirt. Die Klage aber, worauf die Zulässigkeit derselben vermerkt worden ist, wird der nächsten Assisensitzung übergeben; jeder andre schriftliche Vermerk in der Sache hingegen, welcher während der Session von einem Mitgliede derselben oder der Jury gemacht worden ist, muß sofort verbrannt werden, damit das Assisengericht durch nichts eine vorgefaßte Meinung über die Sache erhalten könne und selbstständig nach eigner Ansicht entscheiden möge.

Solchergestalt wird eine Anklage nach der andern vorgenommen, bis sie sämmtlich abgemacht sind. Erst alsdann werden die übrigen, die öffentliche Verwaltung angehenden, und zur Cognition des Friedensgerichts gehörenden Gegenstände verhandelt, bei deren Erörterung die Jury wiederum nicht bloß gegenwärtig, sondern auch zum Vortrage berechtigt ist; so daß dieselbe also in allem Betrachte und in Rücksicht aller Gegenstände die Controlle des Friedensgerichts bildet. Damit aber die Gewißheit obwalte, daß kein Inhaftirter ohne Zustimmung der Jury in Verhaft bleibe, muß der Aufseher des Gefängnisses der Session gleich beim Anfange derselben ein Verzeichniß sämmtlicher Gefangnen überreichen, für dessen Vollständigkeit er bei Strafe einstehen muß. Nach beendigter Session wird das Gefängniß von dem Friedensgerichte und der Jury untersucht; und fände sich noch ein Inhaftirter, der von der Jury nicht in Anklagestand gesetzt worden, so wird er auf der Stelle frei gelassen (gaol-delivery).

Digitized by Google

Die große Jury wird durch den Scheriff zusammengesetzt, nach Listen, welche von den Constablen über alle dazu tauglichen Personen demselben zugestellt werden. Das Gesetz hat keine besondren Vorschriften über die erforderlichen Eigenschaften dazu gegeben; aber es ist die Gewohnheit, daß nur die angesehensten Personen der Grafschaft, welche mindestens Esquires sind, dazu ernannt werden. Erscheinen sie auf erfolgende Ladung nicht, und es mangelt in Folge ihres Außenbleibens an der erforderlichen Anzahl von Geschwornen; so pflegt das Friedensgericht sie in eine Geldbuße von 5 bis 20 Pf. Sterling zu verurtheilen. Es müssen 23 Geschworne zur Bildung der großen Jury versammelt seyn, und von diesen zwölf die Anklage für zulässig erklärt haben, welches durch Aufhebung der Hand geschieht, um den Angeklagten in Anklagestand zu versetzen. Gewöhnlich dauert die Prüfung der angebrachten Klagen drei bis vier Tage.

Vor dem Assisengericht wird sodann der Angeklagte, der allemal mit einem rechtsverständigen Beistande nach seiner eignen Wahl versehen ist, vor allen Dingen abermals vernommen, ob er der Anklage geständig ist, oder nicht. Im ersteren Falle dictirt der Lord Oberrichter sofort die Strafe, welche das Gesetz auf den Fall setzt. Leugnet er hingegen die Schuld, so wird ihm frei gestellt, von den anwesenden Geschwornen diejenigen zu verwerfen, zu welchen er kein Zutrauen hat. Zu dem Ende wird den Sachwaltern die gedruckte Liste der Geschwornen einige Tage vor der Sitzung zugestellt.

Die Einberufung der kleinen Jury und deren Bildung geschieht aber auf folgende Weise. Jeder mündige Engländer, welcher ein Einkommen von zehn Pf. Sterling jährlich aus eigenthümlichem oder erbpachtlichem Grundbesitz hat und in der Grafschaft domicilirt, ist verbunden, das Amt eines Geschwornen zu übernehmen. Ausgenommen sind nur die Leute über 70 Jahre, die Pärs, die Parlamentsmitglieder während der Sitzungen des Parlaments, die Advocaten, die Geistlichen, alle Beamte mit Einschluß der Offiziere der See- und Landmacht, die Aerzte, Wundärzte, Fleischer, Vieh- und Fischhändler, und die Quaker. Wer aber Mitglied einer Jury gewesen ist, darf in der Grafschaft Rutland im nächsten Jahre, in York vor vier, und in den übrigen Grafschaften vor zwei Jahren nicht wieder aufgerufen werden, weshalb jedesmal in die Generalliste mit rother Tinte das Datum eingetragen wird, wo Jemand als Geschworner fungirt hat. Von allen fähigen Personen ihres Bezirks müssen die Constablen jährlich um Michaelis Listen anfertigen, welche der Secretär des Friedensgerichts in eine Generalliste zusammenstellt. Diese wird 20 Tage hindurch an den Kirchthüren der Parochialkirche des Hauptorts ausgehangen, während welcher Zeit Jedermann seine Beschwerden darüber anbringen kann, daß er auf der Liste steht, oder daß er nicht darauf steht. Aus dieser berichtigten Liste wählt demnächst der Scheriff zu jeder Assisensitzung 48 Geschworne, indem er ihnen, in London 6 Tage, in den andern Städten 8 Tage, und in den Pfalzgrafschaften Chester, Lancaster und Durham 14 Tage vor der Sitzung, die Ladungen insinuiren läßt. Wer, ohne einen zureichenden und liquiden Entschuldigungsgrund, ausbleibt, hat eine Strafe von 2 bis 5 Pf. Sterl. verwirkt.

Mit Ausnahme der Anklage auf Hochverrath, ist es jedoch hinreichend, wenn von den Citirten nur 32 erscheinen. Denn der Angeklagte

Digitized by Google

hat die Befugniß, ohne Angabe irgend einer Ursache, 20 Geschworne verwerfen, beim Hochverrath aber 35. Aus Gründen, welche zur E cusation der Zeugen hinreichen, können so viel Geschworne, als belie verworfen werden, ohne alle Einschränkung. Ja es kann die ga Liste verworfen werden, wenn nach dem eidlichen Urtheile von zwei c den Zuschauern erwählten Assistenten die Wahl der Geschwornen in l ser Absicht geschehen ist. Wenn aber durch dergleichen vervielfälti Verwerfungen die Anzahl von Geschwornen dergestalt erschöpft wür daß nicht zwölf übrig blieben; so ist der Lord Oberrichter befu diese Zahl auf der Stelle aus den Zuschauern zu ergänzen, indem l Jury nothwendig aus zwölf Personen bestehen muß.

Ist dieselbe solchergestalt gebildet und vereidiget, so trägt der A geklagte seine Beantwortung der Klage vor. Alsdann werden die Ze gen beider Theile abgehört. Jeder Theil vernimmt die von ihm vorg schlagnen Zeugen selbst. Wenn er aber fertig ist, so steht es auch de Gegentheile frei, sie zu befragen. Gleiches Recht hat jeder unter de Geschwornen. Ist die Vernehmung beendigt, so nimmt der vorsitzend Richter oder sein Assistent, den er sich für jede Assisensitzung wählt, da Wort, indem er alles Vorgegangene kürzlich wiederholt und dasjenig Gesetz, welches den Fall betrifft, so wie die Folgen, welche darnach de Ausspruch der Jury haben muß, erklärt. Hiernächst weist derselbe di Jury an, sich in ein andres Zimmer zu begeben und das Urtheil z fällen.

Jedes Mitglied des Gerichts und der Jury kann während der In struction der Sache sich schriftlich Bemerkungen machen, welche abe keine Actenstücke, sondern bloße Notizen für den sind, der sie gemacht hat.

Die Geschwornen berathschlagen so lange, bis sie über den Ausspruch einig sind; denn nur eine einstimmige Entscheidung darf von ihnen, durch ihren selbst erwählten Obergeschwornen, erklärt werden. Dauert die Berathschlagung länger, als ihre physischen Bedürfnisse aushalten; so müssen sie das Gericht um Speise, Trank, Feuer und Licht bitten. Denn alles dieses ist ihnen, während der Berathschlagung versagt, wird ihnen jedoch auf geschehenes Bitten nicht leicht abgeschlagen. Auf keinen Fall aber dürfen sie, vor einstimmig gefälltem Erkenntnisse, das Gerichtslocal verlassen oder mit andern Personen eine Unterredung haben. Die Geschwornen, die Parteien, deren Advocaten und Zeugen sind bis zum Urtheilsausspruche der Jury von allem Verkehre ausgeschlossen und ganz in die Gewalt des Gerichts für diesen Zweck gegeben; so daß, wenn bei dem Ende der Assisensitzung der Ausspruch der Jury noch nicht erfolgt wäre, der Lord Oberrichter sie in verschloßnen Wagen mit sich nehmen kann. Ein solcher Verzug ist indessen sehr was Seltenes, so daß in zehn Tagen gewöhnlich alle vorhandenen Anklagen abgethan sind. Denn während die eine Jury berathschlagt, wird vor dem Assisengerichte sogleich eine andre Sache vorgenommen. Die Civilprozesse dagegen kommen selten zur Erledigung. Dies hat die Folge, daß gegen das Ende der Assisen die Parteien sich gewöhnlich vereinigen, das schiedsrichterliche Urtheil eines berühmten Rechtsgelehrten entscheiden zu lassen.

Das Erkenntniß der Jury muß allemal ein Definitiv-Erkenntniß seyn; und es ist ihr nicht erlaubt, zu interloquiren. In Civilsachen bestimmt dieselbe daher genau dasjenige, was ein Theil dem andern zu lei-

Digitized by Google

sten hat. In Criminalsachen aber lauten ihre Erkenntnisse (Verdict) bloß: Schuldig oder Nichtschuldig. Jedoch steht ihr frei, diesem Ausspruche noch besondre Beschränkungen und Maßgaben beizufügen, wozu sie sich durch die besondren Fälle veranlaßt findet. Insonderheit kann sie, wenn sie über den Charakter des Verbrechens und dessen Unterordnung unter eine bestimmte Gattung von Verbrechen in Zweifel ist, die Beurtheilung dessen dem Gerichte anheim geben. Diesen Fall ausgenommen, ist aber ihr Ausspruch keineswegs bloß ein Urtheil über den Beweis der angeführten Thatsachen, sondern sie entscheidet über alle Merkmale des Verbrechens und über den ganzen Umfang der Schuld des Angeklagten, entweder durch Beziehung auf die Anschuldigungen der Klage, oder durch ihre, dem Ausspruche hinzugefügte Maßgabe. Es werden daher auch der Jury keine speciellen Fragen vorgelegt; sondern dieselbe faßt ihren Ausspruch nach eignem Ermessen. So wie der Obergeschworne ihn in Gegenwart aller übrigen Geschwornen erklärt, muß solcher vom Gerichtsschreiber registrirt und nochmals verlesen werden.

Diese Totalentscheidung der Sache, sowohl im Punkte des Historischen als des Rechtlichen, wird auch gegenwärtig in allen Injurien- und Libellsachen von der Jury gegeben. Die Regierung hatte gerade dieser Vergehungen wegen mancherlei Bedrückungen versucht, indem der Jury nur zugestanden wurde, über die Thatsachen der Schmähung, aber nicht über die Absicht dabei zu erkennen. Aus dieser Ursache brachten Erskine und Fox eine Bill ins Parlament, welche durchging und durch welche festgesetzt worden ist, daß die Jury auch in Injurien- und Libellsachen über den Grund der ganzen Anklage, also über die Wahrheit des Vorganges, die Rechtswidrigkeit der Schmähung, und über die dabei obgewaltete Absicht zu beleidigen, zu entscheiden habe.

Wen die Jury für unschuldig erklärt hat, der muß sofort in Freiheit gesetzt werden. Hat sie aber: Schuldig, erkannt; so liegt es nunmehr dem vorsitzenden Richter ob, die auf den Fall durch das Gesetz bestimmte Strafe auszusprechen, oder den Ausspruch an den Gerichtshof zu weisen, dessen Mitglied er ist. Denn nur darüber hat die Gesellschaft zu entscheiden, ob ein Mitbürger dem Gesetze verfallen ist, und welchem? Aber die Auflegung der Strafe wird für kein Gesellschaftsrecht, sondern für ein Hoheitsrecht der Regierung angesehen, weßhalb auch nur diese durch ihre Beamten den Ausspruch der Strafe thun kann. Die erkannte Strafe wird ohne Weiteres vollstreckt, mit Ausnahme der Todesstrafen, wozu die Genehmigung des Königs erforderlich ist. Auch das Begnadigungsrecht ist ein Reservat der Krone. Bei Anklagen, welche vom Unterhause des Parlaments anhängig gemacht werden, findet jedoch keine Begnadigung statt.

Aus dieser Schilderung wird zunächst sich einem Jeden die Bemerkung aufdrängen, daß in keinem Lande darauf so sehr Bedacht genommen worden ist, jedem Angeklagten den größten Schutz gegen jede Willkür der Regierung zu verleihen und ihn in den Stand zu setzen, alles Mögliche zu seiner Vertheidigung zu benutzen. Auf der andern Seite liegt es aber auch am Tage, daß nirgends der Verbrecher sich so leicht hüten kann, in die Hände der Justiz zu fallen, und daß er, wenn er es dennoch versehen hätte, sich wieder heraus zu winden die Mittel besitzt. Dies bestätigt die Erfahrung, indem, ungeachtet der großen Verschiedenheit des Nationalcharakters, es selbst in Italien nicht so viele Diebe,

Digitized by Google

Straßenräuber, Betrüger, Falschmünzer, und Verbrecher aller Art giebt, als in England. Wenn aber der Zweck des Staatsverbandes in der Sicherstellung aller und jeder Einwohner gegen jede Beeinträchtigung und unerlaubten Zwang ohne allen Zweifel besteht; so wird es keiner weiteren Ausführung bedürfen, daß eine Justizverfassung, welche damit im offenbaren Widerspruche steht, verwerflich seyn müsse. Bei weiterer Verfolgung der Untersuchung finden sich noch andre Grundgebrechen, als Zufälligkeit der Gewährung des Rechts, Verwechselung der Billigkeit und des Rechts, Willkür bei entstehenden Factionen, und feindliche Entgegenstellung des Strebens der Regierung und des Volkes, welche von dieser Justizform nicht zu trennen sind, aber hier nur angedeutet werden können.

Digitized by Google

Zugabe zu Hermes II.

Sendschreiben

von

Heinrich Voß d. j.

an den Rezensenten

der

Vossischen Shakspeare-Uebersetzung

im

ersten Stück des Hermes.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorwort des Rezenſenten.

Da die deutſche Leſewelt allerdings berechtigt ſeyn mag, von neuen Shakſpeare-Verdeutſchern, bei ſo ausgezeichneten Vorgängern in dieſem ſchweren Unternehmen, ein übergewöhnliches Streben zu erwarten, ſo muß es ihr ſehr angenehm ſeyn, dieſes in den Herren Voß, Vater und Söhnen, in einem ſo ſeltnen hohen Grade wahrzunehmen, daß dieſe Männer, ungeachtet ihres Namens und ihrer reiflich gefaßten Anſicht, nicht verſchmähen, ſich auf eine äußerſt humane Weiſe ſelbſt mit anders Denkenden zu verſtändigen. Der Rezenſent des deutſchen Shakſpeare im Hermes, der zwar mit freudigem Gerechtigkeitsgefühl dies neue Verdienſt um Shakſpeare's Genius anerkannte, aber den Ueberſetzern doch noch manche Schwierigkeit und Einwendung entgegenſtellte, hat in dieſer Hinſicht eine ſo wohlthuende und wiſſenſchaftlich lehrreiche Erfahrung gemacht, daß er es für Unrecht halten würde, einen Theil derſelben den Leſern des Hermes vorzuenthalten. Was er hier, mit einigen Gegenbemerkungen hin und wieder begleitet, mittheilt, ſind Stellen aus einem an den unbekannten Rezenſenten des Shakſpeare im Hermes von Herrn Heinrich Voß d. j. geſchriebenen Briefe, die der Rez. nach ſelbſt eingeholter Erlaubniß von ihrem Verfaſſer und der Redaction des Hermes, ungeachtet Aufnahme eigentlicher Antikritiken nicht in dem Plane der Anſtalt liegt, um ſo lieber bekannt macht, je mehr ſie ſich durch innern Gehalt eignen, als Ergänzung oder Fortſetzung der Vorrede zu dem ganzen Voſſiſchen Unternehmen zu gelten, und je mehr der darin durchgehends herrſchende gemäßigte wohlwollende Ton ein Muſter ſeyn kann, wie Gelehrte ihre Streitfragen in den ſo unſichern und oft individuellen Angelegenheiten des Geſchmacks abhandeln ſollten, damit die äſthetiſche Literatur, die doch zur Erhebung und zur Vergnügung des Gemüths dienen will, endlich einmal aufhöre, ein komiſch-tragiſches Schauſpiel von literariſchem Gift und Dolch und Eumeniden abzugeben. Uebrigens muß jeder Theil gehört werden, der ſich durch öffentliche Urtheile in etwas beſchwert glaubt, und ſo wollen wir auch Herren H. Voß den jüngern hören, der, wie er ſich ausdrückt," nicht in einer

Digitized by Google

zürnenden Antikritik, sondern in zutraulicher Mittheilung versuchen will, den Rez. in einigen Punkten für eine andere Ansicht zu gewinnen. Im Allgemeinen nimmt sich der Rez. hier die Freiheit, um seinerseits, bei manchem Schwankenden, was seine Beurtheilung haben mag, nicht mißverstanden zu werden, noch einmal daran zu erinnern, daß er die Prinzipien zur Beurtheilung der Dichterverdeutschungen von der deutschen Nation selbst noch nicht hinlänglich aufgestellt glaubt. Die gute Lehre, dem Original mit einer so gewandten Sprache, als die deutsche seyn mag, so nahe, wie möglich, zu kommen, ist bald gegeben, aber äußerst schwierig in der Anwendung. Daher mußte sich der Rez. begnügen, den allgemeinen Widerstreit der gegenwärtigen Ansichten im Uebersetzungswesen recht herauszuheben, übrigens im Einzelnen, nur seinem Gefühle nach, Shakspeare und dessen verschiedene Verdeutscher zu vergleichen. So hat er zwar, wie jeder Rez. nicht umhin kann, die indifferentistische Regel de gustibus non esse disputandum häufig überschreiten müssen, hofft aber bei den großen Gegensätzen, die hier statt finden, das medium tenuere beati immer in Augen behalten zu haben. Wie er sich einerseits genöthigt sah, der neuen Vossischen Uebersetzung, in so weit sie vor ihm lag, im Felde der höhern Poesie, im metrischen Ausdruck, in der genialen und doch ächt deutschen Kürze, mit einem Worte, in treuer Nachbildung Shakspeare's mit allen seinen rauhen Sonderbarkeiten, wie er leibt und lebt, einen entschiedenen Vorzug vor den Vorgängern zuzugestehn, so machte es ihm anderseits das Ansehn, in welchem namentlich die Schlegelsche Art, Shakspeare's Gedanken wiederzugeben, bei vielen steht, zur Pflicht, der neuen Vossischen Uebersetzungsweise auch zuweilen Ansprüche entgegen zu setzen, welche der Geschmack der neuen Lesewelt an Glätte, verfeinerter Galanteriesprache und gangbarem Deutsch hier und da machen möchte, Ansprüche, an welche besonders Herr Schlegel jene Lesewelt gewöhnt hat. Mag bei dieser Gewöhnung auch viele Verwöhnung seyn, wie der Rez. selbst angedeutet hat, so schien sie ihm doch um so mehr Rücksicht zu verdienen, weil Hr. Heinrich Voß d. j. eben diese Schlegelsche Uebersetzungsart früherhin für eine vollendete erklärt hatte. Jene Erklärung hat derselbe nun zwar sowohl durch die That, in einer neu angekündigten Uebersetzung selbst, als durch Worte, in mancher Aeußerung seiner hier nur im Auszuge mitgetheilten Zuschrift, längst zurückgenommen, eine Zurücknahme, deren Bewegungsgründe nicht verkannt werden können, da sie seinem Zartgefühl nur durch Umstände und durch Wahrheitsliebe hier gleichsam abgedrungen wurden. Doch erkennt und ehrt er Herrn Schlegel wie billig auch noch als Bahnbrecher; und weiß er gewiß eben so wenig, als Rez., die Sitte mancher aus der sogenannten neuen Schule theilen möchte, früheres Verdienst ganz zu verkennen, wird er es auch dem Rez. nicht verargen, wenn selbiger das Verdienstliche der frühern, von einem Theile der Lesewelt, wie

Digitized by Google

von Hr. Heinrich Voß d. j. selbst, einst gebilligten Manier, gleichsam als eine Warnungstafel emporhob, in der neu ergriffenen Uebersetzungsweise das Extrem oder das manierirte ebenfalls zu vermeiden! Doch zur Sache. Natürlich bleibt aus der Einleitung des Briefes alles hinweg, was den, wiewol als unbekannt begrüßten, Rez. allein betrifft, wozu auch die, beim Eingange einer solchen Verhandlung streitiger Punkte sehr beruhigende, Versicherung gehört, daß dies vielleicht die erste Rezension über ein Werk von sich sey, welche Voß der Vater wegen ihres ernstlichen und doch nicht übelwollenden Strebens, genau in die Sache einzugehn, mit Theilnahme angesehen, da er früher kaum eine zu Ende gelesen. —

Zuerst, lieber Unbekannter, herzlichen Dank für die auf die Rezension verwandte Mühe, — auch im Namen meines Vaters. Ich weiß aus meinen Knabenjahren, daß er A. W. S. Rezension des Homer mit ruhigem Lächeln beiseite legte, und nicht weiter daran dachte, während aller Orten Jubel ertönte über die zurückgeschlagene Undeutschheit. Wo ist nun diese homerische Undeutschheit? Das Publikum ist ihr allmälig nachgereift, und hat schon gutentheils, wie der Rezensent voran, das angestarrte Undeutsch für ächtes ursprüngliches Deutsch erkannt. Herzlichen Dank zweitens für das im Allgemeinen ausgesprochene Lob der Deutschheit, des Reichthums an Wörtern und Wendungen, der lebendigen Wortstellung, der poetischen Treue und des dichterischen Ausdrucks. Es war ein Wort zu seiner Zeit, (als Patriot red' ich, und nicht als Sohn), daß Sie an Klopstocks Ausspruch erinnerten: „Versteht Deutschland die Sprache nicht, so lerne es sie." Und höchst erfreulich unserm Streben war Ihre freie Zustimmung, daß durch solche Uebersetzungen Shakspeare wieder unsere Bühnen füllen werde. . . . Nun aber erlauben Sie mir die Frage, ob Sie wirklich nach angestellter Prüfung sich überzeugt glauben, mein Vater habe der Sprache Thuiskons, „von „deren originellem Charakter Klopstock so hohe Träume hegte, viele „fremde Eigenheiten zugemutet, die sich derselben nie werden aufbringen lassen?" Vossens-Vorgänger in der Sprachbildung waren Lessing, (dieser besonders durch Aufnahme altgewordener Wörter und Wendungen, welche damals vielen anstößig waren, jetzt aber allgemein anerkannt sind) und Klopstock (weniger vertraut mit altdeutschen Schriften, als geistreicher Fortbildner nach der Analogie.) Als Voß, Lessingen in der Durchforschung alter Schriften folgend, zuerst im deutschen Homer seinen errungenen Sprachschatz niederlegte, entstanden zwei Parteien. Die eine größere klagte über Undeutschheit, und besonders warf man dem Uebersetzer dreierlei vor: die Nachstellung des Genitivs, die Nachstellung des Adjectivs, beides in Fällen ausgezeichneter Lebendigkeit und die von Ihnen (S. 134 und 135) gelobte Eintretung eines neuen Satzes statt des methodischen Nachsatzes mit so, z. B., wenn die andern zwei so gehirnt sind, wie wir, der Staat wackelt, statt, so wackelt der Staat. Die andere Partei von Nachtretern ging so weit, daß sie unser Ohr bald mit Sätzen incommodirte, wie

Digitized by Google

die Bank die hölzerne, — das Wasser das nasse, — wo gar kein Nachdruck die Umstellung rechtfertiget, — oder mit noch — noch (weder noch), selbst wenn Zweideutigkeit dadurch entstand, und mehr dergleichen. Die Tadler, auch wohlmeinende, klagten über Gräcismen, Romanismen, Barbarismen, Solöcismen. Viele dieser Ismen freilich erkannte man bald für wahre Naturalismen, oder Ausdrücke des lebendigen Gefühls, worin alle von der Mode uneingezwängte Sprachen zusammenstimmen. Doch über manches herrscht noch jetzt ein Zwist, wie schon ihre Rezension vermuthen läßt. Ich behaupte nun, und kann es aus den Colectaneen beweisen, die wir, besonders mein Vater, seit Jahren gesammelt und fortwährend sammeln, daß in den Vossischen Uebersetzungen weder ein seltnes Wort, noch eine kühne Wendung ist, die nicht irgendwo bei einem Vorgänger aus der vorgottschedischen Zeit, oder irgendwo in der lebendigen Volkssprache sich findet; ja was unglaublich scheinen mag, mitunter bei dem zierlichen Wieland, und dem unkühnen Gellert sich findet, wenn einmal ein lebendigeres Gefühl sie überrascht. Von jeher war Warnung vor Sprachneuerung (wie sie in der Folge Radlof aus Unkunde und Ungefühl sich erlaubte) eine Hauptregel in Vossens Schule. Für Wahnsinn erklärte ers von jeher, in eine Originalsprache Fremdartiges eintragen zu wollen, und Spaß machte es ihm, wenn jemand im Ernst mündlich oder schriftlich bat, er möchte doch diese und jene Sprachverrenkung (z. B. Schuld sein Errdthen ist,) zum Vorschub dichterischer Bequemlichkeit, durch einen Machtspruch einführen. Als ob hier Machtspruch oder Ansehn der Person etwas vermöchte! Auch nach Analogien, wie Klopstock, bildete Voß häufig; gewöhnlich aber fand sich ein so geschaffnes Wort hinterdrein bei einem der guten Altdeutschen, wie z. B. das Wort Wannling, das Ihnen auch in einem Shakspearestücke begegnen wird. Daß der sprachgewaltige Shakspeare nicht überall durch gangbares Deutsch, am wenigsten durch das gangbare Modedeutsch einer Schule, gebannt und bezwungen werden kann, muß jeder zugestehen. Gerecht finde ich Ihr Lob der aufgenommenen alten (nicht veralteten) Wörter, nur nicht die Einschränkung, „wo sie nemlich leicht zu verstehen sind," (wem frag' ich, dem Kundigen oder dem Nichtkundigen?) und höchstens nur ungewöhnlich klingen. Wie Lessing im Jahr 1780 an das Jahr 1819 dachte, so müssen wir Nachlebende auch an das Jahr 1860 denken, und schon jetzt reden, was vielleicht unsere Enkel erst ganz billigen werden, den guten Malern gleich, die für die Zukunft die Farben berechnen *). Und gilt nicht auch für uns Quintilians Aus-

*) Anmerkung des Rezensenten. Der Vergleich ist sehr treffend, in so fern die Mitwelt häufig die ganze Mühe des Schriftstellers nicht verdient, weil sie zu befangen ist. Am besten haben es freilich die Classiker, aus denen man die Sprache erst lernt. Sophokles und Horaz kamen ihrer Mitwelt eben so vor, wie gewiß manchmal Klopstock und Voß als Uebersetzer der Alten. Es gab auch wohl manche Nebenbedeutung, die ihrem dichterischen Style schädlich war. Nach und nach erzieht der große Schriftsteller sein Publikum. Doch auch die Mitwelt verdient in so fern Berücksichtigung, in wiefern sie gewisse Essentialia festhält, die zum Genius der Sprache gehören und die Nation charakterisiren. Dieses Wesentliche, dem man durch zu schmiegsame Uebersetzungen leicht Gewalt anthut, dürfte auch Anno 60 noch festgehalten werden. Viel kommt allerdings auf die Verwandtschaft der verschiedenen Spra-

spruch: Kein Wort, das nicht irgendwo das beste ist?? — Den Vossischen Bemühungen für unsere reichhaltige Sprache hat Kolbe, der scharfsinnigste Kenner dessen, was über Gemeinheit sich erhebt, die Beistimmung der Nachwelt geweissagt. (Daß hiermit nicht jedes Wort an seiner Stelle, nicht jede Wendung in ihrem Zusammenhang gerechtfertigt wird, versteht sich. Das Homo sum wird unserm Vater und uns Nachstrebenden stets wie eine maaßgebende bescheidene Nemesis vorschweben.) In allem demjenigen, was Sie gegen die Sprache in den frühern Uebersetzungen sagen oder andeuten, mache ich Ihr Urtheil zu dem meinigen. Als Schlegels Uebersetzung erschien, jauchzte alles, ich selbst mit. Sie war so leicht verständlich, und schien so frisch und glatt, und so allerliebst. Dies hat sich mit den Jahren sehr geändert; so dankbar ich Schlegels Verdienst überhaupt und insbesondere ihn hier als Bahnbrecher erkennen muß, so weichen doch, wie Sie selbst bemerkt haben, gegenwärtig unsere Ansichten ganz ab, und ich vermisse nun gar sehr in einer solchen, früher enthusiastisch bewunderten Uebersetzungsart die wahre

---

chen an, wie z. B. zwischen dem Englischen und Deutschen. Beibehaltung der Wortstellung scheint mir hier noch mehr möglich, als bei Verdeutschung des (zumal tragischen) Griechischen, und strenge Wortübersetzung hier wieder noch mehr paßlich, als bei Verdeutschung des Lateinischen. Am unerträglichsten erscheinen wohl Gallizismen, Italismen und Hispanismen. Durch das knechtische Knien vor dem Franzosengeschmack und den französischen prosaischen und dichterischen Wendungen bekamen wir das Gottschedische Zeitalter, und durch das wohl rühmliche aber doch übertriebene Aufsuchen und Verdeutschen der hesperischen Schätze aller Art bekam unsere deutsche Sprache ihre eben so wässerige Romantik, mit allen den Wasserfällen voll gereimten Sonettengeklingels, Terzinen, Octaven u. s. w. Wir Deutsche können viel leisten in allen diesen Dingen, — aber nur mit Wahl und mit Maaß, und der Charakter der Nation und der Sprache muß nicht dabei verloren gehn, auch nicht, wie jetzt oft geschieht, dem Metrum und der äußern Form viel vom Sinne geopfert werden. Was nun die Latinismen betrifft, so finden wir viele im alten Mönchsdeutsch, oder auch im Deutsch des Mittelalters, welche doch dem Genius unserer Sprache nicht ganz zusagen. Im Ganzen genommen ist es dem Rez. sehr erfreulich, daß Hr. Voß d. j. aus altdeutschen Büchern fast jede Wendung, die man in den väterlichen Dichterverdeutschungen zu kühn fand, belegen könne. Klopstock sagt mit Recht, man habe das Laub unsers Sprachbaums zu sehr beschnitten. Deanoch, glaubt der Rez., ist in dem alten Deutsch vieles auch falsch, das späterhin mit richtigem Takt verworfen worden. — Er besitzt einen altdeutschen Plutarch, in welchem viel herrliches Deutsch ist. Doch Alles daraus möchte er nicht wieder einführen. — Sollte z. B. das Wort erboren richtig seyn, da wir mit der Sylbe er doch einen Zweck, eine Thätigkeit verbinden, das Geborenwerden aber nur von Gott und der Natur kommt? Daher scheint das noch schlimmer, als die französisch-deutsche Inschrift: Allhier ist Türenne vertödtet worden. — Klopstock selbst scheint einige Latinismen zu haben, die im Deutschen Zweideutigkeit geben. Dennoch hat er in seiner Uebersetzung des Horaz, zum Theil noch im Manuscript, den Charakter der deutschen Sprache auf eine eigne Art behauptet, die nicht nach Uebersetzung schmeckt.

Digitized by Google

Sprachbereicherung, finde manche verunglückte, wie den schnellgefüßten (ferfenschnellen) Prinz von Wales, Bildung nach der ganz modernen und modischen Schriftstellersprache, nicht einmal nach Klopstock und Luther, zierliche Abfeilung des Mangelhaften, niedliche Glätte, geschmackvolle Südlichkeit und italienische Weichheit, Streben nach verflachender Verständlichkeit, und dabei doch öftere Unklarheit der Begriffe durch unrichtig ergriffene Wörter (wie Leumund für Verleumdung), nebst vielen Anglicismen und Solöcismen, z. B. auf daß mit dem Indikat. u. s. w. Ueberhaupt, so einschmeichelnd eine modernisirende, an den herrschenden Geschmack sich anschmiegende Uebersetzungsweise im Ganzen genommen manchem erscheinen mag, so kommt sie mir doch jetzt wie die Copien der Boisserée'schen Gemälde vor, die vor vier Jahren, als sie verfertigt wurden, fast wie die Originale prangten, und jetzt ganz verblichen sind. Ewig wahr bleibt, wie geschrieben steht:

Wer auf gemeiner Bahn gemeine Werke treibet,
Leicht macht ers allen recht;
Gemacht in kurzem hat ers schlecht.
Wer neue Bahnen wählt, kühn denkt und edel schreibet,
Leicht macht ers allen schlecht;
Gemacht in kurzem hat ers recht.

— Zu Ihrer Bemerkung, Voß habe die Sprache aus dem Platt glücklich bereichert, gab ich vielleicht Anlaß durch unzeitiges Schweigen, und durch den Gebrauch des Wortes Niedersächsisch. Geest, Tiede, Koje, Spier, Prick u. a. W. gehören im nördlichen Deutschland nicht bloß zur fassischen Rede, sondern auch zur hochdeutschen. Vorzüglich Seesprache, woher die als von Seeanwohnern? *). — Mit Dank erkenne ich Ihre Bemerkung, daß beim Radebrechen der Worte durchaus deutsche Wirklichkeit zum Grunde liegen müsse. Sie soll mir ein Gesetz seyn bei der neuen Durchsicht der lustigen Weiber.

Sind wir mit unserm lieben Unbekannten ganz einverstanden über poetische Treue? Bald scheint es so, bald nicht. — Die Aufgabe war

*) Anmerk. des Rez. Der Rez. erkennt dankbar die Richtigkeit der hier wider ihn gemachten Erinnerung: Niedersächsisch und Platt nicht überall bestimmt unterschieden zu haben. Bei der Bereicherung aus dem Platt hatte er freilich mehr Bossens Idyllen als dessen Shakspeare vor Augen, wiewol auch hierin einiges, z. B. das Buttende, sich dem Platt nähert. — Indessen ergreift er die Gelegenheit, bei Festhaltung der Unterschiede zwischen Platt und Niedersächsisch — anzufragen, ob das Platt, als ein Hauptstrom der deutschen Sprache, nicht mehr Recht habe in Büchern benutzt zu werden, als das Niedersächsische (terminos technicos z. B. die Schiffsausdrücke ausgenommen), da letzteres zu den provinzialen Sprecharten, zu den Nebenflüßchen gehört. Die eigentlichen Provinzialismen aber sind wohl mehr zu vermeiden, denn hätten nicht zum Beispiel die österreichischen Provinzialismen, oder andere oft sehr naive, ebenfalls ein Bürgerrecht zu verlangen? Und hier wäre der Sache kein Ende mit Commentaren. — Etwas anders ist, wo wirklich dramatisch ein Dialekt eingeführt werden soll.

Digitized by Google

(schon in meinen und meines Bruders Jugendversuchen), das vom Dichter Gegebene, ohne Zuthat noch Verringerung, in dem lebendigsten und edelsten Ausdruck wiederzugeben, wie Shakspeare mit all seiner Eigenthümlichkeit, wäre Deutsch seine Sprache gewesen, deutsch wie Luther, mit Leben und Kraft, sich ausgedrückt hätte. Sehr oft gewinnt man diese Treue durch Buchstäblichkeit, weil beide Sprachen aus einer Stammwurzel aufsprossten. Führt aber der Buchstabe nicht zum Ziel, dann muß der Geist um seinen natürlichsten Ausdruck befragt werden. Klopstock nannte unaussprechbare Zusammensetzungen harter Konsonanten undeutsch. Solche vermeide man, außer wo sie Absicht sind, z. B. in komischen Alliterationen. Oft bringt eine wörtliche Uebertragung Steifheit, Geziertheit, frazenhafte Verzierung, ja Unsinn hervor; wovon ich gerade aus unserm Vorgänger Beispiele zu Hunderten geben kann. In diesem Fall sehe der Verdeutscher, wie er ersetze, statt zu übersetzen. — Daß Sie die Begriffstellung eines Dichters, wie Shakspeare, ehren (wie ich aus S. 124 und aus dem Ganzen der Rezension ersehe), war erfreulich; nur wenige ehren sie, und doch ist sie die Seele, der Dichtung nicht nur, sondern jedes geistvollen Vortrags. Die Begriffstellung behalte man ja, bis auf Fälle, wo sie unwesentlich ist, oder wo der deutsche Genius dem englischen voreilt zum Ziele der Natur, dem nur der Grieche in vollkommener Freiheit zuwandelte. Durch eine Interlinearübersetzung kann sie freilich nur selten erreicht werden; oft muß man ihr zu Liebe einen Redetheil in den andern, eine Wendung in die entsprechende verwandeln, um nur jedem Begriffe die gebührende Stelle im Perioden und Vers zu geben. Eine scheinbare Untreue hier ist oft wahrhafte Treue: der Ausdruck, den Shakspeare als Deutscher gewählt hätte. Diesen Grundsatz hat mein Vater bei Homer, Aristophanes und überall angewandt. In Schlegels Uebersetzung erscheint die gute Begriffstellung gar oft als zufällig, auch in der Prosa. Die geistige Treue fehlt, wenn man am Lexikalischen und Todt-grammatischen klebt und sich an Nebenbegriffe hängt, die oft ungebührlich gedehnt, und gewöhnlich in nachschlagenden Schlußrhythmen dem Ohre erst recht eingeprägt werden; daher auch eine solche Uebersetzungsweise, selbst da, wo gemeine Leser und Hörer ihr glatte Zierlichkeit zugestehn, selten anspricht. Cervantes Bild von der umgekehrten Tapete ist bekannt, mir scheint manche Uebersetzung einem Affen gleich, dem Spottbilde des Menschen, (z. B. Rom. und Jul. II. 3.), oder einem Saale voll königlicher Wachsfiguren, deren starr-rothe Gesichter Angst erregen. Ein wesentliches Erforderniß der Treue ist uns auch die Nichtüberschreitung des Räumlichen in Vers und in Prosa; der köstliche Lakonismus würde sonst verloren gehn. Im ersten Theil des Shakspeare ist dieser Grundsatz nur einmal überschritten (S. 20), und wenn ich nicht irre, auch in einem Liede des Sturms. Sie sehen daraus, daß wir nicht sklavisch einem Grundsatz befolgen um des Grundsatzes willen, sondern auch die erste der Regeln gelten lassen, daß keine Regel ohne Ausnahme sey. Wie oft Schlegel durch überschrittene Verszahl, wie auch ich ehemals, den Sinn verwässert hat, dies bemerken Sie selbst.

Ob nun eine Treue wie die Vossische, die wo möglich dem Gedanken Schritt vor Schritt folgt, und die Verszahl beibehält, nicht manchmal in Dunkelheit ausarte? dies scheinen Sie zu fragen und auch zu beantworten, aber nicht bestimmt. Von einzelnen Zufälligkeiten kann die Rede nicht seyn, z. B. was Sie S. 139 anführen, wiewol ich auch hier nach frischer Prüfung der Vossischen Uebersetzung, als der gedrungenern, vor der lobenswerthen Schlegelschen den Vorzug gebe. — Zwei

Digitized by Google

merkwürdige Fälle heben Sie S. 134 und 35 mit Beifall aus, wo ein verschlegelter Romantiker unfehlbar von Dunkelheit reden, und die „zwar methodischere aber prosaisch matte Schlegelsche Uebersetzung," auf Unkosten der Vossischen erheben wird. Aber S. 133 sagen Sie: „Manche „Stellen der Vossischen Uebersetzung haben etwas Dunkles, durch die „sonst lobenswerthe Kürze. S. 135. Zwar einige Vossen durch „systematische Uebersetzungskunst, nie aber durch Nachlässigkeit ei„gen gewordene Schwerfälligkeiten und Sonderbarkeiten „stoßen auch hier auf; S. 115, deutlicher ist aber allerdings manches „bei Schlegel, durch das nachlässigere Versmaaß." — Ueber die Schwerfälligkeiten und Sonderbarkeiten schweig' ich, da Sie, trotz dem nicht ganz milden Ausdrucke, darunter nur ungewohntes, in der täglichen Sprache abgekommenes, und den veredelten, nicht dem gemeinen Sinne zugänglichen, Ton verstehen, den der Uebersetzer, wie Shakspeare und Lessing, selbst in die Prosa einführte. Aber das Unverständliche betreffend: Wem unverständlich? der matten Fantasie? dem ungeübten Ohre? An diese dachten Sie nicht, da Sie selbst (S. 129) von einer aus dem Lear verbesserten Stelle sagen: „Nun ist alles kraftvoller zu„sammengedrängt, für prosaischen Sinn vielleicht minder fließend." — Das langsame Ohr hat gar kein Bürgerrecht, in ihm gefrieren die Gedanken, wie in Münchhausens Waldhorn. — Es liegt nun einmal in der Natur der Sache, daß Shakspeare so klar nicht sein kann, wie z. B. ein Iffland und Kotzebue. Manche seiner Sentenzen gleichen Klopstockischen Oden; sie fodern Nachdenken und wollen aus der Tiefe ergriffen seyn. Hier sage ich mit Schlegel (in den dramatischen Vorlesungen irgendwo:) „Es verlohnt sich wohl der Mühe über Shakspeare's Gedanken etwas nachzugrübeln." — Und von welcher Art sind die gerügten Dunkelheiten der Uebersetzung? Ueber

That Sünde die unwerthe Hand an Dir,
O Heiligbild, gern büß ich den Verdruß,

will ich nicht rechten. Offenbar hat der vierfache Reim den Verdruß (im activen Sinne, Verdruß, den ich errege) herbeigeführt. Buße wäre besser. Sie berufen sich unter andern auf Pucks Wort zum entzauberten Zettel:

„Wachst du, mit eignem Glozaug' umgeglozt?"

Da sie diesen lebendigen und ächt deutschen Gebrauch des Particips im Ganzen nicht tadeln, im Sturm sogar loben; so dächt' ich, er dürfte laut vorgetragen, und im rechten Accente vernommen, Ihnen hier nicht anstößig seyn*). Manche scheinbare Dunkelheit wird die Zeit zerstreuen, mancher kann ein geschickter und eingeübter Vorleser (und wer wird Bachische Musik,

*) Anmerk. d. Rez. Nur durch die Nachstellung scheint es hier etwas dunkel zu werden, ob Particip oder Imperativ hier den Sinn geben. Zwar wird kein Mensch umgeglozt als Particip annehmen, wenn er näher hinsieht, aber anfangs kann er doch anstoßen. — Sagte doch einer einmal scherzend: ein Grabstein, den niemand umgeworfen haben wollte, sey vermuthlich vom Monde umgeschienen! — Das Aufgeschaut nach oben von unserm trefflichen Overbeck, das Hr. Heinr. Voß als Rechtfertigung des Particip Imperativs anderswo anführt, beginnt doch lebendig gleich den Perioden.

wer ein Shakspearesches Drama, ohne Einübung vortragen?) durch gute Betonung vorbauen. Ich, kein gewandter Leser, las den Sturm in großer Gesellschaft vor, und Niemand klagte über Dunkelheit. — Soll ich Ihnen nun aufrichtig sagen, wie ichs meine? Sie tadeln nur selten Dunkelheit und an manchen Stellen mit Grund; Sie möchten aber nicht die Vossische Gediegenheit und Gedrängtheit mit Schlegels dünner Klarheit vertauschen, (Schlegels Dunkelheiten hier ganz beiseite gesetzt). Ich glaube Sie vollkommen zu verstehen, und wünsche nur, Sie hätten hinzubemerkt, daß Dunkelheit im Einzelnen, dem Eindrucke des Ganzen nicht schade. Aber versteht jeder Sie? Eben dadurch, daß Sie diese Bemerkung ausließen, und dann durch das hin und wieder Schwankende des Ausdrucks, das in den einschränkenden und zurücknehmenden Partikeln, jedoch, indessen, freilich, zwar u. s. w. liegt, und an Timons recanting goodness, sorry ere' tis given wenigstens von fern erinnert, hierdurch machten Sie es möglich, daß man Sie mißverstehen oder Behauptungen, an die Sie nicht gedacht, als die Ihrigen aufstellen und billigen konnte.

Daß unter den Witzreden Shakspeare's auch Zweideutigkeiten nach unserer Sitte, sogar arge, selbst im Munde gewisser Frauenzimmer vorkommen, kann nicht geleugnet werden. Dies war nicht Muthwille vom Dichter, er schilderte den geselligen Ton seiner Zeit; und daß nicht blos das gemeine Volk, sondern auch Gebildete an solcher Würze Geschmack fanden, wissen sie als Kenner jener Zeit. Wie sehr Shakspeare diesen Ton höher und dadurch edler stimmte, als das gemeine Leben ihn zeigte, ergiebt sich erstlich daraus, daß er immer den Schmutz dem Witz unterordnet, — (denn Witz und Genialität verkennen wir beide nicht in solchen Reden). — Zweitens aus einer Vergleichung mit den übrigen Dramatikern jener Zeit. Ich erinnere Sie bloß an die unanständigsten Reden der liebekranken Mädchen in Beaumonts und Fletchers Sea-Voyage, wovor selbst der Patron zurückschaudert. Ging je Shakspeare so weit? Bewahrt er nicht dagegen in fleckenloser Reinheit die Würde einer Miranda, einer Julia, einer Isabella, einer Desdemona, Portia, Valeria u. a.? denn die Lieder der Ofelia haben einen andern Grund. Uebersehen wir ja nicht, daß Shakspeare's Zeit mehr dem Zeitalter des Augustus und des Perikles glich, als dem unsrigen, durch das Feigenblatt verwöhnten, das der Sündenfall uns bot. Wir, den Schleier und die Frucht des Genusses liebend, deuten ins Arge auch den harmlosesten Scherz; Shakspeare will aber nach seinem Maaßstabe gemessen sein, und hier erscheint er mir keusch wie Aristofanes, dessen Lysistrata sogar mehr edle Moral enthält, als manches deutsche Prachtgedicht in koischem Gewande. Gerne geb' ich zu, daß dergleichen Zweideutigkeiten, eben weil sie uns mehr sind, als des Dichters Zeitgenossen, nicht auf unsre Bühne dürfen. Auch würde ich mir nie die Mühe geben, Fletchers ungesäuberte Unsauberkeiten, die er ohne Wahl, ohne Veredlung, aus dem niedrigsten Pöbeljux auflas, zu übertragen; so wie Fletcher überhaupt nicht der Dichter ist, der Uebersetzungen verdient, sondern vielmehr Ueberarbeitungen und Verbesserungen. Ein Shakspeare aber will, wie ein Aristofanes und Horaz, in seiner vollen Eigenthümlichkeit erkannt sein. Nathan Drake hält jedes Haus, jede Hütte, die Shakspeare bewohnt, betreten, oder nur genannt hat, der liebevollsten Betrachtung werth. Sie selbst loben, daß Voß das alte Neunmannsspiel statt der Kegelbahn wieder zurückgeführt und tadeln somit die neumodischen Surrogate, wo man dem Dichter sogar die Maultrommel zwischen die Zähne steckt. Mit einem Worte, Shakspeare's ganzes Zeitalter soll gezeigt

Digitized by Google

und erklärt werden, und wie Shakspeare, der es beherrschte, auch wiederum im Einzelnen auch Fehlerhaften beherrscht ward von ihm. Dieß, als Aufgabe des Uebersetzers, fordern auch Sie im Ganzen, selbst in Rücksicht auf die Zweideutigkeiten (S. 110), wiewohl Sie bald darauf einen Mittelweg wünschen zwischen Schlegel's zierlicher Verschleierung und Voßens ꝛc. allzugetreuer Unzartheit, um die Damen beim Vorlesen nicht zu beleidigen. Ich meine, ein Vorleser wird sich schon zu helfen wissen — mir wenigstens ward es nicht schwer — und der Bühnenbearbeiter auch; wobei ich denn wünsche, daß alle künftigen Bearbeitungen nach unserer Uebersetzung hauptsächlich nur in Auslassung des Ueberflüssigen bestehen mögen.

Sie vermissen in der Vorrede manches, das ich der Kürze wegen, innere Kunst des Dichters nennen will. Anfangs wollte ich (nach S. XXXVIII) noch über zweierlei umständlich reden, über des Dichters strenge, durch ein Paar freiere Wortspiele wahrlich nicht gefährdete Sittlichkeit, und über seine oft angefochtene Meisterschaft in Anordnung des Stoffes, tief erschöpfende Characteristik, und was dahin gehört. Da ich aber fand, daß die Rechtfertigung von Shakspeare's äußerer Kunst, dem Uebersetzer das Zunächstliegende, so sehr viel nothwendigen Raum einnahm, ließ ichs, was die innere Kunst belangt, bei den wenigen Andeutungen bewenden, anderes für gelegentliche Bemerkungen sparend. Unter diesen Andeutungen ist die von Ihnen ausgehobene: Shakspeare bringe uns zu dem Glauben:

„Die Welt mit so viel Gräuel und Jammer sey dennoch die beste Welt."

Sie geben nicht zu, und erinnern deshalb an „Lear, Hamlet, Othello u. s. w.", d. h. ja wohl an Macbeth, Romeo und Julia, Timon von Athen, und Heinrich VI. Th. 2 und 3 mit dem dazu gehörigen Richard III. Grade aus allen diesen Stücken schöpfte mein Gefühl jenen Trost, schon in früher Zeit, wo es mir nicht einfiel, ein Gefühl in klare Begriffe aufzulösen. Und was bringt uns immer von Neuem zu diesen Stücken, die ich fünf- bis sechsmal hinter einander zu lesen pflegte, wäre es nicht des Dichters sittliche Größe, die uns bis zur Liebe und Verehrung fesselt? Wohlgefallen an schauerlichen Bildern etwa? Dann wäre Titus Andronicus, unstreitig das schauerlichste Stück, auch das anziehendste; und grade dies Stück — gewiß auch nur stellenweis von Shakspeare — ist mir das ungenießbarste. — Hier „spielen die Götter mit Menschen, wie Knaben mit Fliegen," und keine Vorsehung waltet, die den innerlichen Streit in Harmonie und Liebe löst. Daß Shakspeare schauerliche Gemälde aufstellt, tadeln auch Sie nicht. Es sind Verirrungen, Krankheiten der moralischen Natur, mit glühendem Pinsel sicher gezeichnet, und als furchtbar mahnende Warnungstafeln reden sie uns Flammenworte ins Herz. Und im Lear, auf den Sie vorzüglich sich berufen, ist hier nicht die beste Welt schon in der Kordelia versinnlicht?

„Who redeems nature from the general curse,
Which twain have brought her to?

Daß in Shakspeare's Dramen der moralische Unfug bestraft werde, oder wie man jetzt lieber hört, die Nemesis walte, räumen Sie ein, nur nicht überall; denn, sagen Sie, „es scheint doch zu wünschen, Shakspeare hätte zuweilen, ohne grade wie in einer äsopischen Fabel die

„Moral hinzuschreiben, die in seinen Dramen liegt, doch kräftiger „darauf hingedeutet, als durch eine noch so wirksame aber mehr par„tielle Schlußsentenz.“ Und späterhin heißt es: „eine herrliche, unaus„sprechliche, kräftige, didaktische Aeußerung des Dichters trage uns noch „(manchmal) über die schreckenvolle Handlung empor.“ — Daher deuten Sie auf den griechischen Chor, als Sprecher des sittlichen Urtheils und als beständigen Erinnerer an eine göttliche Weltherrschaft, wie ihn auch Schiller wieder einführen wollte, in wiefern er solche Mängel glücklich verhindern soll. Unstreitig meinen Sie (worauf Horaz sich beschränkt) den Chor des griechischen Schauspiels, der sittliche und religiöse Betrachtungen über die Handlung ausspricht, und ungefähr so redet, wie ein edler Zuschauer denkt. Andere Chorgesänge sind, wie Sie wissen, blos mythisches und erzählendes Inhaltes, aber auch so ganz unähnlich dem englischen Chorus, der mehr dem Boten (namentlich in den Persern des Aeschylus) gleicht. — Gegen Ihre Behauptung nun behaupte ich, unser Dichter sei Lehrer der Sittlichkeit (der geistigen Schönheit,) überall, auch wenn er keine Schlußmoral anbringt, — die mir zufällig und unwesentlich dünkt — und seine moralische Kunst (erlauben Sie mir den Ausdruck) sei kräftig genug, um der Vortheile entbehren zu können, die ein Sofokles aus dem Chore zog und die auch ein Sofokles entbehren konnte, wenn er sie entbehren wollte, oder nach dem Herkömmlichen entbehren durfte. Ich sehe hier ganz ab, von des Chors lyrischen Schönheiten, ich betrachte ihn blos als Sprecher der Sittlichkeit. Nun weiß ich auch keinen einzigen Fall im Shakspeare, der nicht durchaus sittlich in der Darstellung sich bewährte. Lassen wir die opernhaften Stücke aus dem Spiele, in deren Personen oft nicht einmal ein entschiedener Charakter ausgeprägt ist, in denen Uebertreibungen aller Art Statt finden. Gern geb' ich Ihnen den schlechten Spaß preis, den Klaudio und der Prinz nach Hero's Tode auskramen, den Sie richtig als Nachahmung des damaligen Hoftons erklären, welchen Shakspeare treu darstellt, aber nicht lobt. Unrecht handeln in der gezähmten Keiferin Bianca und Lucentio an ihren Vätern, die im eigentlichsten Sinne geprellt werden, wie fast immer die Väter bei Holberg. Aber das sind Schwänke aus einer utopischen Welt, die das Herz nicht treffen, sondern blos die Phantasie, und die keineswegs zur Nachahmung reizen. Wie ganz anders wirkt es, wenn die neuere Poesie oft ihren Lieblingsgeschöpfen, Romanhelden und Heldinnen, für jeden ihnen zugelassenen sittlichen Unfug so zu sagen die Hand küßt und keine Gelegenheit sie herauszustreichen vorbeiläßt, wie man von Fielding erzählt, der den Namen Sofia in Tom Jones immer mit Goldsand bestreute, welches in diesem Falle wohl begreiflich war. Und fühlen wir nicht dagegen im Othello, daß Desdemona (die unschuldvolle, nicht durchaus unschuldige) die Entziehung des Vatersegens verdient? Ahnen wir nicht gleich anfangs das böse Ende der Heirath? Ist nicht an Desdemona's Tod eine der Hauptschönheiten des Stückes traurig geknüpft, des Vaters Tod aus Gram über diese Ehe? Und doch ist Desdemona ein liebenswerthes Weib, das nur den Einen Fehltritt beging, und dadurch ein Opfer der obwaltenden Gerechtigkeit ward. Shakspeare stellt alles dar, ohne zu beschönigen. Jago und Lady Macbeth sind nicht, wie der König im Hamlet sagt, „überzuckerte Teufel“, der Dichter läßt uns keinen Augenblick über sie in Ungewißheit; wir sehen in das innere Getriebe ihrer Seele. Sich selbst aber überzuckern sie, was alle Sünder thun; denn der Teufel (wie Sie aus Luther anführen) will auch schön sehen. Jeder im Stücke hält diese Teufel (bis zur Katastrophe

Digitized by Google

hin) für liebenswerth. — Im zweiten Theile Heinrichs des Vierten steht die Geschichte des scheuslichen Verraths, den Johann von Lancaster den Empörern spielt. Kein Wort, keine Andeutung von des Dichters Mißbilligung; und doch steht alles so, daß jeder am Schluß der Scene ein Pfui! ausruft.

Hätte Shakspeare einen Chor, hier hätte dieser ein herrliches Straflied gesungen; und gern beſäß' ich von ihm dieß lyrische Pfui! — Aber daß er ohne Pfuigesang, ohne Sentenz, bloß durch die Kraft seiner Darstellung den Hörer zum Ausruf dieses Pfui! zwingt, — darin finde ich hier, wie überall, die moralische Größe des Dichters, bei welchem, wie bei Homer und jedem Gottbegeisterten,

Schönheit des Herzens voran
Vor der Schönheit des Gesangs fleugt.

Eine der verführerischsten Personen bei Shakspeare ist Prinz Heinrich V., offenbar des Dichters Liebling, wie schon andre bemerkt haben; aber auch den schont der Dichter nicht, so wenig als Homer seinen ins Gräßliche sich vertobenden Achilles. Shakspeare bringt ihn einmal in eine Lage, wo er sich reuig zeigen muß, und dann auch, seinem Character gemäß, ächt reuig sich zeigt; und zweimal zwingt uns der Dichter auch über ihn ein Pfui auszurufen, wie er rauben hilft, und wie er dem Scherif eine Lüge sagt über Falstafs Abwesenheit.

Aber Charactere, wie Jago und Lady Macbeth, liegen außerhalb der Natur, sagen Sie. Ich wüßte nicht. Sollte nicht ein Mann so viel Bosheit, so viel Weltklugheit und gewandten Scharfsinn in sich vereinigen können, wie dieser Jago? Fast möcht' ich es dem Shakspeare glauben. „Werden aber solche Böſewichter so kalt über sich reflectiren?" fragen Sie. Ich dächte, ja; denn bewußt seyn müssen sie sich ihrer Bosheit, zumal wenn sie, wie Jago und Lady Macbeth, systematisch zu einem Ziele wirken. Im Gespräche mit einander freilich wird das nicht zum Vorschein kommen, aber in Monologen. Monologe darf man gar nicht anders ansehen, als laut gewordene Geheimnisse, und die Worte eines Monologs müssen für Gedanken gelten, die der Hörer aus des Sprechers Seele liest. Bei Lady Macbeth unterliegt die im Weibe zu stark gewordene Seele in der furchtbaren Nachtwandlerscene; hier kehrt das Weib zurück. Jago, als bloß boshafter Mensch, würde vielleicht unnatürlich, gewiß widrig sein. Aber der Dichter macht ihn zugleich bewundernswürdig, indem er den großen Verstand in der Verstrikkung Othello's nach außen kehrt. Dieß mildert den Abscheu vor ihm, und macht ihn für unser Gefühl menschlicher, wiewohl er ganz Teufel bleibt. — Noch manches Angefochtene hoff' ich von Seiten der Kunst einmal zu rechtfertigen, z. B. den musikalischen Act im Kaufmann von Venedig. Wie leicht ist die Annahme, die drei Personen, die so musikalisch reden, seien leidenschaftliche Bewunderer der Musik gewesen. Und zwingt uns nicht Shakspeare zu dieser Annahme? *)

*) Anmerk. d. Rez. So herzlich man sich freuen kann, Shakspeare von seinem schon um deswillen dazu berufenen Uebersezer so geliebt und vertheidigt zu sehn, so dürfte doch, was zuerst die Wortspiele betrift,

Den Grundsatz, daß man die Vorgänger benutzen müsse, werden Sie immer befolgt finden. Mein Vater freut sich jedesmal, wenn er einen oder mehrere Verse hintereinander von Schlegel, oder gute Ausdrücke von Eschenburg beibehalten kann, wie z. B. im Sturm S. 81 unten. An den von Ihnen deshalb gerügten Stellen waltete die Ueberzeugung ob, des Dichters Gedanke könne noch besser ausgedrückt werden. Bürgers Hexenscenen, als freies Erzeugniß, dünken auch mir vortrefflich, für Shakspeare konnte ich wenig daraus beibehalten. Unshakspearisch ist Bürgers trippelt, trappelt, trit und trot. Das Gemisch des Kessels betreffend, nur dieß Eine: Bürger nimmt auch Thiere der Einbildung, Shakspeare blos wirkliche Thiere, und solche, an die der Aberglaube feste Vorstellungen geknüpft.

---

immer noch die Frage sein, ob Shakspeare's Vertheidigung auch seinen Uebersetzern, Bearbeitern und Nachahmern bei andern Nationen zu Gute kommen könne? Wortspiele, als Zweideutigkeiten, und eben nicht züchtige Anspielungen, sind durchaus nicht für Naivetäten der Unschuld zu halten, sondern eben Zeichen um so tieferer Verdorbenheit, je mehr sie sich verstecken will. Wer für unsre deutsche Sprache wenigstens Vaterlandsliebe hat, wird nicht wünschen können, daß die reine heilige Magd zu einem zweideutigen Mädchen des Palais Royal herabsinke. Und wird dieß nicht am Ende der Fall, wenn in Werken, die Anspruch auf Klassicität machen, mit ihr so fortdauernd gezweideutelt, hierin der Nachahmung Thür und Thor geöffnet und der ernste Dichter dadurch beschränkt wird. Eschenburg begnügt sich z. B. zuweilen in Anmerkungen historisch hinzuzufügen, daß hier unübersetzliche und ganz gemeine Wortspiele weggelassen sind. Dieß scheint uns oft der deutschen Sprache mehr würdig, als sie alles dergleichen unter der Form des Kunstwerks nachmachen zu lassen und auf ähnliches zu sinnen, wo gleiches unmöglich ist. Ueber die hier zu ziehende Gränze in Hinsicht dessen, wo der Witz den Vorzug habe, oder der Schmutz, muß freilich das Gefühl entscheiden. — Shakspeare's poetische Moralität betreffend, so hat Rez., der selbst viele Züge von des Dichters Gerechtigkeitsliebe heraushob, dawider eigentlich weniger erinnern wollen, als wider die Unnatürlichkeit und Uebertriebenheit in manchen Monologen des Jago, der Lady Macbeth u. s. w., wo sie im Voraus so gehässig und keineswegs mit Ueberzuckerung des Teufels ihre künftigen Thaten schildern. Daß übrigens die Menschen im Ganzen kein besseres Urtheil verdienen, als Shakspeare's Muse über sie ausspricht, ist leider wahr — und die Weltgeschichte erscheint bei ihm (obgleich in christlichen Zeiten) eben so oft als Weltgericht, wie als Hölle. — Aber in Hinsicht auf ein gewisses Glaubens- und Versöhnungsgefühl möchte man in Shakspeare zuweilen den christlichen Dichter vermissen, ja wohl selbst, die, wenigstens ästhetisch hohe, Resignation der Athenienfischen Bühne. —

Was endlich den herrlichen Nachtgesang (in Kaufmann von Venedig) betrift, so thut es einem doch weh, daß einem Judenmädchen, die mit ihres Vaters Ducaten fortgeht, und selbst sagt, sie freue sich ihn los zu sein, und ihrem Entführer solche hohe Ideen in den Mund gelegt werden.

Digitized by Google

Die Unsterblichkeit der Shakspeareschen Elfen scheint mir aus Sommernachtstraum: II. 2. (Voß Uebersetz. S. 130) hinlänglich erwiesen. Sie dachten vielleicht an lustige Weiber, V. 5.:

You orphan — heirs of fixed destiny.

Doch auch diese Zeile muß (glaub' ich) auf die Unsterblichkeit gedeutet werden. *)

*) Anmerk. d. Rez. In Absicht auf die Unsterblichkeit der Elfen hat ebenfalls das being mortal (Sommernachtstraum S. 2.) wenigstens für königliche Elfen Rez. stets beweisend geschienen Allein Reed's historische Gründe sind auch zu beachten. Die gemeinen Elfen, wie z. B. die am angeführten Orte vielleicht selbst eine war, konnten wohl eben so gut sterben, als die Dryaden mit dem Baume, und die königlichen Elfen machten doch der Volkssage nach andern Platz, oder konnten auch vergehen mit ihrem Gebiete. — Bei Bürgers, nach obigem unshakspeare'schen „trippelt, trappelt u. s. w." fiel Rez. aber doch auch Trippelgang ein, in Voß Sommernachtstr.: S. 207.

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 065278895

Digitized by Google